3 1761 07355564 1

HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/lessingundseinez02oehl

Gemälde von Anton Graff

LESSING

IM ZWEIUNDVIERZIGSTEN LEBENSJAHR

(IM BESITZE DES HERRN G. LESSING IN BERLIN)

(57) 8145 1

Lessing
und seine Zeit

Lessing
und seine Zeit

Von

Waldemar Oehlke

In zwei Bänden

Zweiter Band

Mit einer Nachbildung des Lessingbildnisses von Anton Graff

214026
11.7.27

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck
München 1919

By

PT
2414
045
Bd. 2

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copr. München 1919. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck

Germany

Inhalt.

Seite

9. Am Markte des Lebens 1

Enttäuschungen S. 2. — Reise nach Pyrmont, Göttingen, Kassel und Halberstadt S. 3. — Der Ruf nach Hamburg S. 6. — Theaterzustände S. 6. — Hamburg S. 13. — Eröffnung des Hamburger Nationaltheaters S. 16. — Die Mitglieder S. 17. — Gastspiel in Hannover S. 24. — Hamburger Freundeskreis (Familie Reimarus) S. 27. — Reise nach Leipzig S. 34. — Dodsley & Cie S. 37. — Plan einer italienischen Reise S. 38. — Ruf nach Wolfenbüttel S. 43. — Herders Besuch S. 46. — Abreise von Hamburg S. 46.

10. Kunstlehre 50

„Laokoon" S. 51. — Voraussetzungen S. 53. — Lessings Ergebnis im „Laokoon" S. 58. — Winckelmann S. 59. — Die Laokoongruppe S. 66. — Auseinandersetzung Lessings mit Winckelmann S. 71. — Der fruchtbare Augenblick S. 73. — Das Transitorische S. 74. — Unterschiede zwischen Poesie und Malerei S. 75. — Kritik S. 78. — Wirkungen des „Laokoon" S. 80. — „Briefe antiquarischen Inhalts" S. 82. — Klotz S. 84. — „Wie die Alten den Tod gebildet" S. 93. — Lessings Stil S. 101. — Hamburgische Dramaturgie S. 104. — Voraussetzungen S. 105. — Definition der Tragödie S. 110. — Mitleid und Furcht S. 111. — Die Katharsis S. 112. — Die dramatischen Einheiten S. 116. — Das christliche Trauerspiel S. 119. — Gespenster S. 120. — Die Liebe in der Dichtung S. 122. — Verhältnis der Geschichte zur dramatischen Dichtung S. 123. — Die von Lessing besprochenen Dramen S. 125. — Das Lustspiel S. 130. — Übersetzungen S. 132. — Deutsche Lustspiele S. 133. — Miszellen S. 136. — Wirkungen der „Hamburgischen Dramaturgie" S. 141.

11. Emilia Galotti 144

Voraussetzungen S. 144. — Die Fürsten des 18. Jahrhunderts S. 146. — Vorgeschichte S. 154. — Der Prinz S. 156. — Emilia S. 159. — Odoardo S. 162. — Claudia S. 167. — Appiani S. 169. — Marinelli S. 171. — Gräfin Orsina S. 174. — Der Zufall S. 176. — Lessings Faust-Plan S. 177 (vgl. Bd. I S. 307). — Entstehung der „Emilia Galotti" S. 184.

Seite

12. In Amt und Ehe 186

Wolfenbüttel S. 186. — Leſſings Wohnungen in Wolfenbüttel S. 187. — Die Bibliothek S. 188. — Leſſing als Bibliothekar S. 190. — Leſſings philologiſcher Nachlaß S. 193. — „Berengarius Turonenſis“ S. 195. — Scultetus S. 200. — Wolfenbütteler Beiträge S. 201. — „Über die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſänger“ (Boner) S. 201. — „Der deutſche Äſop“ S. 202. — „Romulus und Rimicius“ S. 205. — „Von dem Schickard-Marchtalerſchen Tarich Beni Adam“ S. 206. — „Die Nachtigall“ S. 206. — „Leibniz von den ewigen Strafen“ S. 208. — „Andreas Wiſſowatius' Einwürfe wider die Dreieinigkeit“ S. 210. — Leſſings Stellung zur Orthodoxie S. 212. — „Adam Neuſer“ S. 214. — Weitere Beiträge S. 216. — „Ehemalige Fenſtergemälde im Kloſter Hirſchau S. 218. — Die Technik des Buchdrucks S. 219. — „Vom Alter der Ölmalerei“ S. 221. — „Neue Beiträge“ S. 222. — Jeruſalems Aufſätze S. 223. — Eva König S. 226. — Tod des Vaters S. 229. — Eliſe Reimarus und Erneſtine Reiske S. 231. — Eva in Wien S. 233. — Verlobung mit Eva in Hamburg und Eintritt in die Loge S. 236. — Anerkennung des Herzogs S. 239. — Evas zweite Reiſe nach Wien S. 239. — Leſſings Reiſe nach Leipzig, Berlin, Wien und Italien S. 244. — Prinz Leopold von Braunſchweig S. 251. — Leſſing in Kamenz S. 253. — Heirat S. 255. — Die Mannheimer Pläne S. 257. — Tod der Mutter S. 263. — Leſſing in ſeiner Häuslichkeit S. 263. — Evas Tod S. 264.

13. Der theologiſche Kampf 267

H. S. Reimarus S. 268. — „Die Schutzſchrift“ S. 273. — „Von Duldung der Deiſten“ S. 277. — „Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten“ S. 280. — Die Auferſtehungsgeſchichte S. 287. — „Vom Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger“ S. 292. — Gegenſchriften und Leſſings Antworten S. 295. — Die Duplik S. 297. — J. M. Goeze S. 304. — Auszüge aus den Akten des Hamburgiſchen Senats über Goeze S. 306. — Die Goezekriege S. 310. — Angriff auf Leſſing S. 323. — „Parabel“ S. 325. — „Axiomata“ S. 328. — „Anti-Goeze“ S. 335. — Goezes Bundesgenoſſen S. 348. — Die Schrift Goezes: „Leſſings Schwächen“ S. 349. — „Nötige Antwort“ S. 354. — „Märchen von tauſend Dukaten“ S. 356. — Eingreifen des Herzogs S. 357. — Semler S. 359. — Wirkungen des theologiſchen Kampfes S. 362.

14. Nathan der Weiſe 369

Die Ringparabel S. 370. — Die Handlung S. 382. — Der

Seite

Patriarch S. 383. — Daja S. 385. — Der Klosterbruder S. 386. — Der Derwisch S. 388. — Der Tempelherr S. 390. — Der Sultan S. 393. — Sittah S. 395. — Recha S. 397. — Nathan S. 399. — Der Einfluß des Schauspiels auf die Kultur S. 407. — Der Islam in Europa S. 410. — Der geschichtliche Hintergrund S. 411. — Quellen S. 412. — Urbilder S. 417. — Entstehung des „Nathan" S. 419. — Der fünffüßige Jambus S. 423. — Wirkungen des „Nathan" S. 424.

15. Im Reiche der Zukunft 429

Wesen und Geschichte der Freimaurerei S. 431. — Lessing in der Hamburger Loge S. 436. — Weltbürgertum und Nationalgefühl S. 438. — „Deutsche Freiheit" S. 441. — „Ernst und Falk" S. 442. — „Die Erziehung des Menschengeschlechts" S. 448. — Seelenwanderung S. 456. — „Mehr als fünf Sinne" S. 459. — Wirkungen der „Erziehung des Menschengeschlechts" S. 463. — „Religion Christi" S. 467. — „Thesen aus der Kirchengeschichte" S. 469. — „Neue Hypothese über die Evangelisten" S. 469. — Weitere Entwürfe S. 470. — Verhältnis zu Spinoza und Leibniz S. 471. — Der Spinozastreit S. 474.

16. Lebensende 488

Lessing in seinem persönlichen Leben S. 488. — Der Braunschweiger Freundeskreis S. 493. — Der große Klub S. 499. — Lessings Verhältnis zur Musik S. 501. — Im Familienkreise S. 501. — Lessings Herzensgüte S. 502. — Der Vielwisser S. 505. — Der Schriftsteller S. 507. — Reise nach Hamburg S. 510. — Nachrichten von Lessings Geschwistern S. 510. — Korrespondenz S. 511. — Erkrankung S. 512. — E. Th. Langer S. 513. — Lessings Stiefkinder S. 513. — Reise nach Halberstadt S. 520. — Letzte Reise nach Hamburg S. 521. — Verschlimmerung des körperlichen Befindens S. 522. — Das Corpus evangelicorum S. 523. — Nahendes Ende S. 525. — Lessings Tod S. 527. — Totenklagen, Nachrufe und Ehrungen S. 527. — Lessings Persönlichkeit S. 532. — Lessings Grab S. 533.

Anmerkungen 535

Nachträge und Berichtigungen 578

Chronologisches Verzeichnis der bedeutenderen Schriften Lessings 579

Register 582

9. Am Markte des Lebens.

Als Lessing im Mai 1765 aus Breslau über Kamenz nach Berlin zurückkehrte, fand er die preußische Hauptstadt wundersam verändert. Verklungen war der dumpfe Trommelschlag der ein- und ausziehenden Regimenter; verschwunden war die gedrückte Stimmung und kleinmütige Verzagtheit der Bürger und ein neuer, noch gar nicht dagewesener Unternehmungsgeist belebte Handel und Wandel. Sträflicher Übermut und Leichtsinn begannen sich zu zeigen. Hochfahrend sah der Berliner auf den Provinzmann, der zu Roßbach und Leuthen längst nicht in so vertrauten Beziehungen stehen konnte, wie er, der leibhaftige Mitbürger des alten Fritz. Lessing spürte sogleich die Veränderung des Tones mit Unbehagen. Zunächst machte er betrübende Erfahrungen mit seinem Burschen, den er mit notwendigen praktischen Aufträgen vorausgesandt hatte. Anstatt diese auszuführen, hatte der Brave sich in Lessings Kleidern für dessen Bruder ausgegeben und auf Kosten seines Herrn den Weltmann zu spielen versucht. Der Nachfolger des alsbald Entlassenen erleichterte es Lessing auch nicht, sich wenigstens häuslich in der Hauptstadt wieder einzuleben. Dazu traten neue Geldansprüche der Kamenzer und die völlige Unsicherheit seiner Existenz. Niemals hat er so sehr um sie kämpfen müssen wie in dieser Zeit bis zur Anstellung in Wolfenbüttel, und doch waren die nun folgenden fünf Jahre nicht die traurigsten seines Lebens. Durch solche Sorgen ließ er sich seine Seele nicht verwunden. Männliche Fassung und Lebensironie klingen aus seinem bekannten Wort am Schluß der „Hamburgischen Dramaturgie", das zurückblickt auf diesen vierten und letzten Berliner Aufenthalt: „Ich stand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen; ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte."

Die rasche Fertigstellung und der Druck des noch in Breslau begonnenen, in Berlin vollendeten „Laokoon", dessen erster Teil Ostern 1766 erschien, hingen mit den Plänen zusammen, die Lessing zunächst an Berlin fesselten, denn zu Anfang des Jahres war der Kgl. Bibliothekar de la Croze gestorben. So sehr sich auch Lessings Berliner Freunde bemühten, ihm dieses Amt zu verschaffen: das Vorurteil des Königs gegen Lessing erwies sich, wie schon früher bei Gelegenheit der Darstellung des Verhältnisses zu Friedrich dem Großen ausgeführt wurde,* als unüberwindlich. Auch der Ruhm, den ihm die Laokoonschrift brachte, bei allen jedenfalls, die imstande waren, diese Leistung zu würdigen, machte auf den König keinen Eindruck. Ebensowenig vermochte die Schrift andere Erwerbsquellen zu erschließen. Vergeblich schaute Lessing mit „Laokoon" auch nach der Dresdener Kunstgalerie aus, an der freilich eine passende Stelle erst hätte geschaffen werden müssen. „Mein Vorsatz," schreibt er am 4. Juli 1765 an den Vater, „nach Dresden zu kommen, bleibt noch fest. Nur dürfte es nunmehr einige Monate später geschehen. Ich muß meine Bibliothek zuvor hier in Ordnung haben, auch vorher noch etwas drucken lassen, ohne welches meine Reise vergebens sein würde."

In diese Periode fällt eine andere Reise, die an die mit Winkler erinnert. „Ich reise in einigen Tagen nach Pyrmont und denke wenigstens meinen Rückweg über Halle zu nehmen," schrieb er am 9. Juli an den Professor Klotz in Halle, in diesem Erstlingsbrief zugleich an die Kinderjahre denkend: „Auch ich erinnere mich sehr wohl, in meiner Kindheit mit einem Vetter, welcher zu Putzkau, eine halbe Meile von Bischofswerder, Pastor war und meine Unterweisung über sich genommen hatte, zu verschiedenen Malen in Wohlgeb. väterlichem Hause gewesen zu sein. Notwendig werde ich auch dieselben damals gesehen und gekannt haben, ob mir schon nur ein sehr dunkles Bild davon beiwohnet." Klotz hatte ihm nämlich am 9. Mai brief-

* Siehe Bd. I S. 218 f.; vgl. ebenda S. 469.

lich eine Reihe von Schmeicheleien gesagt und seine Freundschaft angetragen mit dem Hinweis darauf, daß sie ja alte Bekannte seien: „Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich freue, so ich meinen Freunden sagen kann, daß ich Sie von Person zu kennen das Glück habe." Wenn nun auch aus dem Besuch bei Klotz nichts wurde, wie dieser am 11. Oktober bedauert, so ging doch Lessing tatsächlich im Juni in Gesellschaft eines jungen Herrn von Brenkenhof, der eines Hofmeisters bedurfte und schon eine Zeitlang in Berlin mit Lessing zusammenwohnte, nach Pyrmont, wo er auch den Justitiar Justus Möser aus Osnabrück kennen lernte. Auch Abbt traf er an, dessen Name mit dem seinigen durch die Literaturbriefe für immer verknüpft ist. Bald aber kehrte er zurück. In Göttingen suchte er seinen alten Leipziger Lehrer und Freund Kästner und den Orientalisten und Theologen Johann Friedrich Michaelis (1717—91) auf, den Vater der geistvollen und schönen Karoline Böhmer, die nach dem frühen Tode ihres ersten Gatten August Wilhelm Schlegel heiratete und nach der Scheidung von diesem die Gattin des Philosophen Schelling wurde. Michaelis hatte ihm früher auf des Vaters Wunsch die akademische Laufbahn erschließen sollen. Wissenschaftlich fruchtbar wurde in der Folge die Verbindung, die er dort mit Heyne und Dieze anknüpfte. Von Göttingen, dessen Universitätsbibliothek ihn sicherlich mehr beschäftigte als die Betrachtung des ruhevollen Hügellandes mit seinen freundlichen Wäldern und Burgen ringsumher, eilte er nach Kassel, dessen Antiken- und Münzkabinett ihn zum Beschauen einlud. Damals konnte er nicht wissen, daß ihm dort zu Anfang des nächsten Jahres, als er sich schon für Hamburg entschieden hatte, durch Gleims Vermittlung die Stelle des Aufsehers angeboten werden würde, die mit einer Professur der Archäologie am Carolinum verbunden war. Vergeben wurde sie dann an den gelehrten Hannoveraner Raspe, der später, der Entwendung von Münzen verdächtigt, nach England floh. Von Kassel ging Lessing nach Halberstadt zu Gleim, der ihm mit Geld half und ihn immer noch auf Friedrich II. vertröstete. Aber auch über die Kasseler Stelle

sprachen die Freunde schon. Daß Lessing mit ihr einverstanden gewesen wäre, zeigt ein Brief Gleims an ihn vom 6. Juni 1767: „Was wir wegen Kassel abredeten, hab' ich nicht vergessen. Der Kammerherr von Spiegel hat geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Doch ist noch res integra, ich schreibe Ihnen, sobald sie erfolgt." Bestätigt wird das auch durch Lessings Antwort vom 1. Februar, die zugleich den Hamburger Plan aufdeckt: „Mit meinem Anschlage nach Kassel ist es also nichts. Ich sage dem Kammerherrn von Spiegel seiner sich desfalls gemachten Mühe wegen gehorsamsten Dank." Gleim zeigte sich in jeder Weise diensteifrig. Mündlich und schriftlich stellte er ihm seine Bibliothek zur Verfügung. Außerdem ließ er ihn malen, damit er in seinem „Freundschaftstempel" Platz finde. Dort hängt nun Lessings Porträt neben demjenigen des großen Königs.

Als er nach Berlin heimkehrte — im Oktober 1766 —, wurde gerade die Bibliothekarstelle endgültig besetzt. Der „Laokoon" hatte also in dieser Hinsicht endgültig versagt, trotz Winckelmanns Lob, Lessing schreibe, „wie man geschrieben zu haben wünschen möchte". In einem Brief an Gleim vom 31. Oktober sickert etwas von der tiefen Verdrossenheit durch, die sich seiner in jenen Tagen bemächtigt hatte: „Ich bin indes krank gewesen," schreibt er; „ich bin verreiset und wieder verreiset gewesen, ich habe Verdruß, ich habe Beschäftigungen gehabt." Was wunder, daß er der gelehrten Stubenarbeit, die für ihn so wenig greifbaren Erfolg brachte, für eine Weile überdrüssig wurde! Anerkennungen allein konnten ihm nicht Befriedigung geben, wenn hinter einer von ihnen nicht sicheres Brot lag. Seit dieser Enttäuschung wurde sein Scherz bitter.

Unweit des Sedanpanoramas am Alexanderplatz, den Lessing heute nicht wieder erkennen würde, in der stillen Straße „Am Königsgraben" 10 stand das Haus, in dem „Minna von Barnhelm" und „Laokoon" niedergeschrieben wurden. 1910 fiel es dem Erweiterungsbau eines Warenhauses zum Opfer, und sein Lessingmuseum wurde in das Nicolaihaus in der Brüderstraße verlegt. Eine neue Gedenktafel von Plessner mit Lessings Relief hat die frühere ab-

gelöst, um die Manen des Dichters zu versöhnen. Lessing wohnte dort ganz behaglich bei dem Kupferstecher Schleuen. Die angestrengte Arbeit, die mit der beschleunigten Fertigstellung und Drucklegung des „Laokoon" verbunden war, hatte ihm bei seinem letzten Berliner Aufenthalt nicht mehr so viel Muße zu dem alten vertrauten Verkehr mit den Freunden gelassen wie früher. Aber er begann jetzt auch mehr und mehr zu empfinden, daß ihm körperliche Bewegung in höherem Grade notwendig sei; daß es ihm gesundheitlich schade, wenn die Not ihn dauernd an den Schreibtisch fessele. Von seinem Bruder Karl haben wir darüber Nachrichten: „Man merkte," erzählt er, „und er leugnete es seinen Freunden nicht, daß seinem etwas stärker gewordenen Körper die sitzende Lebensart nicht mehr behage. Die Breslauer, die er für Sklaverei ansah, war viel gesunder. War er auch da nicht sein eigener Herr; mußte er gleich bald dies, bald jenes tun, das schwerlich zur Erweiterung weder seiner noch der menschlichen Kenntnisse überhaupt etwas beitrug: so war es doch meistens mechanische Beschäftigung; so griff es doch seine Seelenkräfte nicht so an und gab seiner Maschine allen möglichen Umtrieb nicht einzurosten . . ." In anschaulicher Weise schildert der Bruder dann seine Art zu arbeiten: „Wenn er in der besten Arbeit auf und nieder ging, fiel ihm ein Titel eines Buches in die Augen. Er sah hinein, fand einen Gedanken, der auf seine jetzige Meditation zwar ganz und gar keine Beziehung hatte, aber doch so herrlich, so vortrefflich war, daß er sich ihn wenigstens aufschreiben mußte; und im Aufschreiben konnte er seine Gedanken dabei nicht mit Stillschweigen übergehen. Diese bezogen sich wieder auf etwas anderes, dem er sogleich nachzuforschen nicht unterlassen konnte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, es gar nicht zu finden, wenn er es brauchte. — Welche neue Entdeckung! welch ein schöner Aufschluß! Nun hatte die Sache ein ganz anderes Ansehen! — Der Buchdruckerjunge aber klopfte und verlangte Manuskript. Ja, das war wohl fertig, nur mußte es noch einmal durchgesehen werden; und deswegen hatte er sich auch heute früh recht zeitig hingesetzt. Allein er stand von seiner Arbeit auf, und

das Aufstehen hatte ihm zwar Stoff zu einem neuen Buche gegeben, aber das zu drucken angefangene Manuskript war deshalb nicht weiter durchgesehen. Der Bursche kam, wie befohlen, wieder; und mit genauer Not hatte Lessing seine Gedanken aufs neue sammeln können. Er sah selbst ein, es werde nicht weit reichen; aber er wollte nicht eher einen Fuß aus der Stube setzen, bis er ganz mit dem Manuskripte fertig wäre. Lieber Gott! gegen Abend war seine ganze Seele von dem Stubendunst beklemmt; er mußte frische Luft schöpfen. Er ging nur auf eine Stunde zu einem Freunde. Der Freund unterhielt ihn von einer schönen Materie; sie kamen ins Plaudern. Zwar ging er zeitig genug nach Hause; aber für heute war das Manuskript vergessen. Er saß aber doch bis zwölf Uhr. Des Freundes Meinung hatte viel Anziehendes, mußte aber durch einen gewissen Umstand berichtigt werden. War der nicht außer Zweifel, so war es schöner Schein ohne Realität. Er legte sich zu Bette, stand auf, war nicht heiter, und mochte lieber alles tun als sitzen und seine eigne Arbeit durchlesen, die ihm gar nicht gefiel. — Bruder, sagte er wohl endlich, die Schriftstellerei ist die ekelhafteste, die abgeschmackteste Beschäftigung. Nimm dir ein Beispiel an mir! Endlich war er wieder im Geleise; aber wie lange! Er durfte nur wegsehen, und die Bücher spielten ihm einen neuen Streich. Wenn er nur keine Bücher hätte! Ob er nun gleich mit dieser freiwillig gewählten Lebensart unzufrieden war, so wollte er doch von nichts als von sogenannten literarischen Beschäftigungen wissen."

Da kam der Ruf nach Hamburg.

Was Johann Elias Schlegel für Kopenhagen erstrebt hatte, suchten die Hamburger für sich zu verwirklichen: eine ständige Nationalbühne, an der mitzuarbeiten eine Ehre sein sollte. Daß sich dieses bei den deutschen „Bühnen" nicht von selbst verstand, lehrt ein Blick auf die soziale Lage der Schauspieler. Gerade in jener Zeit erhielt der Inhaber der ersten Rollen in Hamburg wöchentlich etwa zwei, höchstens drei Taler. Ekhof und Ackermann bezogen anfänglich nur vier Mark. So waren sie auf Nebenverdienst an-

gewiesen. Ackermann bewohnte zunächst ein Dachstübchen und versuchte als Wundarzt seine Einnahme zu erhöhen. Als Ekhof, nächst Schröder der größte Schauspieler des 18. Jahrhunderts, nach Hamburg berufen wurde, konnte er bequeme Fahrgelegenheit nicht bezahlen. Das Bild seiner Ankunft ist uns überliefert: wie er übellaunig unter dem Segeltuche des Frachtwagens hervorkriecht und seine kränkelnde Frau, eine Schülerin und seine Hunde aus dem Stroh herausholt. Sogar in Hamburg erhielt er häufig sein Gehalt nur in Eintrittbillets, die er durch Unterhändler auf der Straße zu Geld machen mußte. J. Ch. Brandes erzählt in seiner Selbstbiographie, die 1799 erschien, daß seine Anfangsgage fünf Mark wöchentlich betragen habe, und daß die Direktoren kleine Spieleinnahmen ihre Angestellten einfach in der Weise entgelten ließen, daß sie ihnen nur die Hälfte zahlten. Aber hören wir ihn selbst: „Wenn ich einmal Sonnabends als dem gewöhnlichen Zahltage eine Kleinigkeit an Geld erhielt, so eilte ich in das erste beste Speisehaus, befriedigte dort meinen dringenden Hunger durch eine Portion Gemüse und Fleisch und aß, um das Getränk zu sparen, die ohnedies sehr magere Suppe zuletzt. Dann kaufte ich einige grobe Brote und etwas alten Käse, welcher Vorrat mir dann nebst einem Trunk Wasser, zuweilen mit etwas Milch vermischt, in Ermangelung einer besseren Mahlzeit den übrigen Teil der Woche zur gewöhnlichen Nahrung diente." Fieber und Ausschlag seien infolgedessen häufige Gäste gewesen. Dabei ist zu bedenken, daß Brandes zu den bekannteren Mimen gehörte und auch „den berühmten Gelehrten und Dichter Lessing zum Freunde erwarb". „Er gab sich viel Mühe," versichert er, „mich durch seinen Unterricht zu einem beifallswürdigen Schauspieler zu bilden." Auch in der dramatischen Dichtkunst habe er ihm „die ersten richtigen Fingerzeige" gegeben. Es ist bezeichnend, daß Lessing die Schauspielerin Charlotte Koch, Brandes' späterer Gattin, — er selbst geleitete die beiden zum Altare — nach einer Vorstellung von Diderots „Hausvater" Zeug zu einem Kleide sandte, in dem er sie in der Rolle der Sophie zu sehen wünschte. Angesichts der kläglichen sozialen

Lage war eine gerechte Bewertung des ganzen Standes kaum möglich. Als Menschen vermochten nur wenige dieser Künstler vor einem sittlich prüfenden Auge zu bestehen. Ausschweifungen und Trunk waren bei ihnen nicht selten. Nicht einmal der bühnengewaltige Schönemann, der Schwiegervater jenes Hamburger Theaterdirektors Löwen, der Lessing berief, blieb in seinem Hause von solchem Unglück verschont, denn laut Regierungsmandat vom 23. April 1780 wurde seine „dem Gesöff auf eine incorrigible Art ergebene und in der Besoffenheit und daraus entstehenden Verrückung der Sinne dem Leben und der Gesundheit ihres alten kümmerlichen Mannes gefährlich werdende Ehefrau" — seine zweite, wie hinzugefügt sei — ins Zuchthaus eingeliefert.

Dem Range der Darsteller entsprach häufig der des Publikums. Man darf sich kaum wundern, daß beispielsweise in Göttingen der Minister von Münchhausen keine Schauspieler zuließ. Neben erfolglosen Eingaben von Schauspieltruppen in deutscher Sprache finden sich auch solche in französischer und italienischer in der Göttinger Stadtakte „Komödianten betreffend, imgleichen Positurenmacher, Kunstreuter, Seiltänzer u. dgl.". Da gründeten denn die Studenten notgedrungen eine Liebhaberbühne, auf der sie 1765 sogar Lessings „Freigeist" aufführen durften, obwohl sie „auch Frauenzimmer invitieren", und obwohl „die geldfressenden Lustbarkeiten der Studiosorum" sehr zunahmen. Ihr Recht aber setzten die aller Theaternahrung entwöhnten Musensöhne durch, freilich nur durch „Attroupements mit Lärmen und Schreien". Erst Lessing, Schröder und schließlich Goethes „Wilhelm Meister" verhalfen der Bühne zu größerem Ansehen, so daß dem Liebhabertheater der öffentliche Boden entzogen wurde.

In Hamburg hatten 1728 die Neuberin und 1741 Schönemann, 1758—63 auch Koch mit ihren Truppen gespielt. Am 31. Juli 1764 bezog Ackermann als „Prinzipal" — das war die Bezeichnung für den Unternehmer — den neuen Theaterbau, der die alte Opernhausruine ersetzen sollte. Vielleicht wären die Dinge besser gegangen, als sie wert waren, wenn nicht Schönemanns Schwiegersohn, der

Schriftsteller Löwen, dessen Gattin ebenfalls Schauspielerin war, heftige Angriffe in Zeitschriften und in Buchform gegen Ackermanns Theaterleitung eröffnet hätte. Intrigen innerhalb der Truppe verleideten Ackermann vollends das Unternehmen. Mit Hilfe der ersten Heldin, Frau Hensel, gelang es, den Prinzipal am 24. Oktober 1766 zur Verpachtung des Theaters an ihren Verehrer, den Kaufmann Abel Seyler, einen schweizerischen Pfarrerssohn aus dem Kanton Basel, der schon einmal Bankerott gemacht hatte, und dessen Theaterbegeisterung größer war als seine geschäftliche Klugheit, und zugleich zum Verzicht auf die technische Leitung zu bewegen. Während Ackermann in die Reihe der Schauspieler zurücktrat, wurde Löwen Direktor, der nun auch seiner Gattin den ersehnten Wirkungskreis zurückgeben konnte. Im übrigen bestand die haftende Theatervereinigung unter Seylers Vorsitz aus zwölf Hamburger Bürgern, meist Kaufleuten. Neu für Deutschland war der Ersatz der herumziehenden Banden durch ein dauerndes Theater, neu die Zusicherung der Altersunterstützung der Schauspieler, neu der jährliche Bühnenpreis von fünfzig Dukaten für das beste deutsche Drama, neu endlich die Einrichtung der Stelle eines Theaterdichters und Konsulenten. Diese letzte Lücke auszufüllen, sollte nun auf Löwens Vorschlag und durch seine Vermittlung Lessing berufen werden. Löwen fragte am 4. November 1766 durch seinen Vertrauensmann Wessely bei Nicolai an, ob Lessing die Stelle wohl annehmen würde, mit der ein Einkommen von dreitausend zweihundert Mark Hamburger Währung verbunden sein sollte. Zugleich übersandte er das von ihm im Sinne seiner früheren theoretischen Anregungen entworfene Programm des Hamburger Unternehmens.

Die „Vorläufige Nachricht von der auf Ostern vorzunehmenden Veränderung des Hamburgischen Theaters" wurde auch abgedruckt in den „Hamburgischen Unterhaltungen" und erläutert in den „Freien Nachrichten". Aber eine Idee braucht nicht nach dem Papier beurteilt zu werden, auf dem sie mitgeteilt wird; mehr schon nach dem Kopfe, dem sie entspringt. In diesem Fall teilen sich wohl

Abel Seyler und Löwen in den Ruhm der Urheberschaft an dem Gedanken, mögen auch beider Motive nicht ganz selbstlos gewesen sein. Neben ihnen spielt der Tapetenfabrikant und frühere Schauspieler Bubbers eine Rolle bei der „Entreprise"; in Bubbers' Hause fanden auch die Besprechungen der vorbereitenden Gruppe statt.

Im Vorwort zur Dramaturgie tadelt Lessing, daß es Leute gebe, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabsichten sehen, und aus hämischem Neid, um diese zu vereiteln, auch jene zugrunde zu richten sich bemühen. Er nennt alsdann diese Menschen „die verabscheuungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft" und fährt fort: „Glücklich die Art, wo diese Elenden den Ton nicht angeben, wo die größere Anzahl wohlgesinnter Bürger sie in Schranken der Ehrerbietung hält." Übrigens erinnert Lessing daran, daß die Forderungen, die den Anstoß zu der Gründung des Hamburger Nationaltheaters geben, von einem deutschen Dichter — Joh. El. Schlegel — schon früher für das Theater in Kopenhagen aufgestellt worden seien.

Als Lessing das Angebot des Hamburger Kreises erhielt, war er in bedrängter, wenn nicht verzweifelter Lage. Nun kam Hilfe. Über den Schriftsteller Löwen hatte er sich freilich in einem Brief vom 2. Oktober 1757 an Gleim geringschätzig geäußert: „Unsere Schönaichs, unsere Löwens, unsere Patzkens, unsere Unzerinnen". Aber die „vorläufige Nachricht" versprach sogar, auf Lessings „vortreffliche Theatralische Bibliothek" zurückzugreifen, und hatte ganz das Ansehen, selbstlos einem hohen, edeln Zweck zu dienen. Sollte doch die Einnahme an bestimmten Tagen frommen Stiftungen und Häusern zugewendet werden. In seiner „Geschichte des Theaters", die 1766 erschien und mit Worten des von Lessing so hoch geschätzten Diderot schloß, pries Löwen zudem Lessings Lustspiele, die „Terenzens Zierlichkeit des Stils und Plautus' Lustigkeit im Ausdruck" hätten, besonders aber die „unvergleichliche" Sprache im „Philotas". Entscheidend aber mußte der große, kaum faßbare Gedanke auf Lessing wirken: ein deutsches Nationaltheater. Konnte

er Besseres tun, als es begründen helfen? So reiste er denn wohlgemut Anfang Dezember nach Hamburg, um selbst zu sehen und zu prüfen. Am 22. desselben Monats schreibt er von dort an den Bruder Karl, er habe dessen letzten Brief erst erhalten, nachdem er schon zehn Tage in Hamburg gewesen sei, und fährt dann fort: „Ich kann Dir nur erst soviel melden, daß die bewußte Sache, derentwegen ich hauptsächlich hier bin, einen sehr guten Gang nimmt, und daß es nur auf mich ankommt, sie mit den vorteilhaftesten Bedingungen zu schließen. Allein Du kennst mich, daß der klingende Vorteil bei mir eben nicht der vornehmste ist; und solchem nach äußern sich andere Bedenklichkeiten, derentwegen ich erst beruhigt sein muß, ehe ich mich völlig bestimme." Dann bittet er, die Berliner Wohnung für ihn zu kündigen mit der festen Versicherung: „Es mag mit mir werden, wie es will in Ansehung Hamburgs, so bleibe ich doch nicht über Ostern in Berlin."

Die preußische Hauptstadt war ihm verleidet. Als er nach Abschluß des Vertrages am 10. Januar 1767 für kurze Zeit zu ihr zurückkehrte, ließ er in seinen Briefen andere die Erleichterung spüren, die er empfand. „Ich hoffe," schrieb er am 1. Februar an Gleim, „es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer teuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige, vom größten bis zum kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verrät. Was hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen?" In diesem Briefe finden wir auch besser als anderswo die Aufdeckung seiner Absichten. Nach der Mitteilung, er habe mit den Hamburgern „eine Art von Abkommen getroffen", welches ihm „auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht", bekennt er: „Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren notwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden un-

fähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortsetzung desselben für den großen Haufen meiner Leser auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich jetzt lesen, verstehen von der Sache eben so viel wie ich und mehr. Und noch eine andere Aussicht habe ich in Hamburg. Ihnen muß ich hauptsächlich davon schreiben. Kennen Sie einen gewissen H. Bode daselbst? Es ist ein Freund des H. Zachariae, und wenn ich mich recht erinnere, hat er mir gesagt, daß er auch Ihnen bekannt zu sein die Ehre habe. Dieser Mann legt in Hamburg eine Druckerei an; und ich bin nicht übel in Willens, über lang oder kurz auf eine oder die andre Weise gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. ... Meine Bibliothek wird springen; ich behalte von sechstausend Stück nichts als was ich zu meinen vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauche. Es geht mir nahe, daß ich mich ihrer entschlagen muß, daß ich mich ihrer an einem Orte entschlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was zu tun?"

Der Übersiedlung sollte auch der Erlös aus der Herausgabe seiner sämtlichen Lustspiele (bei Voß 1767; darunter zum ersten Male „Minna von Barnhelm") dienen. Da die Bibliothek für einige hundert Taler nahezu verschleudert werden mußte, — Gleim versuchte durch Umfrage festzustellen, ob nicht die kostbaren Bücher durch ihn, Moses und Nicolai zu erstehen wären, — gelang es nach Deckung der Schulden kaum, ein weniges für Hamburg übrig zu behalten. Nicht Friedrich, — schrieb Gleim an Lessing — „der wegen seiner französischen Erziehung gleichgültig gegen alles, was deutsch geworden ist," sondern diejenigen klage er an, daß aus der Berufung nach Berlin nichts geworden sei, „die sich für deutsche Patrioten ausgeben und nicht alle mögliche Wege eingeschlagen sind, einen Lessing bei uns zu behalten". Das nun zu spät an ihn herantretende Kasseler Angebot ablehnend, wandte Lessing der von Beamtenenge und Fürstenlaune freien Stellung in Hamburg alle Hoffnungen seines neu entflammten Künstlerherzens zu, indem er brieflich Juvenal zitierte: „Quod non dant proceres,

dabit histrio", zu deutsch: „Der Schauspieler wird dir ersetzen, was dir die Mächtigen dieser Erde versagen."

Ohne von seinem Bruder Abschied nehmen zu können, verließ er Anfang April Berlin. Zwei Jahrzehnte war die preußische Hauptstadt ungeachtet aller Unterbrechungen der feste Mittelpunkt seines Schaffens gewesen. Durch ihn erst erhielt sie literarische Berühmtheit. Lessing bedeutet für Berlin, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, nicht weniger als Goethe für Weimar. Welcher Wiener oder Leipziger, Hamburger oder Frankfurter, welcher Akademiker der kleineren deutschen Universitätsstädte hätte denn literarisch je nach Berlin geblickt! Seit Lessing hefteten nicht nur die deutschen Schöngeister und Gelehrten ihr Auge auf die preußische Hauptstadt: auch Dichter und Dichterlinge horchten angstvoll auf ihre entscheidende Kritik. In Berlin entstand damals der heutige Begriff „Publikum": ihm hatte Lessing Stimme gegeben. Der Geist der Literaturbriefe machte Berlin ebenso anziehend wie unnahbar, in seinen Spuren wandelte der Ostpreuße Herder. Der Schöpfer aber dieser neuen Glorie Berlins, die erst durch Wilhelm von Humboldts Mühen neue Belebung erfuhr, als die Alma mater nach den Befreiungskriegen jugendlich-trotzig ihr Haupt aufreckte, besungen von dem Romantiker Brentano, — der Rufer im heißen Streit schüttelte endlich, müde vom vergeblichen Ringen, den Staub der Stadt von den Füßen. Selbst in der tiefsten Enttäuschung aber blieb Lessing sachlich. Wieviel liegt in dem einen Satz an seinen Vater, vom 21. Dezember 1767, der uns in seiner Ehrlichkeit an die Seele greift: „Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das einzige, worauf ich so lange gehofft und worauf man mich so oft vertröstet, fehlgeschlagen."

Lessing mietete sich in Hamburg bei einem begüterten Kaufmann ein, dem Kommissionsrat Schmid, der am Brook wohnte. Er kannte die Stadt schon seit einem Jahrzehnt von der Winklerschen Reise her.

Hamburg, ein Gedanke Karls des Großen, konnte auf eine reiche Entwicklung zurückblicken. Balthasar Schuppius (1610—61),

Hauptpastor in Hamburg, nennt es „eine edle, von Gott reichlich und überflüssig gesegnete Stadt, einen schönen Lustgarten im irdischen Paradiese". In zwei Jahren (1524/26) hatte sich hier die Reformation durchgesetzt, begrüßt von dem freidenkenden Geist der Hanseaten. Andererseits mußte infolgedessen das Luthertum hier besonders tief wurzeln, und kein Hof, keine Universität war da, um es einzudämmen. So erklärt sich vielleicht die schrankenlose Orthodoxie eines Goeze, die Kaiser und Reich Trotz bot. Hamburgs geistiger Ruhm stieg, als Bugenhagen 1529 das noch heute bestehende und teilweise der Stadtbibliothek dienende Johanneum gründete. Der Handel, besonders der mit spanischem Zuckerrohr, brachte Reichtum in die Stadt, die Schiffahrt belebte ihren Puls. 1677 errichtete ein Engländer das erste öffentliche Kaffeehaus. Ein Jahr darauf wurde das Opernhaus eröffnet. Berühmte Männer fühlten sich von jeher nach Hamburg hingezogen. Paul Fleming (1609—40) kehrte, nachdem er es nur auf der Durchreise kennen gelernt hatte, dahin zurück und lebte dort bis zu seinem Tode, Otto von Guericke (1602—86), der Erfinder der Luftpumpe, siedelte nach Hamburg über, als er seines Bürgermeisteramtes in Magdeburg müde war.

Im 18. Jahrhundert erhielt Hamburg hohe literarische Bedeutung, vor Klopstock und Lessing schon durch den Sänger des „Irdischen Vergnügens in Gott", den Ratsherrn Barthold Heinrich Brockes (1680—1747), und den liebenswürdigen Anakreontiker Friedrich von Hagedorn (1708—54). Der „Hamburgische Patriot" wurde die bedeutendste moralische Wochenschrift. 1731 siedelte die „Staats- und gelehrte Zeitung" des Hamburgischen Unparteiischen Korrespondenten, um 1800 das am meisten gelesene Blatt Europas, von Schiffbeck nach Hamburg über. Die Oper gelangte dort um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts zu höchster Blüte. Der Schriftsteller Griesheim nennt die Stadt 1760 „ein Wunder der Stadtseligkeit". Nach ihm zählte sie damals, also wenige Jahre vor Lessings Ankunft, 18000 Häuser und 180000 Einwohner. Besonders gerühmt wurde sie als Gartenstadt. Bettler gebe es da

gar nicht. „Der Hamburger", berichtet Griesheim, „ist still, fleißig und nachdenklich, die Hamburgerin ist ehrbar, sie stört ihren Mann nicht, beschäftigt sich mit ihrer Haushaltung und weiblicher Arbeit und trinkt fleißig Tee. Des Sonntags beobachten sie den Wohlstand der Visiten, wobei der Quadrille- oder Trisett-, d. h. ein Spieltisch zum Zeitvertreib herbeigeholt wird." Das Gesinde aber „isset den ganzen Tag, und der Bierkrug muß dabei stehen". In einer andern Darstellung wird etwas später die Üppigkeit der reichen Hamburger beklagt. „Du verlässest", heißt es da, „kaum morgens den Tee- oder Kaffeetisch, so erwartet dich ein sehr delikates Frühstück mit den trefflichsten Weinen. Nachmittags nach dem Kaffee wird oft wieder eine kleine Kollation von Schinken, kaltem Braten usw. aufgetischt, bis du endlich abends um neun oder zehn Uhr zur wohlbesetzten und besonders mit fremden Weinen wohlversehenen Abendtafel eilst." Ein anderer wieder erfreut sich an dem Anblick der Alster. Abends sei sie mit Gondeln bedeckt, auf denen die Hamburger bei Musik speisen. Büsching in seiner Erdbeschreibung, die gerade für Lessings Zeit gilt, erklärt: „Die Gassen sind zum Teil von mittelmäßiger Breite, die Häuser empfehlen sich mehr den Einwohnern durch ihre innere Bequemlichkeit, durch die hin und wieder daran liegenden Gärten und insonderheit durch die zur Handlung eingerichtete Lage als durch äußerliche Zierden der Baukunst." Aber auch tadelnde Stimmen von Besuchern wurden laut. So versicherte der englische Musikdirektor Burney in jener Zeit, Hamburgs Gassen seien enge, schlecht angelegt und schlecht gepflastert. Andere schalten, das niedere Volk sei besonders grob, die Frauen benähmen sich zu frei, die Straßen machten einen dumpfigen Eindruck, und nur die Gärtnerei tauge etwas. Es wird wohl so gewesen sein wie immer und überall: wem es in einer Stadt gut geht, der lobt sie; wer aber Schlechtes in ihr erlebt, der kehrt ihr grollend den Rücken. Sicher ist nur, daß Hamburg damals einen mindestens ebenso großstädtischen Eindruck machen mußte wie Berlin oder Leipzig und von dieser Seite Lessing nicht enttäuschen konnte.

Am 22. April 1767 um einhalb sechs Uhr wurde das am Gänsemarkt gelegene Theater mit Cronegks „Olint und Sophronia" eröffnet. Frau Löwen sprach einen Prolog, den wohl nicht der durch die „Literaturbriefe" schlecht empfohlene Dusch, sondern Löwen verfaßt hatte. Noch an dem nämlichen Tage gab Lessing die Ankündigung seiner „Hamburgischen Dramaturgie" heraus. Fortan erschienen wöchentlich zwei Nummern; vom 18. August ab indessen wurden sie nicht mehr regelmäßig herausgegeben, und die letzten zwanzig Stücke gar kamen dem Publikum nach längerem Stocken erst Ostern 1769 zusammen vor Augen. Zugleich wurden sie alle in zwei Bänden vereinigt.

In seiner Ankündigung verspricht Lessing nicht mehr, als er glaubt halten zu können. „An Fleiß und Kosten wird sicherlich nichts gespared werden; ob es an Geschmack und Einsicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publikum in seiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden sollte, abstellen und verbessern zu lassen? Es komme nur und sehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhöret, sein Urteil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden." Ein kritisches Register aller aufzuführenden Stücke sollte die Dramaturgie werden; sie werde jeden Schritt begleiten, den die Kunst des Dichters oder Schauspielers tun werde. Auch mittelmäßige Stücke würden nicht ganz ausgeschlossen werden. „Ich will", bemerkt er schließlich, „die Erwartung des Publikums nicht höher stimmen. Beide schaden sich selbst: der zu viel verspricht und der zu viel erwartet."

Lessing konnte aus dem einfachen Grunde nicht viel versprechen, weil das neue Theater nicht auf ihm ruhte. Nicht auf seinen Dichterruhm kam es hier an, sondern auf ganz andere Dinge: das Geld der Gründer und das Zusammenwirken der Schauspieler, an deren Spitze nur in der ersten Zeit und auch da nur scheinbar Löwen als „Direktor" stand. Seyler, Bubbers und Tillemann, alle drei Kaufleute, waren gewählt, um das Unternehmen zu überwachen.

Johann Friedrich Löwen, 1727 in Clausthal als Sohn eines Chemikers und Enkel eines Bergmanns geboren, auf dem Braunschweiger Carolinum erzogen, ging als Studiosus der Theologie 1747 auf die Universität Helmstedt, die von 1575 bis 1809 geblüht hat, und ein Jahr darauf nach Göttingen, wo er zugleich ein rühriges Mitglied der „Deutschen Gesellschaft" wurde. Die Antrittsrede, die er hier hielt, zeigt Gottschedische Grundsätze: zu einer wohleingerichteten Republik gehöre notwendig der Flor der Schaubühne, um die Tugend belohnt, das Laster gestraft zu sehen; auch erklärt er sich gegen die schimpfliche Ausländerei der Deutschen. Gerade damals beabsichtigte auch Lessing nach Göttingen zu gehen, wohin ihn Gesners philologisches Seminar zog, das erste dieser Art in Deutschland. Es kam aber nicht dazu. Für die Entwicklung des leicht bestimmbaren, nicht unbegabten Löwen wäre es vielleicht nützlich gewesen, wenn Lessing Einfluß auf sie hätte gewinnen können. Als vom 5. Juli bis 7. August 1749 Schönemanns Truppe in Göttingen spielte, trat Löwen zum erstenmal mit dem Theater in Berührung, das ihn bald ganz in seinen Kreis zog. Als 1751 Löwens Vater starb, vermochte ihn auch sein Gönner Professor Joh. David Michaelis nicht mehr bei den Studien festzuhalten, sondern er warf sich ganz einem ziemlich oberflächlichen Literatentum in die Arme. Er ging zunächst nach Hamburg und von da nach London. Vermutlich nahm er bereits dahin das Jawort seiner späteren Gattin mit, einer Tochter Schönemanns, die, selbst Schauspielerin, in dem Bemühen nicht nachließ, auch ihren Gatten zur Bühne zu ziehen, selbst nachdem dieser (1757) Privatsekretär des Prinzen Ludwig von Mecklenburg in Schwerin geworden war. In Hamburg schien es zu glücken. Aber es war nicht leicht, Direktor zu sein, am wenigsten für jemand, der nicht schon selbst Schauspieler war, denn zu dieser Stellung gehört die Autorität, die entweder durch Geld oder Überlegenheit in der beruflichen Kunst gegeben wird. Löwen hatte beides nicht und wurde nun von den Schauspielern weidlich mit ironischen, scheinbar einfachen Fragen bestürmt: „Wo trete ich auf? Wo und wie muß ich stehen?" Die Stellung Löwens,

der bei dem, was auf ihn einstürmte, in tausend Ängste geriet, war von vornherein offenbar unmöglich. Er hatte bisher schon soviel, meist kleine Bühnenwerke geschrieben, daß er von 1765 ab seine gesammelten „Schriften" herausgeben konnte. Aber auch sein Büchlein über Mimik und seine „Geschichte des deutschen Theaters" konnte die mangelnde Beherrschung der Bühne nicht ersetzen, denn literarische Arbeiten über das Theater sagen dem Mimen gar nichts. Er besitzt seine Kunst oder besitzt sie nicht. Über die Predigt des Theoretikers, der es nicht besser machen kann, zuckt er mit Recht die Achseln. Und nun sollte ein Genie wie Ekhof Löwens trockene Vorträge über Theatergeschichte und Mimik anhören und wohl gar respektieren! Leben will der Mime und Leben darstellen, nicht sich im Buchstaben einsargen, denn er muß geizen mit der Gegenwart. So ist Schröders Urteil über Löwen leicht zu verstehen: „Einsicht und guter Wille lassen sich ihm nicht absprechen, Kraft und Ansehen wurden ihm versagt." Tief enttäuscht und von den Aufregungen, die ihm seine Stellung in Hamburg gebracht hatte, auch körperlich gebrochen, siedelte Löwen 1768 als Registrator in die Justizkanzlei nach Rostock über, wo er nach drei hypochondrisch und sorgenreich verbrachten Jahren in den Armen seiner treuen Gattin starb. Der Zweifel an der eigenen Kraft, die Unfähigkeit, die eigenen Träume und Pläne zu verwirklichen, obwohl das Leben die Möglichkeit dazu bot, zehrten schlimmer als Krankheit an Körper und Geist.

Das bedeutendste Mitglied der Truppe, Konrad Ekhof (1720—1778), der Sohn eines Hamburgischen Stadtsoldaten, versuchte sich zuerst als Lichtputzer auf Schönemanns Bühne, dann als Schreiber in Schwerin, bis er 1740 in die Schönemannsche Truppe als Schauspieler eintrat. Ein kleiner unscheinbarer Mann mit anstoßender Zunge, einwärts gekehrten Füßen und gebücktem Gang, verwandelte er sich wunderbar auf der Bühne. Die Majestät seiner Heldenrollen, die Kraft und Biegsamkeit seines Organs, das zu weinen und zu donnern wußte, die zwingende Gewalt seiner Züge und seines Auges fanden nicht ihresgleichen. In Lust- und Trauerspiel riß

er den Zuſchauer hin. „Wer wachte ſo für den Dichter, wenn er ſchlief", hieß es von ihm. Selbſt der nüchterne Nicolai ſchrieb ſpäter, am 19. Juni 1773, aus Weimar an Ramler: „Den Dienstag abend ſahe ich ‚Emilia Galotti', den Odoardo von Ekhof. Mein beſter Freund! Ich hatte alles Vorurteil für dieſen großen Mann mitgebracht, meine ganze Imagination angeſpannt, um mir ein Ideal, was einem Ekhof gleich käme, zu machen, aber wie ward ich von dieſem wahren Roscius überraſcht! Wie weit blieb mein Ideal hinter ſeinem Spiel zurück, ſo ſehr als alle Schauſpieler, die ich kenne, hinter Ekhof zurückbleiben." An jeder Bühne ordneten ſich ihm die andern Mitglieder bewundernd unter. Der Schauſpieler Bönike in Stranitzkys Truppe ſagte, Ekhof ſei alles, was auf Theater und Vorſtellung Bezug gehabt habe, heilig geweſen wie eine Kirche und die Probe wie eine Sakriſtei. Seine Strenge, ſeine Kritik, ſeine Zucht, ſeine Pünktlichkeit wurden hochgeſchätzt, aber auch gefürchtet. Als die Zierde des Gothaer Hoftheaters iſt er geſtorben. Der Baum, der ſein Grab beſchattete, fiel ſpäter. Aber die Steinplatte, die Reichardt ihm 1782 dankbar ſetzte, bewahrte ſein Andenken den kommenden Geſchlechtern, und ihre Inſchrift ſagte ihnen mehr als der ſchönſte Epilog: „Hier ruht Ekhof." Denn es gab nur einen, und den kannten Mit- und Nachwelt.

Neben Ekhof durfte ſich, vor Schröders Auftreten, kein männliches Mitglied der Truppe ſtellen. Nächſt ihm ſtanden dem Range nach zwei Frauen, Madame Henſel und Madame Mécour.

Sophie Friederike Henſel, geborene Sparmann (1738—90), hatte 1755 den Schauſpieler Henſel geheiratet. Aber ſchon ſeit 1759 lebte ſie von ihrem Mann bis zur Scheidung meiſt getrennt. Für ſie nur hat Seyler eigentlich das Hamburger Nationaltheater geſchaffen gegen ihre künſtleriſche Nebenbuhlerin, die ſanfte, liebenswürdige Karoline Schultze, die infolgedeſſen die Hamburger Bühne verlaſſen mußte. Frau Henſel war nichts weniger als ſanft. Üppig gebaut, von derbem Auftreten, trotz ihrer groben Züge und ihres ſinnlichen Mundes eine gewaltige „Heroine", verſtand ſie es in

jeder Stellung, die Männerwelt in ihre Netze zu locken und mitstrebenden Künstlerinnen durch Intrigen das Leben so zu verleiden, daß sie das Feld alsbald ihr allein überließen. Schröder sprach ihr jede Kunst ab. Lessing ließ sie immerhin gelten. „Ich bin kein persönlicher Freund von Madame Henselin," schrieb er einige Jahre später an den Staatsrat von Gebler, „aber ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich noch keine Actrice gefunden habe, die das, was sie zu sagen hat, mehr versteht und es mehr empfinden läßt, daß sie es versteht. Wo man dieser Vollkommenheit, die ich für die höchste eines Schauspielers halte, ein wenig mehr Jugend und Schönheit, ein wenig mehr Anstand, ein wenig mehr von dem elenden Dinge, das man Air der großen Welt nennt, vorziehen kann, da ist man sicherlich in der Empfindung des Wahren noch sehr weit zurück." Auch gegen ihn zettelte sie eine förmliche Verschwörung an: er gehe in unruhiger Weise ab und zu, verbringe ganze Akte am Büfett, gucke nur durch die Spalte der geöffneten Parterretür, und daraufhin wolle er kritisieren. Als er einst schrieb, sie sei für eine Rolle „zu groß" gewesen und das sei wohl „ein sehr seltener Fehler, ein sehr beneidenswerter Fehler", aber ihn dünke „einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehr eines Kadetten exerziere", schäumte sie Wut und Rache, da sie sich in ihrer Rollensucht, vielleicht auch in ihrem Äußeren getroffen fühlte, und verbat sich jede weitere Kritik. Nach der Hamburger Zeit ließ sie sich (1772) mit Seyler, dessen Tochter aus erster Ehe Leisewitzens Gattin wurde, in Oßmannstädt bei Weimar trauen. In Schleswig, wo Seyler nach der Auflösung des Nationaltheaters Theaterdirektor wurde, hat sie im Alter von zweiundfünfzig Jahren ihr streitbares Leben beschlossen.

Zu ihren Opfern in Hamburg gehörte auch die anmutige, kluge Susanna Mécour, geborene Preißler. Schlanker Wuchs, lebhaftes Mienenspiel und ein wohlklingendes, wenngleich bescheidenes Organ zeichneten sie aus. Ganz jung hatte sie den Ballettmeister Mécour geheiratet. Auf Schuchs Bühne in Potsdam begann 1754 ihre künstlerische Laufbahn. Ihre Glanzzeit hatte sie in Ham-

burg. Auch sie bat Lessing, sie nicht zu kritisieren, aber nicht aus Überhebung, sondern nur um dem Neide und den Intrigen des Henselschen Kreises zu entgehen. Als nach dem Zusammenbruch des Nationaltheaters Schröder nach Hamburg kam und sie nun unter seiner Leitung spielte, entspann sich zwischen ihnen ein vertrautes Herzensverhältnis. Von ihrem Manne hatte sich Susanne längst getrennt. Um einer Gefahr zu entgehen, der sie sich nicht gewachsen fühlte, siedelte sie 1771 von Hamburg nach Gotha über und kehrte erst fünf Jahre später nach Schröders Verheiratung dorthin zurück. Sie hatte aber den Wechsel nicht vorausgesehen, der nun in ihrer Stellung sich gegen früher zeigen mußte. Schröder war ihr gegenüber ein anderer. Sie ertrug die bisweilen absprechende sachliche Kritik des einstigen Geliebten eineinhalb Jahre; dann floh sie aufs neue, dieses Mal nach Berlin, wo sie, in Not und Sorge nie von Schröder verlassen, 1784 mit seinem Namen auf den Lippen starb. Gotter setzte ihr die Grabschrift:

Ihre Lippen schloß des Schmerzes Siegel,
Sie zerbrach auf diesem Hügel
Ihren Spiegel.
Dieser Hügel
Deckt der Mécour schlummerndes Gebein.

Mit ihrem Leben ist Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816), der dem Hamburger Theater vor und nach, aber nicht während Lessings Dramaturgie angehörte, zu innig verwachsen, als daß er hier ganz übergangen werden könnte. Als Lessing nach Hamburg kam, soll er Schröder sichtlich ausgezeichnet haben. Bisher Ballettmeister an der Hamburger Bühne, zog Schröder nun bei der Umordnung der Dinge nach Frankfurt a. M. Gleichzeitig gingen Karoline Schultze und ihr Bruder zu Kochs Theater über, während gerade an ihre Stelle neu Susanne Mécour trat. Ehe Schröder die Stadt verließ, sah er bei abendlichem Lampenlicht im jungen Nationaltheater noch eine Probe von „Olint und Sophronia". Ein weiteres Bindeglied mit Lessing bildete schon in diesen Hamburger Jahren seine vertraute Bekanntschaft und spätere Freundschaft mit Lessings

Geschäftsfreund Bode. Nach dem Scheitern von Seylers Unternehmung wurde Schröder die Seele der Hamburger Bühne, und nach Ackermanns Tode gründete er 1786 das noch heute bestehende Hamburger Stadttheater. Er war es, der Shakespeare auf der deutschen Bühne einbürgerte. Schon seine Aufführung des „Hamlet" am 20. September 1776 leitete eine neue Theaterepoche ein. Mit „Hamlet" folgten 1777 Berlin, 1778 Gotha, seit 1780 die übrigen Städte. Auch als Schauspieler löste er Ekhof, der zwei Jahre nach der Hamletaufführung starb, für Deutschland glänzend ab.

Daß Schröder nicht für das Nationaltheater gewonnen wurde, war ein verhängnisvoller Fehler, denn die übrigen Mitglieder der Truppe kamen ihm bei weitem nicht gleich. Wohl ragte Michael Bök aus Wien, ein früherer Friseur, in Helden- und seine Frau in Hosenrollen hervor; wohl war Borchers' Begabung für Charakterdarstellungen über Zweifel erhaben. Unbedeutende Schauspieler aber, die Lessing in der „Dramaturgie" erwähnt, wie Hensel, der schlafmützige Vertreter der Bedientenrollen, oder Merschy konnten keine Zugkraft ausüben. Außer den Genannten gehörten, wenn wir vollständig sein wollen, zu dem Bestande der Mitglieder von vornherein Merschys Frau, Renouard, Garbrecht, Schmelz und Withöft mit ihren Frauen, Ackermanns, Löwens, Withöfts Töchter, Mademoiselle Felbrich, Madame T. Schulz, der Theatermeister Achterkirchen, der Garderobier Palm und die „Einhelferin" Hoffmann.

Sogleich bei Beginn des Spiels ergaben sich Schwierigkeiten. Die Verbannung des Balletts, um derentwillen Schröder hatte weichen müssen, erwies sich als unausführbar. Die an Ackermann für die Pacht der Garderobe zu zahlende Summe von zwanzigtausend Mark hätte auch leistungsfähigere Schultern gedrückt. Lessings Kritik war nicht lebensfähig, da sie ja von den Unternehmern selbst bezahlt wurde. Man erwäge: der Theaterkritiker wird vom Theaterdirektor besoldet.

Daß Illusionen nicht gut sind bei Unternehmungen, die, in ihrer Art neu, künstlerische und geschäftliche Machthaber durcheinander-

mengen, sollte gerade Lessing zuerst erfahren. Die Eitelkeit oder Furcht der Schauspieler litt keine Kritik. Die Mitglieder der finanziellen Gruppe redeten bald in die technische Leitung hinein, und von der Kanzel donnerte schließlich die Hamburger Geistlichkeit, allen voran der Hauptpastor Goeze, gegen die Sünde der Bühne, so daß hierdurch ein großer Teil der Bürgerschaft sich vom Besuch zurückhalten ließ. „Mit unserm Theater", schreibt Lessing am 22. Mai 1767 dem Bruder, „gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehn. Es ist Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner ist. Indes habe ich den Anfang zu einem Wochenblatte gemacht, wovon Du hier die ersten Stücke erhältst. Sie sind in meiner eigenen Druckerei gedruckt; denn da ich mich doch auf einige Weise hier fixiren wollte, so habe ich mich bereden lassen, die Druckerei eines gewissen Herrn Bode zu übernehmen, der mit einem russischen Obristen auf Reisen gegangen ist. Ich werde ja sehen, wie es damit geht. Es kann Dir nichts helfen, wenn ich Dich mehr au fait von dieser Sache setzen wollte. So viel kannst Du mir auf mein Wort glauben, daß ich dadurch zu Arbeit und Embarras gekommen, der mir nicht viel Zeit und Lust läßt, Briefe zu schreiben." Auch seine „Dramaturgie" machte ihm wenig Freude. Wie ungern er „diesen Wisch schmiere" — dessen einzelne Stücke einen Schilling kosteten, während der Abonnementspreis jährlich fünf Mark betrug —, werde man diesem, meint er zu Nicolai, hoffentlich ansehen. Er „weiß es, daß nichts daran ist". Weiße gegenüber bedauert er, ebenfalls im August 1767, daß er seine Absicht, die Schauspieler zu kritisieren, nicht durchführen könne. Er sehe, „daß mit diesem Volke nichts anzufangen" sei, denn „sie nehmen Privaterinnerungen übel, was würden sie bei einer öffentlichen Rüge tun". Er werde dies also „die Autoren müssen entgelten lassen". Er stellte denn auch nach vier Wochen, das heißt nach dem 25. Stück, jede derartige Kritik ein. An seiner Stelle führte sie im nächsten Jahre in den „Hamburgischen Unterhaltungen" Löwen fort, der als leitender Direktor durch Ekhof ersetzt wurde. Auch über die Wahl der aufzuführenden Stücke hatte

Lessing nicht zu entscheiden. So kam es, daß Shakespeare nicht in den Spielplan aufgenommen wurde.

Das ohnehin nicht große Interesse des Publikums zog immer engere Kreise. Im September ging das Kapital des Theaterkonsortiums zu Ende, da nach Löwens eigener Klage die Ausstattung zu viel verschlungen hatte. Um zu retten, was zu retten war, wurden Harlekin und Ballette, ja sogar Seiltänzer auf die Bühne gebracht; so auch am 20. November 1767, als „Minna von Barnhelm" aufgeführt wurde. Die „Hamburgische Dramaturgie" vermochte ein solches Unternehmen nicht zu halten, obwohl sie die Geburt der Theaterkritik bedeutet. Sie mußte erst in den Köpfen der Zeitgenossen verarbeitet sein, ehe sie praktische Folgen haben konnte. Raspe las sie in Kassel, Gotter in Göttingen, Iffland in Hannover. Auf dem durch sie neu begründeten Spielplan vermochte Schröder zu bauen. Ihrer Wirkung verdankte er seinen Erfolg. Als das Nationaltheater eröffnet wurde, war Gottsched erst wenige Monate tot; am 12. Dezember 1766 ist er gestorben. Wenn auch sein Einfluß längst gebrochen war und niemand sich für zu gering hielt, um ihn zu verspotten, so erklärt doch dieses Datum für sich allein schon, warum eine praktische Durchführung von Lessings Ideen nicht gelingen konnte. Eine viel zu kurze Zeitspanne war verflossen, seitdem Lessing den 17. und 81. Literaturbrief in die Welt hinausgesandt hatte! Das Unternehmen brach zusammen und blieb nach verzweifelten Rettungsversuchen im Schutt seines Zusammenbruches begraben.

Da in Hamburg weder in den Advents- noch in den Fastenwochen gespielt werden durfte und obenein eine französische Truppe im alten Komödienhause den Wettbewerb eröffnete — nur für ein Jahr, dann ging sie nach Berlin —, hätte sich die Gesellschaft den Winter hindurch unmöglich halten können. So „ging" also das „stehende" Nationaltheater bis zum Frühjahr nach Hannover. In einer poetischen Ansprache an das Publikum erklärte Madame Löwen nach der Vorstellung am 4. Dezember, bei der Voltaires „Mahomet" von dem vielversprechenden Ballett „Der türkische Lustgarten" be-

gleitet wurde, daß auch der Deutsche, der sich der Kunst widme, gern von ihr leben wolle, „nur leben und nichts mehr." Primum vivere, deinde philosophari! Sogleich nach dem Geldbedürfnis eines Kriegführenden kommt das eines Theaterbesitzers.

Lessing selbst, gebunden durch seine Druckerei, blieb in Hamburg zurück. Wenig schrieb er im Sommer an Karl, da er doch nichts Angenehmes mitzuteilen habe, — gar nicht an die Eltern. Erst einen mahnenden Brief des Vaters vom 24. November 1767, daß er ihrer nicht vergessen möge, beantwortet er am 21. Dezember, indem er ihm zugleich zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum Glück wünscht und eine Sendung Wein anmeldet. Die erste Hälfte des Briefes läßt uns die Stimmungen Lessings in diesem Jahre, in dem er noch immer unsicher am Markte des Lebens stand, besser übersehen, als es nachschaffende Worte vermöchten: „Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beschreiben, in was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich seit Jahr und Tag stecke, wie mißvergnügt ich fast immer gewesen, wie erschöpft ich mich oft an Leibes- und Seelenkräften befunden: ich weiß gewiß, Sie würden mir mein seitheriges Stillschweigen nicht allein verzeihen, sondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieser Zeit zu geben imstande bin. Wenn ich einmal schreibe, ist mir es nicht möglich, anders zu schreiben, als ich eben denke und empfinde. Sie würden die unangenehmsten Briefe zu lesen bekommen haben, und ich würde mit meinen Umständen noch unzufriedener geworden sein, wenn ich mir vorgestellt hätte, wie viel Kummer sie meinen Eltern verursachen müßten. Am besten also, ich ließ Sie gar nichts davon wissen, welches aber nicht anders geschehen konnte, als daß ich gar nicht schrieb. Ich verließ mich übrigens auf Karl, daß er Sie meinetwegen vorderhand beruhigen würde, so wie ich von Zeit zu Zeit durch ihn die Nachricht erhielt, daß Sie sich insgesamt noch gesund und wohl befänden. Ich wüßte nicht, was mir zu allen Zeiten erwünschter kommen könnte als diese Nachricht; ich bedaure nur, so oft ich sie erhalte, daß ich so wenig imstande bin, Ihnen das Alter eben so bequem und an-

genehm zu machen, als es Ihnen Gott ruhig und gesund gemacht hat. Die instehende Feier Ihres Amtsjubiläi muß Ihnen notwendig zu einem großen Vergnügen gereichen, da sie eine so große Wohltat des Himmels ist. Möchten sich nur recht viele in Kamenz finden, die dieses Vergnügen aufrichtig mit Ihnen teilen. Aber ich muß fürchten, daß außer unsern Anverwandten derer nicht viele sein dürften, da ich aus Theophili Briefe ersehe, wie grausam man Ihnen den kleinen Trost verweigert hat, Ihren Sohn neben sich in dem Amte zu sehen. Ich zweifle nicht, daß Sie sich nicht beide über diese Kränkung hinwegsetzen werden; und wer weiß, wozu es für den Bruder gut ist. Es scheinet, als ob wir alle ein wenig spät zur Ruhe kommen sollten; aber endlich, hoffe ich, werden wir doch auch dazu kommen."

Eine Woche später eröffneten die Hamburger Schauspieler auf dem kleinen Schloßtheater in Hannover ihre Vorstellungen. Inzwischen suchte Lessing den Beifall, den die Truppe in Hannover erntete, in Hamburg durch seine Dramaturgie zu erzielen, jedenfalls aber das Interesse der Bürger für das erkrankte Unternehmen wach zu erhalten. „Ich muß um mich greifen," schrieb er am 2. Februar 1768 an Nicolai, „um die Materie zu meiner Dramaturgie so lange zu dehnen, bis die Gesellschaft wieder nach Hamburg kommt." Das sei um so schwerer, als anstatt ihrer „französische Komödie und französische Operette" zur Stelle seien. „Morgen fängt auch eine Opera buffa hier an", fügt Lessing in demselben Brief resigniert hinzu. Immer wieder wird die Klage laut, mit den „ruhigen, vergnügten Stunden" sei es vorbei, „ruhige und heitere Augenblicke" seien jetzt „so selten", daß er, als „nachlässiger Briefschreiber" ohnehin bekannt, nun noch weniger von sich hören lassen könne. Auch mit der Druckerei ging es nicht vorwärts, und die Not in Kamenz nahm zu. „Ich erliege unter Arbeit und Sorgen," erwiderte er dem Vater am 20. März 1768 auf dessen Bitte um hundert Taler Unterstützung, „und von diesen letztern ist es gewiß nicht meine geringste, daß ich meine Eltern in so dringender Verlegenheit wissen muß und nicht imstande bin, ihnen so geschwind

beizustehen, als ich wünsche. Ich hoffe, daß mich mein Vater kennt, und daß er nicht glauben wird, daß ich bloße Ausflüchte und Weigerungen mache. Es geht mir durch die Seele, daß ich Ihnen, liebster Vater, unmöglich zu Ostern mit dem Verlangten helfen kann. Aber zu Johannis will ich Rat schaffen, es mag herkommen, woher es will. Alles was ich noch gehabt, steckt in der Entreprise, von der ich in meinem vorigen Briefe gemeldet, und zu der ich noch dazu fremdes Geld aufnehmen müssen, das mich sehr drückt. Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich noch gewesen, und kann mich kaum einem oder zwei vertrauen, deren Beistand ich bereits mehr als gebraucht habe, und deren Kräfte doch auch nicht weit reichen." Er bittet die Eltern, nicht zu glauben, daß er sich nicht um sie bekümmere, weil er so wenig schreibe: „Aber was hilft das Bekümmern, wenn man sich nicht mit der Tat rechtfertigen kann? Ich mache meinen Brief so kurz wie möglich; denn ich weiß es am besten, was ich dabei empfinde."

Vertraute hatte Lessing in Hamburg allerdings nur wenige. Sein Geschäftsfreund Bode ist kaum hierher zu rechnen, denn diese Beziehungen kamen über das Literarische bestenfalls nicht hinaus. Johann Joachim Christoph Bode, 1730 als Sohn eines Soldaten in Braunschweig geboren, zuerst Schafhirt, dann Musikus, endlich Journalist, erhielt durch seine Heirat in Hamburg Vermögen, das er freilich großenteils bei der mit Lessing begründeten „Buchhandlung der Gelehrten" zusetzte. Gemeinsam mit Lessing übersetzte er Noverres „Briefe über die Tanzkunst", auf Lessings Anregung dann allein „Yoriks empfindsame Reise" von Sterne; zugleich hat er das Verdienst, Lessing mit einem seiner Lieblingsbücher bekannt gemacht zu haben, dem „Simplizissimus". Bode führte später die Druckerei allein weiter, folgte aber 1778 seiner Gönnerin, der Gräfin Bernstorff, als ihr Geschäftsführer nach Weimar, wo er mit Goethe und Herder bekannt wurde, der seiner in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" ehrenvoll gedenkt. 1793 ist er hier als Geheimer Legationsrat gestorben.

Lessings Verhältnis zu H. S. Reimarus konnte sich nicht stärker

entwickeln, da dieser schon am 1. März 1768 im Alter von vierundsiebzig Jahren die Augen für immer schloß. Um so lebhafter wurden die freundschaftlichen Beziehungen zu dessen Kindern, dem Arzt J. A. Hinrich und seiner Schwester Elise Reimarus, deren verständnisvolle Briefe uns das Interesse Lessings, Mendelssohns und Jacobis für sie erklären. Als geistige Persönlichkeit wird uns der Professor erst bei der Besprechung von Lessings theologischen Kämpfen näher treten. Hier gilt es also nur, ein Gesamtbild der Familie zu erhalten, in deren Kreise Lessing so viele frohe Stunden verlebte.

Nathan der Weise verliert seine sieben Kinder; Reimarus verlor von sieben vier. Beide behielten ihren frohen Lebensmut. „Meine Eltern", erzählt J. A. Hinrich Reimarus in seiner 1814 erschienenen Selbstbiographie, „führten nach alter Sitte ein stilles, einfaches, häusliches Leben. An Gastmähler, Schauspiele und dergleichen ward nicht gedacht." Der Vater, „ein Mann von aufrichtiger Rechtschaffenheit und Gottesverehrung", sei besonders ein Liebhaber von Blumen gewesen. Dieselbe Sinnesart vererbte sich auf die Kinder, wie Steffens erzählt („Was ich erlebte"): „Zwar war die religiöse Überzeugung, die in diesem Kreise herrschte, nicht die meinige. Die Ansicht, die mit Reimarus anfing und mit Strauß in unseren Tagen den höchsten Gipfel erreicht hat, bildete, wenn auch weniger entwickelt, doch die Grundlage ihrer Religiosität, und dennoch herrschte in diesem Kreise eine Pietät, ja eine Andacht, die ich mit voller Überzeugung eine christliche nennen muß." Damit stimmt überein der Wahlspruch der Enkelin des alten Reimarus, Hinrichs Tochter Friderike Christine, die später den französischen Gesandten Grafen Reinhard heiratete: „Zukunft, Freiheit, Wiedersehn". Unreligiös konnte diese aufgeklärte Familie nicht genannt werden. Johanna Dorothea, eine andere Tochter Hinrichs, ebenfalls aus seiner zweiten Ehe mit August von Hennings' Schwester — seine erste Gattin war eine geborene Thorbecke —, vermählte sich mit dem Kaufmann Georg Sieveking und wurde so die Stammmutter eines Geschlechts, dessen Name seinen Klang bis heute bewahrt hat und pietätvoll Nachlaßstücke der Familie Reimarus hütet.

Während Elise, eigentlich Margareta Elisabeth, in der Hamburger Zeit für Lessing hinter Eva König zurücktrat und erst nach deren Tode ihm in höherem Grade Freundin wurde, gehörte umgekehrt ihr Bruder, der „Doktor", gerade in diesen Jahren zu seinen nächsten Bekannten. Sehen wir also auch von Elise einstweilen ab und werfen wir noch einen Blick auf den Bruder, der später für Lessing in den Hintergrund tritt.

Johann Albert Hinrich Reimarus, in demselben Jahre wie Lessing geboren, studierte in Göttingen Medizin und machte dann eine Studienreise nach Leyden, Edinburg und London. Von dieser Reise schrieb er am 26. Oktober 1756 aus Leyden an seine Schwester Elise: „Hast Du ein witziges Gedicht von Voltaire gesehn „Sur les lois naturelles et le malheur de Lissabon"? Ich möchte, daß Papa darauf antwortete. Ich glaube noch, daß whatever is, it is right. O möchte nur niemand mehr Ursache haben, es in Zweifel zu ziehen! O möchten wir oft Gelegenheit haben, andern die trüben Wolken zu vertreiben." In einem anderen Brief bekennt er, seinem eigenen von allen Zeitgenossen gerühmten Charakter gemäß: „De mortuis non nisi bene! sagt zwar das Sprichwort. Aber besser: De mortuis non nisi verum." 1757 ließ er sich als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, und 1796 wurde er Professor der Naturlehre am Gymnasium. Er war es, der 1768 in Europa, auf dem Hamburger Jacobiturm, den ersten Blitzableiter errichtete, nachdem er ihn in seiner Schrift über „Die Ursachen des Einschlagens vom Blitze" seinen deutschen Landsleuten ebenfalls als erster erklärt hatte. Von J. A. Böttiger gerühmt als „Kosmopolit im edelsten und umfassendsten Sinne des Wortes", bewahrte er sich doch den Stolz auf seine deutsche Nationalität. Aufklärer im Sinne seines zurückhaltenden Vaters, erhielt er sich den frommen Kinderglauben an ein besseres Einst, wie einige Verse (R. Fischers) zeigen, die er sich 1789 aus der „Deutschen Monatschrift" abschrieb:

Wir sind unsterblich, Freunde! So wahr uns Gott
In diese Seele heißes Verlangen schuf,

Von seinen Wundern mehr zu wissen
Als uns die Erde mit allen Reizen
Des jungen, tausendfarbigen Frühlings zeigt,
So wahr ist kurzes Leben der Erde nicht
Der letzte Zweck, zu dem in diesem
Körper die denkende Seele wohnet.

Er hat das ganze Geschlecht seiner Altersgenossen überlebt und zu fast allen bedeutenden Männern der Goetheepoche in Beziehungen gestanden, eine ehrwürdige Ruine der Lessingzeit. 1814 ist er gestorben.

Zu den Reimarus hatte damals die Familie König keine Beziehungen. Auch Evas spätere Briefe an Lessing erwähnen jene nie. Der Seidenfabrikant Engelbert König war ein eleganter, gebildeter und liebenswürdiger Mann, den Lessing durch seinen Wirt, den Kommissionsrat Schmid, kennen lernte. Er war ein Jahr älter als Lessing und seit 1756 verheiratet mit Eva Katharina geb. Hahn, einer schönen verstandesklaren Frau. Sie schenkte ihm in den dreizehn Jahren der Ehe sieben Kinder, von denen vier am Leben blieben. Auch hier also finden wir uns der Siebenzahl gegenüber wie bei der Familie Reimarus und bei „Nathan dem Weisen". Von den Hahns hat sich auf viele Nachkommen jene zeitweilige Schwermut vererbt, unter der auch die sonst so gesunde und heitere Eva bisweilen zu leiden hatte. In Königs Hause, in dem sich die Familien Knorre, Schuback, Büsch, Schwalb, Schmid gesellig zusammenfanden, fühlte sich Lessing am behaglichsten. Er bezeichnet König, als dieser nach Halberstadt reiste, Gleim gegenüber mit dem Ehrentitel eines besonderen Freundes, und König seinerseits rief ihm im Spätherbst 1769, als er zu einer Geschäftsreise nach Italien aufbrach, beim Abschiede ahnungsvoll zu: „Ich empfehle Ihnen meine Familie." Seine Seidenfabrik in Hamburg und seine Tapetenfabrik in Wien zwangen den vielseitigen Kaufmann zu häufigen Geschäftsreisen. In Venedig erkältete er sich, als er am späten Abend auf dem von immergrünen Lorbeerbüschen beschatteten, meerumspülten, kühlen Friedhof verweilte und den Sonnenuntergang betrachtete; rasch riß ihn ein Nervenfieber hinweg. Lessing

erwies sich vor wie nach dieser Katastrophe als der damals vierunddreißigjährigen Eva treuester Freund. Aus teilnahmsvoller Freundschaft wurde mehr. Noch in Hamburg fanden sich ihre Herzen, rascher zusammengekettet durch die Kinder; denn Lessing war ein ebenso großer Kinderfreund wie Goethe, und Eva könnten wir uns leicht in Lottens Rolle denken, wenn auch Lessing nicht in derjenigen „Werthers".

Neben der praktischen Eva König die feingeistige Elise Reimarus, jede Mittelpunkt eines besonderen geselligen Kreises, gesellig auch nach dem Tode des Gatten, des Vaters, Lessing ergeben in Liebe, in Sympathie — sie waren die Lichtpunkte seines Hamburger Daseins. Daß seine Wahl nicht auf die männlich denkende, zur Satire neigende, gelehrte Norddeutsche Elise Reimarus fiel, sondern auf die Heidelbergerin Eva mit den lieblichen und weichen Zügen, den nachdenklichen, freundlichen Augen und dem anschmiegenden Hausfrauensinn, wird nur den wundern, der sich nicht zu vergegenwärtigen vermag, wie eine Lessingnatur solchen grundverschiedenen Frauentypen gegenüber reagiert. Der vollkommene Mannestypus strebt nun einmal nach dem vollkommenen Frauentypus. Diese Typen sind relative Begriffe; sie hängen ab von der Gestaltung der Epoche und deren Anforderungen. Immer aber gründen sie sich auf Natur. Diese ist es, die dem Manne das Geben und Schaffen, dem Weibe das Empfangen und Umbilden zuweist und für diesen Zweck Kraft, Eigenart und Anziehungspunkte sorgsam verteilt.

Ganz entbehrte Lessing auch anregender Unterhaltung mit solchen nicht, die man als „gute Bekannte" zu bezeichnen pflegt. Fröhliche Stunden verbrachte er mit Ekhof nach den Aufführungen, und im Hause des Kaufmanns Schwalb, der eine vortreffliche Gemäldegalerie besaß, spielte er gern, Breslauer Angedenkens, eine Partie L'hombre, gewöhnlich mit Büsch, Professor am Johanneum, und dem Münzmeister Knorre, indem er Neckereien vergnügt mit seines eigenen Glücksritters Riccaut Worten parierte: „Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur." Schwalbs Schwester war

mit Büsch verheiratet, und da Lessing auch gern mit Damen am Spieltisch saß, so traf es sich mehr als einmal, daß er noch vor dem Essen mit der Professorin und Knorres Gattin einige Partien spielte, weidlich darob von den Freunden aufgezogen. Man erkannte sein Erscheinen bereits an einem eigentümlichen Klopfen an der Tür. Büsch selbst war ein sehr gelehrter und sehr zerstreuter Herr, dem der lose Schülermund nachsagt, er habe beim Unterricht die Brille gesucht, die er auf der Nase, und die Tabaksdose, die er in der Hand hatte, habe auch stets vergessen, was er gesagt hatte und sagen wollte. Seine moralisch-praktisch-philosophischen Schriften wurden von Zeitgenossen gerühmt, sogar von dem sonst sehr satirischen Kritiker Crantz in der „Galerie der Teufel". Knorre war mit seinem rundlich-freundlichen Gesicht und den gutmütigen Augen überall gern gesehen. Seine Familie verschwägerte sich später mit den Hennebergs, wurde also dadurch, freilich sehr entfernt und erst lange nach seinem Tode, auch mit Lessing verwandt, dessen Stieftochter einen Henneberg heiratete.

Zu Lessings näheren Bekannten in Hamburg gehörten ferner der Rektor des Johanneums J. S. Müller, der Philanthrop und Pädagog Basedow, der Kapellmeister Philipp Emanuel Bach, Kantor am Johanneum, der Wandsbecker Bote Matthias Claudius, der jüdische Kaufmann Moses Wessely, der Pastor Alberti und der Postmeister Meyer, der Vater des Schröderbiographen. Letzterer, der damals noch Knabe war, spricht von Lessing als dem ersten und ältesten seiner Lehrer, zu dem ihn sein Vater oft mit Aufträgen gesandt habe; Lessing habe ihn geistig entscheidend beeinflußt. Der Postmeister war ein sehr belesener Mann, dessen vortreffliche Bibliothek Lessing besonders angezogen haben mag. Eine ähnliche Anziehung übte damals der Hauptpastor Goeze auf ihn aus mit seinen Bücherschätzen und seinem Münzkabinett, weniger wohl mit seinem Weinkeller, obwohl Lessing diesem niemals in anregender Gesellschaft aus dem Weg gegangen ist. Und Goeze war innerhalb gewisser Grenzen gelehrt, kunstverständig und unterhaltend, vorausgesetzt, daß ihm niemand widersprach. Lessing ließ ihn reden und sogar

gegen das Theaterunwesen toben. Tatsächlich hat er diesen grimmigen Zionswächter besucht.

Lieber traf er aber mit den andern Freunden im Ratsweinkeller zusammen, der ihm nun seine Berliner Baumannshöhle ersetzen mußte. Aus jenen Tagen wird ihm Vorliebe für Rheinwein bezeugt. Stets sauber und als Weltmann elegant gekleidet, in der Häuslichkeit sogar Liebhaber eines gewissen Luxus, war er den verwöhnten Hamburgern ein willkommener Gefährte. Zu Ausflügen lockte ihn im Sommer die Alsterlandschaft, während daheim die heitere und witzige Kommissionsrätin Schmid, seine Wirtin, deren verständiger Gatte ihn in das Hamburger Leben einführte, für ihn stets die letzten Neuigkeiten bereithielt.

Nur so ertrug er das Übermaß von Enttäuschung und Sorge, mit dem er die Fernstehenden nicht bekannt machen konnte, ohne sie und sich zu quälen. Er bedurfte zum Briefwechsel auch stets eines sachlichen Anlasses. Nichts wäre ihm so wenig verständlich gewesen wie die aus Empfindungen bestehende Korrespondenz der jüngern Romantik. Von ihm selbst erzählt Büsch eine heitere Anekdote, die dies beleuchtet: „Als Lessing bei uns in Hamburg lebte, traf ihn ein Freund um Neujahr unter einer Menge Briefschaften an, die er kurz ansah und fast alle auf die Erde um sich her warf. Was tun Sie da? fragte der Freund. Ich beantworte meine Briefe vom vorigen Jahre, sagte Lessing, raffte sie darauf zusammen und warf sie alle in den Ofen."

Der einzige, den er in dieser Zeit mit spärlichen Nachrichten versah, blieb sein Bruder und späterer Biograph Karl, und dieser hörte denn auch alle die bitteren Seufzer, die ein so ruheloses Suchen am Markte des Lebens erpressen mußte. So schreibt Lessing ihm, drei Briefe zugleich beantwortend, auf die Nachricht von der erfolgreichen Aufführung der „Minna von Barnhelm" in Berlin, am 26. April 1768: „Ich sehne mich darum doch nicht wieder nach Berlin und wünschte sehr, daß auch Du mit guter Manier wieder heraus wärest. Ich hätte Dich gern wieder bei mir; aber ich bin jetzt weder so logiert noch sonst in den Umständen, daß

es wohl möglich ist. Gott sei Dank, bald kommt die Zeit wieder, daß ich keinen Pfennig in der Welt mein nennen kann als den, den ich erst verdienen soll. Ich bin unglücklich, wenn es mit Schreiben geschehen muß! Nimm meinen brüderlichen Rat und gib den Vorsatz auf, vom Schreiben zu leben. Den, mit jungen Leuten auf die Universität zu gehen, billige ich auch nicht sehr. Was soll am Ende herauskommen? Sieh, daß Du ein Sekretär wirst oder in ein Kollegium kommen kannst. Es ist der einzige Weg, über lang oder kurz nicht zu darben. Für mich ist es zu spät, einen andern einzuschlagen."

Verlags- und Druckereiangelegenheiten veranlaßten ihn, zur Ostermesse 1768 nach Leipzig zu reisen, wo er mit Nicolai und Voß zusammentraf. Damals machte er Nicolai auf Klopstocks Plan aufmerksam, unter Josephs II. Auspizien eine deutsche Akademie für Kunst und Wissenschaft zu gründen. Nur wenige wußten außer ihm davon. Im Juli 1767 hatte ihm Klopstock bei einem Besuch in Hamburg seinen Gedanken entwickelt und auch seinen Beifall erhalten. „Klopstock ist hier gewesen," hatte er darauf den Berlinern geschrieben, „und ich hätte manche angenehme Stunde mit ihm haben können, wenn ich sie zu genießen gewußt. Ich fand, daß er mir besser gefallen müßte als jemals." Ein anderer unserer Dichterfürsten war Leipziger Student, als Lessing dieses Mal dort weilte, und hat es im Alter beklagt, ihn in jenen Tagen nicht kennen gelernt zu haben. Hören wir Goethe selbst darüber in „Dichtung und Wahrheit": „Lessing traf zu einer Zeit ein, wo wir, ich weiß nicht was, im Kopfe hatten; es beliebte uns, ihm nirgend zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von fern zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältnis mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen, grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen." Von Leipzig ging Lessing geradeswegs wieder

nach Hamburg, ohne Klotz in Halle zu besuchen, da ihm inzwischen die Lust vergangen war, sich „mit ihm mündlich zu besprechen".

Am 13. Mai 1768 fand sich auch die Theatertruppe von Hannover notgedrungen wieder ein, nachdem sie vergeblich versucht hatte, ein Gastspiel in Göttingen zu ermöglichen. „Seid patriotisch; deutsch!" forderte wiederum der Prolog vom Publikum. Dann gab es Beaumarchais' Lustspiel „Eugenie" und ein Ballett; ohne das ging es nicht mehr. Auch dies aber hatte bald ein Ende. Die Kasse blieb leer, die Gläubiger drängten. Löwen und Lessing legten ihre Ämter nieder. Am 25. November wurde das Theater mit Weißes „Eduard III." nebst Matrosenballett geschlossen. Während die Gesellschaft wieder nach Hannover wanderte, wo ihr nun der junge Iffland lauschte, versuchte Ackermann für die Hamburger Bühne zu retten, was zu retten war, und ein den alten Bräuchen entsprechendes Unternehmen zu gründen. Der Traum des ersten deutschen Nationaltheaters war zu Ende geträumt.

Am 28. September teilt Lessing Nicolai mit, er habe sich nun auch bereits von seiner Verbindung mit Bode losgemacht, und nichts in der Welt könne ihn länger halten. Nur die „Dramaturgie" müsse er noch fertig machen. Am 5. November klärt er auch Moses auf mit dem trüben Zusatz: „Ob ich hier oder da bin, daran ist so wenigen so wenig gelegen, — und mir am allerwenigsten! Das Halbdutzend Freunde, das ich ungern verlasse, hoffe ich auch in der Ferne zu behalten und zu nutzen." Und einen Tag später schreibt er bitter an den erkrankten Ramler: „Aber wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles was man da sieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen," und fährt dann weiter unten fort: „Wenn wir einander über zwanzig Jahre wiedersehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben! Erinnern Sie mich alsdann auch an unser hiesiges Theater. Wenn ich den Bettel nicht schon vergessen habe, so will ich Ihnen die Geschichte desselben haarklein erzählen. Sie sollen alles erfahren, was sich in der „Dramaturgie" nicht schreiben ließ. Und wenn wir auch alsdann noch kein Theater haben: so werde ich aus der Er-

fahrung die sichersten Mittel nachweisen können, in Ewigkeit keins zu bekommen. — Transeat cum ceteris erroribus." Jedes Stück der „Dramaturgie" sei nur ein Brief an die Freunde gewesen, scherzt er, sein briefliches Schweigen entschuldigend, er habe wenig Antworten darauf und mithin Ursache, sich zu beschweren.

Im letzten Stück (101—104) der „Dramaturgie" verabschiedete Lessing sich öffentlich von seinen Hamburger Lesern mit persönlichen und darum besonders wertvollen Bekenntnissen. Datiert ist der Schluß vom 19. April 1768, geschrieben aber, wie Lessing bemerkt, fast ein Jahr später. „Wenn das Publikum", sagt er, „fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts sich selbst antwortet; so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum getan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas Schlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein befördert; es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen." Die Deutschen seien noch immer Bewunderer des Ausländischen, besonders der nie genug bewunderten Franzosen. Deren Plumpheit heiße Ungezwungenheit, deren Frechheit — Grazie, deren Grimasse — Ausdruck, deren Geklingle von Reimen — Poesie, deren Geheule — Musik. Noch immer zweifelten die Deutschen nicht im geringsten an der Überlegenheit dieses „ersten Volkes in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt". Jedenfalls sei „der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, schon wieder geschwunden", und soviel er diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade „der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen" werde. Wenn er aber nur zwei Bände „Dramaturgie" anstatt fünf oder sechs habe an das Licht bringen können, so verliere die Welt nichts.

Der Strom seiner bahnbrechenden dramatischen Theorien ver-

rann im Sande, und mittellos stand er selbst wieder am Markte des Lebens. Aber was später Engel und Ramler in Berlin, Schröder in Hamburg, Dalberg in Mannheim, Goethe in Weimar, Gotter in Gotha, Klingemann in Braunschweig, Tieck in Dresden und Berlin und Immermann in Düsseldorf für die Bühne leisteten, das ist sein Werk, ist ohne die Dramaturgie nicht zu denken.

Den Schluß der „Hamburgischen Dramaturgie" mit der Züchtigung unberechtigter Nachdrucker, „in deren Vergleich alle Buschklepper und Wegelagerer wahrlich nicht die schlimmsten Menschen" seien, bildet gleichsam ein selbständiges Nachspiel zu dem Hamburger Unternehmen. Es handelt sich um die Firma Dodsley & Cie, alias Schwickert in Leipzig, die damals die ganze Verlegerwelt in Aufregung brachte. Skandalliteratur und unbefugte Nachdrucke bildeten ihren Haupterwerb. Sie bestach die Drucker anderer Verleger, so daß sie deren Eigentum noch früher zu veröffentlichen vermochte als jene, z. B. den ersten deutschen Musenalmanach, den Boie und Gotter nach dem 1765 erschienenen „Almanac des Muses" herauszugeben im Begriff waren. Von dem wahren Sachverhalt hatte Lessing keine Ahnung. Er vermutete, daß Reich dahinter stecke, der früher die beiden ersten Bogen seiner Goldoniübersetzung zu Makulatur gemacht hatte, weil Lessing zu langsam Manuskript lieferte. Die Firma bestand aus einem einzigen unbedeutenden Menschen, dem Handlungsdiener der Witwe Dyck, der erst 1770 sein eigenes Geschäft gründete: Engelhard Benjamin Schwickert. Zur Verantwortung gezogen, lehnte er den Eid ab. Reich hat der Witwe wiederholt Vorstellungen über ihre lässige Geschäftsführung gemacht, und sie soll ihm auch unter Tränen versprochen haben, Schwickert zu entlassen, ohne aber Wort zu halten. Der Buchdrucker des dreisten Burschen hieß Büttner. Endlich legten sich die Leipziger Verleger energisch ins Mittel. Schwickert erhielt seinen Abschied und druckte nun zwei Jahre lang fröhlich ohne Firma. Erst 1773 wagte er, ein ebenso diebischer Geselle wie das übrige Raubgesindel der Varrentrapp, Gebhard, Trattner und Macklot, sich wieder mit seinem Namen hervor. Dodsleys freche Reklame in der Nachricht

an die Herren Verleger Ostern 1769 mußte Lessing besonders empören. Erst sein Eingreifen in der „Dramaturgie“ hat jedenfalls Reichs Beschwerden bei dem Oberkonsistorium, Nicolais Trompetenstöße in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ und damit die Reinigung des Leipziger Büchermarktes zur Folge gehabt.

Als Mitbesitzer einer Druckerei, aber auch als Schriftsteller „im Hauptberuf“ war Lessing der gegebene Angreifer; ihm blühte der Erfolg, wo er auch angriff. Schwickerts Betrug konnte freilich nur im 18. Jahrhundert geschehen, als noch der einzige Rechtsschutz der Autoren und Verleger das Privileg war. Der Landesherr war es, der durch Privilegien die Druckwerke, soweit seine Macht reichte, schützte. Nachdruck war an sich weder nach römischem Recht noch nach den Reichsgesetzen strafbar. Die Zensur lag meist in den Händen einer sogenannten Bücherkommission. Von der Bildung einer deutschen Buchhändlerkorporation war nirgend etwas zu spüren. In Sachsen war das Sortiment nicht wie in Berlin und Königsberg an eine Korporation gebunden. Der Selbstverlag war unter solchen Umständen noch weniger lebensfähig als heute. Von den bekannteren Dichtern ging hier Wieland mit dem „Merkur“ voran. Lessing und Bode folgten. Sie aber druckten auch für andere Verleger, z. B. Klopstocks „Hermannsschlacht“, Gerstenbergs „Ugolino“ und von Lessings eigenen Werken für Voß die „Antiquarischen Briefe“ und „Wie die Alten den Tod gebildet“.

Als Lessing Hamburgs müde wurde, faßte er den Entschluß, nach Italien zu reisen. Am 8. Juni war Winckelmann in Triest ermordet worden. „Ich gehe künftigen Februar von Hamburg weg,“ schrieb er am 28. September 1768 an Nicolai. „Und wohin? Geraden Weges nach Rom... Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur soviel sagen, daß ich in Rom wenigstens ebensoviel zu suchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für achthundert Reichstaler leben; aber in Rom für dreihundert Reichstaler. So viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun

so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland." Er wehrt sich aber gegen die Vermutung, der Tod Winckelmanns sei für ihn der Anlaß zu reisen, vielleicht um ihn dort zu ersetzen. „Wissen Sie," schreibt er am 18. Oktober 1768 an den einstigen „Bremer Beiträger", nunmehrigen Professor am Braunschweiger Carolinum, Ebert, der die früheren Beziehungen zu Lessing jüngst bei einem Besuch in seiner Vaterstadt Hamburg erneuert hatte, „was mich ärgert? Daß alle, denen ich sage, ‚ich reise nach Rom', sogleich auf Winckelmann verfallen. Was hat Winckelmann und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu tun? Niemand kann den Mann höher schätzen als ich: aber dennoch möchte ich ebenso ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin." Um zu lernen, wolle er hin, nicht um zu lehren, wie „hämische Narren" annähmen, schreibt er Ebert am 3. Januar 1769. Eberts Amtsgenosse am Carolinum, Zachariae, der ebenfalls aus dem Kreise der Bremer Beiträger hervorgegangen war und jetzt die „Braunschweigische Zeitung" herausgab, hatte die entsprechende Notiz aus der „Frankfurter Zeitung" übernommen und ließ sich durch Ebert ausdrücklich entschuldigen, daß er die Meldung geglaubt habe. Durch die Zeitung kam auch dem Kamenzer Pastor zu Ohren, sein gut lutherisch erzogener Sohn Gotthold Ephraim gehe an Winckelmanns Stelle als päpstlicher Bibliothekar nach Rom! Kaum ließ er sich durch Karl beruhigen. Ebert erzählte von dem Reiseplan (4. Oktober 1768, Brief an Lessing) an des Erbprinzen Tafel in Braunschweig, und „man meinte", daß Lessing „Winckelmann mehr als ersetzen" könnte. Wir wissen aber durch Klose, daß Lessing schon in Breslau eine Reise nach Italien und Griechenland plante. Seine Beschäftigung mit Kunstaltertümern in den Schriften „Laokoon", „Wie die Alten den Tod gebildet" und während des Klotzstreites mußten ihm den Gedanken näher bringen; dazu kam noch die Reisebereitschaft der Hamburger, die ansteckend wirkte. Entfernungen zwischen zwei Orten schrumpfen

zusammen bei dem Bericht von Menschen, die da waren, und Schwierigkeiten, denen andere entgegengingen, werden dadurch halb so klein, als sie vorher erschienen.

Wie oft war wohl auch im Königschen Hause von Italien die Rede! Engelbert König sah dieses Land gewiß nicht nur mit den Augen des kühl rechnenden Kaufmanns: er hätte sonst etwas früher den Venetianischen Friedhof verlassen, von dem aus er die italienische Landschaft genoß. Mag diese auch Lessing nicht berührt haben, so gab es doch schon damals mehr von Italien zu berichten, ehe Goethe es neu entdeckte. Es war das Land der Römerzüge deutscher Kaiser. Die Republiken Venedig und Genua, die glänzenden Höfe der Medici und Farnese, das ewige Rom als Mittelpunkt des katholischen Glaubens sowohl wie des klassischen Altertums umschlossen mehrere völlig von einander geschiedene Welten, und die heitere Kunst lockte nicht minder zu Oper und Komödie als die ehrwürdigen Dome und herrlichen marmorstrahlenden Friedhöfe zu stiller Andacht. Dazu schufen die Alpenübersteigung und die Schwierigkeit des Reisewesens jene ideale Ferne, die über Länder ein zauberisches Helldunkel oder einen rosigen Schimmer breitet, auch wenn da nicht in ihrem Laub die Goldorangen glühn. So sah Lessing Italien nicht. So aber wurde auch damals von Italien gesprochen, und das oft Genannte und Gepriesene schlüpft gern in das Gewand der eigenen, vielleicht ganz anderen, nüchternen Vorstellung, ohne deshalb an Anziehung zu verlieren.

Als Winckelmanns Freund Stosch-Muzell in Florenz von Lessings Absicht erfuhr, bot er ihm Empfehlungen an den Kardinal Albani und andere an. Aber Lessing verzichtete darauf, wenn er auch die freundliche Gesinnung anerkannte. „Herrn Muzell-Stosch," schrieb er am 20. Dezember 1768, „bin ich für sein gütiges Anerbieten verbunden. Sagen Sie ihm nur, daß ich es mir zunutze machen und ihm selbst melden wollte, wohin ich seine Empfehlungsschreiben haben möchte, die zu alt werden könnten, wenn ich sie gleich mitnehmen wollte. — Ihnen aber nur gleich die Wahrheit zu sagen: so denke ich keinen Gebrauch davon zu machen. Ich mag keine Be-

kanntschaften in Rom, als die ich mir zufälligerweise selbst mache. Wenn Winckelmann nicht ein so besonderer Freund und Klient von Albani gewesen wäre: so, glaube ich, wären seine Monumenti auch anders ausgefallen. Es ist eine Menge Schund darin, bloß weil er in der Villa Albani steht; von seiten der Kunst taugt er nicht, und von seiten der Gelehrsamkeit ist auch nicht mehr darin, als Winckelmann mit Gewalt hineinpreßt. Was ich zu sehen und wie ich zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle." Die Reinheit, die Ehrlichkeit, der Stolz seiner Persönlichkeit können nicht besser als durch diese kurze Antwort beleuchtet werden. Seine Liebe zur Sache selbst, erhaben über das Persönliche, wird dadurch so hell, daß wir von hieraus verstehen, wie es ihn mit Naturkraft dazu drängte, gegen aufdringliche Prahler und seichte Pfuscher in Wissenschaft und Kunst rücksichtslos vorzugehn, ohne angegriffen zu sein, und ohne zu erwägen, ob er dabei gewinnen oder verlieren könnte. Die Wahrheit war es, der er jede Rücksicht opferte. Sie war es auch, die ihn veranlaßte, einen Ruf an die Wiener Bühne als Dramaturg abzulehnen. Vom Theaterwesen oder Theaterunwesen jener Zeit hatte er einstweilen genug. „Noch muß ich Ihnen sagen," schreibt er am 13. April 1769 an Nicolai, „daß mir von Wien aus sehr ansehnliche Vorschläge gemacht werden. Sie werden aber leicht erraten, daß sie das Theater betreffen, um das ich mich nicht mehr bekümmern mag."

Den Gedanken, die Rückreise von Italien über Wien zu machen, gibt er bald auf. Die absprechende Art freilich, in der Gleim und die Berliner von dem Wiener Plan, der Klopstockschen „Kolonie von Gelehrten", sprachen, machte er sich nicht zu eigen. Warum solle es in Wien den Gelehrten an Freiheit fehlen zu denken? Man dürfe nur der Narr nicht sein, alles zu schreiben, was man denke. „Wien mag sein, wie es will," schreibt er bitter dem Berliner Nicolai am 25. August, „der deutschen Literatur verspreche ich dort immer noch mehr Glück als in Eurem französierten Berlin. Wenn der Phädon in Wien konfisziert ist, so muß es bloß geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden und man sich nicht

einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will: und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht; und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist. Ein jeder tut indes gut, den Ort, in welchem er sein muß, sich als den besten einzubilden; und der hingegen tut nicht gut, der ihm diese Einbildung benehmen will."

Mit Wien war es also nichts. Es wurde aber, wenigstens einstweilen, auch mit der italienischen Reise nichts. Hätte Lessing sie sofort angetreten, so wäre er vermutlich nicht Bibliothekar in Wolfenbüttel, vielleicht aber ein glücklicherer Mensch geworden, als er es wurde. Sein Schicksal entschied sich durch sein Zögern, das der Abschluß der Antiquarischen Briefe und Geldsorgen mit sich brachten.

„Unwandelbar als das Schicksal selbst" erschien ihm noch seine Reise am 10. August 1769. Nachdem er schon vorher den Plan, zur See über Livorno zu fahren, aufgegeben hatte, wollte er spätestens im Mai 1769 über Göttingen und Kassel, wo er des Laokoon wegen einen Monat zu verweilen gedachte, nach Nürnberg und dann weiter gehen. Was von seinen Büchern noch in Berlin sei, möchte er gern versteigern, um nur etwas mehr Mittel in die Hand zu bekommen, schreibt er dem Bruder Karl. „Ich muß alles zu Gelde machen, was ich noch habe; und auch so noch werde ich meine Reise nur kümmerlich bestreiten können. Das Herz blutet

mir, wenn ich an unsere Eltern denke. Aber Gott ist mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß keiner von unserer Familie ist. Denn der Ärmste ist doch wenigstens nichts schuldig, und ich stecke bei dem Mangel des Notwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren. Gott mag helfen!"

Da streckte sich ein neuer Arm aus, um seine Kraft den Deutschen zu erhalten, ihn selbst zu retten. Der Briefwechsel mit Ebert, dessen vorhin gedacht war, brachte die Lösung. Bereits 1756 hatten Lessing und Ebert einander kennen gelernt. 1767 kamen sie aufs neue persönlich bei einem Besuch Eberts in Hamburg zusammen, wie vorhin erwähnt wurde. Ebert, weiteren Kreisen schon damals hauptsächlich durch seine Übersetzung von Youngs Nachtgedanken bekannt, war in Braunschweig als Lehrer des Erbprinzen persona grata bei Hofe und lenkte geschickt die Rede auf Lessing, las auch einige von dessen Briefen dem Erbprinzen vor, der Gefallen an ihnen fand und Lessing kennen zu lernen wünschte. „Ich vergebe es Ihnen garnicht," schrieb Ebert bereits am 27. Januar 1769 an Lessing, als er dies mitteilte, „wenn Sie Ihren Weg nicht über Braunschweig nehmen," und: „Ich für meine Person wollte, daß Sie weder um zu lernen noch um zu lehren nach Italien gingen; Sie könnten beides in Ihrem Vaterlande tun." Im September 1769 übermittelte er ihm in einem uns verlorenen Schreiben das Angebot des Erbprinzen, die Bibliothekarstelle an der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel anzunehmen, und die Aufforderung, sich in Braunschweig vorzustellen. Am 11. Oktober berichtetet Lessing, nachdem er Ebert geantwortet hatte, hierüber schon an Nicolai: die Italienreise müsse er wohl mindestens ein Jahr hinausschieben. Unter dem nämlichen Datum schreibt er wiederum Ebert, er werde nach Braunschweig kommen, um dem Erbprinzen zu danken. Zugleich legt er seine „Untersuchung über den Tod der Alten" bei, „nebst dem Kupfer für den zweiten Teil der Antiquarischen Briefe". Als Streitschrift mit Klotz verdiene jene nicht, dem Erbprinzen

förmlich überreicht zu werden; Ebert könne sie ihm aber gelegentlich zeigen, wenn er es für ratsam halte.

Der Bemühung des klugen, feinsinnigen Ebert, der allen, wenn nicht durch seine eignen Dichtungen und Übersetzungen, so doch durch Klopstocks Oden vertraut ist, war es zu danken, daß Lessing wirklich die Stelle erhielt. Dieser hatte seinerseits durch die herzliche Aufnahme des geistvollen, warm von Ebert empfohlenen Eschenburg, gleiche Freundschaft bewiesen.

Dem braunschweigischen Freunde wurde sein Vorhaben erleichtert durch des Erbprinzen Interesse für schöngeistige Fragen, das ihn auch dazu gebracht hatte, bei einem Berliner Aufenthalt Mendelssohn aufzusuchen und mit diesem einen Briefwechsel anzuknüpfen. Moses war fortan am braunschweigischen Hofe ein gern gesehener Gast. Auch ihn hätte der Erbprinz am liebsten nach Braunschweig gezogen. Hierdurch mußte er von vornherein Lessings Zutrauen gewinnen. „Ich wüßte nichts in der Welt," antwortete er Ebert am 7. November 1769, „wodurch sich der Prinz meiner ganzen Ergebenheit und Verehrung mehr hätte versichern können, als dadurch, daß er Bekanntschaft mit meinem ältesten und besten Freunde in Berlin machen wollen. Daß sie einander gefallen würden, daran war kein Zweifel: und was wollte ich nicht darum geben, wenn es möglich wäre, daß ihn der Prinz aus jenem Ort ziehen könnte, wo ich weiß, daß er ganz gegen seine Neigung ist."

Die erste Reise nach Braunschweig war indes mit Schwierigkeiten verknüpft, da Lessing seine Geldangelegenheit für alle Fälle vorher ordnen wollte und, wie er sich selbst ausdrückte, nur um so tiefer in den Morast geriet, je mehr er sich herauszuarbeiten bemüht war. „Ich bin," schrieb er, „leider hier so tief eingenistet, daß ich mich gemächlich losreißen muß, wenn nicht hier und da ein Stück Haut mit sitzen bleiben soll. Besonders wenn ich es so einrichten will, daß ich allenfalls nicht wieder kommen dürfte."

Inzwischen rüstete Ebert für ihn ein gutes Quartier, um es dem Freund Ende November behaglich zu machen. „Blasen Sie

unterdes, lieber Freund, bei dem Prinzen ein wenig in die Kohlen," rief ihm Lessing scherzend am 15. November zu, „damit sie nicht ganz verloschen sind, wenn wir unsern Schwefelfaden zünden wollen." Als Lessing sich persönlich in Braunschweig vorstellte, entschied sofort das Los zu seinen Gunsten, obwohl er wenig auf der Hut war, wie er nachher selbst gestand. Er müsse zufrieden sein, wenn man ihn bei der ersten Bekanntschaft nicht ganz verachte, schrieb er Ebert mit rührender Bescheidenheit. Auf die Länge aber, meinte er, „gewinnt man bei einem guten Manne gewiß, wenn man aufrichtig bei ihm gewinnen will". Der Erbprinz ließ ihm daraufhin noch ausdrücklich am 7. Januar 1770 durch Ebert mitteilen, er habe „alle Erwartung erfüllt" und „die seinige übertroffen". Der Herzog selbst habe, meldete Ebert, viel von Lessing gesprochen und freue sich, ihn kennen zu lernen.

Lessing hatte nun indessen in Hamburg noch „alle Hände voll zu tun", um so mehr als jetzt, im Januar 1770, die Nachricht vom Tode Königs eintraf. Ritterlich trat er als Berater an die Seite der verlassenen Frau Eva. So verzögerte sich die endgültige Abreise. „Ich stecke hier in Schulden bis über die Ohren und sehe schlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren wegkommen will," schreibt er am 4. Januar dem Bruder Karl, den er wiederum ermahnt, sich „einer ernsthaften bürgerlichen Beschäftigung" zu widmen: „Auch die glücklichste Autorschaft ist das armseligste Handwerk." Inzwischen wurden aber Herzog und Erbprinz ungeduldig. Sie hatten nicht nur Lessing die Kosten der Braunschweiger Reise erstatten lassen, freilich nicht zu dessen Freude, denn er mochte nicht „für einen Menschen gehalten sein, der etwas erwarten oder verlangen könnte bloß deswegen, weil er es bedarf"; sie hatten ja auch die Stelle an der Bibliothek, die mit einem Einkommen von sechshundert Talern verbunden war, für ihn erst geschaffen oder doch leer gemacht, denn der bisherige Inhaber, Klosterrat Hugo, trat an seinen früheren Platz zurück — er ist 1804, also fast ein Menschenalter später als Lessing, nahezu achtzig Jahre alt, als Direktor der Kammer und des Klosterrats, gestorben. So

hatten sie Anspruch auf Lessings Eifer. Dieser aber verdankte dem Aufschub noch das Zusammensein mit dem Geistesnachbarn Herder, dessen „Kritische Wälder" seine Aufmerksamkeit längst erregt und seine, wenngleich bedingte, Anerkennung gefunden hatten. Jedenfalls war ihm Herder als der einzige erschienen, für den er die „Laokoon"-Untersuchungen hätte fortsetzen mögen.

Schon am 8. November 1769 hörte Lessing durch Nicolai, daß Herder in Riga sein geistliches Amt niedergelegt habe, zu Schiffe nach Frankreich gegangen sei und ihm aus Nantes geschrieben habe. Des jungen Herder „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" waren in den Jahren 1766—69 in drei Heften in Riga erschienen und hatten überall Neugierde nach der Person ihres Verfassers erweckt. Nicolais nähere Beziehungen zu Herder datieren aus dem Jahre 1766, wie sein Schreiben an diesen vom 30. Dezember zeigt, das in Nicolais Nachlaß liegt: „Glauben Sie wirklich, daß Ihr Name bei uns noch unbekannt ist? Daß diejenigen, die Ihre Schrift so aufmerksam gemacht, sich denselben ins Ohr sagen; daß man für gewiß wissen will, daß Sie sich in Riga aufhalten und dergleichen. Vielleicht rät man unrecht. Sie werden wohl tun, wenn Sie sich mir entdecken, damit Sie mir Herz machen, wissentlich zu lügen und zu sagen: ‚Ich weiß zuverlässig, daß der Verfasser der »Fragmente« nicht Herder heißt'. Doch dem sei wie ihm wolle, ich bin glücklich genug, in Ihnen einen Mann von Geschmack und Talenten entdeckt zu haben. ... Mein Freund Lessing liefert mir gar nichts." Es ist bekannt, daß Herder zu Lessings unbedingten Verehrern gehörte, obwohl er später in einem Brief an F. L. W. Meyer sich gegen die Veröffentlichung ihres Briefwechsels aus Gründen des Goezestreits sträubte: „Welche Anmutung, mich in die Angelegenheit zu verflechten." Aber so lange Lessing lebte, pflegte er, wie er selbst bekennt, bei jeder Schrift, die er herausgab, sich zu fragen: „Was wird Lessing dazu sagen!" Regelmäßig haben sie einander weiterhin nicht geschrieben. Im Mai 1774 antwortet Herder auf eine dahin zielende Frage Hamanns: „Mit Lessing stehe ich in keiner Verbindung. Ich kenne ihn aber als Mann."

Dieses schöne kurze Urteil ergänzt er am 27. März des nächsten Jahres von der geistigen Seite: „Der einzige, der mich, wohin er sich schlage, interessiert, ist Lessing."

Herder also kam. In einem Brief vom Januar 1769 aus Riga an Nicolai hatte er noch, sein Schicksal und sein Wirken mit demjenigen Lessings vergleichend, diesen „in mehr als einer Absicht" beneidet: „Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst, und aus Lage in Lage, und immer noch mit ganzer, junger, unveralteter Seele wirft; solch ein Mann kann Deutschland erleuchten." Lessing würde niemals „der Mann sein, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens oder gar in eine Studierstube eingeschlossen" wäre. Er ahnte nicht, daß dies gerade jetzt Lessings Geschick werden sollte. Auf der Rückreise kam Herder, seinerseits nun „Weltbürger" dank Paris und dank der freien fröhlichen Seefahrt, in Hamburg an, fünfundzwanzig Jahre alt, freudig bereit, von Lessing zu lernen und sich ihm zu eröffnen. Die Schilderung, die Goethe im zehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit" von ihm entwirft, kann uns den Mangel einer Lessingschen leicht ersetzen, da jenes Zusammentreffen in Straßburg nur ein Jahr später erfolgte. Goethe erzählt, er habe Herder sofort an der Treppe des Gasthofes erkannt. „Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls (als Geistlichen), mehr noch aber ein langer, schwarzer Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sei. . . . Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten." Der Gegenstand der Unterhaltung mit Lessing aber war naturgemäß in den vierzehn Tagen

des Hamburger Aufenthaltes ein anderer als damals mit Goethe; Laokoon, Kunsttheorien, Aristoteles, der Streit mit Klotz, Italien, Winckelmann — das waren gegebene Haltepunkte. „Es hat mir geahnt," schreibt Lessing am 3. März 1770 an Ebert, „daß sich meine Abreise von hier wohl nicht ohne Ursache so lange verziehen müssen. Ich würde es bedauert haben, wenn ich jetzt schon weg wäre. Denn raten Sie, wer vor einigen Tagen hier ankam? Herder. Daß er von Riga vor einiger Zeit auf einmal weg und nach Frankreich gegangen, das wissen Sie. Von da hat ihn der Bischof von Lübeck verlangt, dessen Prinzen er als Prediger auf Reisen begleiten soll. Es hat mir notwendig sehr angenehm sein müssen, diesen Mann von Person kennen zu lernen; und ich kann Ihnen jetzt nur so viel von ihm sagen, daß ich sehr wohl mit ihm zufrieden bin. Er gehet die ersten Tage künftiger Woche nach Eutin, und sobald er weg ist, werde ich mit Ernst an meine Abreise denken." Viel später gab Herder zu verstehen (in seinem Denkmal auf Lessing), daß Lessing schon damals sich ganz im Strome der Ideen befunden habe, welche die Fragmente des Reimarus in ihm neu belebten. In Hamburg liegt die bedeutendste Saat für die Ernte von Lessings letztem Jahrzehnt.

Ebert, der ihm am 27. Februar 1770 mitgeteilt hatte, daß der Erbprinz mit den Entschuldigungen wegen seines Ausbleibens „vollkommen zufrieden" gewesen sei, sprach am 19. März die Hoffnung aus, Lessing werde Herder beschworen haben, „seinen Weg über Braunschweig zu nehmen". Als nun nichts mehr war, was außer Eva Lessing hätte in Hamburg halten können, bedeckte ein so tiefer Schnee die norddeutsche Tiefebene, daß er die Posten zwang, unterwegs liegen zu bleiben, sehr zum Ärger Lessings. „Gott weiß," schrieb er dem Braunschweiger Freunde, „daß ich mich herzlich sehne, vors erste in Ruhe zu kommen, weil ich doch in Ruhe kommen soll. Das Sperlingsleben auf dem Dache ist nur recht gut, wenn man ihm kein Ende abzusehen braucht. Wenn es nicht immer dauern kann, dauert es jeden Tag zu lange." Es war, als ob ihn eine höhere Macht von Wolfenbüttel zurückhielt. Kaum wich

der Schnee, als er erkrankte. „Ich könnte", schrieb er Ebert am 15. April, „allenfalls die Attestata dreier Medicorum mitbringen, daß ich mich länger als vierzehn Tage mit einem Flußfieber geschleppt habe, das ich noch nicht ganz los bin." Aber es wurde ihm, wie er selbst gesteht, auch nicht leicht, „verschiedene Freunde" zu verlassen, unter denen sicherlich Frau Eva weitaus den ersten Rang behauptete; denn schon einige Wochen nach seiner Abreise setzte ihr Briefwechsel ein. Manuskripte des Reimarus gab er noch dem Sohne zurück.

Endlich, am 17. April 1770, verließ er Hamburg, die Stadt seiner schönsten Hoffnungen. Sie lagen in Trümmer zerschlagen vor seiner Erinnerung. Aus Trümmern hob sich aber für ihn etwas heraus, das ihm das Scheitern seiner Pläne reichlich aufwog: er hatte in Evas Zuneigung einen Besitz errungen, den ihm auch der Tod nicht ganz entreißen konnte. Und für uns heben sich aus den Trümmern seines Suchens und Ringens seit Breslau die Werke, welche die deutsche Ästhetik als Wissenschaft erst begründeten: dort der „Laokoon", die „Antiquarischen Briefe" und „Wie die Alten den Tod gebildet", hier die „Hamburgische Dramaturgie".

Auch in Hamburg hat er fortgelebt, während Ackermanns Theater heute Kolonnaden gewichen ist. Auf dem Gänsemarkt steht Lessings Denkmal, das ihn auf der Lebenshöhe zeigt wie Graffs Porträt. Das Postament zieren die beiden Reliefs zweier Hamburger Kinder: Reimarus trägt die Allongeperücke aus dem Anfang des Jahrhunderts, Ekhof dagegen Band und Zopf. So redet schon dieses Denkmal laut genug von Lessings Kampf mit dem Geist der Zopf- und Perückenzeit. Nicht erfolglos hat er am Markte des Lebens gestanden.

10. Kunstlehre.

Die Gesetze der Kunst sind keine absoluten Werte. Sie hängen ab von Voraussetzungen, die teils in das völkerkundliche, teils in das geschichtliche, teils in das persönliche Gebiet fallen. Auch wenn man zwischen bildender und redender Kunst unterscheidet, so kennzeichnet man im Grunde nur äußere Merkmale, die das Wesen der Kunst gar nicht berühren. Die Ästhetik erschöpft nicht das Wesen der Kunst selbst, deren Quellen viel zu fein sind, als daß ihre Herkunft und Richtung nach Formeln sich bestimmen ließe. Ein jeder Künstler ist auch sein eigner ungewollter Kunsttheoretiker. Wer vermöchte denn noch ernsthaft dem Künstler über das Wesen seiner Kunst Regeln oder Wertmaße herzusagen, und wer ließe sich von ihm nicht gern durch eine einzige Leistung der gesamten eigenen Lehre Gegenteil beweisen!

Damit ästhetische Untersuchungen mehr als nur anregende Entdeckungsfahrten in das Gebiet der Logik und Psychologie seien, ist es notwendig, daß über ihnen dauernd der Gesamtbegriff der Kunst schwebt. Ein Drama, ein Aquarell ist ein höchst menschlich-klägliches Gebilde, wenn wir nicht sagen können, es gehöre der Kunst an; wenn wir nur sagen können: nach seinen Merkmalen falle es unter diese oder jene künstlerische Gattung. Und wenn wir heute Lessings „Laokoon" und „Dramaturgie" vornehmen, diese Torsos seiner kritischen Meisterschaft, so werden sie in unseren Händen nur dann lebendig, wenn wir sie betrachten unter dem Gesichtspunkt der stets lebendigen Kunst schlechthin, nicht aber unter demjenigen längst überholter Poetikbücher, verstaubter Texterklärung oder eifriger Zergliederung von Dramen, deren Verfasser schon zu ihrer Zeit als höchst mittelmäßige Gegenwartsdichter bekannt waren. Lessings Schätze zu heben, ohne sich mit dem auf ihnen ruhenden Staube die Augen zu trüben, ohne sich gleichzeitig mit des

längst vergessenen Dichters Christian Felix Weiße oder des zu seiner Zeit mit Recht geschätzten französischen Kunsttheoretikers Grafen Caylus Geistesfrüchten zu beladen, ist eine Aufgabe, die stets nur entweder zu wenig oder zu viel gelöst werden kann, denn nicht was Lessing fand, sondern was er suchte, und wie er es suchte, weckt unser Interesse, unsere Liebe, unser geistiges Mitleben. War er es doch, der die Kunst zu neuem Leben aufrief. Mit seinen kunsttheoretischen Schriften schnitt er zwei Kunstepochen von einander. Tand, Phrase und die in prächtigen Worten dahinrauschende Lebenslüge verschwanden in der Versenkung. So sind Lessings Untersuchungen auch für den modernen Künstler geschrieben.

Freilich muß man sich vergegenwärtigen, daß hiermit keine „Richtung", kein künstlerischer „—ismus" gemeint ist, sondern die moderne künstlerische Persönlichkeit schlechthin, an deren geistigem Auge die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts vorüberzog, wenn sie nicht unter ihrem Banne steht oder gar ihr reines Erzeugnis ist. Moderne Kunst ist Persönlichkeitskunst. Ihre Vertreter werden deshalb den Pinsel, den Meißel nicht besser oder schlechter führen, weil es Theoretiker gibt, die nach Zielen und Mitteln die Grenzen der einzelnen Kunstgattungen untersuchen. Warum sollte es ihnen hierfür an Verständnis fehlen; warum aber anderseits sollten sie hierfür besonders mit Verständnis begabt sein? Ein Werk über Metrik kann ja auch keinen Dichter, ein Dichter — ohne weiteres — keine Metrik machen.

Mit dem nachschaffenden Gedanken tritt Lessing an die Schöpfungen der Malerei und Plastik heran, erwägend, welche Absicht den Künstler geleitet haben möge. Betrachten ist nicht künstlerisches Anschauen. Aus dem Laokoon weht uns aber nicht jener Geist der Erhebung entgegen, der die Wirkung der bildenden Kunst ist, im tiefsten Grunde unsagbar wie Musik. Nüchterne, kühle Gedankenreihen bannen den Leser, zwingen ihn zu denken, wie es sich gehört; nicht aber nachzuempfinden; wie es sich nicht gehören würde. Darum muß der moderne Leser des „Laokoon",

sei er Künstler oder nicht, nicht an ihn herantreten wie an eine einbalsamierte Mumie, sondern wie an ein selbständiges lebensvolles Gedankengebilde. Nicht Andacht, nicht Stimmung, nicht Individualität, nicht seherisches Erfassen erwarte er, sondern das, was der Titel sagt: eine kritische Abhandlung „über die Grenzen der Malerei und Poesie", (Lessing hat bei dem Wort „Malerei" die bildende Kunst überhaupt im Auge), „mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte", dieses aber in einer kristallenen Sprache und zergliedernden Schärfe, wie sie dem bildenden Künstler als solchem kaum fremder sein können.

Das ist das eine. Das andere ist die Frage, ob Lessing sich dieses Verhältnisses von Theorie und ausübender Kunst zu einander bewußt war; mit andern Worten: ob er selbst im „Laokoon" ein inneres, inniges Verhältnis zur Kunst zeigt trotz der kalten Begriffsanalyse.

Lessing selbst erklärt in der Vorrede, daß er einem „falschen Geschmack", „ungegründeten Urteilen" entgegenarbeiten wolle, in Aufsätzen, die „zufälligerweise und auf Grund längerer Lektüre" entstanden seien. Auf Grund von Lektüre, nicht von Anschauung also! Mehr zufälligerweise und „nach der Folge der Lektüre" seien sie angewachsen als „durch die methodische Entwicklung allgemeiner Grundsätze". „An systematischen Büchern", meint der Verfasser, „haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, trotz einer Nation in der Welt." Er unterscheidet bei der Betrachtung der Künste Liebhaber, Philosophen und Kunstrichter. Der Liebhaber ist der „Mann von feinem Gefühl", der die Wirkung „verspürt". Der Philosoph sucht „in das Innere dieses Gefallens einzudringen" und entdeckt „allgemeine Regeln". Der Kunstrichter denkt „über den Wert und über die Verteilung dieser allgemeinen Regeln" nach. Der erste urteile nach Gefühl, der zweite nach Schlüssen, der dritte nach der Anwendung der Schlüsse auf den einzelnen Fall. Der Kunstrichter Lessing hätte

sich hiernach einen Einfluß auf die bildende Kunst selbst niemals zusprechen mögen, und ihn mache man nicht verantwortlich, wenn ein solcher Einfluß auf unfähige Bildner zu spüren war oder ist, oder wenn Schulanatomen seinem „Laokoon“ die Geltung eines künstlerischen Kanons geben, was ihn selbst mit Humor erfüllen müßte. Er würde ihn vielleicht doch lieber nicht geschrieben haben, wenn er hätte ahnen können, daß noch nach hundertfünfzig Jahren aus ihm ein systematisches Schulbuch zurechtgestutzt werden könnte.

Einseitig, aber nicht ohne Grund sieht Chamberlain den Wert des „Laokoon“ in der Feststellung eines Provisoriums, welches das Ansammeln neuen Beweismaterials und damit weitere Fortschritte im Erkennen ermöglicht habe. Gewiß folgte Lessing dem Grundsatz des Aristoteles, erst Tatsachen zu sammeln, dann sie denkend zu verbinden. Aus seinen Entwürfen geht hervor, daß die Einwände gegen des Engländers Spence „Polymetis“ und das Werk des französischen Grafen Caylus „Tableaux tirés de l'Iliade“, das dem bildenden Künstler eine Anleitung geben wollte, wie die Geschichten des Homers unmittelbar für den Maler zu verwerten seien, den frühesten Ausgangspunkt des Ganzen bildeten und sowohl die Laokoongruppe wie Winckelmann erst später einbezogen wurden. Wir wissen ferner, daß der Grundgedanke aus Mendelssohns „Betrachtungen über die Quellen und Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften“ stammt, die 1757 in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ erschienen. Noch vor der Veröffentlichung dieses Aufsatzes, im Dezember 1756, hatte ihn Mendelssohn in einem Briefe auf Winckelmann hingewiesen: dieser behaupte, daß die alten Bildhauer „ihre Götter und Helden niemals von einer ausgelassenen Leidenschaft dahinreißen lassen“, und führe „Laokoon“ als Beispiel an, „den Virgil poetisch entworfen und ein griechischer Künstler in Marmor gehauen hat“. Vielleicht hat Lessing auch vor oder während der Arbeit an Leonardo da Vincis entgegengesetzte Anschauungen in dessen Malerbuch gedacht, das er in seinen Kollektaneen erwähnt. Die bildende Kunst selbst dagegen war Lessing kein Bedürfnis, kam ihm freilich auch nicht entgegen, da es große

deutsche Gemäldesammlungen nur in Dresden, Düsseldorf und Mannheim gab und die künstlerische Reproduktion noch in den Kinderschuhen steckte. Anschauung konnte ihn mithin nicht davor bewahren, über die für seine Notizen unwesentlichen oder gar ihnen feindlichen Gattungen der Malerei wie Porträt, Stilleben, Landschaft, Genre, Tierstück kühl hinwegzuschreiten. Die Vereinigung von Logik und Kunstsinn, die Grillparzer an ihm rühmt, hat ihm den Streich gespielt, das allzusehr in den Hintergrund zu drängen, was die Künste verbindet, und die Stoffwahl einseitig zu beschränken. Die Ästhetik der einen Kunst ist die der andern, nur das Material ist verschieden.

Und doch ist der „Laokoon" viel mehr als eine provisorische Materialsammlung, wie schon die einfache Tatsache beweist, daß an seinen Grundgedanken unsere gesamte klassische Dichtung sich emporrankte. Der „Laokoon" wurde sicherlich nicht ohne gute Gründe das ABC-Buch für die redenden und bildenden Künstler bis weit in das 19. Jahrhundert hinein, der gewaltigste Anreger für Fachleute und Dilettanten bis in unsere Tage. Noch immer sagt es uns mehr als unsere eigensten Gedanken, die zum mindesten von den lessingischen ausgehen. Des „Laokoon" geheimnisvolle Kraft ruht darin, daß er die Kunst nicht nur als Gegenstand behandelt, sondern ihr zugleich der Form nach eng verwandt ist. Dem Stoff hat Lessing die in ihm schlummernden Lebenskräfte entbunden, in dem Sinne Nietzsches: „Man ist um den Preis Künstler, daß man das, was alle Nichtkünstler Form nennen, als Inhalt, als die Sache selbst empfindet." Das Künstlerische in Lessings Behandlung seines Gegenstandes ist stiltechnisch nur zu umschreiben, nicht zu erschöpfen, es ist das große Geheimnis des geborenen Stilkünstlers; und nicht einmal das seinige. So ist der „Laokoon" auch gar nicht nachzuahmen. Wilhelm von Humboldt hat es mit seiner Schrift über Goethes „Hermann und Dorothea" vergeblich versucht. Die Entwicklung der Gedanken zugleich mit dem Resultat selbst zu geben, ohne zu ermüden oder an Beweiskraft einzubüßen, ist dem „Laokoon" eigentümlich.

Aber auch das Stoffliche hat Lessing so wundervoll gebändigt,

daß seine Schrift aus der Umwertung der ästhetischen Vorstellung im 19. Jahrhundert nahezu unversehrt hervorgegangen ist; von den Stürmern und Drängern, die lessingisch „Handlung, Entwicklung“ auf ihre Fahne schrieben, bis zum Naturalismus, der in der Dichtung schilderungswütig trotz Lessing das Häßliche getreu abzeichnete und in der Malerei sich mit Lessing von der poetisierenden Gedankenmalerei abwandte, dann aber unbesorgt um die Wahl des Stoffes sich in ein Meer von Licht und Farbe ergoß. Dem „Laokoon“ gibt niemand ganz recht. Aber jeder liest ihn und geht aus von dem Verhältnis, das er zu ihm gewonnen hat.

Des „Laokoon“ historisches Verdienst ist es, den Kunstrichter von heute geschaffen zu haben. Damals wurde dieser Beruf, wie die „Schleswig-Holsteinschen Anzeigen“ (November 1769, 46. Stück) klagen, vertreten durch „abgesetzte Prediger, verdorbene Advokaten, stumpf gewordene Kandidaten, brotlose Virtuosen, fallit gewordene Kaufleute, schachernde Juden und geizende Buchhändler“. Auch der lakonische, wenig aufschlußreiche Titel war damals etwas ganz Neues für Abhandlungen, deren Überschriften nicht langschleppig und weitschweifig genug sein konnten. Je weniger ein Titel vom Inhalt verrät, lehrt Lessing, um so besser.

Der „Laokoon“ hatte zur Zeit seines Erscheinens noch viel mehr Aufgaben zu erfüllen als heute. Die Werke der bildenden Kunst waren geistig unverarbeitet. Es gab keine Ästhetik, keine Archäologie, keine Kunstgeschichte. Einen „Lichtstrahl aus dunklen Wolken“ nennt Goethe den „Laokoon“. „Man muß Jüngling sein,“ sagt er in „Dichtung und Wahrheit“, „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings „Laokoon“ auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und der Redekünste klar; die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenzen des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Be-

deutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt war. Jener arbeitet auf den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urteilende Kritik war wie ein abgetragener Rock weggeworfen."

Lessings Verdienst ist es, Kunstanschauungen, die tief mit ihrer Zeit verwachsen waren, aber der kritischen Betrachtung nicht standhalten, beseitigt zu haben. Bis zu dem Erscheinungsjahr des „Laokoon" (1766) galten des griechischen Lyrikers Simonides von Kos, den Lessing „den griechischen Voltaire" genannt hat, „blendende Antithese", daß die Malerei eine stumme Poesie, die Poesie eine lebende Malerei sei, und des Horaz vieldeutiges Wort: „Die Dichtung sei wie ein Gemälde" („ut pictura poesis"), als unanfechtbare Kunstgesetze, die auch durch poetische Sendschreiben und wissenschaftliche Abhandlungen bedeutender Männer nachdrücklich verfochten wurden. Schon Opitz spricht in einem an den Maler Strobel gerichteten poetischen Schreiben von Dichtung und Malerei nicht unzutreffend als Geschwisterkindern, fährt dann aber fort:

Das ist's, was hierbevor der Chäroneser* sprach,
Der Mann, dem Griechenland und Rom nicht kann bezahlen
Der Klugheit hohen Wert, daß euer edles Malen
Ein schweigendes Gedicht und die Poeterei
Ein redendes Gemäld' und Bild, das lebe, sei.

Breitingers „Kritische Dichtkunst" (1740), Bodmers „Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter" (1741), Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (1755), Christian Ludwig v. Hagedorns „Betrachtungen über die Malerei" (1762) folgen mehr oder minder derselben Linie. Besonders aber verwischten der Engländer J. Spence und der französische Graf Caylus — beide wurden schon genannt — die Grenzen der beiden Künste. Jener

* Plutarch.

versuchte in der Schrift „Polymetis“ (1747) für alle antiken Bildwerke poetische Vorlagen nachzuweisen; dieser machte geradezu das Gemälde zum Wertmesser der Dichtung in seinen ebenfalls schon zitierten „Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée, d'Homère et de l'Enéide de Virgile“ (1757). Abgesehen von Dubos' „Réflexions critiques sur la poésie et la peinture“ (1719) bemühte sich keine kritische Stimme, der Poesie zu ihrer ursprünglichen Selbständigkeit zu verhelfen. Lessing rühmt von den Alten, deren Vorrecht es sei, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu tun, daß, indem sie den Anspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, sie nicht vergaßen einzuschärfen, daß, ungeachtet der vollkommenen Ähnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch, sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung, verschieden wären. „Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände“, — fährt er fort — „haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Übereinstimmung der Malerei und Poesie die crudesten Dinge geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engeren Schranken der Malerei; bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen ... Ja diese Afterkritik hat zum Teil die Virtuosen selbst verführt. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt, indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wolle, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen.“

Es bedarf kaum der näheren Darlegung, an welche Art von Werken Lessing denkt, wenn er der Schilderungssucht in der Poesie und der Allegoristerei in der Malerei den Text liest. Die ganze beschreibende Poesie des 18. Jahrhunderts sinkt vor seiner Kritik rettungslos zu Boden: Thomsons von ihm selbst in seiner Jugend bewunderte „Jahreszeiten“ ebenso wie Hallers „Alpen“ und Ewald von Kleists „Frühling“. Andererseits fallen uns bei dem Vorwurf der Allegoristerei die einst so gefeierten Historien-

bilder von Rubens ein, etwa dasjenige, das die Landung der Maria Medici im Hafen von Versailles darstellt, wo nicht nur das Meer von Tritonen und Nereiden wimmelt, sondern auch die olympischen Götter Seite an Seite mit den Großen der Erde wandeln. Noch schlagfertiger illustrieren den Lessingschen Satz von der Verkennung der Grenzen zwischen Malerei und Poesie die zur Verherrlichung der Taten Ludwigs XIV. bestimmten Deckengemälde Lebruns im Schloß zu Versailles. Da ist z. B. der Sonnenkönig mit dem Donnerkeil Jupiters in der Hand dargestellt, wie er auf einem von Herkules durch die Wogen getriebenen Kriegswagen den Rhein überschreitet, während Hispania von den Fluten fortgerissen wird, dem bestürzten Rheingott das Ruder entfällt und Victorien herzu fliegen und die Wappenschilder der eroberten Städte emporhalten. —

Das 16. Stück von Lessings „Laokoon" machte dem Zustand der Abhängigkeit der Poesie von der Malerei und umgekehrt der Malerei von der Poesie mit einem Schlage durch jene „Schlußkette" ein Ende, die ihr Urheber „trocken", wie er selbst sagt, aber um so überzeugender so zusammenfügt: „Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müssen, so können nebeneinandergeordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, aufeinanderfolgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen. Gegenstände, die nebeneinander existieren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei. Gegenstände, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie. Doch alle Körper existieren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblick ihrer Dauer anders erscheinen

und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden und kann die Ursache einer folgenden und sonach gleichsam das Zentrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper. Auf der anderen Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen. Die Malerei kann in ihren koexistierenden Kompositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchen das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird. Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnliche Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht."

Nicht fertig wird Lessings Kunsttheorie vor den Laokoonleser gestellt, sondern sie wächst langsam heraus aus der Betrachtung der Laokoongruppe und der Würdigung Winckelmanns, so zwar, daß Lessing, die Laokoongruppe und Winckelmann im allgemeinen Bewußtsein von nun an nicht mehr von einander getrennt werden können. Ohne Winckelmann wäre Lessings „Laokoon" schwerlich geschrieben worden, sicherlich aber nicht in der Gestalt, in der er uns vorliegt. Winckelmann bleibt mithin so eng angeschlossen an Lessing, daß es zunächst notwendig ist, das Leben und die Persönlichkeit dieses hervorragenden Mannes, des gefeierten Begründers der klassischen Kunstgeschichte, zu betrachten.

Johann Joachim Winckelmann wurde als der Sohn ganz armer Eltern — der Vater, ein Flickschuster, stammte aus Schlesien, die Mutter war Märkerin — am 9. Dezember 1717 in Stendal in der Altmark geboren. Er war von früher Jugend an darauf angewiesen, durch Kurrentsingen und Nachhilfestunden an schwächere Schüler sich die Mittel zum Studium zu verdienen. Frühzeitig

erwachte insbesondere seine Vorliebe für das Griechische, sammelte er mit Leidenschaft Bücher und legte Kollektaneen aus einer Menge von Werken an, darunter auch aus Bayle, dessen Dictionnaire durch seine Form, aber auch durch seinen Inhalt einen starken und nachhaltigen Eindruck auf ihn machte. Im Mai 1738 bezog er die Universität Halle und ließ sich als Theologe immatrikulieren, ohne jedoch einen inneren Beruf zu diesem Studium in sich zu fühlen. Doch hielt Winckelmann auch noch nach seinem Übertritt zur römischen Kirche und sogar in Rom an der Gewohnheit fest, seine Bibel zu lesen und morgens sein Lieblingslied von Paul Gerhardt (»Ich singe Dir mit Herz und Mund«) zu singen. Nach zweijährigem Aufenthalt in Halle nahm er für ein Jahr eine Hauslehrerstelle in der Familie von Grolman in Osterburg i/A. an; hier lernte er die Umgangsformen der höheren Stände kennen. Dann ging er noch ein Jahr nach Jena, wo er aber fast nur mathematische und medizinische Kollegien hörte, verließ aber auch diese Universität, ohne einen akademischen Grad erlangt oder ein Examen abgelegt zu haben. Nochmals versuchte er es mit einer Erzieherstelle im Hause des Oberamtmanns Lamprecht in Hadmersleben bei Halberstadt; zu seinem Zögling trat er hier in ein jene Zeit überdauerndes, ans Schwärmerische grenzendes Freundschaftsverhältnis. Im Jahre 1743 begann sein fünfjähriges Schulmartyrium in dem in der Altmark gelegenen Städtchen Seehausen. Daß er in den Gottesdiensten im Homer las, zog ihm den Verdacht zu, ein Gottesleugner zu sein; zur Strafe mußte er sich jahrelang mit dem Elementarunterricht abquälen. Um Zeit für seine mit wachsender Leidenschaft betriebenen griechischen Studien zu gewinnen, schlief er nur drei Stunden; von dem kärglichen Jahreseinkommen von 120 Talern unterstützte er nicht nur seine Eltern, sondern erübrigte er auch noch Mittel zur Erweiterung seiner Bibliothek. Nach dem Tode seiner Mutter 1747 entschloß er sich das verhaßte Seehausen aufzugeben und nahm bei dem Grafen Bünau in Nöthnitz bei Dresden einen Bibliothekarposten an, mit dem die Hilfeleistung bei der Sammlung und Verarbeitung des

Quellenmaterials für des Grafen großes Werk über Deutsche Reichsgeschichte verbunden war. Was ihn hierzu mehr lockte als das höchst bescheidene Gehalt von rund 80 Talern, das war wohl der Umstand, daß ihm die große Bünausche Bibliothek von 50000 Bänden zur freien Benutzung zur Verfügung stand. In dem nahen Dresden gewann er zugleich die Fühlung mit den bildenden Künsten, in deren Studium er bald seine eigentliche Bestimmung erkannte. Der Gunst des Oberinspektors der königlichen Galerie Joh. Gottfr. Riedel hatte er es zu danken, daß er auch an Tagen, an denen jene geschlossen war, freien Zutritt zu ihr hatte. Durch das Betrachten der Kunstwerke und den Verkehr mit den Dresdener Künstlern, Oeser, dem späteren Lehrer Goethes in Leipzig, Lippert, dem Galeriedirektor Christian Ludwig v. Hagedorn (einem Bruder des Dichters Friedrich v. Hagedorn) erwachte in Winckelmann das sehnliche Verlangen, die klassischen Stätten selbst kennen zu lernen, und dieses Verlangen wurde immer mehr zur bestimmenden Macht seines Lebens. Ein Ereignis wurde für ihn die Bekanntschaft mit dem Nuntius am Dresdener Hof, Kardinal Acquinto, der, als er ihn eines Tages durch die Bibliothek in Nöthnitz führte, ihm von den Möglichkeiten sprach, die sich ihm in Italien eröffnen würden, und dadurch zuerst den Gedanken eines Konfessionswechsels in Winckelmanns Seele warf. Kardinal Acquinto stellte ihm in Aussicht, ihn dem Kardinal Passionei, dessen Büchersammlung zu den größten Europas zählte, als Bibliothekar zu empfehlen. Lange zögerte Winckelmann, aber endlich gab er den Lockungen nach. „Das ist mein Unglück," seufzte er, „daß ich kein Mittel sehe, zu meinem Ziele zu gelangen, ohne für einige Zeit zum Heuchler zu werden." Am 11. Juli 1754 legte er unter Assistenz des Beichtvaters des Königs, Leo Rauch, in der Privatkapelle des Nuntius in des letzteren Hände Profeß ab. Die Niederlegung seiner Stelle bei dem Grafen Bünau und die Übersiedelung nach Dresden waren die nächste Folge dieses Schrittes. Bald darauf erschien seine nur in 50 Exemplaren gedruckte Schrift: „Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke

in der Malerei und der Bildhauerkunst" und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihren Verfasser. Die Sätze, in denen Winckelmann hier darlegt, wodurch die Griechen in besonderer Weise begünstigt wurden, ein Ideal körperlicher Schönheit und Vollkommenheit zu entwickeln, haben klassische Geltung erlangt. Die Nachahmung der Alten, folgert Winckelmann, ist für den Künstler noch wichtiger als die Nachahmung der Natur. „Könnte auch die Nachahmung der Natur dem Künstler alles geben, so würde gewiß die Richtigkeit des Konturs durch sie nicht zu erhalten sein; diese muß von den Griechen allein erlernt werden." Am berühmtesten ist die Schrift geworden durch die Stelle über den Laokoon, an die Lessing anknüpft. Der Satz, daß „das allgemeinste und vorzüglichste Kennzeichen der Meisterwerke der griechischen Kunst in einer edlen Einfalt und stillen Größe". liege, wurde zum erfolgreichen Schlachtruf in dem Kampf gegen die Ausartungen der Kunst des Rokoko. Es ist bemerkenswert, daß Winckelmann, als er diese Stelle niederschrieb, nur erst wenige antike Skulpturen gesehen hatte: die im Dresdener Altertumskabinett befindlichen Werke waren überdies schwer zugänglich. Von der Laokoongruppe war er nur auf einen im persönlichen Besitz des Kurfürsten befindlichen Gipsabguß angewiesen. Man muß daher in der Tat an ein „intuitives Hellsehen" glauben, das ihm ermöglichte, die Kunst des Altertums so treffend zu charakterisieren, wie dies in jener seiner Erstlingsschrift geschah. Nichts aber konnte ihn nun noch in Deutschland zurückhalten. Mit einer Pension von 200 Reichstalern, die ihm August II., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, aussetzte, trat Winckelmann am 24. September 1755, genau ein Jahr vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, die Reise nach Italien an. Am 18. November fuhr er durch die Porta del Populo in Rom ein. Damit beginnt eine neue Epoche in seinem Leben. Raphael Mengs gewährte ihm zunächst gastliche Aufnahme und führte ihn in die Welt der römischen Altertümer ein. Durch Kardinal Acquinto, der inzwischen nach Rom zurückgekehrt war, um das Amt des Governatore von Rom zu übernehmen, wurde

Winckelmann dem Kardinal Passionei vorgestellt, dessen Bibliothekar zu werden er jedoch ablehnte, um nicht von dem Studium der antiken Kunst abgelenkt zu werden; um so willkommener war ihm die Erlaubnis ungehinderten Zutritts zu des Kardinals Bibliothek. Durch längeren Aufenthalt in Neapel, wo seit einigen Jahrzehnten die herkulanensischen Altertümer zusammenströmten, und in Florenz, wo er Gast von Wilhelm Stosch-Muzell, dem Neffen des verstorbenen Sammlers Philipp von Stosch, war, dessen 3000 Stücke umfassende berühmte Gemmensammlung er katalogisierte und beschrieb — sie wurde später für den Preis von 30000 Dukaten von Preußen angekauft —, erweiterte er seine Anschauung von Werken der Antike. Während der Abwesenheit Winckelmanns in Florenz starb sein Gönner Kardinal Acquinto. Zum Ersatz erhielt er aber um dieselbe Zeit das Anerbieten des 73jährigen, halb erblindeten Kardinals Albani, als sein Hausgenosse die Aufsicht über seine Bibliothek und seine Galerie zu übernehmen, einen Antrag, durch dessen Annahme ihm nur ganz wenig Pflichten und Lasten, um so mehr aber Annehmlichkeiten und Vorteile erwuchsen. Als Clemens XIII. der Nachfolger Benedikts XIV. wurde, erlangte Winckelmann das ehrenvolle Amt eines Präsidenten der Altertümer. Unter solchen günstigen äußeren Voraussetzungen entstand sein Lebenswerk, die „Geschichte der Kunst des Altertums", mit deren Niederschrift er schon bald nach seiner Ankunft in Rom begonnen hatte. Auf diesem Werke hauptsächlich ruht bis heute der Ruhm seines Namens. Es erschien 1763 in Dresden; 1767 folgte noch ein Band Anmerkungen und Berichtigungen. Den Druck einer zweiten Ausgabe bereitete Winckelmann vor, als ihn der Tod überraschte. Als einen neuen Kolumbus, der „ein lange geahntes, gedeutetes und besprochenes, ja man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlorenes Land entdeckte," pries ihn Goethe; er habe verwirklicht, was seinen Vorgängern im Altertum auf ihrem Standorte nicht gegeben gewesen sei, „die ganze Kunst als ein Lebendiges (ζῶον) anzusehen, das einen unmerklichen Ursprung, ein langsames Wachstum, einen

glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenfällige Abnahme, wie jedes andere organische Wesen, nur in mehreren Individuen, darstellen muß". Nun wurde auch Winckelmanns altes Vaterland aufmerksam auf den in Rom berühmt gewordenen Sohn; Anzeichen davon sind die Ernennung zum Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften auf Heynes Vorschlag, und auch das schon früher erwähnte Angebot des erledigten Berliner Bibliothekarpostens.* Im Jahre 1765 starb in Berlin der königliche Bibliothekar Geheimrat Gaultier de la Croze, dem auch das Kabinett der Altertümer und Medaillen unterstand. Nun sollten die beiden Ämter getrennt werden. Zum Kustos des Altertumskabinetts wurde der schon seit einer Reihe von Jahren an ihm tätige Hofrat Stosch ernannt. Für das Amt des Bibliothekars wurde Winckelmann in Aussicht genommen. Nach Weisung des Obersten Guichard (Quintus Icilius) übernahm es der Buchhändler Friedrich Nicolai, eine vertrauliche Anfrage an Winckelmann zu richten. Der König, so schrieb Nicolai, schätze Winckelmann und sei geneigt, 1500—2000 Taler zu geben; daß durch die Teilung der Ämter Winckelmann gerade für das ihn allein interessierende Altertumskabinett gar nicht mehr in Betracht kam, vergaß er zu erwähnen. Am 29. August 1765 traf der Brief in Rom ein; schon am 31. schrieb Winckelmann, indem er sich natürlich für den Gehalt von 2000 Talern entschied, zurück: „Ich habe den hohen Ruf überlegt und nehme an." Nach sieben Wochen, am 18. Oktober 1765, traf in Rom die Antwort ein, die alle Zukunftspläne Winckelmanns in bezug auf seine Rückkehr nach Deutschland vernichtete. Der sparsame König fand für einen Deutschen 1000 Taler genug. Winckelmann schrieb empört zurück: „Ehe man einen Mann qual mi son io aufsprengt, hätte man seiner Sache sollen gewiß sein." Bald aber sah er die Angelegenheit in anderem Lichte; am 1. März 1766 äußerte er sich nach Dresden gegen Hagedorn: „Ich hätte eine Thorheit begangen." Er war doch wohl schon zu lange in Rom gewesen, als daß die Rückverpflanzung nach dem Norden ihm noch gut hätte bekommen

* Siehe Bd. I S. 219.

können. Überdies erforderten seine weiteren literarischen Pläne, insbesondere die soeben begonnene Herausgabe des großen Kupferstichwerkes der „Monumenti inediti“, seine Anwesenheit in Rom. Leider ist ja (wovon ebenfalls schon früher berichtet wurde) die Hoffnung der Freunde Lessings, daß nun diesem das Bibliotheksamt übertragen werden würde, nicht in Erfüllung gegangen. Winckelmanns Tage aber waren schon gezählt, als jene unglückliche Angelegenheit sich abspielte. Am 23. März 1768 trat er eine Reise nach Deutschland an, mit der er schon lange sich getragen hatte. Aber kaum lagen die Grenzen Italiens hinter ihm, da erfaßte ihn ein unüberwindliches Heimweh nach Rom, und er beschloß in München die Rückkehr. Lediglich seinem Reisegefährten zulieb und um der Kaiserin Maria Theresia seine Aufwartung zu machen, verstand er sich zu dem Umweg über Wien. Am 28. Mai trat er von dort in der Postkutsche die Fahrt nach Triest an, wo er acht Tage liegen bleiben mußte, um auf eine Schiffsgelegenheit nach Ancona zu warten. In dieser Zeit schloß sich ihm eng ein Italiener, namens Arcangeli, ein Mann niederen Standes, an, der in demselben Gasthof wie er abgestiegen war. Es ist die Vermutung ausgesprochen worden (und sie wird bestätigt durch seinen rätselhaften Widerwillen gegen die Fortsetzung der Reise), daß Winckelmann sich damals in einem Zustand krankhafter Apathie befand. Nur so ist es zu erklären, daß er sich die Gesellschaft jenes Menschen gefallen ließ, der in seiner Erwartung, bei Winckelmann Reichtümer zu finden, durch das geheimnisvolle Inkognito bestärkt wurde, mit dem sich Winckelmann während seines Aufenthalts in Triest umgab. Am 8. Juni des Morgens trat Arcangeli zu Winckelmann ins Zimmer, der am Schreibtisch saß und Anweisungen für den Druck der zweiten Ausgabe der Geschichte der Kunst des Altertums niederschrieb. Plötzlich warf ihm jener von rückwärts eine Schlinge um den Hals und zog sie gewaltsam zu. Winckelmann, halb erdrosselt, hatte noch die Kraft aufzuspringen und sich zur Wehr zu setzen, glitt jedoch auf dem Boden aus und kam zu Fall, worauf der Mörder ihm mehrere Stiche in Brust und Leib versetzte. Als infolge des Lärms ein

Kellner ins Zimmer trat, floh der Mordbube, der aufgegriffen wurde und vier Wochen nach der Untat sein Verbrechen auf dem Rade büßte. Längere Zeit verging, bis es gelang, einen Wundarzt herbeizurufen, der Winckelmanns Wunden verband; er konnte nur feststellen, daß mehrere von ihnen tödlich seien. Winckelmann, auf eine Matratze am Boden gebettet, diktierte noch eine Reihe letztwilliger Anordnungen, konnte aber nicht mehr unterschreiben. Nach sechs Stunden schweren Leidens verschied er, erst 51 Jahre alt.

Winckelmanns tragischer Ausgang hat das Interesse an seiner Persönlichkeit nur gesteigert. In einer Folge von wundervollen Aufsätzen hat Goethe ein Menschenalter später seine geschichtliche und menschliche Erscheinung gewürdigt. „Von seinem Grabe her", so heißt es dort am Schlusse, „stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen." Der Wunsch, auch Griechenland zu sehen, und so in die Lage versetzt zu sein, die griechische Kunst an den Sitzen ihres Ursprungs zu studieren, ist dem Verfasser der „Geschichte der Kunst des Altertums" infolge seines vorzeitigen Todes nicht in Erfüllung gegangen. Vielleicht zu seinem Glück, denn die Einheitlichkeit des Aufbaues seines Werkes wäre durch eine Kenntnis der allein in Griechenland zu studierenden Meisterwerke der echten griechischen Kunst vielleicht unheilbar gestört worden.

Indem sich unsere Darstellung nunmehr zur näheren Betrachtung der Laokoongruppe und zu Lessings Laokoonschrift zurückwendet, die an jene unmittelbar anknüpft, ist vorauszuschicken, daß seit dem 18. Jahrhundert die Wertschätzung des Werkes, an dem Winckelmann sein Wort von der „edlen Einfalt und stillen Größe" der griechischen Kunst zunächst erläutert hat, starken Wandlungen unterlag. Seit dem Bekanntwerden der Kunst des Phidias in den Giebelgruppen des Parthenon gewann man einen anderen Eindruck vom höchsten griechischen Stil als Winckelmann und Lessing ihn haben konnten, da beide, jener auch noch als er in Rom die dort aufgestapelte Menge von Werken der

Antike kennen lernte, ihr Urteil in der Hauptsache auf Grund der römischen Nachbildungen griechischer Originalschöpfungen, nicht aber der letzteren selbst, sich bilden mußten. Lessing war sogar nur auf Kupferwerke angewiesen, und von Originalen kannte er nur eine kleinere oder größere Anzahl von Werken der Kleinkunst, hauptsächlich Gemmen. Zeitweise verfiel die Kunstwissenschaft auch in das entgegengesetzte Extrem der Unterschätzung des Laokoon. Heute findet wohl das Urteil Michelangelos, der den Laokoon, als er ihn unmittelbar nach der Ausgrabung zu sehen bekam, ein „Wunder der Kunst" (portento dell' arte) nannte, wieder überwiegend Zustimmung oder doch Verständnis.

Am 14. Januar 1506 war es, als Felice de Fredis und sein Sohn beim Graben auf ihrem auf dem Esquilin bei den sogenannten Sette sale in der Nähe der Titustherme gelegenen Weingut auf einen reich verzierten tempelartigen Bau stießen, dessen Zugang vermauert war. Als es gelang, in das Innere einzudringen, fand man ein Marmorwerk, das der Künstler Giuliano di San Gallo, der herbeigerufen wurde, sogleich als den Laokoon erkannte, von dem Plinius erzählt, daß er im Hause des Kaisers Titus sich befunden habe, und den er als ein Werk preist, das allen anderen sowohl der Malerei als der Plastik vorzuziehen sei („opus omnibus et picturae et statuariae artis praeferendum"). Er fügt hinzu, daß ihn und die Kinder sowie die wunderbaren Verschlingungen der Drachen die rhodischen Künstler Agesander, Polydorus und Athenodorus aus einem einzigen Marmorblock geschaffen hätten („Ex uno lapide cum ac liberos draconumque mirabiles nexus de consili sententia fecere summi artifices Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii"). Nach den letzten Grabungen und Untersuchungen scheint festzustehen, daß die Künstler Hagesandros II., Athenodoros II. und ein Sohn des Hagesander namens Polydoros gemeint sind, danach also die Gruppe nicht im 3. Jahrhundert v. Chr., sondern erst um 50 v. Chr. entstanden, mithin eine der letzten hellenistischen Schöpfungen sein muß. Ausschlaggebend wurden für diese Datierung die dänische Grabung auf Rhodos 1902/3 so-

wie Sammlungen rhodischer Künstlerinschriften. Vielleicht befand sich das Werk schon in augusteischer Zeit in Rom. Wo die Gruppe gestanden hat, ist nicht sicher. Vielleicht schmückte sie als Sinnbild der rächenden Gottheit zunächst irgendein Heiligtum, bis sie dann in den Palast des Kaisers Titus, von dem Livius spricht, und endlich in die Thermen des Trajan gewandert ist, die, bei Berücksichtigung der Umbauten, für den Fundort in Frage kommen. Da Titus sich im Jahre 69 in Rhodus aufhielt, ist es auch möglich, daß er dort die Gruppe erworben oder als Geschenk empfangen hat, und daß sie in der Stunde der Gefahr später in das unterirdische und vermauerte Gelaß geschafft wurde. Unmittelbar nach der Entdeckung erwarb sie Papst Clemens für das Belvedere. 1797 ließ der gründliche Napoleon sie nach Paris schaffen. Später kam sie nach Rom zurück. Vergil (Aen. II, 199 ff.) kannte die Laokoonsage, vielleicht sogar das Original des Bildwerkes selbst — um das es sich hier zweifellos handelt —, während dieses umgekehrt von Vergils Darstellung völlig unabhängig ist. Daß die Meinungen der Archäologen über den Wert des Werkes im Lauf der Jahrhunderte sich weit von einander entfernt haben, ist nicht erstaunlich.

Aus weißem Marmor gehauen, der nur an einigen Stellen graue Farbe und kleine Kristalle zeigt, — der Bericht des Plinius, daß es ein einziger Block gewesen sei, erwies sich bei näherer Untersuchung als Irrtum, da vielmehr mehrere Nähte festgestellt wurden, die aber so versteckt sind, daß Plinius' Irrtum verzeihlich ist — stellt das Werk drei menschliche Wesen, einen älteren Mann und zwei Knaben dar, die zusammen untergehen. Der Kranz am Haupte des Laokoon scheint auf eine heilige Stätte zu deuten, an der der Priester das Opfer bereitet, während die Knaben dabei dienend helfen. Dem Altar zugewendet, scheinen sie plötzlich das Rauschen und Pfeifen der Schlangen zu hören, das entsetzte Schreien des Volkes, und sie wenden sich jäh um; zu spät. Die eine Schlange umschlingt alle drei, von rechts beginnend, während die andere den Vater allein von links und hinten anfällt. Sie sind dem Tode geweiht, obwohl der eine Knabe angstvoll noch auf Rettung zu hoffen scheint. Dem

Werke liegt die Sage von Laokoon, dem Priester des Apoll in Troja, zu grunde, der, wie Vergil durch des Äneas Mund erzählt, die Trojaner vor dem hölzernen Rosse des Odysseus durch Wort und Speerwurf gewarnt hat und dafür, als er am Altare unter Hilfeleistung seiner beiden Söhne seinen Beruf als Priester ausübt, von Athene, der Beschützerin der Griechen, bestraft wird, indem sie zwei Schlangen dem Meere entsteigen läßt, die den Vater mit seinen Söhnen töten. Lassen wir Vergil durch Schillers deutsche Verse reden:

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltsam zu zerreißen, strengt
Der Arme Kraft sich an; des Geifers Schaum besprengt
Und schwarzes Gift die priesterliche Binde.
Des Schmerzens Höllenqual durchdringt
Der Wolken Schoß mit berstendem Geheule,
So brüllt der Stier, wenn er, gefehlt vom Beile
Und blutend, dem Altar entspringt.

Die Drachen bringt ein blitzgeschwinder Schuß
Zum Heiligtum der furchtbarn Tritonide;
Dort legen sie sich zu der Göttin Fuß,
Beschirmt vom weiten Umkreis der Ägide.
Entsetzen bleibt in jeder Brust zurück,
Gerechte Büßung heißt Laokoons Geschick,
Der frech und kühn das Heilige und Hehre
Verletzt mit frevelhaftem Speere.

Daß der Laokoon des Marmorbildes nicht schreit, ist klar. Moderne Kunst und Anatomie haben sogar nachgewiesen, daß er gar nicht schreien kann. Krampfhaft aufschluchzend, zieht er durch den leise geöffneten Mund die Luft ein, die im nächsten Augenblick unter Stöhnen entfliehen muß. Aber das braucht Winckelmann und Lessing nicht zu widersprechen, denn der Künstler kann diesen Augenblick mit Bewußtsein und gerade deshalb gewählt haben, um das Schreien auszuschließen. Die Ursache für die Geste Laokoons ist der soeben einsetzende Schlangenbiß an seiner Weiche. So erklärt sich auch die Haltung der Knaben, die freilich verzeichnet, als verkleinerte Jünglinge, erscheinen: die Köpfe müßten größer

oder die Körper weniger entwickelt sein. Da der rechte Arm des Laokoon und des jüngeren Sohnes sowie die rechte Hand des älteren fehlten, wurden sie ergänzt; mit wenig Glück, wie schon eine später gefundene Kopie der alten Gruppe aufdeckte, denn der Arm des Vaters war nicht emporgerichtet, sondern griff nach dem Hinterkopf. So kommt noch größere Straffheit, verschärftes Weh, stärkere Männlichkeit in die muskulöse Gestalt des alten Priesters.

Mag die Laokoongruppe also auch vielleicht nicht mehr ganz so gewaltig wie auf Michelangelo auf uns Heutige wirken: sie wirkt doch immer noch ebensowohl erhebend in der titanisch sich emporreckenden Manneskraft des unglücklichen Vaters mit ihrem Schmerz und Trotz, wie ergreifend in dem matten Verhauchen der schuldlosen Knabenseele, dem vertrauenden Hilfeflehen des noch ungebrochenen Jünglings, und endlich auch versöhnend und verklärend durch die wunderbar schöne Harmonie der ineinander verschlungenen Gestalten, die Schillers Verse lockte („Das Ideal und das Leben"):

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt in namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch, es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch.

Aber in den heitern Regionen
Wo die reinen Formen wohnen
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut duft'gen Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Lessing beginnt seine Laokoonschrift, indem er unmittelbar an die mehrfach erwähnte Stelle Winckelmanns in seinen „Gedanken von der Nachahmung" anknüpft. Er hielt es für angemessen, Winckelmann selbst sprechen zu lassen, und wir folgen ihm. „Das allgemein vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterwerke" — so lauten Winckelmanns Worte — „ist endlich eine edle Einfalt und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck. So wie die Tiefe der Meere allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele. Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoon und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers zeigt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Teile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wut in dem Gesichte und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singt. Die Öffnung des Mundes gestattet es nicht; es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke verteilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet: sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann, das Elend ertragen zu können. — Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über die Bildung der schönen Natur: der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte."

Lessing griff den schönen Gedanken von der edlen Einfalt und stillen Größe in den Kunstwerken des Altertums auf, nicht um ihn ohne weiteres sich zu eigen zu machen, noch weniger um ihn zu widerlegen, sondern um ihn von seiten seiner Gründe zu ergänzen und zu berichtigen. Er ist Winckelmanns Nachfolger so wie etwa Schopenhauer derjenige Kants. Lernen war Lehren.

Der Satz: „Laokoon erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von ihm singt", liegt in der Linie seiner Gedanken über die Verschiedenheit der Mittel, deren sich die bildenden und die redenden Künste zu bedienen haben. An ihn knüpft er im 1. Stück des „Laokoon" an, kommt aber nicht ganz zu demselben Ergebnis wie Winckelmann. In der griechischen Dichtung, z. B. in der Ilias, führt er aus, sei die gerühmte „stille" Größe bei den verwundeten Helden und Göttern nicht zu finden, denn „selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlet, schreiet so gräßlich, als schrien zehntausend wütende Krieger zugleich, daß beide Heere sich entsetzen". Keiner menschlichen Schwäche habe der Grieche sich geschämt. Dramatisch seien so auch Philoktet und der sterbende Herkules geschildert, mit besonderer Berechtigung, denn eine Tragödie bedürfe gerade des Ausdrucks von Schmerzen. Da also Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes nach griechischer Auffassung gar wohl mit einer großen Seele bestehen könne, müsse der Bildhauer einen andern Grund gehabt haben, im Marmor das Schreien nicht nachzuahmen.

Die Schönheit allein, sagt dann das 2. Stück, war der Grund. Um der künstlerischen Darstellung würdig zu sein, müsse ein Gegenstand ästhetischen Wert haben. Der Endzweck der Künste, insbesondere der bildenden, ist Vergnügen: dieses Satzes braucht sich nur zu erinnern, wer Lessings Behauptung allzu wörtlich faßt, daß uns alle Gattungen der Poesie „bessern" sollen. Gewiß bessern, denn „bessert" nicht auch der Anblick einer schönen Landschaft, eines edlen Antlitzes? Der entstellenden Linien wegen seien Wut und Verzweiflung den Bildwerken fern geblieben, Zorn auf Ernst, Jammer auf Betrübnis herabgesetzt, Schreien in Seufzen verwandelt, wie bei Laokoon; denn „man reiße dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf und urteile. Die bloße weite Öffnung des Mundes — beiseite gesetzt, wie gewaltsam und ekel auch die übrigen Teile des Gesichts dadurch verzerrt und verschoben werden, — ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt tut."

Die Wahrnehmung, daß Laokoon von den Schöpfern des Bildwerkes nicht schreiend (wie Virgil ihn in der Äneide schilderte), sondern nur seufzend dargestellt wird, wird also von Lessing wesentlich anders erklärt als von Winckelmann: nicht in der Unheldenhaftigkeit des Schreiens, sondern in der Rücksicht auf das Gesetz der Schönheit, an das sich der bildende Künstler zu halten habe, sieht er den Grund der verschiedenen Darstellung. Im 3. Stück schreitet er dann fort zu dem Nachweis der grundsätzlichen Verschiedenheit in den Darstellungsmitteln beim bildenden und redenden Künstler. Er geht davon aus, daß in den neueren Zeiten die Kunst nicht mehr allein vom Gesetz der Schönheit, sondern von der Rücksicht auf „Wahrheit und Ausdruck" bestimmt werde. Durch Wahrheit und Ausdruck werde das Häßlichste der Natur zu einem Schönen der Kunst verändert. Es gebe aber, fährt er fort, Gründe, die den Künstler gleichwohl zum Maßhalten im Ausdruck veranlassen könnten. Entscheidend sei in dieser Hinsicht, daß der bildende Künstler für seine Nachahmung der ewig veränderlichen Natur immer nur einen einzigen Augenblick brauchen, diesen einzigen Augenblick aber im Hinblick darauf, daß doch die Werke der bildenden Kunst dazu da seien, nicht nur betrachtet, sondern immer wieder betrachtet zu werden, nicht fruchtbar genug wählen könne. Fruchtbar aber sei nur dasjenige, „was der Einbildungskraft freies Spiel läßt". „Je mehr wir sehen," fährt Lessing fort, „desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affekts ist aber kein Augenblick, der diesen Vorteil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Über ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Äußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden und sie nötigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheut. Wenn Laokoon also seufzt, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören, wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher noch eine

Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich weniger fesselnden Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen oder sie sieht ihn schon tot."

Die Bestimmtheit der Stufen beweist, wie logisch Lessings sogenannte Einbildungskraft ist. Der Tod, das Sterben, das Ächzen allein haben schon hundert und mehr Stufen — wer wollte die Zahl bestimmen! Daher ließe sich der künstlerischen Einbildungskraft auch gar kein Höhepunkt vorschreiben. Daher aber auch ist Lessings Beweisführung an sich unwiderleglich. Die wirklich freie Phantasie hat von jedem „Höhepunkt" aus noch unzählig viele höhere Punkte zu erklimmen, insofern sie dazu imstande ist. Höhepunkte kennt nur der Verstand, das Reich der festumrissenen Begriffe.

Noch zwingender wird Lessings Darlegung durch seine Festlegung des Begriffs des Vorübergehenden oder des „Transitorischen" in der Kunst. Was nur einen Augenblick zu sein vermag d. h. „transitorisch" ist, darf durch die Kunst nicht für die Dauer festgehalten werden. „Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unseren Begriffen rechnen, daß sie plötzlich einbrechen und plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können: alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Aussehen, daß mit jeder wiederholten Erscheinung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstand ekelt oder graut. Transitorisch ist das Lachen, das Schreien: der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspreßt, läßt entweder bald nach oder zerstört das leidende Subjekt. Der Eindruck auf den Beschauer wird mit jedem Blick schwächer und führt schließlich zu Überdruß und Widerwillen."

Das alles aber gilt nur für den bildenden Künstler. Für den Dichter dagegen, führt das 4. Stück aus, gilt alles dieses nicht, denn er bedarf weder der Rücksicht auf die sinnliche Schönheit, noch ist er an einen bestimmten einzelnen Augenblick gebunden. Viele Züge geben hier ein Ganzes; viele Darstellungsmittel werden durch den Zusammenhang, in dem sie verwandt wurden, gerecht-

fertigt. So schreit Virgils Laokoon, „aber dieser schreiende Laokoon ist eben derjenige, den wir bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater kennen und lieben. Wir beziehen sein Schreien nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf sein unerträgliches Leiden. Dieses allein hören wir in seinem Schreien; und der Dichter konnte es uns durch dieses Schreien allein sinnlich machen." Tat also der bildende Künstler wohl daran, daß er den Laokoon nicht schreien ließ, so tat der Dichter ebensowohl, daß er ihn schreien ließ, und zwar gelte das zunächst vom epischen, in gewissem Sinne aber auch vom dramatischen Dichter. Daß der Philoktet des Sophokles trotz seines Schreiens an moralischer Größe bei uns nichts einbüßt, darin eben bewähre sich das Genie des Dichters.

Hat Lessing von vornherein seinen Ausgangspunkt von dem Vergleich der Laokoongruppe mit der Erzählung des Virgil genommen, so stellt er nun im 5. und 6. Stück die Hypothese auf, daß den Künstlern jene vorgelegen habe, und knüpft daran die Frage, ob die Abweichungen von dem Dichter nicht lediglich schon aus den formalen Gründen, wie sie in den vorangehenden Stücken entwickelt wurden, ihre Erklärung finden? Die nunmehr folgende eingehende Auseinandersetzung mit den gelehrten Werken von Spence und Caylus (s. oben S. 53), die beide den Standpunkt vertreten, daß die Brauchbarkeit zur Nachahmung durch den Maler der Probestein für den Dichter sei, können wir übergehen. Der eigentlich springende Punkt der ganzen Untersuchung ist im 16. Stück enthalten d. h. in der (schon S. 58 mitgeteilten) „Schlußkette" mit ihrem Nachweis, daß Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei, Handlungen aber die Gegenstände der Poesie sind. Mag auch diese Lessingsche Definition vielfach irrtümlich zum Dogma erhoben worden sein: Dichtung und Malerei werden zweifellos wesentlich gewinnen, wenn sie die Ratschläge, die ihnen Lessing gibt, und die trennenden Schranken, die er für beide aufstellt, genau beobachten. An Beispielen zeigt er uns, wie der Dichter die Schwierigkeiten zu überwinden

sucht. „Will uns Homer den Wagen der Juno sehen lassen, so muß er ihn vor unseren Augen Schritt für Schritt zusammensetzen.“ „Will er uns zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück antun; das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen; und so ist er fertig und ergreift das Zepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt.“ Und im 18. Stück erläutert er dasselbe an dem Schild des Achilles und Äneas: Homer läßt jenen vor unsern Augen entstehen, Virgil beschreibt diesen. Homer allein also ist der wahre Dichter, denn er hat „auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedient, das Koexistierende seines Vorwurfs in ein Konsekutives zu verwandeln und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen“. Andererseits beweist er an einer Stelle aus Hallers „Alpen“, wie ungeeignet die Dichtung ist, durch Schilderungen eine wirkliche Anschauung von der Natur zu geben: „das Koexistierende des Körpers“ komme dabei „mit dem Konsekutiven der Rede“ in Kollision; indem jenes in dieses aufgelöst wird, werde uns die Zergliederung des Ganzen in seine Teile zwar erleichtert, aber „die endliche Wiederzusammensetzung dieser Teile in das Ganze ungemein schwer und nicht selten unmöglich gemacht“ (17. Stück).

„Verliert aber die Poesie“, fragt Lessing im 21. Stück, „nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will?“. — „Wer will ihr die nehmen?“ antwortet er: „Eben der Homer, welcher sich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheiten so geflissentlich enthält . . .; eben der Dichter weiß dem ungeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit übersteigt, was die Kunst in dieser Absicht zu leisten imstande ist.“ Lessing weist alsdann auf die Stelle hin, wo Homer Helenas Schönheit durch die Wirkung schildert, die sie auf die Versammlung der Ältesten Trojas ausübt. „Was Homer nicht nach seinen Bestandteilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung

erkennen." „Malet uns, Dichter," folgert er, „das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt." „Zeuxis malte eine Helena", heißt es im 22. Stück, „und hatte das Herz, jene berühmten Zeilen des Homer, in welchen die entzückten Greise ihre Empfindung bekennen, darunter zu setzen. Nie sind Malerei und Poesie in einen gleicheren Wettstreit gezogen worden." Übrigens könne die Dichtung die Schönheit auch in Reiz verwandeln, denn „Reiz ist Schönheit in Bewegung" und gehöre als transitorisch allein der Poesie, nicht der bildenden Kunst an.

Und die Häßlichkeit, — darf sie kein Gegenstand der Kunst sein, ist sie es aber andererseits nicht bei Homers Thersites? Lessings Antwort trennt wiederum Malerei und Poesie. Der Dichter könne die Häßlichkeit brauchen, wenn er sie in Übereinstimmung bringe mit dem Charakter. Er dürfe sie nutzen „als ein Ingrediens (23. Stück), um gewisse vermischte Empfindungen hervorzubringen und zu verstärken, mit welchen er uns, in Ermanglung rein angenehmer Empfindungen, unterhalten muß. Diese vermischten Empfindungen sind das Lächerliche und das Schreckliche. Homer macht den Thersites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch seine bloße Häßlichkeit lächerlich. Denn Häßlichkeit ist Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Kontrast von Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erfordert". Der weise und rechtschaffene Äsop werde durch seine Häßlichkeit nicht lächerlich. Ein mißgebildeter Körper und eine schöne Seele seien wie Öl und Essig. Der eine erwecke Verdruß, die andere Wohlgefallen. „Nur wenn der mißgebildete Körper zugleich gebrechlich und kränklich ist, wenn er die Seele in ihren Wirkungen hindert, wenn er die Quelle nachteiliger Vorurteile gegen sie wird: alsdann fließen Verdruß und Wohlgefallen ineinander, aber die neue daraus entspringende Erscheinung ist nicht Lachen, sondern Mitleid, und der Gegenstand, den wir ohne dieses nur hochgeachtet hätten, wird interessant." Das alles gilt aber nur für den Dichter. Dem bildenden Künstler verbietet Lessing die Darstellung des Häßlichen, denn „die Häßlichkeit

beleidigt unser Gesicht, widersteht unserem Geschmack an Ordnung und Übereinstimmung und erweckt Abscheu". Auch zur Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen darf sich der Maler häßlicher Formen nicht bedienen, denn in der Poesie „verliert die Häßlichkeit der Form durch die Veränderung ihrer koexistierenden Teile in sukzessive ihre widrige Wirkung fast gänzlich; sie hört von dieser Seite gleichsam auf Häßlichkeit zu sein und kann sich daher mit andern Erscheinungen desto inniger verbinden, um eine neue besondere Wirkung hervorzubringen. In der Malerei hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beisammen und wirkt nicht viel schwächer als in der Natur selbst."

Lessing fand die Grenzen der Künste, indem er von der Natur der alten Griechen ausging. Wir müssen zugeben, daß es nur so möglich war, die bildende Kunst vom Staube des Mittelalters zu reinigen und wieder auf den Begriff der Schönheit zurückzuführen, dürfen aber daraus das Recht ableiten, in seinem Sinne kritisch an seine Kritik anzuknüpfen.

Wie die Auffindung des großen Mosaikgemäldes der sogenannten Alexanderschlacht Lessings — ebenfalls pompejanischen Gemälden entnommene — Anschauung widerlegte, daß nur einige wenige Idealschönheiten auf einem Gemälde vereinigt sein dürften, so haben die Ausgrabungen von Pergamon ergeben, daß von einem allgemein gültigen Gesetz der „Einfalt und stillen Größe" in der griechischen Kunst nicht die Rede sein kann. Schon Kant hat darauf hingewiesen, daß nicht eine Vorstellung von einem schönen Dinge, sondern eine schöne Vorstellung von einem Dinge das Wesen der Kunst sei; und Schopenhauer ergänzt, Kant mit Plato vereinigend: „Entfaltung und Verdeutlichung der im Objekt jeder Kunst sich aussprechenden Idee ist der gemeinsame Zweck aller Künste." Auch Rembrandts „Schlafendes Schwein" also oder Millets „Ährenleserinnen" dürfen für uns Glanzstücke echter Kunst bleiben.

Die griechische Weltanschauung baute sich auf der Harmonie von körperlicher und seelischer Schönheit auf; die unsere nicht mehr.

Erst der Begriff der Seelenschönheit stellt unsere Übereinstimmung mit ihr wieder her. Wo beginnen die Grenzen zwischen Körper und Seele, wo hören sie auf? Das Auge, der Blick, die Haltung, die Hände und ihre Bewegung oder ihre Ruhe können die größte Schönheit zeigen, mag auch der Körper verwachsen oder der Schädel unförmig sein. Wir pressen künstlerische Begriffe nicht mehr aristotelisch. Und wäre alles Körperliche häßlich, so ist es der Stolz des Malers oder Bildhauers, die tiefe Schönheit eines Gedankens oder einer Wahrheit herauszuarbeiten. Die fortschreitende Kultur kompliziert die Schönheit und gibt gern harmonische Formen her gegen den Ausdruck einer höheren Weltanschauung, tieferen Erlebens und verwickelter Charaktere.

Ebenso blieb Lessings Auge bei der Wertung des fruchtbaren Augenblicks auf Theorien der Vorgänger geheftet, anstatt die Erkenntnis der poetischen Persönlichkeitskunst aus dem eigenen Ich zu schöpfen. Shaftesbury hatte diese Frage zuerst behandelt. Nach ihm kamen Harris und Hemsterhuis, der sich an das Beispiel der Prokne lehnt: der Bildhauer habe die fortgesetzte Beweglichkeit eines lebendigen Wesens in einen Moment zu pressen, der deshalb glücklich gewählt sein müsse; er stelle Seelisches anschaulich im Raume dar, während der Dichter das Geistige durch „Zeichen“ ausdrücke. Glücklich ist aber in der Kunst jeder Augenblick, den künstlerisch festzuhalten dem Bildhauer oder Maler gelingt. Trotzdem bleibt Lessings Forderung ein wertvoller Hinweis für den Werdenden, der ja Gelegenheit hat, durch Vergleiche sich über den Unterschied der Künste klar zu werden. Heines „Afra“ oder Uhlands „Schloß am Meer“ lehren, daß die Dichtung der Phantasie ebensogern Spielraum läßt, ihre Gestalten ratend fortzuentwickeln, wie die Malerei etwa bei Böcklins verhüllten Gestalten in der „Villa am Meer“ oder der „Toteninsel“, diesem Bilde „zum Träumen, welches so stille wirken soll, daß man erschrickt, wenn angeklopft wird“ (Böcklin zur Gräfin Oriola). Und wenn Lessing neben dem Schreien auch das Lachen als transitorisch von der bildenden Kunst ausschließt, so wird dadurch der künstlerische Wert von Rembrandts

„Saskia“ nicht herabgemindert. Ebensowenig freilich vermögen solche dem Gebiet der Malerei entnommene Beispiele Lessings Logik umzustoßen, denn „grau, teurer Freund, ist alle Theorie“.

Viele Feinde hat Lessings „Laokoon“ gefunden, aber wenig wirklich eindringende Leser. Zu diesen gehörten Herder und Goethe. 1769 erschien der erste „Herrn Lessings Laokoon gewidmete“ Teil von Herders „Kritischen Wäldern“ oder „Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maßgabe neuerer Schriften“. Herder tritt kritisch an mehr als eine der Lessingischen Feststellungen heran, wenn er auch sogleich eingangs bekennt, der „Laokoon“ sei „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen“, und für ihn sei es „eine der angenehmen Erscheinungen gewesen, um welche Demokritus die Götter bat als um die Seligkeit seines Lebens“. Freilich zittert er vor dem Blutbade, das die strenge Scheidung der Aufgaben der Malerei und der Dichtung, wie sie Lessings „Schlußkette“ im 16. Stück des „Laokoon“ vollzieht, in der gesamten Dichtung, nicht nur in der epischen und dramatischen, sondern auch in der lyrischen anrichten werde. Daß für die ersteren beiden Dichtungsarten, für Epos und Drama, durch sie viel gewonnen ist, will er nicht leugnen. Übrigens trifft seine Kritik nicht in den Kernpunkt von Lessings Gedanken. Herder nimmt die wichtigsten Gesetze an und findet, wie er selbst gesteht, bei seinem Herumirren kaum den Rückweg aus dem „Wäldchen“. Am meisten Bedenken erregt ihm die Definition des Begriffs des Transitorischen. Er fragt, was in der Natur denn nicht transitorisch sei; auch Seufzen sei es so gut wie Schreien. Die Rede, versichert er, wirke nicht allein durch Sukzession auf uns, sondern auch durch „Kraft“. Gewiß ist an seiner Kritik des Transitorischen etwas Wahres. Entflieht nicht der Bruchteil einer Lebenssekunde mit jedem Regentropfen, der an unser Fenster schlägt?

Lessing durfte sich jedoch auf seinem geschlossenen Gedankenwege nicht durch solche Seitenblicke aufhalten lassen, wollte er zu

seinem Ziele gelangen. Und das Ziel wie der Weg zu ihm hin waren seines Strebens würdig.

Goethes „Propyläen“ wollen Lessing wie Winckelmann gerecht werden. In der Verehrung des Altertums sind sie alle drei einig. Für Lessings Aufgabe, den künstlerischen Auswüchsen und theoretischen Irrtümern gegenüber die Herrschaft der Lehren der Antike wiederherzustellen, hatte Goethe volle Anerkennung. Die Laokoongruppe selbst mildert, sagt er, „den Sturm der Leiden und Leidenschaften durch Anmut und Schönheit“. Doch will Goethe auch dem Häßlichen und Widerwärtigen das Recht auf künstlerische Darstellung nicht verschließen. Winckelmann und sein Lebenswerk fanden an ihm einen glühenden Bewunderer. Keinem fühlte er sich so wesensverwandt wie ihm. Er sprach den Wunsch aus, „daß Winckelmann in den Jahren des ruhigen Überblicks seiner Laufbahn sich mit Lessing verbunden hätte, um seine Grundsätze zu größerer Klarheit zu bringen und alle Bedingungen derselben genauer abzuwägen“.

Bekannt ist Winckelmanns Wort, als er den „Laokoon“ erhielt: „Lessing schreibt, wie man geschrieben zu haben wünschen möchte. ... Wie es rühmlich ist, von rühmlichen Leuten gelobt zu werden, so kann es auch rühmlich werden, ihrer Beurteilung würdig geachtet zu sein.“ Zu einem unmittelbaren Gedankenaustausch zwischen Winckelmann und Lessing ist es aber nicht gekommen, obwohl dieser dauerndes Interesse dem Manne zollte, der seinen „Laokoon“ anregte. Und auch beschloß, können wir sogleich hinzufügen, denn dafür, daß es nur einen ersten Teil des ursprünglich auf drei Teile angelegten Werkes gibt, daß Lessing sein eigentliches Thema früh abbrach, finden wir im 26. Stück, dem nur noch drei folgten, die freilich nur vorgeschobene Erklärung: „Des Herrn Winckelmann Geschichte der Kunst des Altertums ist erschienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben.“

Kritische Bemerkungen über diese Schrift sind des Torsos Ausklang; Lessing wollte Winckelmanns Werk eine Zeitlang ins Französische übersetzen, ist aber über die Vorrede nicht hinausgekommen. —

Es ist bemerkenswert, daß jede Beschäftigung Lessings mit den Problemen der Kunst mehr oder minder polemische Früchte gezeitigt hat. Stets ist es der Angriff, der ihn zu weiteren Entdeckungen führt. Je höher der Gegner steht, um so wertvoller das Ergebnis. In diesem Sinne ist Lessings Auseinandersetzung mit Winckelmann völlig verschieden von dem Kampf mit dem Geheimrat Klotz. Die „Briefe antiquarischen Inhalts", die aus der „Laokoon"-Schrift herauswuchsen — den ersten Teil verfaßte Lessing in wenigen Sommerwochen des Jahres 1768, den zweiten erst nach einer Pause im Sommer 1769 —, haben keine Resultate aufzuzeigen, die dem Leben der Kunst neue Ziele hätten geben können. Ihr Wert ruht, wie so oft bei Lessing, nicht in der Sache, sondern in der Form. Aber zuletzt ist es ja die Form, die allein, einem wissenschaftlichen Werke zumal, Dauer zu verleihen vermag. Die Ergebnisse der Forschung lösen einander ab; die Werke, in denen sie veröffentlicht werden, nicht minder. Nur der Name des Forschers bleibt. Die Nachwelt stellt auf Grund des reicheren Materials das, was er zu sagen hatte, kürzer und klarer dar, bis auch sie von einer neuen Nachwelt abgelöst wird, die wieder zu neuen Zielen eilt, die alten nur als selbstverständlichen Unterbau benutzend. Die Form aber, wenn sie Wahrheit und Originalität besitzt, bleibt ewig. Wer diese Form in seiner Gewalt hat, der mag über die unbedeutendste Sache schreiben: sie kann nicht sterben, weil ihr Ausdruck lebt. In gleicher Frische erscheint so noch nach Jahrhunderten Lessings Fehde mit dem Pastor Lange wie nun auch die mit dem Geheimrat Klotz. Den Zauber von Lessings Stil zu betonen, ist freilich bei keiner Prosaschrift Lessings notwendiger als bei den „Briefen antiquarischen Inhalts".

Lessing knüpft an Klotzens oberflächliche Schrift „Über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke" (1768) an, die seinen „Laokoon" viermal in Einzelheiten des Irrtums zeiht, viermal teils mit Unrecht, teils in flacher, teils bewußt verdrehender Begründung, z. B. bei der Frage, ob die Alten Furien gebildet hätten oder nicht. Klotz

hatte seinem Buche die Abbildung eines Steines beigefügt, der eine Furie vorstelle, „um Herrn Lessing zu überzeugen, daß die alten Künstler wirklich Furien gebildet haben: welches er leugnet“. Im Altonaer Reichspostreuter schlug Dusch, dessen Virgilübersetzung Lessing einst in den Literaturbriefen an den Pranger gestellt hatte, sofort voll Schadenfreude über die „unverzeihlichen Fehler“, die sich Lessing zu schulden habe kommen lassen, Lärm, und auch der Erfurter Professor Riedel sekundierte eifrig seinem einflußreichen Freunde, dem Geheimrat Klotz. Lessing hatte aber im 2. Stück des „Laokoon“, wo seine Behauptung steht, daß die Alten keine Furien dargestellt haben, die geschnittenen Steine und Werke der Kleinkunst aus wohlerwogenen Gründen ausdrücklich ausgenommen. „Vergessen,“ sagt er im 7. der Briefe antiquarischen Inhalts, „hatte Herr Klotz meine Einschränkungen wohl nicht; aber er verschwieg sie seinem Leser mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindisch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug gewesen wäre zu schreiben: »Ungeachtet Lessing, wenn er behauptet, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, die geschnittenen Steine ausnimmt, so will ich ihn dennoch mit einem geschnittenen Steine augenscheinlich hier widerlegen«.“ Klotz wird hierdurch allein schon beleuchtet. Daß in der eigentlichen Kunst die Alten keine Furien gebildet hätten, lag übrigens ganz in der Linie des Laokoonthemas; Lessing behauptete, daß „Wut und Verzweiflung keines von den Werken bildender Künstler im Altertum schändeten“, daß das für sie maßgebende Schönheitsprinzip vielmehr solche Leidenschaften herabgesetzt habe, wie ja auch Laokoons Schreien in Seufzen gemildert sei. Im 8. antiquarischen Brief beschäftigt er sich mit Riedels Einwand, es seien im Altertum auch Tempelstatuen nachgewiesen, die Furien darstellten. Schlagfertig erwidert ihm Lessing: diese Furien seien gar keine wirklichen Furien, es seien Rachegöttinnen, die „durch keine häßlichen, Kennzeichen des menschlichen Affekts entstellt und erniedrigt seien“. Übrigens gehören sie, fährt er fort, „zu den Kunstwerken nicht, von welchen ich rede; es sind Werke, wie sie die Religion befohlen hatte,

die bei den sinnlichen Vorstellungen, welche sie der Kunst aufgibt, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne zu sehen pflegt."

Der von Klotz und seinem Anhang vom Zaune gerissene Streit um die Furien interessiert uns heute im Grunde herzlich wenig, und ebenso verhält es sich in betreff desjenigen um die geschnittenen Steine, der den überwiegenden Inhalt der antiquarischen Briefe Lessings bis zum 50. bildet. Nicht aber um die Furien und die geschnittenen Steine geht in Wahrheit der Kampf, den Lessing führt, sondern darum, den Dilettantismus seines Gegners zu entlarven, in dem er den Vertreter einer damals in Deutschland weitverbreiteten Gattung zu erkennen glaubt. Keine Mühe ist ihm zu viel, um sein Ziel zu erreichen. Jede Behauptung Klotzens verfolgt er bis in ihre letzten Quellen und Schlupfwinkel, und auch vor Untersuchungen, die bis ins Einzelnste und scheinbar Kleinliche gehen, scheut er nicht zurück, um den Gegner vor aller Welt als den zu erweisen, als der er sich ihm offenbart hat: als oberflächlichen Kompilator, Stümper und Prahler, dem es aber nur zu sehr geglückt war, sich mit dem Ansehen eines ernsthaften Forschers zu umkleiden. War Lessings Polemik bis zum 50. Brief in der Hauptsache sachlich geblieben, so nahm sie in den letzten sieben Briefen, dem 51.—57., die Wendung ins Persönliche, mit klarem Vorsatz, wie aus folgenden Worten im 56. Brief zu ersehen ist: „Es ist nicht Hitze, nicht Übereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich gegen Herrn Klotzen hört. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Überlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschrieb. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet, da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sei." Um die Bitterkeit dieser Worte zu verstehen, ist es notwendig, daß auch wir Lessings Gegner und die bisherige Entwicklung der Beziehungen der beiden Männer zu einander etwas näher ins Auge fassen.

Christian Adolf Klotz (1738—71), in dem nicht gar weit von Kamenz gelegenen Städtchen Bischofswerda als Sohn eines Superintendenten geboren, von seinen Eltern als Wunderkind verhätschelt, studierte in Leipzig und Jena Jura und Philologie und

erhielt auf Michaelis' Antrag schon mit 24 Jahren (1762) einen philologischen Lehrstuhl an der Universität Göttingen. Er konnte aber dort nicht recht Fuß fassen; durch die Berufung Heynes an Gesners Stelle fühlte er sich gekränkt und folgte daher 1765 gerne einem Ruf als Professor der schönen Wissenschaften nach Halle, wo er ungeachtet seiner Jugend alsbald mit dem Titel eines Geheimrats ausgezeichnet wurde. Seine Opuscula poetica waren schon 1761 erschienen und erwiesen ihn als form- und sprachgewandten lateinischen Dichter; der Inhalt bewegte sich teils in den Bahnen Anakreons teils des Tyrtaios und war nicht besser und nicht schlechter als der der sonstigen neulateinischen Lyrik jener Zeit. Ernste wissenschaftliche Leistungen blieben jedoch aus. — Klotzens erste Bekanntschaft mit Lessing reichte bis in die Kinderzeit zurück; die zweite datiert von dem verhängnisvollen 9. Mai 1766, an dem er an Lessing das, im 52. antiquarischen Briefe von diesem der Öffentlichkeit übergebene Schreiben richtete, um die eigene Eitelkeit durch Annäherung an den berühmten Laokoonautor zu befriedigen. „Wieviel Vergnügen," ruft er aus, „macht mir nicht Ihr Laokoon! . . . Ich bin so frei zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich in meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, solche in den Actis (lit.) Ihnen mitteilen zu können." Nur wenige Monate später aber (13. August 1766) schrieb derselbe Mann an Christoph Harleß in Koburg: „Jetzt hat mir Lessings Laokoon vierzehn Tage geraubt. Wegen der Rezensionen, so kann niemand sagen, daß ich Sie für den Verfasser einer einzigen ausgegeben hätte. Der gute Herr Magister kann sich am wenigsten beschweren. Es ist ja mit ihm sehr glimpflich umgegangen worden. Allein dergleichen Leute verlangen bloß Weihrauch, und zündet man ihnen diesen nicht an, so rufen sie ängstiglich." Lessing war sich über den wahren Charakter des Mannes, der sich an ihn heranzudrängen gesucht hatte, nicht lange im Unklaren. „Diesen Brief", sagt er im 53. antiquarischen Brief im Hinblick auf Klotzens spätere Andeutung, als ob Lessing, und nicht jener selbst es gewesen wäre, der die Korrespondenz eröffnete, „erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne

aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet gewesen wäre." Seine Antwort auf Klotzens Brief war zurückhaltend. Am 11. Oktober 1766 kam von diesem ein zweites Schreiben mit der inzwischen in den Actis literariis veröffentlichten, von Schmeicheleien für Lessing strotzenden Laokoonrezension; dieses zweite Schreiben beantwortete Lessing aber überhaupt nicht mehr. „Je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie", meint er. Er hatte später seine Gründe, auch diesen Brief der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten, und druckt ihn ab mit der Frage: „Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft, voller Vertraulichkeit, voller Demut, voller Hochachtung?" Klotzens übertriebene Lobsprüche waren ihm zuwider und erweckten ihm Verdacht; seine Einwürfe aber fand er höchst nüchtern, „so ein gelehrtes Maul er auch dabei immer zog". Im 54. antiquarischen Brief spricht er sich alsdann des Näheren aus, warum er nicht mehr geantwortet habe. „Über jenes hätte ich ihm sagen müssen: Ein anderes ist es, einem Weihrauch streuen, ein anderes, das Weihrauchfaß um den Kopf schmeißen". „Es kitzelt mich freilich", fährt er fort, „mich von Ihnen unter die Zierde Deutschlands gezählt zu sehen. . . . ‚Cui dudum principem inter Germaniae ornamenta locum Musae tribuerunt'. Mein wertester, werter Herr, mir wird bange um Sie. . . . Doch Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle; was mir Würgen verursacht, geht bei Ihnen glatt hinunter. Wenn das ist, mein wertester Herr, so bedaure ich Sie, daß Sie an den Unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter als ich; aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben . . . das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete." „Über den zweiten Punkt", fährt er fort, „hätte ich dem Herrn Klotz sagen müssen: „Mein wertester Herr, ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu sein scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Kollektaneen haben. Ich habe dergleichen nicht, ich mag auch nicht

ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe. Ich finde manchmal sogar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken. . . . Sie sammeln noch, und ich werfe schon wieder weg. . . . Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen; an Seitenzahlen würden Sie auch nicht Mangel leiden müssen, nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch die Seitenzahlen nachzuberichtigen nicht versäumte!"

Mit dieser Anführung aus dem 54. antiquarischen Briefe haben wir aber der Darstellung schon vorgegriffen. Auf die Laokoonrezension und jenen zweiten Brief Klotzens also hatte Lessing zunächst geschwiegen. Ein besonderer Grund war es, der ihn veranlaßte, plötzlich am Schluß des 50. der antiquarischen Briefe den Gemmenstreit abzubrechen und seiner Polemik jene persönliche Wendung zu geben, die den Inhalt des 51.—57. Briefes bildet. Klotz, der sich durch die Nichtbeantwortung seines von Schmeicheleien strotzenden zweiten Briefes beleidigt fühlte und hinsichtlich seiner in Lessing gesetzten Hoffnungen und Erwartungen überhaupt nicht auf seine Rechnung kam, warf in Erwiderung auf den ersten Teil der antiquarischen Briefe, die seine „Deutsche Bibliothek" brachte, Lessing in heftigen Worten vor, jene mehr gegen seine Person als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den persönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Stil, der oft mehr als satirisch sei, kurz aus dem Ton erhelle, welcher uns wider unsern Willen an den Verfasser des Vademecum für Herrn Lange zu denken zwinge". Nicht genug damit aber: er trat mit der Anschuldigung hervor, Lessing und sein Bruder hätten beide aus Freundschaft für Nicolai, dessen „Allgemeiner deutschen Bibliothek" Klotzens „Neue deutsche Bibliothek" fühlbar Abbruch getan, dort und anderwärts gegen Klotz und seine Anhänger beleidigende und ehrenrührige Artikel erscheinen lassen. Lessing war sich bewußt, für Nicolais Zeitschrift überhaupt noch nicht die Feder angesetzt zu

haben; er schätzte sie nie besonders hoch ein und nannte sie sogar im Goezekampf eine „armselige Blindschleiche". „Ich kann mich rühmen," seufzt er im 55. Brief, „daß ich schon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu lesen das Vergnügen gehabt habe: aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene heimtückische ist mir doch lange nicht vorgekommen als die Klotzische." Warm tritt er auch für seinen Bruder ein, um dann im 56. Brief das literarische Treiben des Geheimrats Klotz in seiner Gesamtheit aufs schärfste unter die Lupe zu nehmen. „Klotz war bis in das Jahr 1766 ein Mann, der ein lateinisches Büchelchen über das andere hat drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satiren sein und waren ihm zu Pasquillen geraten. Das Verdienst der besten war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz und Schulblümchen. Bei solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession nicht lange verkennen. Er ward es, doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen ‚Actis literariis', daß er manch gutes Buch zu Gesicht bekomme; aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben." Klotzens Organe waren die eben genannten lateinisch geschriebenen „Acta Literaria", die „Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen" und zum Überfluß die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften", die den ausgesprochenen Zweck verfolgte, Nicolais Zeitschrift und die nur in Klotzens Einbildung bestehende Literaturschule mit Lessing an der Spitze mundtot zu machen. Dazu trat hilfreich seines Freundes Riedel „Erfurtische gelehrte Zeitung". Klotz suchte seinen Einfluß zu erweitern und frei werdende Lehrstühle mit seinen Anhängern zu besetzen. Seinen engeren Landsmann, den berüchtigten Bahrdt, empfahl er nach Gießen; seine Freunde Meusel und Riedel brachte er nach Erfurt; seinen einstigen Stubenburschen, den oben genannten Harleß, nach Jena; seinen Kneipgenossen Schirach, der sich schon als deutscher Plutarch fühlte, nach Helmstedt; seinen Göttinger Schüler J. G. Jacobi nach Halle. Auch der junge Bürger, damals Hallenser Student, fand bei Klotz Protektion. So bildete sich eine

richtige Clique, die bald über alles herfiel, was ihr nicht Weihrauch streute, und niemand wagte dem Unwesen zu steuern, aus Furcht, in Amt und Brot geschädigt zu werden. Gerade das charakterisierte diese Gesellschaft, daß sie unter dem Schein einer sachlichen Kritik persönlich verleumdete und z. B. die Schriften eines gewissen Conradi für schlecht erklärte, weil dieser durch „Saufen" heruntergekommen sei und „um bei Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu erwehren, von Leipzig nach Marburg entweichen müssen." „Abscheulicher Rezensent," ruft Lessing im 56. Brief aus, „wer verlangt das zu wissen? Sag uns, ob das Buch schlecht oder gut ist und von dem übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig; denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmale auf die Stirn des Unglücklichen zu drücken." Und im 57. Brief fügt er bei: „Sobald der Kunstrichter verrät, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser näheren Kenntnis des geringsten nachteiligen Zuges wider ihn bedient: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er hört auf, Kunstrichter zu sein, und wird — das Verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant." „Die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung oder Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft, zu entlehnen", schlägt Lessing vor, ein für allemal mit dem Namen „Klotzianismus" zu kennzeichnen.

Klopstock, Mendelssohn, Ramler, Gerstenberg, sie alle wurden nach und nach von Klotz und seinen Gesellen auf die Anklagebank gefordert. Und wer ist der Richter? „Es ist Herr Klotz, der Geheimderat," antwortet Lessing. „Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer preußischen Festung begnügen; aber auch der Leser?" Mit einem trüben Blick mochte Lessing zurückschauen auf des seichten und unwissenden, dafür aber geschmeidigen und anpassungsfähigen Geheimrats Laufbahn, auf die Ablehnung seiner eigenen bescheidenen Ansprüche von oben herab. „Wenn der Leser fragt: wer ist der Herr Klotz? so will er wissen", fährt er fort

(56. Brief), „was dieser Herr Klotz geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urteilen zu dürfen. . . .“ Und „wenn Herr Klotz Staatsminister wäre, und wenn er der größte lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa wäre, was geht das uns hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen, und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz sein könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen? So steht es mit dem Haupte; wie mit den Gliedern? Ich frage nicht, wer die Freunde des Herrn Klotz sind. . . . Es mögen sich mehr Geheimderäte unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professoren oder Studenten, Kandidaten oder Pastoren sein. . . . Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurteilen, was sie schreiben, sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urteilen, was sie sein sollten. Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor sein, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten sein. Denn welcher von ihnen verrät im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sei so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? . . . Nicht einmal über Schriftsteller von dem Maße ihrer eigenen Talente sollten sie urteilen dürfen, denn es ist ein ekler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht . . . Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anschlag kommt, so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weiß, ob sie lächerlicher oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegien mehr Fiktion zu bringen? und Ramler, in seine Oden weniger?“

Ungern und gezwungen hatte Lessing zur Feder gegriffen; er genügte einer öffentlichen Pflicht, und das macht seinen Stil stolz und sicher. Lange vor dem Klotzischen Angriff auf ihn selbst war er über

den Ton der Journale der Klotzgemeinde empört gewesen. Schon am 2. Februar 1768 hatte er an Nicolai geschrieben, er finde es „unleidlich, was die Kerle in Halle sudeln", und er wolle sehen, ob er nicht noch ein Literaturbriefchen machen könne. Nicolai seinerseits hatte schon am 20. November 1767 Herder vor Klotz gewarnt. „Mich soll wundern, wie Herr Klotz Ihre Kritiken aufnehmen wird", schrieb er jenem. „Er kann sonst keinen, auch nur mäßigen Tadel vertragen, sondern möchte gern recht ins Gesicht gelobt sein." Und am 20. Februar 1768: „Gleim hat sich Klotzen zum Freunde zu machen gewußt, nun lobt er Gleimen geflissentlich, und ebenso tadelt er Ramlern. . . Ich ergreife diese Gelegenheit, um Sie aus wahrer Freundschaft vor Herrn Klotz zu warnen. Sie meldeten mir neulich, daß er an Sie geschrieben hätte, ebenso hat er es mit mir auch gemacht, er hat mich mit Freundschaftsversicherungen überhäuft, er hat sich zu mir gedrängt, um einigen Anteil an der Bibliothek zu haben." Doch mußte Lessing bald die Beobachtung machen (5. Juli 1768 an Nicolai), daß alle sich vor dem dreisten Schwätzer fürchteten. Sogar Mendelssohn riet, man solle sich mit einem solchen Narren gar nicht abgeben. „Aber", meinte Lessing (am 1. August 1768 an Nicolai), „ich denke doch, daß es ein für allemal nötig ist." Mit vollem Bewußtsein des guten Zwecks geht er alsdann in den antiquarischen Briefen dem wüsten Angreifer zu Leibe, denn „dergleichen Dinge müssen ein wenig heftig gesagt werden, oder es nützt gar nichts" (27. August 1768). Nach Abschluß des ersten Teils der antiquarischen Briefe „ekelt" ihn schon vor Klotz (28. September 1768, an Nicolai), aber er ficht weiter zur Freude und Erleichterung der deutschen Gelehrten und Dichter, z. B. Ramlers (vgl. Karl Lessing an den Bruder, 6. August 1768); zahmen Geistern wie Nicolai und Mendelssohn war seine Sprache „zu heftig" (Nicolai an Lessing, 9. August 1768). Er selbst aber wußte, daß nur seine Waffe traf. Sie zu ziehen, zögerte er aus menschlichen Gründen gern; zog er sie aber, dann schlug er so zu, daß den Gegner nie wieder nach einem Gange gelüstete.

Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten und war vernichtend. „Selbst Klotzens beste Freunde", schrieb Nicolai am

18. Oktober 1768, „sagen, daß Klotz sich an einen für ihn zu starken Streiter gewagt habe. Klotz ist halb rasend darüber geworden." Die Hallische Gruppe war gesprengt. Die Göttinger Gelehrten sähen Klotz „als einen Besessenen an", dem man aus dem Wege gehen müsse, schreibt Lessing 7. Januar 1769 an Kästner; „sie haben nicht unrecht," meint er gemütlich „aber da ich mich nun einmal mit ihm abgegeben habe, so muß ich ihn schon völlig zu Bette bringen." Wie sehr das bei einem Klotz, dem „plumpen Goliath der gelehrten Philister", notwendig war, bestätigt Herders Urteil. „Ich lese", schreibt er im Januar 1769 an Lessing, „völlig mit kaltem Geblüt: allein seit Gottsched weiß ich keinen Schriftsteller, der sich mit der innern Seichtigkeit dieses Mannes so heraufgeschrien hätte! Ich schäme mich vor dem Urteil der Nachwelt über ein Zeitalter, das solch einen Mann vergöttert."

Klotz wagte sich nicht an eine von ihm gleichwohl angekündigte Gegenschrift. Er empfand die Überlegenheit von Lessings Geist und Charakter um so mehr, als seine eigene Hohlheit allen klar, ihm selbst vielleicht am allerklarsten war. Von dem Magister Lessing auf die Schulbank verwiesen, mochte sich der Herr Geheimrat mit seinem Titel, seinem Hause samt Livreebedienten und der ihm nahe gerückten Aussicht trösten, daß Lessing nach Italien gehen werde. Mit seinem höchsten Wunsch, den Freiherrntitel zu erhalten, war es nun freilich vorbei. Da er sich mit geistigen Waffen nicht mehr zu helfen wußte, griff er tobend zu anderen. Als Lessing mit gerichtlicher Klage nicht beizukommen war, drohte er damit Nicolai. Er soll „ganz außer sich sein", schrieb dieser am 8. November 1768. Er ist ein typisches Beispiel, dieser Hallenser Klotz, dafür, wie man durch Blender auf fernliegendem Gebiet — seine verdienstlichste und dauerndste Leistung war die erst nach seinem Tode erschienene Ausgabe der Historica Danica des Saxo Grammaticus mit für ihre Zeit nicht wertlosen „Prolegomenen" (1772) —, durch Schwäche nach oben und Stärke nach unten auf scheinbar geistigen Pfaden in rascher „Karriere" zu sehr irdisch-greifbaren Zielen und durch Lobeserhebungen der von ihm Beförderten zum Ruhme gelangen kann.

Einen solchen Gesellen in seine Schranken zu verweisen, dazu gehörte freilich nicht nur Geist und Wissen, sondern vor allem die Tapferkeit und der Mut eines Lessing. Auf lange hinaus übte der Klotzstreit eine reinigende Wirkung im deutschen Geistesleben; für Lessing bildete er ein neues unverwelkliches Ruhmesblatt.

Nicht nur die literarischen Gefährten zogen sich nun einer nach dem andern von Klotz zurück, sondern auch die Männer seines persönlichen Umgangs in Halle mochten nichts mehr mit ihm zu tun haben. Dem Maße der Furcht vorher entsprach das Maß der Verachtung nachher. Der Stein, den Lessing ins Rollen brachte, zermalmte. Die klägliche menschliche Eigenschaft, bei dem Sinken des Schiffs die eigene Haut zuerst zu bergen, ließ sich hier beobachten.

Als Schriftsteller war Klotz fortan für die Welt tot. Ein gebrochener Mann, ist er bald darauf, am letzten Tage des Jahres 1771, im Alter von erst 33 Jahren gestorben, besungen nur von seinem Schicksalsgefährten, dem Vademecum-Pastor Lange in Laublingen. Schlimmer fast erging es seinem Helfershelfer F. J. Riedel (1742—85), der, von Erfurt 1771 an die von Kaiser Joseph geplante Akademie nach Wien berufen, bald aber gegen ein Schmerzensgeld aus seinem Amte entlassen, dort in Elend und Wahnsinn endete.

Auf dem Schriftenkampf mit diesen Geistern ruht, wie die duftende Rose auf dornigem Zweig, Lessings Schrift über die künstlerische Auffassung und Gestaltung des Todes bei den Alten. Sie erschien 1769 unter dem Titel „Wie die Alten den Tod gebildet".

Lessing betont in der Vorrede, daß ihre Veranlassung, der Streit mit Klotz, verächtlich sei, daß aber andererseits „die Wahrheit bei jedem Streit gewonnen" habe. Auch sei die Wichtigkeit des Gegenstandes, um den man streite, ein relativer Begriff, und was in einem Betracht sehr unwichtig sei, könne in einem andern sehr wichtig werden. „Als Beschaffenheit unserer Erkenntnis ist dazu eine Wahrheit so wichtig als die andere," meint Lessing, „und wer in dem allergeringsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahr-

heit bloß der Wahrheit wegen liebt." Die Wahrheit, um die Lessing hier kämpft, betrifft den Satz, daß die Antike den Tod als Zwillingsbruder des Schlafes, als geflügelten Knaben mit gesenkter Fackel, nicht als Gerippe, dargestellt habe, und daß diejenigen Gerippe, die wir tatsächlich auf den alten Bildwerken finden, nicht den Tod versinnbildlichen wollen, sondern die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen, also bloße Schatten der Unterwelt oder Gespenster: die Larven.

Des Denkens war dieser Gedanke wert trotz des Xenienspottes:

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel,
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

Die beiden großen Xeniendichter haben aus ihrer Bewunderung für Lessings kleine Schrift kein Hehl gemacht. Goethe berichtet in „Dichtung und Wahrheit" (VIII): „Uns entzückte die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafes anerkannt und beide, wie es Menächmen (Zwillingsbrüdern) geziemt, zum Verwechseln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erst den Triumph des Schönen höchlich feiern." In „Kabale und Liebe" (V 1) läßt Schiller Luise sprechen: „Nur ein heulender Sünder konnte den Tod ein Gerippe schelten; es ist ein holder, niedlicher Knabe." In den „Göttern Griechenlands" feiert er ebenfalls Lessings Gedanken:

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt ein Genius.

Matthisson und Heine (Morphine) wandeln in Lessings Spuren; und Lenau (Ziska VIII) klagt und fragt:

O wie ward der Tod ein andrer,
Als die Griechen ihn geschildert!
Aus dem milden Götterboten
Ist zum Schreckbild er verwildert.

Zweifelhaft erschien der Genius,
Fragen sollte der Beschauer:
Ist's der Schlaf und die Erholung?
Ist's das Sterben und die Trauer?

Thanatos, der edle Genius,
Ist zum Sensenmann verbauert,
Mäht den Menschen, einen Grashalm,
Der zur Erde niederschauert.

Gräßlich naht uns mit der Sense
Schreck- und Vorbild, das Gerippe,
Für ein mildes Lächeln hat es
Keine Wange, keine Lippe.

Lessings schöner Gedanke rückte eine freundlichere Auffassung vom Tode und Sterben, als sie dem Mittelalter oder dem Jahrhundert des Pietismus eigen war, dem Leben und der Kunst wieder näher. Das Gerippe verschwand nach 1770 für längere Zeit aus der Kunst. Das Grabmal Clemens' III. in der Peterskirche, das Canova schuf, Schadows Denkmal des Grafen von der Mark in der Dorotheenstädtischen Kirche in Berlin, Rauchs Marmorsarkophag der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg, der auch die von Lessing charakterisierte Fußstellung berücksichtigt, zeigen den Tod als geflügelten Genius, eine Auffassung, die in ihrem Siegeslauf nur zeitweise noch durch Rückfälle in Gotik und Romantik gehemmt wurde.

Der Tod als Skelett hat seine Geschichte. Schon die indischen Anachoreten bewahrten in ihren Zellen vielfach Totenköpfe, die sie an das Nichts des Lebens mahnen sollten, und die Gnostiker sollen den Tod zuerst als Gerippe gedacht haben. Totenköpfe als Sinnbilder der Vergänglichkeit finden sich jedoch auch schon auf Gemmen und Vasen des Altertums, ihre Anwesenheit entscheidet also nichts für Einflüsse des Christentums. Jedenfalls wurde die Darstellung des Todes als Gerippe erst im 13. Jahrhundert häufiger, und zwar zunächst in dem Sinne, daß das Skelett nur ein Menetekel an die Hinfälligkeit des Daseins bildete. Zur Verkörperung des Todes wurde es erst im späteren Mittelalter, als die Pest Hunderttausende von Menschenopfern forderte. Das Skelett erhält nun deutliche Attribute als Ackermann, Krieger, Holzhauer und apokalyptischer Reiter mit Sense und Sichel (Offenb. Joh. 6, 8; 14, 14). Die Totentänze berühmter Künstler wie Holbeins d. J. (1497—1543), der über die Lessingzeit hinweg Nachfolger gewann wie Chodowiecki, Rethel, Spangenberg, Max Klinger, haben dem Skelett seine dauernde Stelle in der volkstümlichen Kunst gegeben, wenn auch nicht immer zur Verkörperung des Todes. Als solche erscheinen auch in Italien bei großen Künstlern eher Charon oder ein altes Weib, wie in dem großen Wandgemälde aus dem 14. Jahrhundert „Der Triumph des Todes“ auf dem Camposanto zu Pisa, seltener aber der geflügelte Knabe. Erst Lessing gab diesem Gedanken wieder Leben

und erkämpfte so der griechischen Schönheit und Harmonie den verlorenen Boden, Klassizist im höchsten Sinne wie Winckelmann und Goethe, wie die Bildhauer Canova, Dannecker, Schadow, Thorwaldsen, wie die Maler Mengs, Tischbein und Carstens. Schon darum kann seine kleine Schrift nicht vergessen werden.

„Tot sein hat nichts Schreckliches," sagt er, „und insofern Sterben nichts als der Schritt zum Totsein ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben." Die Sprache scheide nicht zwischen dem oft schrecklichen Zustande, der dem Tode vorangehe, und seiner erwünschten Beendigung, dem Tode selbst. Da das Griechentum mit seinem natürlichen Sinn für Schönheit den Tod als heiteren Genius darstellt, und da die Kunst unmöglich an einem Gerippe zwanglos teilhaben kann — wie ist es denn, fragt Lessing, zu einem solchen unschönen Sinnbild gekommen? Die Antwort gibt ein Blick auf die historische Deutung der christlichen Religion. Sie, die „dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei", mußte die Schrecken des Todes unendlich vermehren. „Es hat Weltweise gegeben," sagt Lessing, „welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte." Andererseits aber habe ebendieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollen, vielmehr versichere auch sie uns, daß „der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend sein könne". Selbst derjenige also, der der Religion Einfluß auf seine Kunst zugesteht, brauche den Tod nicht abschreckend darzustellen. „Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes: und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen?" Die Kunst steht Lessing so hoch, daß sie, nämlich das künstlerische Empfinden, in seinen Augen sogar einen Prüfstein bildet für die Wahrheit der Religion, denn, sagt er am Schluß der kleinen Schrift, „nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene

wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt".

Ein einziger Gedanke wird von Lessing überzeugend beleuchtet und zeigt in diesem Lichte immer überraschendere und schönere Seiten. Nur am Anfang hat auch diese Schrift es noch mit Herrn Klotz zu tun, dann wird der Name nur noch gelegentlich flüchtig berührt. Mit einem Bilde beginnt Lessing: „Immer glaubt Herr Klotz mir auf den Fersen zu sein. Aber immer, wenn ich mich, auf sein Zurufen, nach ihm umwende, sehe ich ihn ganz seitab, in einer Staubwolke, auf einem Wege einherziehen, den ich nie betreten habe." In einer Fußnote im 11. Stück des „Laokoon", in der er sich mit einer Bemerkung des Grafen Caylus auseinandersetzte, hatte Lessing daran erinnert, daß die Alten den Tod und den Schlaf als Zwillingsbrüder darstellten, und bemerkt, er könne sich nicht überreden, daß ein kleines metallenes Bild in der herzoglichen Galerie zu Florenz, welches ein liegendes Skelett vorstellt, das mit dem einen Arm auf einem Aschenkruge ruht, eine wirkliche Antike sei. An diese Bemerkung hatte der Hallesche Geheimrat in der Vorrede zum zweiten Teile der von ihm herausgegebenen Abhandlungen des Grafen Caylus angeknüpft, um „sich die Freiheit zu nehmen", Lessing auf eine ganze Reihe weiterer antiker Skelettfiguren selbstgefällig hinzuweisen. „Es ist, bei Gott, wohl eine große Freiheit," erwidert Lessing ironisch, „mir zu widersprechen! ... Allerdings zwar sollte ein Widerspruch, als womit mich Herr Klotz verfolgt, in die Länge auch den gelassensten, kältesten Mann verdrießlich machen. Wenn ich sage: »Es ist noch nicht Nacht,« so sagt Herr Klotz: »Aber Mittag ist doch schon längst vorbei.« Wenn ich sage: »Sieben und sieben macht nicht fünfzehn,« so sagt er: »Aber sieben und acht macht doch fünfzehn.« Und das heißt er, mir widersprechen, mich widerlegen, mir unverzeihliche Irrtümer zeigen! Ich bitte ihn, einen Augenblick seinen Verstand mehr als sein Gedächtnis zu Rate zu ziehen." Wer könne das, was Klotz vorträgt, nicht wissen, wenn er es wissen wolle und gesunde Augen habe? „Stellen denn aber diese von Klotz aufgezeigten Skelette den Tod vor?" „Muß

denn ein Skelett schlechterdings den Tod, das personifizierte Abstraktum des Todes, die Gottheit des Todes, vorstellen?"

Zur eigentlichen „Untersuchung" übergehend, erinnert Lessing an die Homerische Vorstellung vom Tode als dem Zwillingsbruder des Schlafes. „Die alten Artisten stellten", führt er aus, „den Tod und den Schlaf mit der Ähnlichkeit unter sich vor, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten." „Auf einer Kiste von Zedernholz in dem Tempel der Juno zu Elis", so fährt er fort, „ruhten sie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beide mit übereinandergeschlagenen Füßen." Da Klotz sich auf eine Stelle in Winckelmanns 1766 erschienener Schrift „Versuch einer Allegorie" berufen hatte, so setzt sich Lessing zunächst mit diesem auseinander und führt die in den Admirandis des italienischen Kunstarchäologen Bellori abgebildete Darstellung auf einem marmornen Sarge an, die einen geflügelten Jüngling, in tiefsinniger Stellung, den linken Fuß über den rechten geschlagen, neben einem Leichnam zeigt. Er ruht mit der Rechten und dem Haupt auf einer umgekehrten Fackel, die auf des Toten Brust gestützt ist, und die Linke hält einen Kranz mit einem Schmetterling. Als Amor habe Bellori die Figur gedeutet. „Und ich sage," erklärt Lessing schroff, „diese Figur ist der Tod."

Klotzens Einwänden wird mit spöttischer Wendung im voraus begegnet, denn wo diesem großen Gelehrten nur ein kleiner nackter Bube vorkomme, da schreie er Amor! Amor! und trage ihn geschwind in seine Rolle ein, das heißt in sein Buch von den geschnittenen Steinen. „Nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling muß ein Amor sein. Wie manche aus dem Geschlecht der Genien wurden als Knaben vorgestellt! Und was hatte nicht seinen Genius? Jeder Ort; jeder Mensch; jede Beschäftigung des Menschen von der niedrigsten bis zur größten; ja, ich möchte sagen jedes unbelebte Ding, an dessen Erhaltung gelegen war, hatte seinen Genius. ... Genug, wenn nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling notwendig ein Amor sein muß: so braucht es dieser am wenigsten zu sein. Und kann

es schlechterdings nicht sein. Denn keine allegorische Figur muß mit sich selbst im Widerspruch stehen. In dieser aber würde ein Amor stehen, dessen Werk es wäre, die Affekte in der Brust des Menschen zu verlöschen. Ein solcher Amor ist darum kein Amor." Mit literarischen Nachweisen erläutert Lessing nun im einzelnen die Attribute, die der Künstler dem angeblichen Amor beigegeben hat, die in Wahrheit nichts anderes seien als die üblichen Attribute des Todes: die umgestürzte Fackel, die Flügel des schnell Überraschenden, der Totenkranz, der in der Antike allgemein gespendet wurde, der Schmetterling als Abbild der dem Körper entschwebenden Seele, die Stellung neben dem Toten, in dessen nach der Anschauung der Antike verunreinigender Nähe weder Menschen noch Götter weilen dürften, sondern eben nur der Tod selbst, während der Schutzgeist des Menschen dessen Tod gar nicht abwartete, sondern vorher entwich.

Dann fällt des Lesers Auge auf eine Reihe beigefügter Kupfer, Holzschnittnachbildungen von antiken Darstellungen, die Lessing zum Erweis seiner These wohl ausgewählt hat. Indem er sie mit scharfem Blick entwickelt, wird aus dem trockenen Notizenstoff, der nun die an einem Beispiel aufgestellte Behauptung belegen muß, eine an vielgestaltigen Aussichtspunkten reiche Brücke, die reizvoll zum zweiten Teil der „Untersuchung" hinüberleitet: ist der blühende Knabe das Abbild des Todes, was sind dann die von Klotz eifrig zusammengesuchten Skelette? Wäre die Zusammenstellung von Material entscheidend, „welch elendes Studium" wäre dann das Studium des Altertums. Armseligkeiten an den Fingern herzuzählen, sei nicht wahre Gelehrsamkeit. Mit Humor fragt er, wie der Tod durch Gerippe dargestellt werden könne, wenn ihrer mehrere auf einem Bilde erscheinen? Sie stellen Larven, das heißt nach alter Pneumatologie die abgeschiedenen Seelen der bösen Menschen vor: nicht der guten, denn nur „die bösen, zur Strafe ihrer Verbrechen, irrten unstät und flüchtig auf der Erde umher, dem Frommen ein leeres, den Ruchlosen ein verderbliches Schrecken".

Lessings Gedanken sind bestätigt, berichtigt, ergänzt worden.

Die Sarkophage, auf die er sich hauptsächlich bezieht, gehören der römischen, nicht der klassisch-griechischen Zeit an. Der Genius dürfte, sagt man, weniger den Tod als die ewige Ruhe bezeichnen, die auf das Sterben folgt, und die Seele des Toten verkörpern. Der Tod erscheine auf attischen Grabdenkmälern und Vasen ebenso als geflügelter bärtiger und bewaffneter Mann wie als jugendlicher Genius. Andererseits stützen weitere Funde Lessings Deutung. Aus der Zeit des Praxiteles und Skopas gibt es drei griechische Darstellungen der Szene, wie Sarpedons Leiche von Thanatos und Hypnos, den Zwillingsbrüdern Tod und Schlaf, nach Lykien von geflügelten Jünglingen getragen werden. Thanatos tritt auch allein als handelnde Person auf griechischen Bildwerken auf.

Matthias Claudius wollte den geflügelten Genius nicht gelten lassen, weil der Knochenmann mit der Sense ihm mehr sagte: „So steht er in unserer Kirche, und so hab ich ihn mir immer von klein auf vorgestellt, daß er auf dem Kirchhof über die Gräber hinschreite, wenn eines von uns Kindern des Abends zusammenschauerte und die Mutter dann sagte, der Tod sei übers Grab gegangen. Er ist auch so, dünkt mich, recht schön, und wenn man ihn lange ansieht, wird er zuletzt ganz freundlich aussehen." Herder ließ 1774 seinen Aufsatz erscheinen „Wie die Alten den Tod gebildet? Ein Nachtrag zu Lessings Abhandlung desselben Titels und Inhalts", mit folgendem Ergebnis: „Der Tod war den Griechen ein so fürchterliches, gehaßtes Wesen, daß sie seinen Namen nicht gern nannten. Aus Sprache und Kunst ward er verbannt, und in der letzteren ein Genius an seine Stelle gesetzt, der nicht den Tod vorstellen, sondern vielmehr verhüten sollte, daß man an ihn dächte." Die Genien auf den Särgen der Alten seien also „bloß eine allegorische Bezeichnung der Ruhe im Grabe" gewesen. Hierher gehört auch Herders Paramythie „Der Tod, ein Gespräch an Lessings Grabe":

„Himmlischer Knabe, was stehst du hier? Die verglimmende Fackel
Nieder zur Erde gesenkt, aber die andere flammt?"
„Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an."

Die beiden Schriften, die „Briefe antiquarischen Inhalts“ und „Wie die Alten den Tod gebildet“, sind trotz des teilweise weit abliegenden und, wie es die Sache erforderte, recht ins einzelne gehenden Charakters der Untersuchungen ganz besonders reich an Proben von Lessings glänzender Kunst der Darstellung. Ein Meisterstück überlegener Dialektik ist zu Beginn des II. Teils der Briefe der Rückzug, den er hinsichtlich der in einem der letzten Kapitel des „Laokoon“ versuchten, nun von ihm selbst als unhaltbar erkannten Deutung des Borgheſischen Fechters auf eine Statue des Chabrias antritt. „Ich denke nicht,“ sagt er im 38. Brief, „daß man eine Schanze darum sogleich aufgibt, weil sie in die Länge nicht zu halten sei“, und im 39. Brief meint er: „In den antiquarischen Studien ist es öfters mehr Ehre, das Wahrscheinliche gefunden zu haben als das Wahre. Bei Ausbildung des ersteren war unsere ganze Seele geschäftig; bei Erkennung des anderen kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu statten.“ Schon früher* ist der glänzende Passus aus dem 55. antiquarischen Briefe angeführt, wo sich Lessing mit einer Windmühle vergleicht: einsam steht sie außerhalb des Dorfes auf einem Sandhügel, sie mahlt, solange ihren Steinen etwas aufgeschüttet ist; alle 32 Winde sind ihre Freunde, nichts begehrt sie als freien Umlauf ihrer Flügel; Mücken läßt sie unter diesen hindurchschwirren, aber mutwillige Buben müssen nicht darunter durchjagen wollen, noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, sonst schleudern ihn die Flügel in die Luft, und sie könnte ihn nicht sanfter niedersetzen als er fällt. — Proben von der Art, wie Lessing nur durch den Satzbau in Atem hält, bietet jeder seiner antiquarischen Briefe. Im 13. erzählt er von einer Rezension in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, in der ihm (von dem Göttinger Professor Heyne, der später seine Äußerung zurücknahm, vgl. Lessings Brief an Nicolai 21. Oktober 1768) vorgeworfen ward, den Borgheſischen Fechter mit dem Miles Veles verwechselt zu haben. Er zitiert die Stelle und fährt dann

* Siehe oben Bd. I S. 333 f.

fort: „Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du hast nicht recht gelesen! sagt ich mir. Ich las nochmals, und nochmals; je öfter ich las, je betäubter ward ich.“ Voranstellung des Relativsatzes und der Anrede an das eigne Ich, Wiederholung und Steigerung ersetzen alle schwierigen Stilmittel, die dem Pretiösentum unserer Wissenschaft geläufig sind, um aus nichts etwas zu machen. „Verwechselt soll ich den Borghesischen Fechter und mit einer Statue in Florenz verwechselt haben?“ Wir sehen, daß der Schreiber dieses Satzes sich durchaus nicht beruhigen kann, und die Zweiteilung des Vorwurfs mit der ausdrücklichen Unterstreichung des Prädikats am Anfang und Ende des Satzes: „Verwechselt!“ zeigt, daß er tatsächlich „vom Himmel fiel“, als er das las. Er habe ja in jedem Falle die von Winckelmann gemeinte Statue im Auge gehabt; also könne höchstens diesem der Vorwurf einer Verwechselung gemacht werden. „Denn“, fährt er fort, „ich, ich bin nicht in Italien gewesen; ich habe den Fechter nicht selbst gesehen! Was tut das? Was kommt hier auf das Selbstsehen an? Ich spreche ja nicht von der Kunst; ich nehme ja alles an, was die, die ihn selbst gesehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.“ Kurze Hauptsätze, teils knapp behauptend, teils ausrufend, teils fragend drücken die Wahrheit eindringlicher aus als die verschlungenste Periode, als der stolzeste Bau von untergeordneten, auf einander geschichteten Konjunktionalsätzen, wie die moderne Stilkunst, wie beispielsweise auch Theodor Mommsen sie liebte. Ebenso schlicht ist die Wortwahl, wenn von einer solchen die Rede sein kann; denn Lessing braucht nur die unbedingt notwendigen Worte. Nicht eines mehr. Er wählt die Worte gar nicht — die Worte wählen ihn. Man kann nicht eines seiner Worte streichen, ohne den Sinn zu verdunkeln oder den Ausdruck zu verwässern. Der Versuch, eine Lessingsche Prosaseite in andere Prosa umzugießen, bekehrt auch den Widerstrebenden zur neidlosen Bewunderung einer so unvergleichlich durchsichtigen Sprachkunst. Neidlosen, denn diese Prosa, ungesucht und wahr, will nichts zu geben scheinen, was sie

nicht wirklich gibt. Und so ist sie ein Spiegel des Menschen Lessing. So wahr sein kann nur die Sprache des Wahren, so voll Charakters zeigt sich nur das Wort des Charaktervollen.

Denn das ist es vor allem, was jeder Prosakunst eigen sein muß: der Charakter. Wir müssen besonders bei einer Polemik bei unserm Autor das Bewußtsein moralischer Überlegenheit über seinen Gegner haben, um das Bedürfnis zu empfinden, uns ihm geistig zuschließen. Der durch zwei Kulturjahrtausende geschulte Leser ist in diesem Punkte sehr hellhörig. Das Ausfühlen eigennütziger, verdrehender, verschweigender Sätze ist durch die Erziehung zur Kritik verfeinert. Lessings Prosa ist unverhüllt. Sie verbirgt nichts, weil sie nichts verbergen will, aber sie kann auch nichts verbergen, weil sie nichts zu verbergen hat. Darum erbaut sich der Stil Lessings auf seinem Charakter. Hiervon hing alles ab im Streit mit Klotz, und der Verlauf dieses Streites ist ein Ehrenschild auch für Lessings polemische Prosa.

Herder hat am schärfsten Lessing als Stilkünstler in allen seinen Prosaschriften erkannt. Von ihm stammt jenes vielgenannte Wort: „Solange deutsch geschrieben ist, hat niemand wie Lessing deutsch geschrieben.“ Nicht naiv, nicht angeboren erscheint Lessings Stil, sondern künstlerisch bewußt durchgebildet. Aus der Volkssprache herausgeboren, zeigt er doch sorgfältige Komposition. Lessing hatte Respekt vor jedem Worte, das er schrieb; darum ist aber auch keines seiner Worte zu entbehren. Einen wahren Haß hegt er gegen die Hilfszeitwörter sein, haben, werden. An Bildkraft der Sprache wird er selbst von Goethe nicht übertroffen. Jede Seite zumal auch der Schrift über die Darstellung des Todes enthält Stilperlen, die um so höher zu schätzen sind, als sie dem Ganzen dienen, einzeln aber entdeckt werden wollen. Satzbildung und Wortwahl entsprechen der Wahrheit des Gedankenganges und der feierlich, ja wehmütig stimmenden Ruhe des Themas. Dieses dem Kampf der Tagesmeinungen zu entrücken zu edelster Versenkung in die Kunst, die „Sein oder Nichtsein“ nachbildet, ist das Verdienst von Lessings Sprache. —

Der antiquarischen Händel war Lessing nun jedoch herzlich müde. Er schob sie beiseite und damit auch eine im Sommer 1768 begonnene Schrift „Über die Ahnenbilder der alten Römer", in der Klotz des Plagiats an Heften aus dem Kolleg des von ihm gleichwohl bekrittelten Christ, Lessings einstigem Lehrer an der Universität Leipzig, hätte überführt werden müssen. Klotz schrieb 1768 die Vorrede zu der Übersetzung der Abhandlungen des Grafen Caylus und stellte — nach Christ! — fest, daß die sogenannten imagines oder Ahnenbilder der alten Römer nicht, wie man annahm, Wachsbüsten, sondern enkaustische Gemälde seien; Lessings Entwurf beschränkt sich auf negative Kritik, gibt aber doch zu verstehen, daß er bereits die moderne Auffassung besitze: diese imagines seien bemalte Wachsabgüsse von Totenmasken.

„Ich schätze," schrieb Lessing an Mendelssohn, „das antiquarische Studium gerade soweit, als es wert ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen." Antiquarische wie dramatische Arbeit sprudeln bei ihm aus derselben Quelle: dem Suchen nach den Prinzipien wahrer Kunst, ja nach der Kunst selbst. Sie ist das Verbindende in diesem vielseitigen Geiste, sie drückt dem „Laokoon", den Schriften gegen den Klotzianismus und der „Hamburgischen Dramaturgie" gleichermaßen den Stempel auf.

Der Betrachtung dieses letzteren Werkes wendet sich nun unsere Darstellung zu. Eng verschwistert sind Lessings Anschauungen im Gebiet der redenden und der bildenden Künste. Wie die Klarstellung des Verhältnisses der beiden im Mittelpunkt der Laokoonschrift steht, so danken dieser die redenden Künste auch nicht mindere Klärung und Förderung als die bildenden. Die Würdigung von Lessings Anschauungen auf kunsttheoretischem Gebiet überhaupt wie selbstverständlich ganz besonders auf demjenigen der redenden Künste hat aber auch zur Voraussetzung die Betrachtung und Berücksichtigung seiner ausübenden Betätigung als Dichter. Denn Theorie und Praxis hängen bei Lessing aufs engste zusammen, und kaum bei einem anderen Dichter befruchten sie sich gegenseitig so wie bei

ihm. Auf jede neugewonnene theoretische Einsicht die praktische Probe zu machen, treibt ihn der schöpferische Drang, der — er mag auch selbst mitunter anders davon denken — trotz allem als wirksamste Kraft lebendig in ihm ist.

Als Gottsched und die Neuberin blühten, bekannte sich auch Lessing zum französischen Stil. Mit „Miß Sara Sampson" und dem im 17. Literaturbrief veröffentlichten Faustfragment sagte er sich von ihm los. Nun pflanzte er vorübergehend das Banner Englands im Sinne Richardsons auf, dessen rührselige Betrachtungsweise und weitschweifige Sprache seinen von Natur gesund lakonischen Stil wie Wolkenschleier umbrauten. Lessings endgültige Selbstbesinnung fällt in die zweite Hälfte der fünfziger Jahre, als das „Äsopische Stilprinzip" der Kürze und Schlichtheit seine Anschauung der Fabel wie des Dramas von Grund aus änderte. Mit seinen prosaischen Fabeln protestiert er nun gegen seine früheren poetischen, mit der soldatisch knappen Handlung und Sprache des „Philotas" gegen Saras langatmige Prosa und Henzis Alexandriner. Mit der Bezeichnung dieses bedeutsamen, antik gerichteten Wendepunktes, an dem Lessing begann „ein Mann zu werden", an dem er, „mit dem Äsopus zu reden, mehr hineinwärts als hinauswärts gehen" wollte, befinden wir uns zugleich an der Schwelle der „Hamburgischen Dramaturgie", die verkündet: „Je simpler eine Maschine ist, je weniger Federn, Räder und Gewichte sie hat, desto vollkommener ist sie."

In der Betonung der künstlerischen „Simplizität" ebenso wie der Notwendigkeit der Rückkehr zur Antike hat die Dramaturgie übrigens Vorläufer. Mehr als Mendelssohn, der die Tragödie zu einem Zeugnis bewußter Selbsttäuschung macht, fordert hier sein Recht der italienische Graf Calepio, der schon in dem auf Bodmers Anregung geschriebenen „Paragone" (1732), einer vergleichenden Untersuchung über die italienische und französische Tragödie, den Aristoteles gegen die Franzosen ausspielte und oft sogar, besonders bei der Bekämpfung Voltaires, gleiche Beispiele wie später Lessing anführte. In dem von Bodmer (1736) veröffentlichten Briefwechsel mit Calepio über

die „Natur des poetischen Geschmacks“ finden sich weitere Belege hierfür, und Bodmers „Kritische Briefe“ (1746) setzen das Thema fort, das Lessing also ebenso wie Mendelssohn nahelag.

Wie Lessing nicht in jedem Punkte original sein konnte, so war er auch nicht frei von Irrtümern. Beispielsweise hat Felix Christian Weiße, als er seinen Richard III. verfaßte, Shakespeares gleichnamige Tragödie wirklich nicht selbst gekannt, wie Lessing doch im 73. Stück seiner „Dramaturgie“ zu verstehen gibt, sondern er hat nur die Bearbeitung Cibbers, auf den Lessing schon 1749 hinwies, und Rapins „Histoire d'Angleterre“ benutzt, vielleicht trotz seiner Ableugnung auch einige für ihn wichtige Stellen in den „Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens“ (1756). Denoch ist Lessing hier wiederum allein der schöpferische Geist. Als das deutsche Volk an der Wiege des Nationaltheaters stand, gab es weder sachlich vertiefte Theaterkritik noch eine dramatische Theorie auf festgefügter Grundlage, sondern nur Ideen und Abhandlungen, Hoffnungen und Entwürfe. Als es am Grabe des Nationaltheaters die zerschellten Hoffnungen beweinte, schuf Lessings Dramaturgie durch Stoffwahl und Methode den sicheren Boden für die deutsche Bühne der Zukunft.

Den Inhalt der „Hamburgischen Dramaturgie“ bildet eine fortlaufende kritische Besprechung der im Nationaltheater zur Aufführung gelangenden Dramen in Verbindung mit der Erklärung der „Poetik“ des Aristoteles. Die unbegrenzte ehrfürchtige Scheu vor dem seit den Afraner Studien geheiligten Altertum läßt einen so vorurteilsfreien Geist im letzten Stück der „Dramaturgie“ bekennen, daß er die „Poetik“ des Aristoteles für ein „ebenso unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind“. Kunstregeln mathematisch unfehlbar! Nicht freilich ist es der Begriff der Autorität, dem Lessing sich beugt. „Mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte,“ sagte er im 74. Stück gelegentlich der Besprechung von Weißes Tragödie „Richard III“. Darin kann aber der Wert der Lessingschen Untersuchung nicht

bestehen, daß sie einen allgemein gültigen Kanon für die Kunst gefunden hätte, wie es später zusammenfassend noch einmal Gustav Freytag versucht hat, mit verheerender Wirkung auf beschränkte Geister in Schule und Haus, die nun ein zum Teil aus Zufälligkeiten zusammengesetztes Gerippe für das künstlerische Leben halten, das in ihm wohnen soll; sondern darin nur kann er bestehen, daß er selbständig dem Kanon und den Auslegungen der andern entgegentritt und so das Recht der Kunst auf Atmungsfreiheit und tausendfältige Gestaltungsmöglichkeit wiederherstellt. „Ich verlange auch," sagt Lessing im letzten Stück, das am besten in das Ganze einführt, „nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer sein würde als ein Fisch. Aber man kann studieren und sich tief in den Irrtum hinein studieren."

Die Übereinstimmung mit Aristoteles ist für den Schüler des 18. Jahrhunderts der Beweis, daß er seinerseits „das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne". Keinen Schritt könne sich namentlich die Tragödie, sagt Lessing, „von der Richtschnur des Aristoteles entfernen, ohne sich ebensoweit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen". Können wir ihm hier nicht mehr folgen, so verstehen wir doch, daß es nur auf solcher Grundlage möglich war, die Hohlheit der angemaßten Regelherrschaft Frankreichs nachzuweisen. Das aber war die eigentliche Aufgabe, die sich Lessing in der „Dramaturgie" gestellt hat. Nichts war ihm klarer, als daß der deutschen Bühne wie der gesamten deutschen Dichtung und Literatur, wenn sie sich ihrem eigentümlichen Wesen nach entwickeln sollte, vor allem die Befreiung von dem Joch der Franzosen nottue, das Gottsched ihnen aufgezwungen hatte. Dieses Joch machte sich für die deutsche Bühne geltend nicht nur in der Vorherrschaft der französischen Bühnenstücke, des heiteren wie des ernsten Genres, des Lustspiels wie der Tragödie, sondern nicht minder auch in dem Einfluß der französischen ästhetischen Theorien auf die deutschen Dramatiker. Sollte die deutsche dramatische Kunst neues Licht und Leben erhalten, so war vor allem nach Lessings Überzeugung nötig, den

französischen Kunstrichtern die Waffe zu entwinden, die ihnen die Berufung auf die Kunstgesetze der Antike in die Hand gab. Und hierzu war sicherlich niemand geeigneter als er, der als Vorläufer von Sturm und Drang Herder und Goethe den Boden bereitete. Von diesen Großen wendet sich der Blick rückwärts auf die armselige Abhängigkeit der deutschen Kunst vom Auslande, ehe Lessing da war, und vorwärts auf die reiche selbständige Entwicklung nach ihm das 19. Jahrhundert hindurch. Auch dort also, wo wir ablehnen, da uns auch Kunstbücher der Antike nicht mehr unfehlbar sind, haben wir zu bewundern und zu danken.

„Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Dramas mehr verkannt als die Franzosen", heißt es im letzten Stück der „Dramaturgie". „Einige beiläufige Bemerkungen, die sie über die schicklichste äußere Einrichtung des Dramas bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen und das Wesentliche durch allerlei Einschränkung und Deutungen dafür so entkräftet, daß notwendig nichts anderes als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln kalkuliert hatte." Namentlich die französische Tragödie war es, gegen die sich der Stoß der Lessingschen Untersuchung richtete. Während französische Komödiendichter wie Marivaux und Destouches fast von ihm überschätzt wurden, blieben Voltaire und als tragisches Genie auch Pierre Corneille auf der Strecke. „Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette!" ruft er aus, um dann hinzuzufügen, in literarischer Anlehnung an die Schiffsrettung vor dem Walfisch durch Auswerfung einer Tonne (Swift) und mit einem spöttischen Seitenblick auf die Hallenser Gruppe um den Geheimrat Klotz, der sich über dieses scheinbare Eigenlob vermutlich sogleich hermachen würde: „Eine Tonne für unsere kritischen Walfische. Ich freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen Walfisch in dem Salzwasser zu Halle." Vielleicht dachte

auch Heinrich von Kleist an diese Stelle, als er in der „Hermannsschlacht" (II 8) Thusnelda zu Hermann sprechen ließ:

Du wirfst dem Walfisch, wie das Sprichwort sagt,
Zum Spielen eine Tonne vor.

Corneilles „Rodogune", Voltaires „Merope" und nicht zuletzt Chr. Felix Weißes „Richard III." — das sind die vornehmlichsten Werke, an denen Lessing die Grundfragen der Tragödie erörtert, die Aristoteles in seiner „Poetik" aufrollt. Die Person ist Lessing hierbei gleichgültig. Corneille war seit einundachtzig Jahren tot. Voltaire war, wenn man in Erinnerung an Richier so sagen will, sein Feind, Weiße sein Freund. Nun, der Tote schwieg. Voltaire wurde Lessings Werk von dem Schauspieler Großmann, der 1772 „Minna von Barnhelm" ins Französische übersetzte und später noch bei den Mannheimer Theaterplänen als Vermittler in Lessings Auftrage in unsern Gesichtskreis tritt, ins Haus gesandt. Voltaires Antwort war nichtssagend. Doch erzählt uns Nicolai noch von einer andern (24. Februar 1768, an Lessing). Danach habe der Absender, ein junger Mensch, der offenbar schlecht französisch geschrieben habe, um Voltaires Urteil gebeten und folgende Zeilen erhalten: „Mein Herr, ich bin zu alt, noch Deutsch zu lernen, um meinen Widersacher zu verstehen. Sie melden mir, daß des Herrn Lessing Blätter gut geschrieben sind. In der Tat, wenn er so gut Deutsch schreibt als Sie Französisch, so müssen sie ganz vortrefflich sein." Christian Felix Weiße, Lessings Getreuer zu der Zeit, da beide als Studenten in Leipzig dramatische Pläne machten, zusammen übersetzten, dichteten und darbten, zeigte sich der früheren Freundschaft wert. Am 9. August 1768 entschuldigte er sich, daß eine Wasserkur ihn verhindert habe, Lessing bei seiner letzten Anwesenheit in Leipzig aufzusuchen, und bemerkte im Anschluß hieran: „Vielleicht machte ich bei meinem ersten und ältesten Freunde, der mein Herz so wie das seinige kennen muß, nicht diese Entschuldigung, wenn ich nicht gehört hätte, daß ein gewisser Dummkopf Sie bereden wollen, ich sei über Ihre Kritik meiner theatralischen Possen in der Dramaturgie verdrießlich. Da wäre ich in der Tat nicht wert, daß Sie mich beurteilt hätten,

wenn ich so klein dächte oder Sie mir eine so kindische Aufführung zutrauen könnten. Mit Freuden gebe ich Ihnen alle meine theatralischen Tändeleien preis, und ein Freund, wie Sie, ist mir lieber als meine ganze Autorschaft."

Die berühmte Definition des Aristoteles vom Wesen der Tragödie befindet sich im sechsten Kapitel seiner Poetik und lautet wörtlich in der Ursprache: *„Ἔστιν οὖν τραγῳδία μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας, μέγεθος ἐχούσης, ἡδυσμένῳ λόγῳ, χωρὶς ἑκάστου τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις, δρώντων καὶ οὐ δι' ἀπαγγελίας, δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν."* Die Stelle hat im Lauf der Zeiten eine Menge weit auseinandergehender Verdeutschungen gefunden, an die sich ebenso viele verschiedene Auslegungen geknüpft haben. Die nachfolgende Übersetzung des Wiener Aristotelesforschers Theodor Gompertz in seinem 1897 erschienenen Werke: „Die Poetik des Aristoteles übersetzt", entspricht dem heutigen Stand der Aristotelischen Wissenschaft am besten: „Das Trauerspiel ist nämlich die Darstellung einer würdigen und in sich abgeschlossenen, eine gewisse Größe besitzenden Handlung in verschönter Rede, unter partienweise gesonderter Verwendung der Verschönerungsarten,* nicht in erzählender Form, sondern durch handelnde Personen — eine Darstellung, welche durch Erregung von Mitleid und Furcht die Entladung dieser Affekte herbeiführt." Es mag gleich hier angemerkt werden, daß Lessings verkürzte Wiedergabe der Aristotelischen Stelle im 77. Stück der Dramaturgie: „Die Tragödie ist die Nachahmung einer Handlung, — die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften bewirkt", sich nicht aufrechterhalten läßt. Auf die Bedenken, die sich der seit Lessing üblichen Übersetzung

* Zu diesen zwei Wendungen gibt Aristoteles selbst folgende Erläuterung: „Unter »verschönter Rede« verstehe ich jene, welche Rhythmus, Tonsatz und Gesang besitzt; unter »partienweise gesonderter Verwendung der Verschönerungsarten« aber, daß einige Teile bloß in Versform, andere wieder in Gesangsform verlaufen.

des griechischen Wortes Katharsis (κάθαρσις) durch „Reinigung" entgegenstellen — sie geht auf den französischen Kommentar der Aristotelischen Poetik von Dacier zurück, dessen Übersetzung sich auch die deutsche von Curtius anschloß, — hat neuerlich unter Bezugnahme auf eine Stelle im 8. Briefe von Aristoteles' Politik besonders Jakob Bernays hingewiesen. Hiernach hat Aristoteles das Wort dem Sprachschatz der Medizin entlehnt, wonach es zunächst die „Austreibung eines Krankheitsstoffes aus dem Körper", nicht also Reinigung, sondern „Entladung" bedeutet. Ebenda läßt Aristoteles Nervenkranke eine „Katharsis" durch Musik erfahren, die ihnen, indem sie ihre Leiden zunächst aufrühre, nachträglich Beruhigung verschaffe. Eine ganz ähnliche Auslegung und Deutung des Begriffs der „Katharsis" begegnet uns in „Wilhelm Meisters Wanderjahren"; Goethe sagt: „Hier nun konnte die Poesie abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt." Daß die tragische Entladung der Affekte den Sinn der Erleichterung, der Gesundung, der Befreiung in sich schließt, hat besonders Volkelt in seiner „Ästhetik des Tragischen" anschaulich und überzeugend entwickelt.

Im 74. und 75. Stück seiner „Dramaturgie" wendet sich Lessing zunächst gegen die falsche Übersetzung von φόβος durch „Schrecken" („terreur"), mit der Corneille die Auslegung auf falsche Bahnen gelockt habe: φόβος bedeute nicht „Schrecken", sondern „Furcht", und zwar sei es nicht die Furcht, „welche uns das bevorstehende Übel eines andern für diesen andern erweckt", sondern die Furcht, „welche aus unserer Ähnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt"; es sei „die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über diese verhängt sehen, uns selbst treffen", daß „wir der bemitleidete Gegenstand selbst werden können", das heißt, diese Furcht sei „das auf uns selbst bezogene Mitleid". Das Übel, welches der Gegenstand unseres Mitleids werden solle, müsse notwendig von der Beschaffenheit sein, daß wir es auch für uns selbst zu befürchten

hätten. Daher dürfe der Held nicht schlimmer und nicht besser sein als wir, sondern müsse „mit uns von gleichem Schrot und Korne“ sein. Corneille hatte diejenigen seiner Stücke schon geschrieben, in denen sowohl die vollkommensten, engelhaftesten Wesen als die abscheulichsten Teufel und Ungeheuer auftreten — eben diese beiden Gattungen hielt Aristoteles für ungeeignet als Helden der Tragödie, da ihr Unglück wegen der allzu großen Ungleichheit uns nicht zu Herzen gehe und daher weder Mitleid noch Furcht in uns erwecken könne, — als er in seinen drei Diskursen (1660) die Poetik des Aristoteles zu erklären und mit seinen Dichtungen in Einklang zu bringen versuchte. Er legte weiterhin die Stelle des Aristoteles so aus, daß entweder Mitleid oder „Schrecken“ bei der Tragödie hervorgerufen werden müsse: er sagt zwar gewöhnlich „crainte“, setzt aber dafür auch „terreur“ ein. Grundfalsch nennt Lessing im 76. und 77. Stück der Dramaturgie diese Auslegung: indem er die Partikel „oder“ an Stelle von „und“ setze, lasse Corneille seinem vorgeblichen Lehrmeister Dinge sagen, an die er offenbar nie gedacht habe. Mitleidige Regungen, ohne Furcht für uns selbst, nenne Aristoteles Philanthropie, d. h. Menschenliebe. Diese schwächere Regung habe mit der tragischen Wirkung nichts zu tun, denn sie sei ein allgemeines sympathetisches Gefühl der Menschlichkeit, das erst durch das Hinzukommen der Furcht für uns selbst zum Affekt werde. Andererseits habe Aristoteles die Furcht, die ja im tragischen Mitleid eigentlich schon inbegriffen sei, da nichts unser Mitleid erregt, als was zugleich unsere Furcht erwecken kann, noch ausdrücklich erwähnt, weil er zugleich lehren wollte, „welche Leidenschaften durch die in der Tragödie erregten in uns gereinigt werden sollten“. „Sobald die Tragödie aus ist, höret unser Mitleid auf, und nichts bleibt von allen den empfundenen Regungen in uns zurück, als die wahrscheinliche Furcht, die uns das bemitleidete Übel für uns selbst schöpfen lassen. Diese nehmen wir mit; und so wie sie, als Ingredienz des Mitleids, das Mitleid reinigen helfen, so hilft sie nun auch, als eine vor sich fortdauernde Leidenschaft, sich selbst reinigen.“ Nur diese beiden Leidenschaften unterlägen der tragischen

Reinigung. „Zwar können sich in der Tragödie auch zur Reinigung der andern Leidenschaften nützliche Lehren und Beispiele finden; doch sind diese nicht ihre Absicht; diese hat sie mit der Epopöe und Komödie gemein, insofern sie ein Gedicht, die Nachahmung einer Handlung überhaupt ist, nicht aber insofern sie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbesondere ist. Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie: es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter gibt, die selbst daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles bessern, wenigstens nicht jedes so vollkommen wie das andere; was aber jede am vollkommensten bessern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleich zu tun vermag, das allein ist ihre eigentliche Bestimmung.“

Erfolgreich wies so Lessing zunächst Corneilles menschlichen Engeln und Teufeln den Weg und führte von der Überspannung der französischen Charaktere zur Natur zurück. Der große Corneille stand da als der arme Sterbliche, der über seine Stücke gern den Weihrauch der Antike nachträglich gestreut hätte. Schauertragödien von der Art auch von Weißes „Richard III.“ war nun der Wind aus den Segeln genommen für alle Zeit. Es war eine Leistung, die an die ein Jahrhundert später erfolgende Reinigung der Literatur durch den Naturalismus erinnert, nur mit dem Unterschiede, daß Lessing von der Form herkam und der Naturalismus von der Sache. Tatsächlich hatte dieser auch eine Zeitlang Lessings Namen auf seine Fahne geschrieben. Aber als Führer von Coterien und Parteiungen ist der nach allen Seiten hin freie Lessing nicht zu gebrauchen. Sein Ziel war, die dramatische Dichtung und die Bühne wieder zur Wahrhaftigkeit und Echtheit zurückzuführen, und dieses Ziel hat er in seiner Polemik gegen die französische Auffassung der Tragödie trotz mancher Irrtümer, in denen er hinsichtlich der Auslegung der Aristotelischen Stelle befangen war, auch erreicht.

Aber man verstehe Lessing recht: er erörtert lediglich den formalen Begriff der Gattung „Tragödie“, ohne sich auf die tausendfältigen Wir-

kungen der Kunst näher einlassen zu wollen. Die Poetik des Aristoteles und die grundlos angebeteten französischen Vorbilder umgrenzen das Gebiet, das er sich zum Gegenstand seiner Betrachtung erlesen hat. Er will keine ungeahnten neuen Einblicke in das Wesen der Kunst geben, sondern nur das damals auch von anderen mit mehr oder weniger Erfolg bebaute Feld der Ästhetik des Dramas von falschen Auslegungen, von den Disteln der französischen Dichter und Kunstrichter säubern. Und so groß auch sein Verdienst um Klärung des tragischen Problems ist: ganz konnte doch auch er sich noch nicht aus dem Bann der moralisierenden französischen Ästhetik frei machen; das beweist das 78. Stück der Dramaturgie, wo er von der „Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten" spricht, wonach also die Deutung der Tragödie als einer „Schule der moralischen Welt", als einer „moralischen Anstalt", im Sinne der Mannheimer Rede des jugendlichen Schiller, des Rätsels letzte Lösung wäre. Der Wahrheit kommt Lessing einige Jahre früher, in einem Briefe an Mendelssohn aus dem Winter 1756/57, eher um einen Schritt näher. „Darin sind wir doch wohl einig, lieber Freund," — das sind seine damaligen Worte — „daß alle Leidenschaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabscheuungen sind? Auch darin, daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung eines größeren Grades unserer Realität bewußt sind, und daß dieses Bewußtsein nicht anders als angenehm sein kann? Folglich sind alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften angenehm." Wir sehen ihn hier mit der eigentlichen Schwierigkeit in dem Problem der Aristotelischen Katharsis ringen, nämlich mit der Frage, auf welchem Wege und in welcher Weise es möglich wird, daß Unlustgefühle, wie es doch unstreitig Mitleid und Furcht sind, sich in die mit der Katharsis notwendig gegebenen Lustgefühle umwandeln können? Auf Lessings Spuren ist dann Schiller, indem er den Kantischen Begriff des Erhabenen zu Hilfe nahm und mit dem Aristotelischen Begriff der Katharsis verschmolz, zu seiner Deutung des Wesens des Tragischen und der tragischen Kunst gekommen, die die Klärung der Frage einen

großen Schritt weiterführte. Nach Schillers Auffassung erregt die Tragödie durch das Leiden und Unglück, das sie uns vor Augen stellt, zwar einerseits Mitleid und Furcht, „erfüllt uns aber zugleich mit einem erhabenen Lustgefühl, wenn wir sehen, wie das Große im Menschen über Leiden und Tod triumphiert" (Rudolf Lehmann).

Art und Ausdruck von Lessings Untersuchung werden durch die Antike, das Erbe St. Afras, bestimmt. Sie zu erklären, genügt ihm. Wir aber sehen mit Augen, die das 19. Jahrhundert geschult hat. Furcht und Mitleid waren gegebene Ausdrücke, als es unblutige Tragödien noch nicht gab. So grob-sinnlich wie der Vorgang in den Dramen des Äschylos und Sophokles war auch das nachschaffende Wort. Die feinere Kultur hat die Tragik mehr nach innen verlegt. Das grausame Schicksal und der selbstsüchtige Wille, der Götterwille, sind in die Menschenbrust eingekehrt, die aus Entwicklung und Erfahrung ihre eigenen nicht minder göttlichen Gesetze herleitet. Mitleid und Furcht dem armen, von Schicksal und Gottheit mißhandelten Ödipus, Miterleben, Mitfühlen dem Tasso! Wer einst fehlte, verfiel der Götterwillkür; wer heute fehlt, verfällt sich selbst. Größer ist das Unglück, reicher die Gestaltung, wuchtiger die Wirkung. Erschüttert, erhoben werden wir, nicht weil von außen ein Wille zufällig eingreift, sondern weil es gar nicht anders kommen konnte: dieser Charakter, vor diese Aufgaben gestellt, mußte stürzen.

Versunken sind für uns Weissagungen, Orakel, belastende Untaten der Vorfahren. „Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch," heißt es bereits in Goethes „Iphigenie". Versunken sind die Leidenschaften der Götter, die Eumeniden, der Orkus. Aus diesem Schutt emporgestiegen ist der reine Mensch, dessen nicht geringste Tat es war, der modernen Tragödie die Fesseln abzustreifen: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein."

„Lessing wollte," sagte der greise Goethe zu Eckermann, „den Titel eines Genies ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber!" Dauernde Wirkungen hatte auch die Erörterung der tragi-

schen Grundfragen. Sie reinigte die Luft, und kein Ästhetiker vermag sich über sie mehr hinwegzusetzen, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Aus den mancherlei ästhetischen Grundfragen, die der Hamburger Dramaturg erörtert, hebt sich noch eine heraus, auf die es aber genügt einen flüchtigen Blick zu werfen, nämlich die Frage nach der Berechtigung der Aristotelischen Theorie von den drei Einheiten. Soviel auch über dieses Thema schon geschrieben wurde, so gering ist im Grunde doch seine wirkliche Bedeutung. Wie Lessing von der Hamburger Aufführung von Weißes „Richard III." zu seiner Untersuchung über das Wesen der Tragödie kam, so führte ihn diejenige von Voltaires Trauerspiel „Merope" zur Erörterung der Frage der sog. „Einheiten", an denen die Franzosen trotz des Vorgangs von Shakespeare noch immer streng festhalten zu sollen glaubten. Ihrer theoretischen Verteidigung widmete ihr größter tragischer Dichter, Pierre Corneille, sogar einen eigenen „Discours". Nach Aristoteles Poetik fordert die Einheit des Orts, daß die Handlung eines Dramas nicht den Schauplatz wechsele, die der Zeit, daß sie möglichst sich auf einen Tag beschränke, die der Handlung, daß alle Geschehnisse nur Teile eines unveränderlichen einheitlichen Ganzen sein dürfen, also nicht lose, das heißt entbehrliche Bestandteile der Fabel sind („*Χρὴ οὖν, καθάπερ καὶ ἐν ταῖς ἄλλαις μιμητικαῖς ἡ μία μίμησις ἑνός ἐστιν, οὕτω καὶ τὸν μῦθον, ἐπεὶ πράξεως μίμησίς ἐστι, μιᾶς τε εἶναι καὶ ταύτης ὅλης, καὶ τὰ μέρη συνεστάναι τῶν πραγμάτων οὕτως ὥστε μετατιθεμένου τινὸς μέρους ἢ ἀφαιρουμένου διαφέρεσθαι καὶ κινεῖσθαι τὸ ὅλον*").

Ein anderes ist, sich mit den Regeln abfinden, meint Lessing (im 46. Stück der Dramaturgie), „ein anderes, sie wirklich beobachten. Jenes tun die Franzosen; dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben." Wer es mit der Einheit des Orts ernst nehme, der sollte wenigstens dafür sorgen, daß der Schauplatz innerhalb eines Aktes nicht wechsele. Die willkürliche Auslegung der Franzosen, ein ganzer Palast, eine Stadt, ja eine Provinz bilde

eine solche Einheit, sei ungereimt. Auch mit der Einheit der Zeit schalteten die Franzosen nach ihrem Gutdünken, ohne aber sich von ihr befreien zu wollen (45. Stück). Corneille setzte rein äußerlich einen dreißigstündigen Tag fest, und in den wurde nun alles hineingepreßt, was sich hineinpressen ließ. Sie achteten dabei nur auf physikalische Hindernisse, nicht aber auf moralische. Unmöglich sei es nicht, spottet Lessing, innerhalb zwölf Stunden um ein Frauenzimmer anzuhalten und sich mit ihm trauen zu lassen, wie Voltaires „Merope" zeigt; aber man verlange dann genügende Begründung. Den Geist einer solchen Regel habe man zu erfüllen, nicht ihre Worte. „Welcher Dichter also die physische Einheit der Zeit nicht anders als durch Verletzung der moralischen zu beobachten versteht und sich kein Bedenken macht, diese jener aufzuopfern; der versteht sich sehr schlecht auf seinen Vorteil und opfert das Wesentlichere dem Zufälligen auf." Auf diese beiden Einheiten aber komme es gar nicht an, denn sie seien von den Alten nur Folgen der Einheit der Handlung und durch die Einrichtung des Chors bedingt gewesen. „Da nämlich (46. Stück) ihre Handlungen eine Menge Volk zum Zeugen haben mußten und diese Menge immer die nämliche blieb, welche sich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen noch länger aus denselben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaßen der bloßen Neugierde wegen zu tun pflegt: so konnten sie fast nicht anders als den Ort auf einen und ebendenselben individuellen Platz und die Zeit auf einen und ebendenselben Tag einschränken! So glückte es ihnen" — wonach auch Lessing besonders im „Philotas" gestrebt hatte — „die Handlung selbst so zu simplifizieren, alles Überflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandteile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward." Die Franzosen dagegen führten, ohne sich dieser Entwicklung des Dramas bewußt zu sein, ganz roh und oberflächlich anstatt eines einzigen mit den Augen übersehbaren Ortes einen unbestimmten Ort ein und anstatt der Einheit des Tages die Einheit der Dauer, bei der die Sonne weder auf noch unter — und niemand zu Bette ging. Wenn sie dann nur nicht sich der

klassischen Beobachtung dieser Regeln rühmen wollten und andererseits poetische Schönheiten aufzuweisen hätten, die „diese Pedantereien vergessen machen". Aber ihre Charaktere, z. B. in Voltaires „Merope", seien unglaubwürdig, und „die strengste Regelmäßigkeit kann den kleinsten Fehler in den Charaktern nicht aufwiegen". Um sein Urteil zu bekräftigen, führt er dann eine längere Stelle aus Diderots „Dramatischer Kunst" an. „O, ihr Verfertiger allgemeiner Regeln", sagt Diderot, „wie wenig versteht ihr die Kunst, und wie wenig besitzt ihr von dem Genie, das die Muster hervorgebracht hat, auf welche ihr sie baut, und das sie übertreten kann, so oft es ihm beliebt!"

Die Freiheit, mit der Lessing, der strenge Logiker, hier die dramatischen Regeln auffaßt, beweist, daß seine Dramaturgie wirklich der Kunst dient, daß es nicht pedantische Einzelheiten sind, von der er das Wohl und Wehe eines Kunstwerks abhängig macht. „Das Genie lacht über alle die Grenzscheidungen der Kritik," bemerkt er im 7. Stück. Und im 96. Stück erwidert er den Kritikern und Kunstrichtern, die sich darüber beklagen, daß die Regeln das Genie unterdrücken: „Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe!" Er will nur gerade rücken, was französische Pedanterie verdreht hatte, und vor allem der Antike zu ihrer Reinheit zurückhelfen. Auch hier also war er schöpferischer Kritiker und „Retter", wie bei Cochlaeus und Horaz.

Lessings Dramaturgie ist ebenso wie die Poetik des Aristoteles heute als Ganzes nur noch für wenige mit Genuß lesbar, da die darin besprochenen meist unbedeutenden Dramen ebensowenig dauernden Wert haben wie die längst überholten Lehrsätze. Herauszuheben war der Kampf um das Wesen der Tragödie und der Einspruch gegen Frankreichs dünkelhaften Stolz auf seine Fehler. Ein rascher Gang durch das Werk ist aber doch noch nötig, um zu zeigen, wie Lessing bei aller philologischen Einzeldeutung die großen Gesichtspunkte der Kunst stets im Auge behält. Dieser Faden allein kann die „Hamburgische Dramaturgie" auch dem literarisch Unbefangenen

heute noch näher bringen und ihr wirkliches Weiterleben auch außerhalb von Geschichte, Universität und Schule verbürgen. Ihr Charakter als „Hamburgische Didaskalien" — so sollte ursprünglich der Titel lauten in Anlehnung an die Dramaturgie der Antike —, also lose, der Wahl des Zufalls unterworfene Blätter, wird gerade bei der bunten Aufeinanderfolge der Stoffe und Gedanken gewahrt. Das zwanglose Aneinanderreihen, das Kramen in Zetteln und Texten, wie wir es auch bei den Literaturbriefen vor uns hatten, liegt in Lessings Natur tief begründet. Seiner Natur widerstrebte das Amt, seiner Geistesanlage das System. „Ich erinnere hier meine Leser," sagt er im 95. Stück, „daß diese Blätter nichts weniger, als ein dramatisches System enthalten sollen. Ich bin also nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulösen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wohl gar sich zu widersprechen scheinen: wenn es denn nur Gedanken sind, bei welchen sie Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cognitionis ausstreuen." Schöpferische Kritik bricht von selbst hervor. Gedanken leuchten auf, treffen auf ähnliche von Vorgängern oder Zeitgenossen, unterwerfen sie und treten gefestigt in die Schranken, nun aller Welt Trotz bietend; oder aber sie erwachsen bei der Lektüre, überstrahlen alsbald ihre Eltern und werden nun ihrerseits Lichtquellen nach tausend andern Seiten. Einem solchen kritischen Genie mehrfach auf seinem krausen literarischen Gange folgen, heißt sein Bild in verschiedenen Stellungen entwerfen.

Aus künstlerischen Gründen war Lessing kein Freund des christlichen Trauerspiels (1. Stück). Wenn dramatische Helden Märtyrer sind, so ist es schwer, ihre Motive für uns dramatisch glaubwürdig zu machen; was z. B. in Cronegks „Olint und Sophronia" Christ ist, „das alles hält gemartert werden und sterben, für ein Glas Wasser trinken". Wahre Märtyrer verehren wir. Aber wir „leben zu einer Zeit, in welcher die Stimme der gesunden Vernunft zu laut erschallt, als daß jeder Rasende, der sich mutwillig, ohne alle Not, mit Verachtung aller seiner bürgerlichen Obliegenheiten, in den Tod stürzt, den Titel eines Märtyrers sich anmaßen dürfte".

Dann verwirre aber auch (2. Stück) der Begriff der Wunder die dramatische Begründung. Die unmittelbaren Wirkungen der Gnade können auf dem Theater nicht gefallen, „wo alles, was zu dem Charakter der Personen gehört, aus den natürlichen Ursachen entspringen muß". Das Theater solle die Schule der moralischen Welt sein und in der moralischen Welt müsse alles seinen ordentlichen Lauf behalten. Außerdem dürfe in einer christlichen Tragödie der Christ uns einzig als Christ interessieren. „Ist ein solches Stück aber", fragt er, „auch wohl möglich? Ist der Charakter des wahren Christentums nicht etwa ganz untheatralisch?" Die stille Gelassenheit, die unveränderliche Sanftmut, die Erwartung einer belohnenden Glückseligkeit nach diesem Leben widersprächen dem Charakter der Tragödie, die es mit Leidenschaften zu tun habe. Einen Vergleich von Cronegks Stück mit „Nathan dem Weisen" rückt das 7. Stück näher. Lessing nennt es unüberlegt von dem Dichter, in einem Stoff „aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge" die Toleranz der Christen zeigen zu wollen, den Verfolgungsgeist dagegen an den Bekennern der mohammedanischen Religion, denn die Kreuzzüge seien „in ihrer Anlage ein politischer Kunstgriff der Päpste gewesen" und in ihrer Ausführung eine „unselige Raserei, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige Asien zu verwüsten". Die Religion habe ihr Bereich für sich und ebenso die Kunst.

Auch bei der Beurteilung von Einzelheiten des Kunstwerks, z. B. der Frage, ob Gespenster, d. h. Erscheinungen von Geistern von Verstorbenen auf der heutigen Bühne noch etwas zu suchen haben, da uns doch der Glaube an ihre Wirklichkeit fehle, sagt er im 11. Stück, müsse man die Religion aus dem Spiel lassen, denn „in Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen". Übrigens bestreitet er dem Dramatiker nicht das Recht, Gespenster auf die Bühne zu bringen, nur verlangt er, daß sie handelnd und für die Phantasie auch glaubwürdig vorgeführt würden. Der Geist in Shake-

speares „Hamlet" (12. Stück) sei eine „wirklich handelnde Person, an dessen Schicksal wir Anteil nehmen"; er erwecke Schauder, aber auch Mitleid. Das Gespenst, das Voltaire in seiner Tragödie „Semiramis" aus der Gruft steigen lasse, um Blutschande zu verhindern und sich an seinem Mörder zu rächen, „dieser Gruft, in die ein Narr hereingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen", sei jedoch nichts als eine poetische „Maschine", ohne selbst irgendwen zu interessieren. „Shakespeares Gespenst kommt wirklich aus jener Welt; so dünkt uns. Denn es kommt zu der feierlichen Stunde, in der schauernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düstern, geheimnisvollen Nebenbegriffe, wann und mit welchen wir von der Amme an Gespenster zu erwarten und zu denken gewöhnt sind. Aber Voltaires Geist ist auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu schrecken; es ist der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts sagt, nichts tut, was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er sich ausgibt; alle Umstände vielmehr, unter welchen er erscheint, stören den Betrug und verraten das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen soll. Man überlege auch nur dieses einzige: am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände des Reiches, von einem Donnerschlag angekündigt, tritt das Voltairische Gespenst aus seiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß die Gespenster das Sonnenlicht scheuen und große Gesellschaften gar nicht besuchten?" Außerdem wirke Shakespeares Gespenst auf uns mehr durch die sichtbare Wirkung, die es auf Hamlet ausübt als durch sich selbst. — Es ist richtig, daß sich Voltaire seinen Kritikern gegenüber auf das Beispiel der Alten berufen konnte, so auf Äschylus, der in den „Persern" den Geist des Dareios auch nicht in stiller Stunde der Nacht, sondern am hellen Tag auftreten ließ. Der Unterschied ist aber, daß die Geisterszenen in den Dramen der Antike mit den religiösen Anschauungen des Volkes übereinstimmten. Der Geist des Dareios, eines guten, großen, ehrenvoll bestatteten Königs, ist nicht ruhelos; dem körper-

lichen Kerker entronnen, darf er frei erscheinen, wann und wo es ihm beliebt, sobald ihn die Seinen rufen. Der Geist der Klytaimnestra andererseits in den „Eumeniden" des Äschylos hetzt Orestes durch die Welt, unruhvoll selbst die Sünden sühnend, und der Geist des Polydoros in Euripides' „Hekuba", der, unschuldig ermordet und unbestattet, nicht in das Reich der Toten eingehen kann, während doch längst sein Leib auf thrazischem Meeresgrunde ruht, darf als Sprecher seines Prologs auftreten, ohne seine Zuhörer zu überraschen. Das Publikum hielt alle drei Fälle nicht nur auf der Bühne für möglich. Voltaire aber knüpfte nicht wie die griechischen Dichter mit den Geisterszenen an die psychologischen Tatsachen an, die er bei dem Zuschauer in Wirklichkeit vorauszusetzen hatte.

Die Aufführung von Shakespeares „Romeo und Julie" gibt Lessing im 15. Stück Gelegenheit, an der so verschiedenen Darstellung der Liebe bei Voltaire und bei Shakespeare die Verschiedenheit der Auffassung des Wesens der Kunst seitens der beiden Dichter zu kennzeichnen. Nicht zierliche Phrasen, wie sie Voltaires „Zaire" über die Liebe bringe, nicht künstlerischer Stil, sondern der Ausdruck wirklichen Gefühls sei Kunst. Die Galanterie habe Voltaire sein Drama diktiert, die Liebe Shakespeare das seinige. „Voltaire läßt seine verliebte Zaire ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken: aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vorteile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird? Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistil der Liebe vortrefflich. . . . Aber der beste Kanzlist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das meiste." An dieser Stelle fesselt uns nicht nur die meisterhafte Kritik der beiden Dichtungen, sondern zugleich Lessings tiefer Einblick in das Wesen der Liebe selbst. Er ging damals in Frau Evas Haus aus und ein. Ihr späterer Briefwechsel ist herzlich, aber nüchtern, fast von geschäftlichem Tone. So wird

es uns nicht schwer, dem Bruder Karl zu glauben, der von Lessing erzählt: „Die Leidenschaft Liebe, wie sie einige unserer großen Dichter geschildert haben, sah er zwar gern in der meisterhaften Darstellung, war aber überzeugt, sie sei in der wirklichen Welt fehlerhaft und unstatthaft. Wer erfahrungslos genug war, sie in das gemeine Leben hinüber verpflanzen zu wollen, begann nach Lessings Meinung mehr eine Unmöglichkeit als Lächerlichkeit." Wie Lessings Religion Vernunftreligion war, so war seine Liebe Vernunftliebe. Ist dieser Ausdruck widerspruchsvoll, so ist es auch jener. Aber ganz so verhält es sich doch nicht, deutet unsere Stelle in der Dramaturgie an, denn gerade die Liebe in ihrer rein menschlichen Quelle, nicht in ihrer poetischen Darstellung, wird gerühmt, die Echtheit des Gefühls selbst. Lessing war eine zu spröde und abgeschlossene Natur, um nach außen hin weiterzugeben, was sein Herz in der Tiefe bewegte. Das einfachste Wort, die größte Kürze ist ihm als Ausdruck der innersten Empfindung gerade recht. Er besaß von Jugend an diesen Lakonismus des Gefühlsausdruckes, der bei Goethe nach der italienischen Reise entsteht und fortschreitet. Bei Lessing indessen wirkt selbstverständlich und natürlich, was bei dem früheren Stürmer und Dränger als künstlich entwickelt, als Geheimratsstil auffällt.

Wie Religion und Liebe, so betrachtet Lessing auch die *Geschichte* dort, wo sie in die Dichtung hinübergreift, nur unter dem Gesichtspunkt der freien, souveränen Kunst. Der Dichter könne sie brauchen, nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern weil er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte, sagt er im 19. Stück. Die Geschichtsbücher zu solchem Zwecke nachzuschlagen, lohne der Mühe nicht. Nur die *innere* Wahrscheinlichkeit mache die Historie glaubwürdig. Das Theater sei nicht wie die Geschichte dazu da, das Andenken großer Männer zu erhalten, sondern darzustellen, „was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen tun werde". „Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer als die Absicht der Geschichte, und es heißt, die Tragödie von ihrer wahren Würde herabsetzen,

wenn man sie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht oder sie gar den Nationalstolz zu nähren mißbraucht." Damit entrückt er die Kunst auch der Oberherrschaft des Patriotismus, ohne natürlich diesem den Eintritt in ihre Hallen zu verwehren. Die Kunst nimmt alles auf, wie das Licht, das durchdringt, aber nichts außer der Dunkelheit verdrängt, und ordnet sich alles unter, ohne selbst greifbar oder gar angreifbar zu sein. Voltaire mache sich dadurch lächerlich, daß er, gar nicht einmal Historiker, sich auch in der Dichtung auf dem Streitroß der Geschichte herumtummele: „Nur schade, daß alle die Taten, die er darauf verrichtet, des Staubes nicht wert sind, den er erregt".

Die Besprechung des Trauerspiels des jüngeren Corneille „Graf Essex" gibt ihm dann (23.—25. Stück) den Anstoß zu einer grundsätzlichen Erörterung des Verhältnisses der Dichtung, besonders der Tragödie, zu den historischen Tatsachen. „Weswegen wählt der tragische Dichter wahre Namen?" fragt er. „Nimmt er seine Charaktere aus diesen Namen, oder nimmt er diese Namen, weil die Charaktere, welche ihnen die Geschichte beilegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen sich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben?" In Hinsicht auf die Fakta habe der Dichter Freiheit, führt er im 33. Stück weiter aus. „Die Fakta betrachten wir als etwas Zufälliges, die Charaktere dagegen als etwas Wesentliches und Eigentümliches." Die Charaktere also seien dem Dichter heilig, mahnt er; diese ... im besten Licht zu zeigen, sei alles was er von dem Seinigen dabei hinzutun dürfe; „die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen".

Die Motivierung brauche nicht historisch, sie müsse aber innerlich wahr sein. Dichter wie Voltaire und Corneille preßten historisches Material und eigene Erfindung in einen Roman zusammen, ohne auf poetische Wahrheit zu achten. Wenn dann ein solcher Dichter alles „so gut zusammengeknetet hat, als sich nur immer Häcksel und Mehl zusammenkneten lassen, so bringt er seinen Teig auf das Drahtgerippe von Akten und Szenen, läßt erzählen und erzählen,

läßt versen und reimen, — und in vier, sechs Wochen, nachdem ihm das Reimen leichter oder saurer ankommt, ist das Wunder fertig; es heißt ein Trauerspiel, — wird gedruckt und aufgeführt, — gelesen und angesehen, — bewundert oder ausgepfiffen, — beibehalten oder vergessen, — so wie es das liebe Glück will". Was liege am historischen Kram, wenn nur das Drama sonst ein Kunstwerk sei? „Das Werk des Dichters", sagt er mit leiser verächtlicher Kopfwendung, „mit der Chronologie in der Hand untersuchen; ihn vor den Richterstuhl der Geschichte führen ... heißt ihn und seinen Beruf verkennen." Der dramatische Dichter sei kein Geschichtschreiber, hieß es schon im 11. Stück, und so im 24.: „Die Tragödie ist keine dialogisierte Geschichte." Als Kunstwerk beschäftigt uns ein Drama, nicht als geschichtliche oder völkische Urkunde. Dem Genie, sagt er im 34. Stück, sei es vergönnt tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß. Nicht der erworbene Vorrat seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, mache seinen Reichtum aus. Alles, was wir besser wissen, beweise nur, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, und das hätten wir leider nötig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten. Auch in diesem Punkte lehnt sich Lessing an Aristoteles an, dessen hierher gehörendes neuntes Kapitel aus der Poetik er, nachdem er schon im 19. Stück darauf Bezug genommen hatte, anläßlich einer Besprechung von Diderots „Hausvater", im 89. Stück der „Dramaturgie" in wörtlicher Übersetzung wiedergibt. —

Um eine einigermaßen zureichende Vorstellung zu gewinnen von dem Reichtum an fruchtbaren und glänzenden Gedanken, die in Lessings Dramaturgie vergraben liegen, bleibt noch übrig, einen Blick zu werfen auf die Gesamtheit der in dem einen Jahr von dem Hamburger Nationaltheater aufgeführten und von Lessing besprochenen Dramen, gleichviel welcher Gattung sie angehören mögen. Lessings Gründlichkeit wird im Verfolg seiner Arbeit immer größer und steigert sich gegen den Schluß hin fast zu einer gewissen grotesken Übertreibung, so daß verständlich wird, daß die Abon-

nenten der Zeitschrift damit nicht mehr Schritt halten konnten. Der eben erwähnten Essextragödie des jüngeren Corneille widmete Lessing anläßlich der ersten Aufführung (22.—25. Stück) eine im Verhältnis zu der Bedeutung des, wie er selbst feststellt, mittelmäßigen Werkes schon fast zu ausführliche Betrachtung. Eine spätere Wiederholung des Werkes aber gibt ihm Anlaß, das mit dem aus dem Jahr 1678 stammenden französischen ziemlich gleichzeitige Drama des heute vergessenen englischen Dichters Joh. Banks — es trägt den Titel: „Der unglückliche Liebling oder Graf von Essex" — hervorzusuchen, und der Betrachtung dieses Werkes, dem er „weit mehr Natur, Wahrheit und Übereinstimmung" zuerkennt als dem französischen Corneilles, das 54.—59. Stück der Dramaturgie zu widmen. Nicht genug damit zieht er nun aber auch noch die ihm zufällig in die Hand gefallene Essex-Tragödie eines verschollenen spanischen Dichters zum Vergleich heran, um sie im 60.—68. Stück eingehend zu analysieren. In ähnlicher Weise werden auch die Besprechungen der Tragödien des Voltaire, obschon er ihm den Beruf zum tragischen Dichter von vornherein abspricht, immer ausführlicher. Die „Semiramis" behandelten das 10.—12., die „Zaire" das 15. und 16. Stück der Dramaturgie; für die „Merope" benötigt er das 36.—50. Stück, so daß der Dramaturg selbst seine Leser um Entschuldigung zu bitten sich veranlaßt sieht. „Wahrlich, ich bedaure meine Leser," — ironisiert er sich selbst im 50. Stück — „die sich von diesem Blatt eine theatralische Zeitung versprochen haben, so mancherlei und bunt, so unterhaltend und schnurrig, als eine theatralische Zeitung nur sein kann. Anstatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine lustige oder rührende Romane gebracht; anstatt beiläufiger Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närrischer Geschöpfe, wie die doch wohl sein müssen, die sich mit Komödienschreiben abgeben; anstatt kurzweiliger, auch wohl ein wenig skandalöser Anekdoten von Schauspielern und besonders Schauspielerinnen; anstatt aller dieser artigen Sächelchen, die sie erwarteten, bekommen sie lange ernsthafte trockene Kritiken über alle bekannten Stücke; schwerfällige Untersuchungen über das, was in einer Tragödie sein sollte und nicht

sein sollte; mitunter wohl gar Erklärungen des Aristoteles. Und das sollten sie lesen? Wie gesagt, ich bedaure sie; sie sind gewaltig angeführt — doch im Vertrauen: besser, daß sie es sind, als ich. Und ich würde es sehr sein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Gesetze machen müßte."

Nicht viel weniger Raum aber als Voltaires „Merope" nimmt Felix Christian Weißes „Richard III." in Anspruch, so sehr sich Lessing über den Unwert des Werkes klar ist (73.—83. Stück). Richard III. — so stellt er im 79. Stück fest — „erweckt ebensowenig Schrecken als Mitleid: weder Schrecken in dem gemißbrauchten Verstande für die plötzliche Überraschung des Mitleids noch in dem eigentlichen Verstande des Aristoteles für heilsame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne. Denn wenn er diese erregte, würde er auch Mitleid erregen; so gewiß er hinwiederum Furcht erregen würde, wenn wir ihn unseres Mitleids nur im geringsten würdig fänden. Aber er ist so ein abscheulicher Kerl, so ein eingefleischter Teufel, in dem wir so völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns selbst finden, daß ich glaube, wir könnten ihn vor unseren Augen den Martern der Hölle übergeben sehen, ohne das geringste für ihn zu empfinden, ohne im geringsten zu fürchten, daß, wenn solche Strafe nur auf solche Verbrechen folge, sie auch unsrer warte." Lessing will nicht in Abrede stellen, daß Weißes Stück auch Schönheiten habe, daß Personen darin sind, die wir lieben und die sympathische Empfindungen in uns erwecken, knüpft aber an diese Feststellung die Frage: „Wenn er die Zuschauer beschäftigt, wenn er sie vergnügt: was will man denn mehr? Müssen sie denn notwendig nur nach den Regeln des Aristoteles beschäftigt und vergnügt werden?" „Ein Dichter kann viel getan und doch noch nichts damit vertan haben," antwortet er. „Nicht genug, daß sein Werk Wirkungen auf uns hat; es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung zukommen; es muß diese vornehmlich haben, und alle anderen können den Mangel derselben auf keine Weise ersetzen, besonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit und Kostbarkeit ist,

daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn sie weiter nichts als solche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Gattung ebensowohl zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschine in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen. Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung desselben weiter nichts hervorbringen will als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde?"

Er weist alsdann auf die Begeisterung der Griechen für ihr Theater hin. „Dahingegen wir uns von unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes wert halten, sie uns zu verschaffen. Wir gehen, fast alle, fast immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langeweile, aus Gesellschaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater; und nur wenige, und diese wenige nur sparsam aus anderer Absicht." „Ich sage," fährt er fort, „unser Volk, unsere Bühne; ich meine aber nicht bloß uns Deutsche. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unseren Kunstrichtern, die in dieses Bekenntnis mit einstimmen und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken, das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wohl, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: daß nicht allein wir Deutsche, sondern daß auch die, welche seit hundert Jahren ein Theater zu haben wähnen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzosen noch kein Theater haben." Er zitiert zum Erweis keinen Geringeren als Voltaire selbst, der die meisten französischen Tragödien „matt und kalt" nenne und diese Eigenschaft aus „dem kleinen Geiste

der Galanterie", „der die Tragödie in eine Folge von verliebten Gesprächen verwandelte", wie auch aus dem Zustande der Bühne mit ihren „armseligen Verzierungen" erklären wolle. „Mit der ersten Ursache hat es seine gute Richtigkeit," erwidert Lessing. „Aber die zweite Ursache? Sollte es möglich sein, daß der Mangel eines geräumigen Theaters und guter Verzierungen einen solchen Einfluß auf das Genie des Dichters hatte?" Er weist alsdann auf die Bühne Shakespeares hin: „Da war nichts als die Einbildung, was dem Verständnis des Zuschauers und der Ausführung des Spielers zu Hilfe kommen konnte; und dem ohngeachtet, sagt man, waren damals die Stücke des Shakespeare ohne alle Szenen verständlicher als sie es hernach mit denselben gewesen sind." Nun aber haben ja auch die Franzosen eine schönere, geräumigere Bühne. „Aber wo sind sie dann, die wärmeren Stücke, die sie seitdem erhalten haben? Schmeichelt sich der Herr Voltaire, daß seine Semiramis ein solches Stück ist? Da ist Pomp und Verzierung genug, ein Gespenst oben darein: und doch kenne ich nichts Kälteres als seine Semiramis."

„Will ich denn nun aber damit sagen" — so führt er diese Auseinandersetzung im 81. Stück weiter —, „daß kein Franzose fähig sei, ein wirklich rührendes tragisches Werk zu machen? Daß der volatile Geist der Nation einer solchen Arbeit nicht gewachsen sei? Ich würde mich schämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutschland hat sich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. . . . Was will ich denn? Ich will bloß sagen, was die Franzosen gar wohl haben konnten, daß sie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — dazu hätte sich der Herr von Voltaire selbst besser kennen müssen, wenn er es hätte treffen wollen. Ich meine, sie haben es noch nicht, weil sie es schon lange gehabt zu haben glauben. Und in diesem Glauben werden sie nun freilich durch etwas bestärkt, das sie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es ist keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit. — Ich kenne verschiedene französische Stücke, welche die unglücklichen Folgen einer Leidenschaft recht wohl ins

Licht setzen; aus denen man viele gute Lehren, diese Leidenschaft betreffend, ziehen kann, aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregt, in welchem die Tragödie es erregen sollte, in welchem ich aus verschiedenen griechischen und englischen Stücken gewiß weiß, daß sie es erregen kann. Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtete Werke, die ich alles Lobes wert halte: nur, daß es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders als sehr gute Köpfe sein; sie verdienen zum Teil unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß sie keine tragischen Dichter sind; nur daß ihre Corneille und Racine, ihre Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakespeare zum Shakespeare macht. Diese sind selten mit den wesentlichen Forderungen des Aristoteles im Widerspruch; aber jene desto öfter."

Gegenüber den grundlegenden Erörterungen der Werke des tragischen Repertoires kommt das Lustspiel in Lessings „Hamburgischer Dramaturgie" eher etwas zu kurz. Erst gegen den Schluß seiner Arbeit gibt ihm die Aufführung eines der damals beliebtesten Werke der ernsthaften Gattung des Lustspiels, des von Lessing besonders geschätzten, von ihm ja auch ins Deutsche übertragenen „Hausvater" von Diderot, den Anlaß zu einer eingehenden Erörterung des Verhältnisses von Tragödie und Komödie (84. bis 95. Stück). Schon im 21. Stück der Dramaturgie hatte Lessing bei der Besprechung von Voltaires Rührstück „Nanine", einer Dramatisierung von Richardsons berühmtem Roman „Pamela", gegen Voltaire die bürgerliche Tragödie in Schutz genommen. „Streitet nicht auch der Herr von Voltaire" — so fragt er — „wider die Erfahrung, wenn er die ganz ernsthafte Komödie für eine ebenso fehlerhafte als langweilige Gattung erklärt? Vielleicht damals, als er es schrieb, noch nicht. Damals war noch keine Cénie, noch kein Hausvater vorhanden; und vieles muß das Genie erst wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen sollen." Gegen Diderots Behauptung, daß die Tragödie Individuen, die Komödie

Arten zum Gegenstand habe, erklärt sich Lessing unter Berufung auf Aristoteles. Diderot hatte zur Begründung seines Satzes die Meinung aufgestellt, es gebe in der menschlichen Natur aufs höchste nur ein Dutzend wirklich komischer Charaktere. Dem gegenüber beruft sich Lessing auf einen anderen französischen Gewährsmann, Palissot, demzufolge „Molière noch genug neue komische Charaktere vor sich gesehen und geäußert habe, daß er kaum den kleinsten Teil von denen behandelt habe, die er behandeln könne“. Dann aber ruft Lessing schwereres Geschütz herbei und zitiert die Poetik des Aristoteles, um zu beweisen, daß dieser keinerlei Unterschied zwischen den Personen der Tragödie und Komödie in Ansehung der Allgemeinheit macht. „Die einen sowohl als die anderen, und selbst die Personen der Epopöe nicht ausgeschlossen, alle Personen der poetischen Nachahmung ohne Unterschied sollen sprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, sondern wie ein jeder von ihrer Beschaffenheit in den nämlichen Umständen sprechen oder handeln würde und müßte. In diesem *καθόλου*, in dieser Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poesie philosophischer und folglich lehrreicher ist als die Geschichte; und wenn es wahr ist, daß derjenige komische Dichter, welcher seinen Personen so eigene Physiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie wieder in ihre Kindheit zurücksetzen und in Satire umkehren würde, so ist auch ebenso wahr, daß derjenige tragische Dichter, welcher nur den und den Menschen, nur den Cäsar, nur den Cato, nach allen den Eigentümlichkeiten, die wir von ihnen wissen, vorstellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle diese Eigentümlichkeiten mit dem Charakter des Cäsar und Cato zusammengehangen, der ihnen mit mehreren kann gemein sein, daß, sage ich, dieser die Tragödie entkräften und zum Geschäfte erniedrigen würde“.

Die große Mehrzahl der in Hamburg zur Aufführung gelangenden Lustspiele ist französischen Ursprungs. Die Überlegenheit der Franzosen im Gebiet des Lustspiels macht auch Lessing keinen Versuch zu bestreiten, und seine Kritik des französischen Lust-

spiels ist weit milder als die des Trauerspiels. Unter den Lustspieldichtern des 18. Jahrhunderts waren Marivaux (1691—1763) und Destouches (1680—1754) die fruchtbarsten und beliebtesten; kein Wunder, daß die Aufführungen ihrer Werke bei weitem überwiegen. Molière ist nur mit einem einzigen, der „Frauenschule", vertreten; von dem fruchtbaren Regnard werden auch nur zwei Lustspiele aufgeführt: „Demokrit" und „Der Zerstreute". Dieses Stück gab Lessing Anlaß, gegen Rousseau als Verteidiger des Nutzens der Komödie aufzutreten. Rousseau hatte den Molière getadelt, daß er uns über den Misanthropen lachen mache, der doch der ehrliche Mann des Stückes sei; Molière beweise sich also als einen Feind der Tugend, indem er den Tugendhaften verächtlich mache. „Nicht doch," erwidert Lessing, „der Misanthrop wird nicht verächtlich, er bleibt, wer er ist, und das Lachen, welches aus den Situationen entspringt, in die ihn der Dichter setzt, benimmt ihm von unserer Hochachtung nicht das geringste. ... Die Komödie will durch Lachen bessern; aber nicht eben durch Verlachen; und nicht gerade diejenigen Unarten, über die sie zu lachen macht. ... Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen selbst, in der Übung unserer Fähigkeit das Lächerliche zu bemerken. ... Zugegeben, daß der Geizige des Molière nie einen Geizigen, der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebessert habe; eingeräumt, daß das Lachen diese Toren gar nicht bessern könne: desto schlimmer für sie, aber nicht für die Komödie. Ihr ist genug, wenn sie keine verzweifelte Krankheiten heilen kann, die Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen. Auch dem Freigebigen ist der Geizige lehrreich; auch dem, der gar nicht spielt, ist der Spieler unterrichtend. Die Torheiten, die sie nicht haben, haben andere, mit welchen sie leben müssen; es ist ersprießlich, diejenigen zu kennen, mit welchen man in Kollision kommen kann. ... Ein Präservativ ist auch eine schätzbare Arznei; und die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirksameres als das Lächerliche."

Nicht viel Gutes weiß die Dramaturgie von den deutschen Übersetzungen der französischen Lustspiele zu sagen: „Unter allen

unseren gereimten Übersetzungen werden kaum ein halbes Dutzend sein, die erträglich sind." Über die Neuberin als Übersetzerin spricht Lessing sich bei Gelegenheit der Aufführung der „Génie" von Graffigny aus: „Ich habe ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie einige lustige Stücke des Destouches eben nicht verdorben hat. Aber wie viel leichter ist es eine Schnurre zu übersetzen als eine Empfindung! Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachsagen; aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. Sie hat ihre eigenen Regeln; und es ist ganz um sie geschehen, sobald man ... ihr alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir von einem logischen Satze verlangen."

Auch die deutschen Original-Lustspiele finden wenig Gnade vor Lessings Auge. „Unstreitig ist unter allen unsern komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben", heißt es im 22. Stück. „Es sind wahre Familiengemälde, in denen man gleich zu Hause ist; jeder Zuschauer glaubt, einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus seiner eigenen Verwandtschaft darin zu erkennen. Sie beweisen zugleich, daß es an Originalnarren bei uns gar nicht mangelt, und daß nur die Augen ein wenig selten sind, denen sie sich in ihrem wahren Lichte zeigen. Unsere Torheiten sind bemerkbarer als bemerkt; im gemeinen Leben sehen wir über vieles aus Gutherzigkeit hinweg; und in der Nachahmung haben sich unsere Virtuosen an eine allzu flache Manier gewöhnt. Sie machen sie ähnlich, aber nicht hervorspringend. Sie treffen; aber da sie ihren Gegenstand nicht vorteilhaft genug zu beleuchten gewußt, so mangelt dem Bilde die Rundung, das Körperliche. ... Die Narren sind in der ganzen Welt platt und frostig und ekel; wenn sie belustigen sollen, muß ihnen der Dichter etwas von dem Seinigen geben. ... Er muß sie aufputzen; er muß ihnen Witz und Verstand leihen, das Armselige ihrer Torheiten bemänteln zu können; er muß ihnen den Ehrgeiz geben, damit glänzen zu wollen." Die witzigen Bemerkungen, die Lessing seinen drei „Bekanntinnen" auf dem Heimweg aus der Aufführung in den Mund legt, wolle man selbst nachlesen. — Im 26. Stück heißt es

bissig über das Lustspiel der Madame Gottsched, „Die Hausfranzösin oder die Mamsell“: „Dieses Stück ist eines von den sechs Originalien, mit welchen 1744 unter Gottschedischer Geburtshilfe Deutschland im fünften Band der Schaubühne beschenkt wird. Man sagt, es sei zur Zeit seiner Neuheit hier und da mit Beifall gespielt worden. Man wollte versuchen, welchen Beifall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdient: gar keinen.“ — „Der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann“ ist der Titel eines Lustspiels von Hippel. Lessing urteilt: „Das Stück ist voll drolliger Einfälle; nur schade, daß ein jeder, sobald er den Titel hat, alle diese Einfälle voraussieht. National ist es auch genug, oder vielmehr provinzial. Und dieses könnte leicht das andere Extrem werden, in das unsere komischen Dichter verfielen, wenn sie wahre deutsche Sitten schildern wollen. Ich fürchte, daß jeder die armseligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren wurde, für die eigentlichen Sitten des gemeinschaftlichen Vaterlandes halten dürfte.“ — Joh. Elias Schlegels „Triumph der guten Frauen“ nennt das 52. Stück „unstreitig eines der besten deutschen Originale“, muß dann aber beifügen: „Der vornehmste Fehler ist der, daß die Charaktere an sich nicht deutsch sind. . . . Wir sind aber in unseren Lustspielen schon zu sehr an fremde und besonders an französische Sitten gewöhnt, als daß es eine besonders üble Wirkung auf uns haben könnte.“ Auch von der „Stummen Schönheit“ desselben Verfassers weiß Lessing wenig anderes zu melden, als daß es in Versen geschrieben ist, und daß die Sitten darin mehr dänisch als deutsch seien. Bleibt noch zu erwähnen das Schäferspiel Pfeffels „Der Schatz“ und ein Rührstück ebendesselben „Der Eremit“ (15. Stück), dessen Absicht zwar recht gut sei: „aber“, meint der Dramaturg, „wir wollen vom Weinen doch noch lieber zum Lachen als zum Gähnen übergehen.“ Von Weißes „Amalia“ heißt es im 20. Stück ziemlich kühl, es werde von Kennern für das beste Lustspiel dieses Dichters gehalten. Löwens einaktigem Lustspiel „Das Rätsel oder Was den Damen am meisten gefällt“ gegenüber ist Lessing natürlich Zurückhaltung auferlegt. Er sagt deshalb nur: „Herr Löwen selbst gibt sein ›Rätsel‹ für nichts

anderes als für eine kleine Plaisanterie, die auf dem Theater gefallen kann, wenn sie gut gespielt wird. . . . Plaisanterien muß man nicht zergliedern wollen. „Den Schluß macht die sehr eingehende Besprechung eines dem Terenz nachgebildeten Lustspiels, dessen pseudonymer Verfasser sich „Romanus" nennt, „Die Brüder" (70—72. und nochmals 96.—100. Stück). Mit einer allgemeinen Betrachtung über die Ursachen der deutschen Unfruchtbarkeit im Gebiet des Lustspiels beginnt die Besprechung dieses Werkes — es ist die letzte der Dramaturgie überhaupt —: „Welches widrige Schicksal hat auch diesen Mann abgehalten, mit seinen Arbeiten für das Theater solange fortzufahren, bis die Stücke aufgehört hätten, seinen Namen zu empfehlen und sein Name dafür die Stücke empfohlen hätte?" „Das meiste", heißt es weiter, „was wir Deutsche noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja, das Vorurteil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. . . . Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen". . . . Daher komme es denn, daß unsere schöne Literatur nicht bloß gegenüber derjenigen der Alten, sondern sogar aller neueren polierten Völker ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen habe. Sie habe noch wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nehme, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einförmigen ekeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will. „Welche Nahrung kann so ein Mann wohl z. E. in unseren höchst trivialen Komödien finden? Wortspiele, Sprechworte, Späßchen, wie man sie alle Tage auf den Gassen hört: solches Zeug macht zwar das Parterre zu lachen, das sich vergnügt so gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch erschüttern will, wer zugleich mit seinem Verstande lachen will, der ist einmal dagewesen und kommt nicht wieder. Wer nichts hat, der kann nichts geben. . . . Das größte komische Genie zeigt sich in seinen jugendlichen Werken hohl und leer; selbst von den ersten Stücken des Menanders sagt Plutarch, daß sie

mit seinen späteren und letzten Sachen gar nicht zu vergleichen gewesen. Aus diesem aber, setzt er hinzu, könne man schließen, was er noch würde geleistet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wohl, daß Menander starb? Wieviel Komödien meint man wohl, daß er geschrieben hätte? Nicht weniger als hundertfünfe; und nicht jünger als zweiundfünfzig. Keiner von allen unseren verstorbenen komischen Dichtern, von denen es sich noch der Mühe lohnte zu reden, ist so alt geworden; keiner von den jetzt lebenden ist es noch zur Zeit; keiner von beiden hat das vierte Teil so viel Stücke gemacht."

Zum Schlusse mögen noch einige Miszellen Platz finden, die sich uns aus Lessings an Inhalt überreichem, viel zu wenig gekanntem und gelesenem Werke fast aufs Geradewohl darbieten. Im 18. Stück steht die vielzitierte Stelle über den Harlekin: „Seitdem die Neuberin sub auspiciis Magnifizenz, des Herrn Professor Gottsched, den Harlekin öffentlich von dem Theater verbannte, haben alle deutschen Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heißen, dieser Verbannung beizutreten geschienen. Ich sage geschienen; denn im Grunde hatten sie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeschafft, aber den Narren behalten. Die Neuberin ist tot, Gottsched ist auch tot: ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an. Harlekin hat, vor einigen Jahren, seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik mit ebensoviel Laune als Gründlichkeit verteidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Grotesk-Komische allen meinen Lesern. Es wird darin beiläufig von einem gewissen Schriftsteller gesagt, daß er Einsicht genug besitze, dermaleinst der Lobredner des Harlekin zu werden. Jetzt ist er es geworden! wird man denken. Aber nein; er ist es immer gewesen."

In demselben Stück der Dramaturgie erinnert ihn die Aufführung von Du Belloys Trauerspiel „Zelmire" — dem Werke, an das er die früher erwähnten Erörterungen über das Verhältnis von Poesie und Geschichte, von poetischer und geschichtlicher Wahrheit anknüpfte (s. o. S. 123 ff.), — daran, daß Belloy noch berühmter als durch Zelmire durch seine „Belagerung von Calais" geworden sei,

und preßt ihm folgenden patriotischen Stoßseufzer ab: „Wenn es dieses Stück nicht verdiente, daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, auf das die großen Taten seiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das, von dem Wert eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Jugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müssiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutschen in diesem Stück noch hinter den Franzosen! Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! ... Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebaut werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Teil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, den Calais gegen den Du Belloy gehabt hat."

Man erinnert sich der sarkastischen Kritik, die Lessing in den Literaturbriefen den ersten Werken seines jüngeren Zeitgenossen Wieland hatte angedeihen lassen (s. Bd. I S. 325 ff.). Eine große Wandlung ist in Lessings Urteil über diesen vor sich gegangen. Wir lesen im 15. Stück der Dramaturgie: „Aber es ist dann immer Shakespeare, der alles besser verstanden hat als die Franzosen? Das ärgert uns, wir können ihn ja nicht lesen. — Ich ergreife die Gelegenheit, das Publikum an etwas zu erinnern, das es vorsätzlich vergessen zu wollen scheint. Wir haben eine Übersetzung von Shakespeare. Sie ist noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert sich schon mehr darum. Die Kunstrichter haben viel Böses davon gesagt. Ich hätte große Lust, sehr viel Gutes davon zu sagen. Nicht, um diesen gelehrten Männern zu widersprechen: nicht, um die Fehler zu verteidigen, die sie darin bemerkt haben: sondern weil ich glaube, daß man von diesen Fehlern kein solches Aufheben hätte machen sollen. Das Unternehmen war schwer; ein jeder andere, als Herr Wieland, würde in der Eile noch öfter verstoßen, und aus Unwissenheit oder Bequemlichkeit noch mehr über-

hupft haben; aber was er gut gemacht hat, wird schwerlich jemand besser machen. So wie er uns den Shakespeare geliefert hat, ist es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es sie liefert, so beleidigen, daß wir notwendig eine bessere Übersetzung haben müßten." — Noch einmal kommt Lessing in der Dramaturgie auf Wieland zurück, nämlich im 69. Stück, wo er eine längere Stelle aus dem „Agathon" anführt und diesem den Rang „unter den vortrefflichsten Werken unseres Jahrhunderts" anweist, das freilich für das deutsche Publikum noch viel zu früh geschrieben zu sein scheine. „In Frankreich und England würde es das äußerste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf allen Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Großen lernen fürs erste an den *** kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indes Deutsch gelernt haben, so kommen sie erst noch einmal über den — Agathon. . . . Es ist dies der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmack. Roman? Wir wollen ihm diesen Titel nur geben, vielleicht daß es einige Leser mehr dadurch bekommt."

Sowenig Preiswürdiges der Dramaturg an den französischen Stücken findet, so hoch steht ihm Shakespeare. Christian Felix Weißes „Richard III." legte den Vergleich mit dessen gleichnamigem Stück nahe. „Aber was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakespeare sagen," heißt es im 73. Stück. „Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihn zu stellen!" „Alle, auch die kleinsten Teile beim Shakespeare, sind nach den großen Maßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhielt sich zu der Tragödie französischen Geschmacks

ungefähr wie ein weitläufiges Freskogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring."

Lessings tiefes Verständnis der künstlerischen Beseelung läßt ihn einen hellen Blick tun auf die Wege, auf denen die Zukunft der deutschen Literatur lag. Es sind ihrer drei. Zunächst gelte es, das Vorurteil zu überwinden, daß es nur jungen Leuten zukomme, auf dem Felde der schönen Literatur zu arbeiten (96. Stück). „Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir", so sei die Ansicht, „fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anderes schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann; ein hübsches Kompendium aus den höheren Fakultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen." Nach diesem Blick auf die untergeordnete Gattung schreibender Geister, die entweder nichts oder noch nichts zu sagen haben — und „wer nichts hat, der kann nichts geben" —, verteidigt er den Standpunkt des wahren Kritikers gegen den des falschen, der „Genie" schreie, damit man ihn auch für eines halte. Darüber aber, daß von dem wahren Genie die Zukunft der deutschen Literatur abhänge, läßt er andererseits keinen Zweifel: dieses sei durch keine Regeln zu unterdrücken, denn „nicht jeder Kunstrichter ist Genie: aber jedes Genie ist ein geborener Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich."

So sollte ein theoretischer Pedant sprechen, der von der Kunst nichts weiß? Nicht Lessing ist es, sondern die Lehrbücher und Schulkompendien sind es, die von der Dramaturgie eine solche Finsternis ausgehen lassen, weil sie zunächst sich gerade an Vergängliches oder längst Verwehtes zu klammern versuchen, dieses für wesentlich haltend; etwa Herzählung der „Regeln", Inhaltsangabe der „Merope", „Rodogune" und dergleichen mehr.

Der künstlerische Gesichtspunkt hat Lessing aber nicht verführt, nur in die Ferne zu schweifen. Daß jede Kunst aus vaterländischem Boden ihre Kraft sauge, wußte er, der Befreier der deutschen Kunst

von französischen Banden, ganz gewiß. Auch im Drama erleichtern einheimische Sitten das Verständnis. Die Griechen, bemerkt Lessing im 97. Stück, hätten sogar fremden Völkern in ihren Tragödien lieber ihre eigenen griechischen Sitten geliehen als die Wirkung durch barbarische entkräftet. So ist es denn im Grunde eine auch von älteren Dichtern und Forschern gepflegte, dem Volksempfinden entsprechende, stammeseigene, aber völlig freie und nur von schöpferischer Schaffenskraft abhängige Kunst, in welcher der Hamburger Dramaturg die Zukunft der deutschen Literatur erblickte.

Der gute Schriftsteller, er sei, welcher Art er wolle, dürfe immer nur die Erleuchtetsten und Besten seiner Zeit und seines Landes vor Augen haben, und nur was ihnen gefallen könne, solle er schreiben, fordert Lessing. Seine Dramaturgie ist diesem Grundsatz so sehr gerecht geworden, daß sie immer nur die Teilnahme kleiner Kreise gewinnen konnte. Um so tiefer sind ihre Wirkungen.

Die deutsche Literatur ward frei. Nun wurde sie fähig, die fremden Literaturen bei sich zu Gaste zu laden. Das echte Verhältnis von Gast und Wirt ruht auf beider Unabhängigkeit. Nur auf dem Boden einer eigenen Nationalliteratur vermochte auch der Deutsche von einer Weltliteratur zu sprechen. Goethe brachte ein Menschenalter später Voltaires „Mahomet" auf die Bühne, Schiller übersetzte Racines „Phèdre". Schillers Stanzen an Goethe, „als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte", spiegeln die veränderte künstlerische Lage wieder:

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können mutig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Briten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

„Ich lese Lessings Dramaturgie", schrieb Schiller 1799. „Es ist doch gar keine Frage, daß Lessing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrifft, am klarsten gewesen, am

schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht, und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefaßt hat. Liest man nur ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei. Denn wie wenig Urteile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen.“ Schillers Ausspruch, daß nicht die Kunst, sondern die Religion und die Philosophie die Aufgabe habe, die Sittlichkeit zu befördern, ist keine Herabminderung von Lessings Verdienst. Die moralische Katharsis war von Lessing so einseitig moralisch gar nicht gemeint, wie die Gegner sie auffaßten. Mit Goethes schon angeführtem tiefem Worte in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“, daß die Kunst Seelenleiden dadurch heile, daß sie sie „nachbildend hervorrufe, um sie in auflösenden Schmerzen zu verflüchtigen“, hätte sich Lessing trotz seiner abweichenden Begründung des Tragischen ohne weiteres einverstanden erklären können.

Wenig von der „Hamburgischen Dramaturgie“ erbaut waren natürlich die Freunde und Nachahmer der französischen Literatur. Ein Corneille, ein Voltaire von einem Deutschen kritisiert, getadelt! Das hieß die Sonne aus ihrer Bahn drängen. Karl Lessing schrieb dem Bruder aus Berlin, die dortigen Verehrer des französischen Theaters zürnten, daß er (Lessing) sich „an den größten Genies ihrer Nation versündige“. Was Frankreich, besonders Paris, „in Werken des Geschmacks glaube, daß müsse ganz Europa nachglauben. Die Großen täten es auch.“ Richier zürnte Lessing ebenfalls wegen der Voltaire-Kritik. Die Wirkung auf Weiße dagegen, der, wie schon erwähnt wurde, Lessing wegen der an ihm geübten Kritik die Freundschaft nicht aufkündigte, war auch insofern vorzüglich, als er fortan der tragischen Dichtung nahezu entsagte. „Ich denke“, schrieb er an Garve, „jetzt mit Zittern daran, daß ich fünf Bände voll Tragödien und Komödien geschmiert habe. Hätte Lessing bei meinen ersten Versuchen seine Geißel geschwungen, nimmermehr hätte ich eine Zeile drucken lassen, und beinahe ist mir, seit er alles niederreißt, aller Mut zu weiteren Versuchen vergangen.“ 1774 entstand freilich noch sein „Jean Calas“; aber

dieses Stück war im Stile des „Götz“ geschrieben, also frei von dem früher so peinlich von ihm beobachteten Regelzwang.

Am wenigsten anmutend ist ein Blick auf die Wirkung der Dramaturgie auf Lessings persönliche Feinde, die Gesellschaft Klotzens in dessen „Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften“. Die Bühne müsse durch Beispiele, nicht durch Regeln reformiert werden, hieß es da. Raisonnieren sei leichter als selbst erfinden. Sie wurden von Lessing schon im 96. Stück der Dramaturgie selbst abgefertigt: „Wer sind sie denn, die so viel von Beispielen und vom Selbsterfinden reden? Was für Beispiele haben sie denn gegeben? Was haben sie denn selbst erfunden? Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beispiele zu beurteilen vorkommen, so wünschen sie lieber Regeln; und wenn sie Regeln beurteilen sollen, so möchten sie lieber Beispiele haben. Anstatt von einer Kritik zu beweisen, daß sie falsch ist, beweisen sie, daß sie zu strenge ist, und glauben vertan zu haben. Anstatt ein Raisonnement zu widerlegen, merken sie an, daß Erfinden schwerer ist als Raisonnieren, und glauben widerlegt zu haben! Wer richtig raisonniert, erfindet auch, und wer erfinden will, muß raisonnieren können. Nur die glauben, daß sich das eine von dem andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind. Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zuviel. Ihr Sommer ist so leicht abgewartet.“

An diese Absage schließt sich dann im letzten Stück der Dramaturgie das folgende ergreifende Selbstbekenntnis über die Grenzen seiner eigenen Begabung: „Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr tun lasse als unter der Verwaltung eines sogenannten Prinzipals geschehen kann, so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel und sich träumen ließ, daß ich bei diesem Unternehmen wohl nützlich sein konnte? . . . Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man

mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. . . . Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu bergen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst meine Augen zu stärken. Ich bin schon immer beschämt oder verdrießlich gewesen, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum anderen zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zustande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jeweils über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter sein kann als ich."

An „Beispielen", die seine Gegner von ihm gefordert haben, hat Lessing es gleichwohl nicht fehlen lassen. Welcher Regelsucher, welcher Kritiker wäre ohne weiteres imstande „Beispiele" zu geben, die nach eineinhalb Jahrhunderten noch ebenso das Publikum fortreißen wie zur Zeit ihres Entstehens? Als reife Frucht seiner im „Laokoon" und in der Dramaturgie niedergelegten Kunstanschauungen trat 1772 die Meistertragödie „Emilia Galotti" ans Licht.

11. Emilia Galotti.

Die Neigung, Lessings Kunst aus literarischen Quellen abzuleiten, hat bei der Behandlung seiner Meistertragödie vielfach zu ganz verkehrten Schlüssen geführt. Am Ende erscheint dann dieses Stück als eine Summe philologischer Zettelweisheit, ohne daß die Frage aufgeworfen würde, ob nicht auch Lessing Herz und Kopf gehabt habe, um seine Zeit zu verstehen. Und doch spiegelt sich das 18. Jahrhundert getreu in der „Emilia Galotti" wider, deren fragmentarische Vorläufer bis in die ersten fünfziger Jahre zurückdeuten, während das Drama selbst erst in Wolfenbüttel die abschließende Gestalt gewann und in den ersten Monaten des Jahres 1772 in den Druck kam.

Als sich Lessing mit dem Thema der Virginia-Tragödie beschäftigte (1750), hatte Rousseau soeben in das verbildete Europa seinen ersten Weckruf „Zurück zur Natur!" hineingeschmettert, und begeistert begann zunächst Frankreich in Ausdruck, Sitte und Tracht sich zu vereinfachen wie später die Tochter des Obersten Galotti: „Nichts, gar nichts von dem Geschmeide, und das Haar in seinem eigenen braunen Glanze; in Locken, wie die Natur sie schlug — die Rose darin nicht zu vergessen."

Gerade aus dem Jahre 1772 aber, da Lessing die letzte Hand an sein Drama legte, tönen persönliche Aufzeichnungen stärker denn je Klage und Schmerz wider über die gedrückte Lage deutscher Untertanen, die ein schlechtes Jahr ins Elend stieß. „Das Jahr 1772," schreibt der Buchhändler Friedrich Perthes in seiner Selbstbiographie, „war ein schweres Jahr für Deutschland. Große Teuerung und Hungersnot herrschten in den meisten Gegenden, und bösartige Faulfieber machten die Runde." Handwerk und Handel litten unter Beamtendruck und Zunftstrenge, der Bauer seufzte unter adeliger Gutsherrschaft und geistlicher Bevormundung,

während das besitzende Bürgertum in Zeremonien erstarrte, die es für den Mangel an politischen Rechten und staatlichem Gemeingefühl schadlos halten mußten; den Adeligen aber stellte die Geburt den Freibrief aus auf Nichtstun und Schwelgerei.

Gewiß ist Emilia eine zweite Sara, eine Nachfolgerin von Richardsons Clarissa. Aber nicht ohne Grund war die bedrohte Mädchentugend ein stehendes Thema der Zeit geworden. Die Zeitgenossen verstanden ohne weiteres, daß ein Mädchen in der Messe vor fürstlicher Verführung nicht sicher war, und für die in der Seele des Volkes allmählich schüchtern aufkeimenden Gedanken über die Widersprüche zwischen ehrfürchtig verehrter Vornehmheit und ehrloser Kuppelei braucht nicht Leibniz mit seinen nachgelassenen „Nouveaux essais sur l'entendement humain" bemüht zu werden, in denen Lessing 1765 die Zerlegung des seelischen Untergrundes von Willenshandlungen, das Wechselverhältnis von Charakteranlage und dunklen Trieben studierte. In seinem 1845 erschienenen Werke „Das deutsche Staatsleben vor der französischen Revolution" zitiert der Bonner Historiker Clemens Perthes (der Sohn des soeben genannten Friedrich Perthes) ein Urteil aus dem Jahre 1780: „Deutschland kommt mir vor wie ein großer Park, worin alles, was Jagduniform trägt, sich ziemlich Plaisir machen kann; was aber einen Pelz oder Feder hat, muß sich verkriechen, wofern es nicht zertreten sein will. Ich zweifle nicht, daß es sehr angenehm ist, König, Kurfürst, Bischof, Reichsfürst, Abt, Baron im heiligen römischen Reich zu sein; aber desto empfindlicher ist es, in der unteren Klasse sich zu befinden."

Andererseits war in der ganzen zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zweifellos bis etwa zu Leisewitzens „Julius von Tarent" (1776), in dem (IV 2) der Graf Aspermonte Hectores Schlußworte umkehrt: „Ich will es Ihnen zeigen, daß ein Fürst Freunde haben kann," wozu ein Jahrzehnt später Schillers Verbindung von Fürstenideal und Fürstenfreundschaft im „Don Carlos" das Gegenstück bietet, die fürstliche Seele einer der wichtigsten Gegenstände des deutschen Denkens und Dichtens, und Fürstenwillkür und Fürsten

liebe wurden geradezu die literarischen Steckenpferde der Zeit. „Weil das Stück Emilia heißt," schrieb Lessing an seinen Bruder, „ist es darum mein Vorsatz gewesen, Emilie zu dem hervorstechendsten oder auch nur zu einem hervorstechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht." Tatsächlich bildet den Mittelpunkt in Lessings Tragödie wie in Lessings Jahrhundert der Fürst, der Fürst der italienischen Renaissance, der doch aber vielleicht damals auch auf deutscher Erde hätte regieren können.

Ludwig XIV. hatte das Wesen eines glänzenden Absolutismus den deutschen Fürsten näher und sichtbarer umschrieben. Die Erhebung Preußens zum Königreich (1701), die Krönung des Kurfürsten von Sachsen zum König von Polen (1697) ließen das persönliche Herrschertum in neuer Pracht erstrahlen. Die hohe Auffassung fürstlichen Berufs und fürstlicher Pflicht, wie Friedrich Wilhelm I. und sein großer Sohn sie vertraten, stellt einen leuchtenden Hintergrund von Herrscherkraft dar, die nur sich allein verantwortlich sein durfte. Große Ziele und die aus ihrer Stellung ganz von selbst sich ergebende tätige Teilnahme an den weltbewegenden Ereignissen nahmen ihren Geist und Willen in Anspruch. Das war bei den Duodezfürsten anders. Ihr Machtbereich war klein. Gesuche einer Bruneschi konnten ein Dasein nicht ausfüllen, dessen Wille so absolut, dessen Umkreis so bedingt war. „Bittschriften, nichts als Bittschriften! Die traurigen Geschäfte! Und man beneidet uns noch," seufzt Lessings Fürst. Die Unterzeichnung von Todesurteilen konnte den Beruf nicht verschönen. So blieben als Regierungsakte noch übrig die Ernennung von Günstlingen zu Beamten, der Bau von Lustschlössern, die Bestellung von Kunstwerken und die eigene Heirat mit einer Duodezprinzessin, entstamme sie nun dem Hause von Massa oder Bayreuth. Das Volk läßt auch offenbare Gewalttat über sich ergehen, und gibt es doch „einige Leute, die nachdringen wollen" (III 7), dann verscheucht die Demütigen eine Geste des fürstlichen Lakaien Battista: „Zurück da! ihr!" Nachzudenken, wie dem Machthaber der Tag genußreich gestaltet werden könne, war

die höchste Aufgabe seiner Ratgeber. Selbst bei geistigen Bedürfnissen war nur ein dahindämmerndes Launen- und Sinnenleben imstande, über die Nichtigkeit des Seins hinwegzutäuschen, und da übernahm die erste Rolle das Weib, für das auch der kläglichste Fürst des 18. Jahrhunderts ebenso wie der unreife Schüler in Goethes „Faust" aufnahmefähige Organe hatte: „Man sieht doch wo und wie." Daß dem so sein mußte, war Lessings Zeitgenossen selbstverständlich, und an diesem Zeitgeist stirbt Emilia Galotti.

Es ist bekannt, daß Lessings sächsische Heimat sich damals im Stil Ludwigs XIV. ganz besonders hervortat. „Gepriesenes Sachsenland," singt Gottsched, „erkenne doch dein Glück und sieh die Fastnachtsluft mit einem schärfern Blick." August der Starke († 1733) ist es, dessen Lust hier gepriesen wird. Lessings Geburt fällt noch in die Regierungszeit dieses durch seine Sittenlosigkeit besonders bekannten Vertreters des fürstlichen Absolutismus im 18. Jahrhundert; um den Thron von Polen zu erlangen, wechselte er den Glauben. Die dunklen Schatten seiner Regierung lagerten noch lange auf dem Sittenleben des Landes. „Das Blut der Könige schändet nicht" („Le sang des rois ne souille pas"): dieser Grundsatz Ludwigs XIV. war auch der seine. Büsching erzählt in seinen „Lebensbeschreibungen", daß eine adelige Frau, deren Tochter August zu seiner Maitresse erhoben habe, „sehr geehrt von dem Vertrauen des Königs" gewesen sei und versichert habe, ihre Tochter sei glücklich, von einem so großen Monarchen geliebt zu werden, auch versprochen habe, dafür zu sorgen, „daß dieselbe den Gefühlen seiner Majestät entspreche", freilich auch eine ansehnliche Summe verlangt und sofort erhalten habe. Auf dem nächsten Hoffest erschien dieses Mädchen als Königin. Der Fürst wechselte oft die Gegenstände seiner Huld. Als er in Wien von dem Grafen d'Esterle bei dessen Frau überrascht wurde, einigten sich die drei leicht: der Graf erhielt den Titel Oberhofmarschall und ein Jahresgehalt von zwanzigtausend Gulden. Schamlos suchten die Höflinge in ihrem Interesse die fürstlichen Ausschweifungen zu fördern, indem sie auf richtige Schönheitssuche ausgingen. Sogar

recht vermögende adelige Damen hatten den brennenden Ehrgeiz, der Stelle einer fürstlichen Geliebten gewürdigt zu werden. Mit ihnen zog dann nicht nur ein Heuschreckenschwarm von Intrigen über Hof und Land, sondern ihren Launen wurden auch fabelhafte Summen, gezogen aus untertänigster Tasche, geopfert. „Dresden," schreibt ein zeitgenössischer Tourist, v. Loën, „scheint ein bezaubertes Land, welches sogar noch die Träume der alten Poeten übertrifft. Man kann hier wohl nicht ernsthaft sein, man wird in die Lustbarkeiten und Schauspiele hineingezogen. Hier gibt es immer Maskeraden, Helden- und Liebesgeschichten, verirrte Ritter, Abenteuer, Wirtschaften, Jagden, Schützen- und Schäferspiele, Kriegs- und Friedensaufzüge."

Sachsen bildete indes durchaus keine Ausnahme, an vielen anderen deutschen Fürstenhöfen suchte man es dem dort gegebenen Vorbilde nachzutun, und dennoch entwickelte sich im Volke noch lange nicht jener Sinn, „den man", wie Goethe im 12. Buch von „Dichtung und Wahrheit" sagt, „das Bedürfnis der Unabhängigkeit nennen könnte". Deutschlands einzige Konstitution war der Code des lions, das Recht des Stärkeren. Es gibt noch aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts keine einzige deutsche Schrift, die irgendeine Neugestaltung des inneren Staatswesens bestimmt für wünschenswert erklärt hätte. Wenn der Satz feststand, daß der Fürst nicht zu irren vermag, so war freilich der Absolutismus die höchste Form des Staatslebens. Und unverrückbar war jener Satz, dem der Comte de Baar die klarste Form gab:

Les rois n'ont jamais tort, et c'est s'émanciper
Que de croire un moment qu'ils poussaient se tromper.

Der Fürst hatte daher auch recht, wenn er seine Maitresse regieren ließ. So führte diejenige des Fürsten Eberhard Ludwig von Württemberg, die Grävenitz, den Vorsitz im Geheimen Kabinett, dessen wichtigste Mitglieder ihr Bruder und ihr Neffe waren.

Auch in Braunschweig, dessen Herzog und Erbprinz zwei Jahre vor dem Erscheinen der „Emilia Galotti" Lessings Herren wurden, lagen die Dinge ähnlich. Sicherlich hat der Dichter den Hettore

nur typisch, nicht individuell nachgezeichnet, zumal da das Stück in zwei Jahrzehnten heranreifte. Aber als Beispiele eignen sich die Fürsten am besten, die ihm aus irgendeinem Grunde näher traten und auch näher bekannt werden mußten, als die Zaunkönige von Massa und Guastalla. Es ist auch nicht zu übersehen, daß nach Nicolais Urteil die Orsinarolle in dem alten Entwurf gar nicht oder doch ganz anders vorhanden war.

Deutschland habe wenige Fürstenhäuser, auf die es so stolz sein könnte als auf dieses, versichert Schlözer von den Braunschweigern. Dieses vergleichende Werturteil mochte vom Standpunkt des 18. Jahrhunderts auch auf den Herzog Karl und den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand zutreffen, schafft aber die Tatsache nicht aus der Welt, daß beide ähnlich wie Hettore Gonzaga in Guastalla hätten wirken können. Jene Zeit kannte und wollte es nicht anders. Karl (1735—80) verkaufte 1776 den Engländern für den Krieg gegen das aufständische Amerika 5700 Landeskinder, von denen nur 2700 zurückkehrten. Die Gattin des Kommandierenden v. Riedesel hat diese „Berufsreise" geschildert. Die zeitgenössische Kritik war damit einverstanden, wie eine naive, nicht etwa ironische Glosse dazu von Pockels noch 1809 zeigt: „Wem erscheint der Herzog als Staatshaushalter nicht von der achtbarsten Seite!" Karl brauchte das Geld, das ihm jener schmähliche Handel einbrachte, sehr notwendig. Seine Einkünfte werden auf jährlich eineinhalb Millionen Taler angegeben; die Schuldenlast des Landes aber betrug bei seinem Tode sieben Millionen. Ed. Vehse charakterisiert ihn in seiner „Geschichte der deutschen Höfe" als „prächtig, kunstliebend, leidenschaftlich, unruhig, vielgeschäftig, verschwenderisch, leichtsinnig". Das alles war Hettore auch. Karl liebte und förderte die Kunst, zog auch Gelehrte und Künstler an seinen Hof und sah sie gern an seiner Tafel. Abends versammelte sich regelmäßig bei ihm eine größere Gesellschaft, deren Hauptbeschäftigung das Spiel Vingt-un bildete. Das sogleich bei seinem Regierungsantritt eröffnete Theater, an dem 1740 die Neuberin debutierte, kostete ihn jährlich 70000 Taler. Im Jahre 1754 verlegte er die Residenz

von Wolfenbüttel nach Braunschweig, wo schon 1745 das Carolinum, eine Bildungsanstalt, halb Gymnasium, halb Universität, begründet worden war, an die eine Reihe ausgezeichneter Männer der Literatur berufen wurden. An der Spitze stand der höfisch kluge, aufgeklärte, jedoch in allen Stücken maßvoll denkende Abt Jerusalem, als Lehrer wirkten unter und neben ihm die z. T. schon genannten Bremer Beiträger Joh. Arnold Ebert aus Hamburg (1723—95), Just. Fr. Wilh. Zachariä aus Frankenhausen (1726—1777) und Karl Christ. Gärtner aus Freiberg i. S. (1712—91), ferner Konrad Arnold Schmid und dessen vortrefflicher Schwiegersohn Eschenburg, der Fortsetzer von Wielands Shakespeare-Übersetzung, zu dem Lessing sich besonders hingezogen fühlte — alles geistig lebendige und literarisch tätige Männer, durch die der allgemeine Bildungsstand der neuen Residenzstadt gehoben wurde, und in deren Kreis auch Lessing sich, wenn er nach Braunschweig hinüber kam, wohl fühlte. Maitressen- und Höflingswirtschaft verband sich in Braunschweig also mit feinen ästhetischen und geistigen Genüssen, und auch die allgemeine Bildung wurde nicht vernachlässigt. Karl war ein durchaus aufgeklärter und wohlwollender Mann.

Das galt in noch höherem Grade für den Erbprinzen (1780—1806), der einst wegen seiner glänzenden Waffentaten an der Spitze der Braunschweiger Truppen im Siebenjährigen Krieg von Friedrich dem Großen, seinem Oheim, besungen wurde, aber als Besiegter von Auerstädt sein Leben landflüchtig und der beiden Augen beraubt in erschütternder Tragik enden sollte. Als Jüngling gewann er sich die Herzen durch seine Schönheit und den freundlichen Blick seiner blauen Augen, die an diejenigen Friedrichs des Großen erinnerten. In späteren Jahren wird er als Meister der höfischen Repräsentation geschildert. Mirabeau sagte 1786 von ihm, er sei höflich bis zur Affektation, fleißig, unterrichtet, scharfsinnig, zu verständig, um verständigen Menschen furchtbar sein zu können, ein zweiter Alzibiades; er liebe Genuß und Vergnügen, habe aber — und hierin freilich ist Hettore ganz anders — stets seine Pflicht höher gestellt, sich nie durch Lebensfreuden von ihr abziehen lassen.

Behrenhorst, der natürliche Sohn des alten Dessauers, tadelt an ihm, daß das Für und Wider ihn stets von der einen Seite zur andern gezogen habe. Vehse bemerkt, das Decorum — das Hettore so gut zu wahren weiß — sei seine Göttin gewesen.

Das war allerdings nicht seine einzige Göttin. 1766 brachte er sich von der italienischen Reise die Gräfin Branconi als Maitresse mit, die Goethe 1779 am Genfer See kennen lernte und ein Jahr darauf in Weimar herumführte. Sie wird von Goethe als eine liebliche Sirene geschildert, „voller Geist und Leben", also wie die Orsina, deren Namensbuchstaben fast mit denen dieser Landsgenossin übereinstimmen. Nach ihr bevorzugte der mit einer englischen Prinzessin verheiratete Karl Wilhelm Ferdinand ein Fräulein von Hartenfeld, dann eine Schauspielerin, — niemand nahm daran Anstoß.

Einen Vogelsteller nennt ihn Goethe, der 1784 mit seinem Herzog einige Tage in Braunschweig weilte, in einem französischen Brief an Frau von Stein: „Il sait flatter chacun à sa façon . . . enfin c'est un oiseleur qui connaît ses oiseaux et qui avec peu de peine et de frais est sûr d'en prendre tous les jours." Auch der Erbprinz hätte eine Emilia wie einen Odoardo bestricken können: „Fassen Sie sich, lieber Galotti." Als er 1766 in Paris war, wurde er von allen Seiten begehrt und geliebt, wie D'Alembert an Friedrich den Großen schrieb („estimé, aimé et recherché de tout le monde"). Das Selbstgefühl der Renaissancefürsten fehlte ihm nicht. Er hielt darauf, daß in den Schulen täglich Religionsunterricht gegeben wurde, wie Pockels in seiner Biographie berichtet, denn das Volk sei „viel zu sinnlich, als daß es höherer Ansichten fähig sei". Ihm selbst fehlte es weder an Sinnlichkeit noch an höheren Ansichten. Die Kunst liebte er über alles. In den Konzerten seines Oheims, Friedrichs des Großen, der in Sanssouci stets eine Wohnung für seinen Lieblingsneffen bereit hielt, spielte er die erste Violine. Auf das Berliner Schloß entbot er Mendelssohn, mit dem er später noch einen ganzen Abend in Braunschweig verplauderte. In Pyrmont verkehrte er besonders mit Herder und Abbts Gönner, dem Grafen von Schaumburg. Durch seinen Lehrer,

den Abt Jerusalem, feingeistig gebildet, stand er in brieflicher Verbindung mit Winckelmann, der bei seinem Aufenthalt in Rom sein Führer war, mit Mirabeau, Garve, Möser, Helvetius, d'Alembert, Voltaire, Johannes Müller, Gall und dem mutigen Verteidiger der Interessen der Reformierten im französischen Konvent, Constant de Rebecque, der eine Zeitlang in Braunschweig seinen Wohnsitz aufschlug. Das Theater erhob er zur Hofbühne. Dem Schauspiel wie der italienischen Oper durfte es an nichts fehlen, obwohl er nur als Erbprinz prunkvoll, als Herzog dagegen einfach lebte. Aber auch Lessings Fürst heißt ja in Anlehnung an das italienische principe „Prinz". An religiöser und politischer Vorurteilslosigkeit kam er dem Vater gleich. Durfte jenem Voltaire seine antiorthodoxen „Briefe über Rabelais" zueignen, so durfte Campe an diesen seine von der Revolution begeisterten „Briefe aus Paris" richten. In fast allem zeigt er sich so als Vertreter jenes Fürstenideals der Renaissance, das Lessing ähnlich in den meisten andern Duodezstaaten hätte studieren können.

Man mißverstehe nicht: Lessing hat weder ihn noch Herzog Karl noch August von Sachsen in seinem Hettore verkörpert, sondern den Zeitgeist, der sie erfüllt, für den er sie auch nicht verantwortlich machen will. Was aber in der Wirklichkeit nur zu oft in grellen Disharmonien sich austönte und austobte, das wurde unter der Meisterhand des Dichters zu einem harmonischen Hymnus auf die Erhabenheit des Sittengesetzes und zugleich zu einer viel verheißenden Ouvertüre zur seelischen und geistigen Selbstbefreiung des Volkes nicht nur sondern auch seiner Fürsten und zum Beginn einer neuen Zeit der fruchtbaren Zusammenfassung und Versöhnung der bisher so hart aufeinanderstoßenden Kräfte und Lebensenergien in Staat und Gesellschaft.

Es ist der Unsegen der Menschengröße, daß gerade ihre schönsten Leistungen am meisten unter der kleinlichen Arbeit der Pedanten zu leiden haben. Die „Mustertragödie" „Emilia Galotti" ist dank der halb- oder vierteljährlichen Zergliederung an unseren höheren Schulen arg in Verruf gekommen. Ein Nervenschauer mag

so manchen ergreifen, dem der Titel dieses wundersam-feinsinnigen Stückes ins Ohr klingt. Eine Summe von Regeln, ein Non plus ultra von dramatischer Technik, ein Vorbild in Dialog und psychologischer Analyse, Vorbild und wieder Vorbild, eine Versteinerung alles dessen, was der Primaner, der Student, der Dichter, das Lesepublikum lernen, lernen und wieder lernen soll — das ungefähr ist für die Mehrzahl in dem Namen Emilia Galotti enthalten. Heute ist das so. So war es aber nicht zu Lessings Zeit. In diese uns hineinzuretten, ist daher auch hier unsere erste Aufgabe. Befreien müssen wir uns zunächst von dem Geist der Emiliakommentare des 19. Jahrhunderts, die mit denen des 18. nicht verwandt sind.

Von der ergreifenden Wirkung, die das Drama unmittelbar durch seine künstlerische Schönheit auf die Zeitgenossen ausübte, zeugen viele ihrer Briefe. „O, liebster, bester, unvergleichlicher Lessing!“ schrieb Ebert am Tage nach der Aufführung (14. März 1772), „wie gern wollte ich Ihnen meine Bewunderung, Rührung und Dankbarkeit ... lebhaft ausdrücken. Aber eben diese Empfindungen machen es unmöglich. Nur soviel kann ich Ihnen sagen, daß ich durch und durch, mit Klopstock zu reden, laut gezittert habe. Selbst die komischen Szenen oder Züge haben eine ähnliche Empfindung mit der bei mir hervorgebracht, die ich einmal bei Durchlesung der ersten Szene Ihrer Minna hatte. O, Shakespeare — Lessing! — Zu andern als Ihnen würde ich vielleicht noch mehr sagen. — Gott segne Sie dafür mit seinem besten Segen! — Ich habe davor fast nicht einschlafen können und hernach einen sehr unruhigen Schlaf gehabt. Und jetzt, da ich aufgestanden bin, kann ich nichts anderes denken und vornehmen. Die Geister Ihrer Personen spuken noch immer um mich her und schweben mir auf jedem Blatte, das ich lesen will, vor Augen.“

Ohne die erbliche Schulbelastung würde das Kind jedes Zeitalters, mit geringen Ausnahmen, von der Zartheit der dramatischen und psychologischen Linienführung in Lessings „Emilia“ hingerissen werden, und wenn uns, eingedenk der Goetheschen Wahrheit, daß

Vernunft Unsinn und Wohltat Plage zu werden vermag, die Selbstbefreiung noch glückt, dann schauen wir eine damals schon und heute noch immer neue Welt: die Welt der erwachenden Persönlichkeit, die das Schicksal überwindet: das Schicksal, „das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt," die Welt, in der unser Selbstbestimmungsrecht gilt. So gehört diese Welt trotz des düsteren Untergrundes von Herrscherwillkür und Dienerfeilheit zu Italiens Sonne, in der sie sich badet, und zu Italiens Kunst.

Italienische Sonne ruht über dem genußfreudigen Leben an den Fürstenhöfen der Renaissance. Wenn es unserem Prinzen im Palast zu Guastalla nicht behagt, dann eilt er hinaus zu einem seiner Lustschlösser, etwa Dosalo, vielleicht zu einem Stelldichein mit einer Geliebten, einer Gräfin Orsina. Die Sonne überflutet die Allee, die hinaufführt, die Arkaden und den Vorsaal. So durchleuchtet sie auch die Säle des Landguts bei Sabionetta. Hier führt der Oberst Galotti mit seiner Gattin Claudia und seiner blühenden Tochter ein glückliches Familienleben, das Emilia, der frischen Rose vergleichbar, die sie trägt, durch ihre Verlobung mit dem edlen Grafen Appiani vollendet. Italiens Sonne kocht fast allen diesen Menschen im Blut; der heißblütigen Emilia wie dem leidenschaftlichen Prinzen, der geschäftigen Quecksilbernatur Marinellis, der als geschmeidiger Höfling den Fürsten umtänzelt, wie dem unklarschwermütigen Bräutigam Appiani, dem Hitzkopf Odoardo wie der beweglichen Claudia, der in Liebe rasenden, dämonischen Orsina wie dem Maler Conti mit seinem südländischen Esprit und seiner leichten Sorglosigkeit, die mit harten Worten schon von Chodowiecki verurteilt wurde: „Der Künstler, der einem Fürsten das Bild eines schönen Mädchens ohne — oder mit ist gleichviel — ihre Einwilligung bringt, um belohnt zu werden, ist ein Schurke, ebensogut, als ob er ihm das Mädchen selbst brächte." Dies ist das Land der Bravi, der verwegenen Banditen im Stil Angelos und seines Helfershelfers Pirro. Lessing konnte nicht voraussehen, daß mit der Einführung des Banditenwesens als künstlerischen Motivs nun eine wahre Gift- und Dolchromantik in der deutschen Literatur

die Folge sein würde. Begierig griff die Phantasie des Volkes, die sich bis dahin auf Sage und Märchen beschränkt hatte, zu dieser neuen Gattung des Geheimnisvollen. Auf dem heißen südlichen Boden ließen sich Charakterwucherung, sinnliches Freudenleben, angeregt durch die Vegghias des Kanzlers Grimaldi und anderer, durch sich selbst motivieren; und daneben eine edle Schöpfung der Sonne, die Kunst. Sie geht nach Brot, wie Conti sagt; hören wir darüber wieder Chodowiecki eifern: „Wer nicht so malen kann, daß man ihn gut bezahlen muß und mag, der muß gar nicht malen.“ Aber die so gescholtene Kunst Contis geht doch auch nach Licht, der Nahrung des Künstlerauges, denn dieses malt, tief in die Seele blickend, nicht die Hand. „Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wieviel geht da verloren!“ sagt Conti zu Hettore Gonzaga: „Oder meinen Sie, Prinz, daß Raffael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden?“

Kein Wölkchen trübt den italienischen Himmel, der über der Vorgeschichte in unserem Stück ruht. Dort das Glück der Gruppe Galotti-Appiani, hier die Freuden der Orsina und des Fürsten. Wir erfahren von seinen Ansprüchen auf Sabionetta, denen sich Odoardo energisch widersetzt hatte, von seiner bevorstehenden Vermählung mit der Prinzessin von Massa, wodurch er sich gezwungen sehen wird, das Verhältnis zu seiner Maitresse wie „alle dergleichen Händel fürs erste“ abzubrechen. Die Vorgeschichte aber zeigt uns als Vorboten eines schweren Wetters den ersten Blitz, der die schwüle Atmosphäre durchzuckt: die Leidenschaft des Prinzen für Appianis Braut, die er auf einer Vegghia sah, dann „an heiligen Stätten, wo das Angaffen sich weniger ziemt“, und als unmittelbare Folge die Vernachlässigung der Gräfin, die, „zur Stadt gekommen,“ Marinelli „ihr gefoltertes Herz“ verrät. „Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen,“ erzählt der Höfling seinem Herrn, „und ich fürchte, die werden ihr den Rest geben“. Angesichts der unheilschwangeren Wolken, die wir heraufziehen sehen, klingt die Bemerkung Hettores in der ersten Szene: „Der

Morgen ist so schön", nur wie ein Seufzer, der auf jenen anderen folgt: „Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften." Und wirklich war es nur der Ausdruck quälender Unruhe, denn als der zur Begleitung bei der Ausfahrt befohlene Marinelli im sechsten Auftritt erscheint, ist der Morgen und seine Schönheit dahin und nur der Seufzer geblieben: „Die Lust ist mir vergangen."

„Zu früh" hat der Prinz „Tag gemacht", zu früh erscheint uns auch die Audienz Contis beim Fürsten. Wir ahnen so im voraus, daß Lessing mit der Dauer eines Sonnentages auskommen, die aristotelische Einheit der Zeit wahren will. Leichte Gutherzigkeit wird bei Hettore Gonzaga sichtbar: „Wenn wir allen helfen könnten, dann wären wir zu beneiden." Die Bittschrift einer Emilia Bruneschi schlägt in seiner Erinnerung den Ton an, der nun das Drama als voller Akkord durchklingt. „Sie heißt Emilia. Gewährt;" leichtsinnig und launenhaft gewährt.

Es fällt ihm nicht schwer, das Geben. Seine Hilfe ist Stimmungssache. So ist auch seine Liebe bisher gewesen. „Leicht, fröhlich, ausgelassen" war er mit der Orsina, „von allem das Gegenteil" im Gedanken an Emilia. Auf echte Liebe zu ihr scheint auch der Zusatz zu deuten: „Ich bin so besser" (I, 3). Wir verstehen sogleich die Raschheit des Überganges: es ist mehr als ein Wechsel des Spielzeugs.

Durch Emilias tiefe Wirkung auf den Prinzen erhält das Porträt, das Conti vorzeigt, jene hohe Bedeutung, deren die Heldin einer Tragödie bedarf, nicht aber der Prinz selbst. Das vor Monaten bestellte Bild der Orsina gleichgültig zum Rahmenschnitzer zu geben, die Emilia-Kopie zu erwerben, fällt ihm nicht schwer. Mit Übermacht aber steigt nun der geheime Wunsch in ihm auf (I, 5): „Wer dich auch besäße, schöneres Meisterstück der Natur!" Da bringt Marinelli (I, 6) unter seinen Neuigkeiten die Mitteilung, Graf Appiani werde sich heute mit einem Mädchen vermählen, das nur „ein wenig Larve" habe, jedoch weder Vermögen noch Rang; es nötige den Bräutigam somit, dem Zirkel

der ersten Häuser aus dem Wege zu gehen und statt dessen nach seinen Tälern von Piemont zu ziehen. Dieses Mädchen ist Emilia.

Die Steigerung der Momente in ihrer Wirkung ist deutlich: Emilia versprochen, heute noch die Ehe schließend, heute noch nach Piemont abreisend, dieselbe Emilia, die sein Herz besitzt und nun in ihrem ganzen Liebreiz sein Arbeitszimmer teilt! Wäre auch sein Sinn weniger leicht, so ließe ihm doch das Porträt keine Ruhe mehr. Mit sittlichem Entschluß zu entsagen, fiele dem absoluten Herrscher, dem verwöhnten Frauengünstling, dem leichtsinnigen Genußmenschen der Renaissance schwer, der nach sich allein wertet; schwerer dem Besitzer des Bildes; am schwersten dem Vertrauten des Marchese, der als seine Hauptaufgabe ansieht, dem Prinzen die Genüsse zu verschaffen, die er für sich begehrt, und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich diesem Ziele entgegenstellen, und der überdies Appiani so wenig leiden kann wie die Nacht den Tag. „Wollen Sie alles genehmigen, was ich tue?" fragt Marinelli. Und Hettore erwidert: „Alles was diesen Streich abwenden kann." Hier beginnt des Prinzen schwere Schuld: „Alles!" Das schließt Mord nicht aus. Freilich, es ist nur ein Tag, die Ereignisse drängen. So ward auch Shakespeares Macbeth zum Königsmörder.

Ist der Prinz ein Verbrecher? Er böte den Sachverständigen eines modernen Gerichts ein psychologisch wertvolles Problem. Kaum hat er Marinellis Plan gebilligt, Appiani sogleich in der Vermählungsangelegenheit nach Massa zu senden, so durchkreuzt er ihn. Er eilt zu Emilia in die Messe und lenkt dadurch bei allem, was Marinelli vorbereitet, den Verdacht auf das wirkliche Motiv. Und warum? Die Leidenschaft ist es nicht allein. „Was Sie versäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfin Appiani." Dieses Wort Marinellis brennt in seiner Seele: „Nichts getan! . . . Bei einem Haar alles verloren." Der Prinz ist das Gegenteil dessen, was Charakter heißt: ein „Raub der Wellen" wie er selbst sagt. Um seiner Leidenschaft rascher frönen zu können, kann er nicht schnell genug ein Todesurteil unterschreiben. Ist er kein Verbrecher?

Marinelli berichtet ihm (III, 1) von seinem zweiten Plan, Emilia zu entführen, fügt aber vorsichtig hinzu, „es könnten sich Unglücksfälle dabei ereignen". Für diese übernimmt der Prinz ausdrücklich die Verantwortung, in verschleierten Worten, deren Sinn er anders deuten möchte, als er, im augenblicklichen Besitz der entführten Emilia, von Appianis Ermordung hört: „Bei Gott! bei dem allgerechten Gott! Ich bin unschuldig an diesem Blute. — Wenn Sie mir vorhergesagt hätten, daß es dem Grafen das Leben kosten werde — Nein, nein! Und wenn es mir selbst das Leben gekostet hätte." Das klingt edel und opferfreudig. Aber eine spätere Äußerung in demselben Gespräch liefert den Schlüssel dazu, warum der Prinz kein Verbrecher ist: er ist zu schwach dazu.

Seine Veranlagung ist nicht unbedeutend. Kunst und Künstlern Mäcen, der Hohlheit Feind, versteht er Gold und Talmi zu unterscheiden. „Mit euren ersten Häusern, in welchen das Zeremoniell, der Zwang, die Langeweile und nicht selten die Dürftigkeit herrscht." Scharf im psychologischen Erkennen, Jongleur in der Rede, Finder von Herzenstönen, weiß er fürstliche Würde mit Huld zu verbinden. Aber aus dem Sumpfboden des italienischen Absolutismus in der Renaissancezeit erwuchsen keine Eichen. „Auch ich", sagt er ganz treuherzig, „erschrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur guter Freund, muß es ein kleines stilles Verbrechen, ein kleines heilsames Verbrechen sein." Ein Verbrechen also, bei dem man nichts verlieren und viel gewinnen kann! Eines solchen Genossen würde sogar ein Verbrecher sich schämen.

Lüste zu befriedigen, ist eine seiner Hauptkräfte; zu heucheln, die zweite, die er erfolgreich in dem Gespräch mit Odoardo (V, 5) betätigt; Verleugnung seiner Tat bei ungünstigem Ausgang, die dritte: als Emilia stirbt, klagt er, „daß Fürsten Menschen sind", und daß sich „auch noch Teufel in ihren Freund verstellen". Marinelli wird verbannt. Das ist die Wiederherstellung seiner Ehre. Wie aber wenn Emilia sein Opfer geworden wäre? Nun, Marinelli wäre gestiegen, hätte seinem befriedigten Herrn künftige Opfer zu-

geführt, und dieser selbst hätte mit künstlerisch liebevollem Blick bei Conti neue Porträts bestellt.

Nein, ein Verbrecher ist der Prinz nicht. Seine innere Schwäche und seine äußere Macht lassen es nicht zu. „Desto schlimmer", sprechen wir mit ihm, als er in der ersten Szene von der Ankunft der Gräfin Orsina hört. Die Erklärung liegt bei Lessing in der Zeichnung des Zeitbildes. Eine Darstellung von Hettores Entwicklung seit den Knabenjahren hätte jene weniger kräftig gemacht. Der Prinz durfte nur pathologische Linien erhalten; keine, die tragisch wirken, damit um so heller sich die Gestalt der Heldin abhebe. Aber weibliches Interesse für ihn, um den eine Orsina tobt, begreifen wir schon aus seiner Virtuosität im gesellschaftlichen Umgang, die der rasenden Eifersucht einer verschmähten Kurtisane und dem Rachedurst eines tödlich verhöhnten Vaters lächelnd Dolch und Wort entwindet.

In noch höherem Grade als der Prinz ist Emilia ein Problem. Eine Tragödie ohne Widersprüche ist keine; Shakespeares „Hamlet"-Drama hätte sich nicht in dem Grade die Welt erobert, wäre es nicht so widerspruchsvoll. Seit Goethe ist die Frage, wie Emilia zu dem Prinzen stehe, nicht mehr zur Ruhe gekommen. Als die Furchtsamste und Entschlossenste ihres Geschlechts charakterisiert Claudia ihre Tochter: „ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Überlegung in alles sich findend, auf alles gefaßt". Glauben, Tugend, Pietät verschanzen sie gewaltsam gegen das Laster. Schanzen aber machen den Angriff erst gefährlich. Mit menschlichen Schwächen tritt sie auf. „Die jungfräulichen Heroinen und Philosophen sind gar nicht nach meinem Geschmack", sagte Lessing am 10. Februar 1772.

In dem Gespräch mit ihrem Verlobten finden wir Spuren herzlicher Zuneigung, die vielleicht in unserer deutschen Sprache Liebe heißen darf. Sie selbst hält ihr Gefühl dafür, sieht aber der Ehe mit heiterer Ruhe entgegen. Und sie unterliegt auch in der Liebe den „ersten Eindrücken". Das läßt sich mit ihrer bisherigen Abgeschlossenheit von dem Leben allein nicht begründen.

Den Prinzen kennt sie von der Vegghia der Grimaldi, wo er sich ihr lange im Gespräch gewidmet hat, von „ihrer Munterkeit und ihrem Witze" bezaubert, wie Claudia (II, 4) stolz berichtet. Die Art, wie der ihr gewiß als schreckhafter Popanz in Herzenssachen bekannte Fürst sich mit ihr verbindlich, einfach, kameradschaftlich unterhalten haben wird, mußte ihr Interesse wecken. So süßes Gift hatte ihr Bräutigam nie in ihre Seele getröpfelt. Am Tage der Vermählung kniet jemand hinter ihr in der Messe und macht ihr Liebesbeteuerungen. Nun, das läßt, wenn es von dritter Seite kommt, eine liebende Braut seelisch gleichgültig, und gegen Belästigungen wüßte sie sich zu schützen. Aber Emilia ist ihrer ersten Eindrücke nicht mächtig. In „ängstlicher Verwirrung", wildblickend, an jedem Gliede zitternd, stürzt sie zur Mutter ins Zimmer: ihre Andacht sei „nie weniger gewesen, was sie sein sollte". Haben des Fremden Worte von Liebe, Schönheit und Glück sie nicht kalt gelassen? „Da ich ihn erblickte" — „Wen?" Nun „ihn selbst". Gewiß sollte nur Appiani sich einer solchen einzigen Bezeichnung rühmen dürfen. „Als du," fragt Claudia, „den Prinzen erkanntest — — ich will hoffen, daß du deiner mächtig genug warst, ihm in einem Blick alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdient." „Das war ich nicht, meine Mutter!" erwiderte Emilia. „Nach dem Blicke, mit dem ich ihn erkannte, hatte ich nicht das Herz, einen zweiten auf ihn zu richten. Ich floh —." Flucht in solchem Falle ist kein Zeichen von Herzenssicherheit einer Braut. Der Prinz folgt ihr und ergreift sie in der Halle bei der Hand. Aus Scham hält sie stand, um die Vorbeigehenden — schutzlos wäre sie also nicht gewesen — nicht aufmerksam zu machen. Dies ist die einzige Überlegung, deren sie fähig ist. Eine Überlegung immerhin und diese eine — zugunsten des Prinzen: denn was hätte sie zu fürchten? Böse Folgen für die Ihrigen zu besorgen, dazu reichte die kurze, halb unbewußte Überlegung gewiß nicht aus. „Meine Sinne", sagt sie selbst, „hatten mich verlassen." So eilt sie nach Hause, und überall hin glaubt sie sich vom Prinzen begleitet. Konnte diese Furcht sie befallen, wenn der Prinz ihr gleichgültig war?

Sie liebt ihn nicht; gewiß, noch nicht. In seiner Leidenschaft aber steht er ihr von Natur näher als Appiani, so jung, schön und ehrenhaft (I, 6) dieser auch ist, würdiger aber der Wahl Odoardos als der ihrigen. Dasselbe Bild zeigt sich nach dem Überfall auf den Wagen bei ihrer Ankunft in Dosalo. Auch hier nichts von Verachtung oder Kälte gegen den Prinzen: sie ringt die Hände, fällt ihm bittend zu Füßen, als er seine große Scheinrede — *λόγος ἐσχηματισμένος* — hält, sträubt sich, als er sie abführen will und — läßt sich abführen, ihrer „ersten Eindrücke" nicht mächtig. Die Begegnung wirkt so viel stärker auf sie als die Nachricht vom Tode des Grafen, daß wir den Unwillen des Matthias Claudius verstehen: „Ein Ding hab ich nicht recht in Kopf bringen können: wie nämlich die Emilia sozusagen bei der Leiche ihres Appiani an ihre Verführung durch einen anderen Mann und an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätte an ihrer Stelle nackend durch ein Heer der wollüstigsten Teufel gehen wollen, und keiner hätte es wagen sollen, mich anzurühren."

Aber sie findet sich in alles, auch in ihren eigenen Tod, wenn die Ehre es fordert. Hier scheidet sich ihr Weg von dem des Prinzen. Beide sind Kinder der italienischen Sonne, mit dem Unterschiede, daß nur sie Charakter hat. Fühlt sie sich den Anfechtungen des Lasters gewachsen, so darf sie leben, denn Gewalt braucht sie, wie ihr Vater betont, nicht zu fürchten. Wenn sie aber selbst in der Trauer um den geliebten Bräutigam dem Verführer im Hause der Grimaldi zu erliegen glaubt, dann muß sie sterben; will sie das Sittengesetz vertreten, soll sie uns Heldin der Tragödie sein. Der Tod des Prinzen könnte sie in unseren Augen nicht retten, denn die Reinheit ihres Sinnenlebens ist nicht mehr. Von dem Standpunkt der alten Römertugend aus, etwa der des starren Republikaners Virginius, muß ihr Vater sie töten oder verwerfen. Lessing zieht die Folgerung und begründet sie durch Emilias eigenen Mund: „Verführung ist die wahre Gewalt! — Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut.

Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten." Die Stunde ist es, die sie mit dem Prinzen dort verplauderte. Sein Bild ist in ihrem Innern lebendig geblieben bis zur Messe — sah sie doch „ihn selbst".

Nicht plötzlich erwacht ihre Furcht vor der eigenen Sinnlichkeit. Ihre Seelenkämpfe hat gerade Lessings Lakonismus schöner gemalt, als Monologe es vermöchten. Fast sind ihre wenigen Worte schon zuviel, denn wie Lessing ist sie in Stunden der Qual bittergeistreich. Nicht deshalb, weil sie auf den Rat der Mutter dem Verlobten jene Begegnung verschweigt, sondern um der ihr halb unbewußten Regungen ihres Seelen- und Trieblebens willen muß sie sterben. Sie ist nicht lebensreif. Eine Rose wie die an ihrer Brust ist auch sie, schön und duftend in Haus und Garten, zerflatternd im Sturm. Rosen sind edlen Charakters: Odoardo als Werkzeug einer höheren Macht war nicht „grausam", der eine solche „Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert". Vor dem Vater aber, der dieses unschuldige Geschöpf tötet, anstatt es mit doppelter Liebe zu belehren und zu erziehen, graut den Erben des Zeitalters, das mit „Nathan dem Weisen" begann. „Gott, was hab ich getan?" Dieser Mann hatte noch kein Kind verloren, er selbst ein unreifer Knabe mit grauem Haar.

Odoardo bedarf nur der Striche ins Weibliche, um seiner Tochter zu gleichen. „Er ist mein Freund nicht", erzählt der Prinz dem Maler Conti. „Ein alter Degen, stolz und rauh; sonst bieder und gut," dazu ein Brausekopf mit fliegenden Einfällen und wechselnden Entschlüssen. So ließe sich Emilia denken, ins Männliche übertragen. Ein solcher Charakter gestaltet wohl Dinge, aber nicht ihren Verlauf; bestimmt den Augenblick, aber nicht seine Folgen. Dieser Mann läßt sich trotz seiner Oberstenuniform und seines kernigen Soldatensinnes umstellen, wie ein flüchtiges Wild, und hin und her locken wie ein ratloses Kind, das soeben fällt und kurz darauf wieder nach Schmetterlingen greift.

Das Glück des Hochzeitstages weckt ihn früh, und „der Morgen war so schön" (II, 2). Ihm „fiel ein", es könne etwas vergessen werden. Darum flugs zu Pferde, der Eingebung folgend, und vom Landgut zur Stadt gesprengt! Nicht ohne Nachdenken folgt er dem Augenblick. Schon seine „entschlossene, ehrwürdige Miene" (IV, 7) verrät keinen gewöhnlichen Charakter, keinen gewöhnlichen Verstand. Aber der Augenblick überwindet ihn. „Wunder, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurückgelassen," ruft er ergrimmt (IV, 4), als er sich im Hause des Entführers seiner Tochter waffenlos sieht. Er glaubt diese letztere zu kennen; glaubt es aber nur, denn er zweifelt. Sich selbst kennt er besser: „Nichts verächtlicher als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren! Ich hab es mir so oft gesagt. Und doch ließ ich mich fortreißen" (V, 2). So hätten auch Lessings temperamentvoller Vater oder Heinrich von Kleists Kottwitz im „Prinzen von Homburg" sprechen können.

Aber der Sonne Welschlands entquillt eine Phantasie, die Glück wie Unglück übermäßig vergrößert. Diese Kinder der südlichen Sonne sind im Glücke überschwenglich, im Unglück selbstquälerisch. Ist Odoardo wirklich entschlossen, die Tochter zu retten, so wird er nicht vor dem Gedanken zurückschrecken, sollte es nötig sein, den Prinzen zu töten. Was ist das für ein Vater, der in einem solchen Falle vorzieht, sein — obendrein unschuldiges — Kind zu töten. Namentlich dann, wenn dessen Verlobter, in dem es sein Lebensglück zu finden hoffte, bereits des Prinzen Opfer geworden ist? Man höre Odoardo und bedenke, ob seine Entschlüsse, den Prinzen zu verschonen, sich auf einen allgemeinen Grundsatz des sittlichen Handelns, etwa auf Kants Imperativ, zurückführen lassen. Zunächst verzichtet er darauf, für Appianis Tod Genugtuung zu fordern. „Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen?" (V, 2). Die Phantasie malt ihm des Verbrechers Strafe wohltuend aus, bis in dessen Träume und Erinnerungen hinein. Nun meldet ihm Marinelli, Emilia werde zunächst nicht ihm übergeben, sondern nach Guastalla gebracht werden. Sofort gerät er in rasenden Zorn, der sich austobt, als jener das Zimmer verlassen

hat: „Komm an, komm an!“ „Aber sieh da!“ fügt er hinzu, „schon wieder rennt der Zorn mit dem Verstande davon.“ Warum sollte dies dem Zorn oder einem andern Affekt nicht auch später gelingen! Wir sind überzeugt, daß sein Handeln, es falle aus wie es wolle, eine sittliche Richtschnur nicht wird abgeben können. Er selbst deutet das verzweifelte Bemühen, Herr seiner selbst zu werden, immer wieder an (V, 4): „Man kommt. Ruhig, alter Knabe, ruhig!“ Als er dann Marinellis fein ausgesponnenen Plan erfährt, Emilia in besondere Verwahrung zu bringen, da der Mörder Appianis ein von ihr begünstigter Nebenbuhler sein könne und sie somit gerichtlich vernommen werden müsse, — als er in dem Augenblick, da er diesen Plan völlig durchschaut, zum Dolch greift, um den Schuldigen zu töten, da — zieht er die Hand leer wieder aus der Tasche. Warum? Nicht als ob er zweifelte, nein: der Schuldige war nur gerade auf ihn zugetreten mit den schmeichelnden Worten: „Fassen Sie sich, lieber Galotti.“

Fassung! Selbstbeherrschung! Ja, das ist es, woran es ihm stets gefehlt hat. Daran erinnert zu werden, bedeutet für ihn dasselbe, wie die Rute für das unartige Kind. So war es gewiß schon in seiner Knabenzeit. „Fasse dich, beherrsche dich“, mochten ihm die Eltern oft genug gesagt haben. Eine solche Tat in der Aufwallung hätte keine Maxime eines allgemein gültigen Handelns geboten; noch weniger aber die Unterlassung; am wenigsten ihre Ersetzung durch die spätere. In Gegenwart des Prinzen, nicht nachher (V, 5), — das ist wichtig — reift sein Entschluß, die Tochter anstatt ihres Entführers zu töten. Kann der Entschluß allgemeines Gesetz werden: Wenn du die Wahl hast zwischen der Tötung deiner unschuldigen Tochter und des Mannes, der ihren Verlobten erschlug, sie selbst verführen will, so töte jene?

Gewiß nicht. Die Tat Odoardos ist ein verhängnisvoller Irrtum. Aber dieser Irrtum entspringt folgerichtig seinem Charakter. Nicht er ist der Vertreter des Sittengesetzes, sondern Emilia. Ihr Entschluß, den Tod zu suchen, ist dramatisch genau so sicher motiviert, wie der seinige, ihn zu geben. Sie handelt, er vollzieht.

Wir erkennen, daß beide anders handeln müßten, wenn — ihre Charaktere andere wären. Die Tragödie aber ist ja weder eine Strafanstalt noch ein Katechismus. Ihre Grundlinien als wirklich erkennen, ihren Ausgang als notwendige Gedankeneinheit erfassen, ist alles, was der Begründung der Charaktere und ihrer Taten an Lob zuerteilt werden kann. Es ist nur natürlich, daß ein Odoardo es dem Zufall des Augenblicks schließlich überläßt, ob er Emilia töten solle. Schon will er gehen: „Fort!" Da sieht er sie kommen, und Emilias Schicksal ist entschieden; denn tragische Leidenschaften haben keine Zeit zum Lustwandeln, sie stürmen eilig zum Ziel. Schien es ihm zuvor, als brauche der Himmel seine Hand nicht, um die Untat zu rächen, so erkennt er nun: „Zu spät! Ah! er will meine Hand, er will sie!"

Dieser letzte Entschluß ist durch die Religion motiviert; durch den Charakter nur insofern, als Odoardos Temperament mitspielt. Schröder erzählt, er habe Lessing vorgeschlagen (9. April 1802 an Herder), die Tötung erst in dem Augenblick geschehen zu lassen, als der Prinz Emilia zum Wagen führen will. Lessing aber habe erwidert: „Ich mag die Theatercoups nicht leiden."

Daß Emilia es vorzieht, an Stelle des Prinzen zu sterben, dessen Tötung auch ihrem Vater verhängnisvoll werden müßte, daß sie ihn sogar dazu drängt mit dem Hinweis auf das römische Heldenvorbild Virginius, das alles ist sittlich groß. Emilia würde ihre Tat nie bereuen, nie bereuen dürfen. Durch ihre Selbstvernichtung wahrt sie die Selbstachtung bis zum Tode, läutert sie in uns das Bewußtsein edler Menschlichkeit. Mit ihren Worten können wir nach Beendigung des Stückes fragen, „wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann", selbst dann, wenn die Natur den Zwang in lustvolles Begehren zu verwandeln bereit ist. Höher als die Natur, erfahren wir, steht der sittliche Wille: wir sind frei. Das aber gilt nicht für den Vater. Er muß bereuen und bereut. Wir wissen, daß er mit dieser Tat auf der Seele nicht in Frieden weiter leben kann; daß das irdische Gericht im absoluten Staate, dem er sich überliefert, dem Herrscher nicht gefährlich zu werden vermag;

daß der Prinz selbst auch in dem Grade nicht von Gewissensqualen heimgesucht werden wird, wie das bei einem andern Charakter zu erwarten wäre. Bleibt also der drohende Hinweis auf das Jenseits, den wir aber bei einer Oberstgattin besser verstehen als bei einem Obersten. Sein Abzug hier hätte ohne ausreichende Betrachtung seiner Wesensart etwas Tragikomisches. Wie kann er ferner seelisch, moralisch vor der Mutter seiner Tochter bestehen? Gemeinsames Eigentum zu zerstören, ist keinem einzelnen sittlich erlaubt; umsoweniger dann, wenn es in dem einzigen Kinde, des Hauses Glück und Zukunftswert, besteht.

Wie wird es denn nun kommen: nach Odoardos Begnadigung ein verzweifeltes allmähliches Hinsterben des Ehepaares Galotti mit Selbstanklagen bis zuletzt; des leichtfertigen Prinzen Entsetzen abgelöst durch neue Eindrücke, sei es die Vermählung, sei es eine neue Maitresse. Die Verbannung Marinellis, dessen Gott der absolute Fürst ist, käme einem Todesurteil gleich, und so faßte es der Schauspieler Davison auf, der bei den letzten Worten des Prinzen zusammenbrach. Aber der Charakter des Prinzen bietet keine Gewähr für die Zukunft, und Marinelli wird das wissen. Das Urteil wird vielleicht später aufgehoben, wenn der Prinz etwa wieder eines „Freundes" bedarf. Und gar wenig gelangt von alledem ins Volk. Ruhig bleibt der lustvolle und charakterlose Renaissancefürst auf dem Throne. Neue Bittschriften verdrängen die alten, neue Todesurteile werden „recht gern" unterschrieben. Auf wirkliche Veredelung, auf dauernde Besserung des Prinzen, der gesteht, durch die Liebe zu Emilia „besser" zu sein, aber weniger behaglich, dürfen wir nach Betrachtung seines Charakters um so weniger hoffen, als die Bekanntschaft mit der edlen Emilia doch nur flüchtig war und auch ein günstiger Einfluß von ihr auf ihn nicht ausgeübt werden konnte. Wird ihm mit Emilia sein Ideal vernichtet, so hat dieses doch nur ästhetische, nicht sittliche Linien. Packt ihn Verzweiflung, so fehlt ihr doch die Dauer. Sein Charakter ist Wechsel. Der Eindruck wird seinem Leben bleiben; aber einen Charakter kann er ihm nicht geben. „In wenigen Tagen, fürchte

ich, hat der Prinz sich selbst ganz rein gefunden, und in der Beichte wird er gewiß absolviert. Bei der Vermählung mit der Fürstin von Massa war Marinelli zugegen, vertrat als Kammerherr vielleicht gar des Prinzen Stelle sie abzuholen." Dieses Urteil Herders (in der 3. Sammlung der Humanitätsbriefe 1794) geht gewiß zu weit, trifft aber den Kern. Die Phantasie allein verschafft Odoardo die Genugtuung, die niemand auf Erden ihm wird zuteil werden lassen; diese Phantasie ruht auf seinem Glauben an die Lehren der Religion, deren Kultus Lessing nicht ohne Absicht so fest in die Herzen der Galotti gepflanzt und in die szenische Zeichnung eingefügt hat.

Leichter ist Claudias Wesen zu bestimmen. Mütter traten zu Lessings Zeit selten im Drama auf, das in dem Jahrhundert der Aufklärung die männlich-vernünftige Führung verlangte. Vielleicht liegen hier sogar unter der Schwelle des Bewußtseins Erinnerungen Lessings an das Verhältnis der eigenen Eltern zueinander.

Der stoischen Erziehung Odoardos hält Claudias leichteres Wesen die Wage. Es siegte bei der Frage der Übersiedelung in die Stadt. Äußerlich hat sie den Hauptanteil an der Schuld, denn hätte sie rechtzeitig dem Gatten von der Annäherung des Prinzen in der Vegghia der Grimaldi erzählt und Emilia nicht zur Heimlichkeit geraten, als diese, die ehrliche Tochter des ehrlichen Vaters, das Erlebnis bei der Messe ihrem Verlobten pflichtgemäß mitteilen will, so hätten die Männer nach ihrer Kenntnis der Dinge vorbeugende Maßregeln getroffen, die das Gegenspiel zum Spiel hätten machen können. Nur auf Marinelli konnte der sterbende Graf raten; von des Prinzen Gedanken wußte er nichts. Die Botschaft des Marchese im Auftrage Hettores hätte sich ihm mit einem Schlage erhellt, da die Leidenschaft diesen ja Marinellis Plan durchkreuzen ließ; es wäre dem Paare möglich gewesen, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen oder doch der Macht die Öffentlichkeit entgegenzusetzen, die auch der absolute Herrscher zu fürchten hat; zumal da Marinelli, auf seinen Plan bauend und ohne Kenntnis von des Prinzen Gang zur Messe, gar keinen Anlaß gehabt hätte, am Gelingen zu zweifeln oder an Gewaltmaßregeln zu denken.

Hart büßt Claudia diese Schuld. Aber die Buß entspricht der dramatischen Gerechtigkeit, denn die Schuld erwächst ebenfalls aus ihrem Charakter. Die von den Göttern der Antike gestrafte menschliche Vermessenheit taucht bei den Dichtern des 18. Jahrhunderts auf als Elternstolz, Elternhochmut, Elterneitelkeit. Der Mensch rühmt sich in seinem Kinde. So Isabella in Schillers „Braut von Messina"; so Claudia. Sie kennt den Prinzen als Wüstling. Aber er ist ein Fürst, und wenn ein Fürst ihrer Tochter schmeichelt, so schmeichelt das ihr, der Mutter. Mag er sein, wie er wolle, „er hat ein Auge für die Tochter" (II, 5).

Wer eitel ist, ist flach. Claudia ist mit ihrer Tochter in die Stadt gekommen, um sie dem Hofleben nahe zu bringen. Der äußere Rang verdunkelt ihr den inneren Wert so sehr, daß sie des Fürsten leidenschaftliche Annäherung an Emilia als Gnade auffaßt, daß das Ehepaar Grimaldi und seine verrufenen Töchter ihr als begehrenswerter Verkehr erscheinen, weil Grimaldi Staatskanzler ist. Odoardo, der seine Gattin wohl kennen muß, vermutet auch sogleich solche Motive: „Du möchtest", sagt er (II, 4), „meinen alten Argwohn erneuern: daß es mehr das Geräusch und die Zerstreuung der Welt, mehr die Nähe des Hofes war, als die Notwendigkeit, unserer Tochter eine anständige Erziehung zu geben, was dich bewog, hier in der Stadt mit ihr zu bleiben, fern von einem Manne und Vater, der euch so herzlich liebt." Claudias Einwand, daß Appiani nur hier Emilia habe finden können, steht auf schwachen Füßen, denn sie erscheint dadurch in der Rolle der Glücksmacherin. Wäre sie in der Zurückgezogenheit auf ihrem Landgut oder wenigstens dem Kreise des Prinzen fern geblieben, so hätte sie dem Glück ihrer Tochter besser gedient. Sie suchte das äußere Glück und verlor darum mehr noch als den gräflichen Schwiegersohn: die Tochter selbst.

Wer flach ist, liebt die Zerstreuungen der Welt und des gesellschaftlichen Lebens. Diese Welt aber ist der Strom nicht, der den Charakter bildet. Odoardos Ehrenhaftigkeit wird von ihr „rauhe Tugend", Emilias Wunsch, nichts vor ihrem Verlobten ge-

heim zu halten, „Schwachheit, verliebte Schwachheit“ (II, 6) genannt. Des Prinzen lüsternes Liebeswerben ist in ihren Augen nur „die unbedeutende Sprache der Galanterie“. Sie muß hierin wohl reiche Erfahrung haben, wenn sie sagt: „Nichts klingt in dieser Sprache wie alles, und alles ist in ihr soviel als nichts.“ Man mißverstehe nicht: Claudia ist eines bewußten Fehltritts so wenig fähig wie Emilia. Aber mehr „Rauheit“ wäre ihrer Tugend zu wünschen. Mit Notwendigkeit verblendet ihr eigener Charakter sie so sehr, daß sie ihr Kind in den Abgrund sinken läßt, den bis dahin ein freundliches Geschick vor ihren Augen mit einem Freudenschleier bedeckt hat.

Um so wilder bricht bei ihr die leidenschaftliche Überraschung hervor, als sie mit Spürsinn die Zusammenhänge zwischen den Ereignissen des blutigen Tages entdeckt (III, 8). Auch sie ist ja ein Kind der italienischen Sonne, auch sie ist wohl „ihrer ersten Eindrücke nie mächtig“. Mit Beteuerungen ihrer Unschuld (IV, 8) — qui s'excuse, s'accuse — voll von Anerkennung über das Benehmen ihrer Tochter dem Prinzen gegenüber, stürmt sie auf Odoardo zu. Aber er weiß, daß sie in sittlichen Fragen kein Richteramt auszuüben vermag, daß es vor allem gilt, sie zusammen mit der Orsina in deren Gefährt zu entfernen, unter dem Vorwande, daß sie ihm und der Tochter einen Wagen hinaussenden möge. Wahrlich, im fünften Akt eines Trauerspiels findet eine Claudia Galotti nichts mehr zu tun. Ihre Mutter- und Gattenliebe, ihr weltlicher Scharfsinn, ihre Kühnheit, ihr edles Aufflammen, ihr reines Wollen machen sie uns als Emilias Mutter wert. Aber das Glück, das sie ihrer Tochter schaffen wollte, ward notwendig zum Unglück: sie büßt die Folgen ihrer Handlungen, die Schwächen ihres eigenen Charakters.

Ein besserer, weil ruhigerer Lebensführer als Odoardo wäre ihr Appiani gewesen, wie er es Emilia sein soll. Und doch fehlt auch diesem selbstgewissen Piemontesen nicht der selbstquälerische Zug, der durch das Stück geht. „Tiefsinnig, mit vor sich hingeschlagenen Augen“ tritt er am Hochzeitstage vor seine Braut, und als sie ihm ihren Perlentraum in Claudias Gegenwart erzählt:

„Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Tränen," da beeilt er, der Odoardo das „Muster aller männlichen Tugend" genannt hat, sich nicht, mit männlichem Geist den schwachen Frauen solche visionären Trübungen der klaren Erkenntnis zu nehmen, sondern wiederholt, „nachdenkend und schwermütig": „Bedeuten Tränen! — Bedeuten Tränen!" So erscheint er mehr als Geschöpf denn als Schöpfer seiner Taten. Der Aufgabe, seine Einbildungskraft zu beherrschen und sei sie zu noch so „traurigen Bildern gestimmt" (III, 7), zeigt er sich nicht gewachsen. Über ihm schwebt die Schicksalswolke. Von dem Gedanken an die ausgedeuteten Tränen vermag er sich auch nach der Entfernung Emilias, der er „mit einer niedergeschlagenen Miene nachsieht" (II, 8), nicht loszuringen.

Die Melancholie seines Wesens hängt mit einer Neigung zum Grübeln zusammen. Ohne daß er hätte Kant studieren können, weiß er, daß die Zeit nicht „außer uns" ist. So bringt man sich die Welt zur Anschauung, regiert sie aber nicht. Um seiner Gedanken Meister zu sein, gilt es, die Anschauungsformen der Umwelt anzupassen, seines Ichs sich durch die Tat zu entäußern; denn in Raum und Zeit geschehen nun einmal unsere Taten. Ihrem Begriff selbst darf der Handelnde sich am wenigsten nähern, ohne in Konflikt mit seinem Willen zu kommen.

Graf Appiani ist keineswegs ein feiger, tatenscheuer Schwächling. Auch er indessen scheint nur im Affekt Tatkraft zu zeigen. Er ist eine Natur, die geweckt werden muß, darum aber auch nicht gültig entscheidet. Die Heirat um des prinzlichen Auftrags wegen aufzuschieben, lehnt er ab; sich von einem ihm wohlbekannten Schurken im Duell vorher töten zu lassen, — nicht! Verdient der Mann ein sittlich hohes Glück, das er um eines solchen Waffenganges willen vorher im aufbrausenden Zorn in Frage stellt? Sein Charakter treibt nicht zur Katastrophe, rechtfertigt sie aber.

Lessing hat sich gehütet, ihn uns menschlich näher zu bringen. Von vornherein tritt er auf wie eine Erscheinung aus jener Welt, nicht blutleer, aber schicksalsbefangen und gezeichnet. Es bedurfte der Kunst eines Lessing, ihn dennoch als Emilias würdig vorzustellen und

des Prinzen Urteil über ihn (I, 6) zu dem unseren zu machen: „Bei alledem ist er doch ein sehr würdiger junger Mann, ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre." Daß er dies ist, ergibt sich schon aus der Abneigung, die er und Marinelli gegen einander hegen. Des Höflings Haß gegen den stolzen, freiheitsdurstigen Grafen ist so naturnotwendig wie der Haß der Nacht gegen den Tag.

Tatsächlich verkörpert Marinelli das Böse schlechthin. Lessing hat ihn so zeichnen wollen, nachdem er seinen „Faust" aufgegeben hatte. Hier haben wir die Mephisto-Gestalt Lessings vor uns, die als des Schicksals unheilvoller Bringer auftritt. Freilich ist ihm nicht der schalkhafte Zug eigen, der bei Goethe von allen Geistern, die verneinen, Mephisto dem Gott-Vater am wenigstens verhaßt macht. Unästhetische Wirkung verhindert jedoch die kalte Folgerichtigkeit seines bübischen Denkens. Sein Zusammenbruch vor der ungeahnten sittlichen Kraft, die in Odoardo und Emilia siegt, ist kein innerer, kein moralischer. „Weh mir!" Das deutet das Bewußtsein an, persönlich alles verloren, die Trümpfe auf falsche Punkte gesetzt zu haben. Durch dieses „Weh mir" geht es wie ein entsetztes Bedauern darüber, daß Menschen sich ohne Nützlichkeitsgründe, aus hohen, ihm ganz dunklen Motiven, umbringen können.

Ein Hofmann, dessen Dienstbereitschaft tief unter hündischer Treue steht, da sie durch die Verführung zum Bösen die eigenen Vorteile erstrebt, ist er bis zum letzten Augenblick gefügig, der letzte Intrigant des alten europäischen Dramas. Lichtscheu und verdutzt um sich Dolch schauend, befolgt er seines Herrn Weisung (V, 8), den blutigen aufzuheben, den in Wahrheit er auf Emilia gerichtet hatte. Aber daß er ganz ist, was er ist, erhält unser Interesse für seine Geschäftigkeit lebendig. Von Edelmut weiß er nichts; er kennt ihn aber von Ansehen und weiß ihn heuchlerisch nachzuahmen mit einer Dreistigkeit (III, 1 u. 8), die uns erklärt, wie fremd ihm die Motive der Rota, Galotti, Appiani bleiben müssen.

Seine Mephisto-Natur erhellt ferner aus der kalten Gleichgültigkeit, mit der er seine Opfer ins Verderben führt. Er ist im Umkreis des Niedrigen Herr der Situation, selbst dem launischen

Gebieter, dem beleidigten Bräutigam, der wutschäumenden Mutter gegenüber: der Löwin, der man das Junge geraubt, die es folglich nicht kümmert, „in wessen Walde sie brüllt". Marinellis gelassene Schurkerei hat etwas Unmenschliches, Mephistophelisches. Man höre das Gespräch der beiden: „Ha, Mörder!" ruft Claudia, „feiger elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigener Hand zu morden, aber nichtswürdig genug, zur Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! — morden zu lassen! Abschaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder sind, werden dich unter sich nicht dulden! Dich! Dich! — Denn warum soll ich dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte ins Gesicht speien? — Dich, dich Kuppler!" In der Erwiderung Marinellis ist keine Spur von Gewissensnot oder Erregung: „Sie schwärmen, gute Frau," sagt er mit lächelndem Hohn. „Aber mäßigen Sie wenigstens Ihr wildes Geschrei und bedenken Sie, wo Sie sind."

Seine Mephisto-Natur zeigt sich auch in der Gewandtheit, sein wirkliches Wesen zu verleugnen. Mit der Moral ist er fertig; im Bösen Übung zu erwerben, sein einziges Bestreben. Er heuchelt Freundschaft und Ehrgefühl je nach dem Maßstabe des Nutzens. Noch mehr aber; er tut das Böse um des Bösen willen, wie Macbeth nach der Ermordung Banquos. Er haßt Appiani als denjenigen, der ihn bei Hofe verdrängen, seinen Einfluß auf den Fürsten ausschalten könnte; haßt ihn aber noch mehr als den Vertreter des Guten. Er weiß, daß Appiani des Prinzen Angebot nicht annehmen kann, und ist bereit, die Annahme zu vereiteln, wenn er sich täuschen sollte. So fordert er schon bei dem ersten verhältnismäßig harmlosen Plan den Prinzen auf, nach Dosalo aufzubrechen: „Der Weg nach Sabionetta geht da vorbei" (I, 6). Der Mordgedanke leitet ihn von Anfang an. Das Gute aus dem Wege zu schaffen, ist für ihn Lebenszweck. Fast hätte er in Gegenwart seines Herrn sich verplaudert: „Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen, so denk ich — — doch, doch; ich glaube, er geht in diese Falle gewiß." „Gewiß nicht", glaubt er. Das beweist auch sein Gespräch mit Appiani (II, 10).

Daß seine Freundschaftsbeteuerungen für seinen Feind Appiani nur ironisch zu verstehen sein und den letzteren darum nur reizen können, mußte ihm seine Berechnung sagen. Seine Antworten zeigen, daß er nichts anderes erwartet hat. Nachdem er dies dem ehrenfesten Charakter geboten hat, reizt er den männlich-stolzen mit dem höhnischen Hinweis auf des Prinzen Macht: „Sie scherzen, Herr Graf". Als auch das nicht verfängt, geht er haßerfüllt zur Beleidigung über: die Heirat aufzuschieben, werde nicht schwierig sein, da es sich um die Tochter „aus diesem Hause" handle, denn „die guten Eltern werden es so genau nicht nehmen", und eine Emilia bleibe dem Bräutigam „ja wohl gewiß". Jetzt hat er, was er haben wollte, die Gegenbeleidigung: „Affe"; die Forderung. Jetzt kann er die letzten Folgerungen ziehen. Er hätte sich ja sonst leicht der persönlichen Beleidigung enthalten können. Nun hat er den Verdacht der kommenden Tat von dem Prinzen auf sich gelenkt und in jedem Falle zugleich Appiani den Weg verlegt, den des Prinzen Worte (V, 6) fürchten ließen: „Ich hätte sehr gewünscht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch daran denken." Welcher Haß sprach schon damals aus seinen Nachrichten über die Heirat, wie vortrefflich war er mit allem vertraut, was seinen Feind betraf. Mit Frohlocken erfüllt ihn notwendig seines Herren Leidenschaft für Emilia.

Seine Umgebung zu Werkzeugen des Bösen zu machen, ist sein Wille zum Leben. Durch das Verderben der Galotti, des Appiani und der Orsina den Prinzen zu verderben, verlangt unbewußt sein dämonischer Vernichtungstrieb, damit er selbst, das Böse in Person, lebe. Sein Verhalten zur Orsina ist nur scheinbar zwiespältig; er weiß, daß sie ihn kennt, erwartet auch nichts anderes, versteht es aber trotzdem, ihr unentbehrlich zu bleiben, denn des Prinzen Auge könnte wieder auf sie fallen, und solange ein Fürst Fürst ist, kann Marinelli ihn nutzen.

Der Auftritt mit dem Bravo Angelo liefert den letzten und entscheidenden Beweis dafür, daß Marinelli ein Mensch ist, der dem Gefühl so ironisch gegenübersteht wie dem von ihm selbst an-

gesponnenen Mord. In jener Szene, die an antike Teichoskopie erinnert (III, 2), sieht er den Wagen langsam zurückfahren und an jedem Schlage einen Bedienten. Sollte die Sache „nur halb gelungen" sein, sollte man einen Verwundeten zurückführen und keinen Toten? Was gäbe er um die Gewißheit des Todes: „Einen zweiten Schuß wäre er ja wohl noch wert gewesen."

Wie eine düstere Wolke schwebt Marinellis Sinnen und Trachten über dem Leben aller dieser Menschen, die so voll sind von menschlichen, allzu menschlichen Empfindungen. Das Ich dieses seelenkalten Buben kennt nur noch den Kitzel, die eigne Bosheit in Macht umzusetzen, die das Gute verneint. Der Dämon in ihm hat seine Organe so völlig unterworfen, daß er selbst dem Eifersuchtsdämon der früheren Geliebten Hettores gewachsen ist. Nur vor der Erhabenheit des Sittengesetzes bricht er zusammen, wenn auch vermutlich nur einen Augenblick; wir dürfen kaum zweifeln, daß er am Schlusse bereit ist, sich mit Emilias Dolch zu erstechen. Der Dämon in ihm verstummt vor der Größe einer Kraft, die außerhalb der Organe seines Ichs ruht, und der Fürstendiener sieht sein äußeres Ich durch das Verbannungswort Hettores vernichtet. In diesem Zustand ist er nicht Marinelli, sondern ein wesenloses Etwas, das potentielle Böse, das ebensowohl die Gestalt eines Pudels wie eines fahrenden Scholaren annehmen könnte. Was an ihm Marinelli war, ist körperlich und seelisch wie durch einen vorbeifahrenden Blitzschlag in Ohnmacht gesunken. Freilich, es dürfte nur ein kalter Schlag gewesen sein. Wo keine sittliche Wurzel sitzt, kann auch keine abgeschnitten werden.

Marinelli und die Gräfin Orsina stehen einander in ihrem Wesen gerade dadurch am nächsten, daß ein einheitlicher unwiderstehlicher Zug sie bis zu Ende leitet; nur mit dem Unterschiede, daß bei jenem Gefühllosigkeit, bei dieser Gefühlsraserei die Quelle aller Handlungen ist. Orsinas Motive und Intrigen quellen aus ihrem Herzen, stehen mithin hoch über den verstandesmäßig abgeleiteten Marinellis. Der Hamburgische Dramaturg schon erklärte sich mit einem weiblichen Ungeheuer, dessen Motiv Eifersucht sei, einverstanden. In der Wirkung aber sind die Marinelli-Orsina eins.

Sie verspotten einander, wirken nach außen jedoch wie verschwisterte Dämonen. Auch bei der Gräfin fehlt das Lächerliche nicht. Erscheint Marinellis feige Dienerseele oft grotesk, so erhält Orsina durch ihre philosophierenden Gedankengänge den komischen Anstrich der verschmähten Emanzipierten. In ihrem Gehirn bilden Bücherweisheit und Lebenserfahrung ein wüstes Mosaik, sodaß sie „mit dem lustigsten Wesen" „die melancholischsten Dinge" sagt und die einst weichen und glühenden Blicke der Liebe in „großen, hervorragenden, stieren, starren Medusenaugen" verhärtet sind. Ihr „gefoltertes Herz" macht sie zur „Närrin", wie sie Marinelli, — zur „tollen Orsina", wie sie der Prinz nennt.

Stolz, Hohn trübsinnige Schwärmerei liest der Prinz in ihrem Gesichtsausdruck. Als er sie liebte, las er anders. In ihr suchte er das Ideal, das ihm nun Emilia verkörpert. Wir dürfen die Veränderung ihrer Züge also lediglich als Wirkung ihrer Enttäuschung ansehen. Was bleibt, ist jene dämonische Leidenschaft, die wir an der Marwood fanden, die weithin gewirkt hat auf Sturm und Drang. Ihre Neigung zur Reflexion, zu selbstquälerischer Grübelei ist im Grunde nicht größer als bei den anderen Personen. Ihr Scharfsinn, ihre Sicherheit im praktischen Denken werden dadurch nicht beeinträchtigt. Sie gibt sich auch falscher Selbsttäuschung nicht hin: „Freilich liebt er mich nicht mehr. Das ist ausgemacht. Und an die Stelle der Liebe trat in seiner Seele etwas anderes. Das ist natürlich" (IV, 3). Um so überraschender wirkt der Dämon in ihren Worten. Mit jenen klaren logischen Schlüssen braucht nur der Ausdruck ihrer vom Gefühl geleiteten Vorstellungen verglichen zu werden (IV, 7): „Ha! welch eine himmlische Phantasie! Wenn wir einmal alle — wir, das ganze Heer der Verlassenen, wir alle in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräter einer jeden versprach und keiner gab! Ha! Das sollte ein Tanz werden! Das sollte!" Sie kennt also die früheren Maitressen des Fürsten und weiß, daß der Prinz einer edleren Liebe gar nicht fähig ist. Das wirft Licht

auch auf ihren Charakter, dessen Sittlichkeit Leidenschaft ist. Diese bleibt aber nicht bei Worten stehen. Orsina klärt Odoardo auf und drückt ihm den Dolch in die Hand. Sie wird so die Urheberin des tragischen Ausganges. Ihr Rachedurst zeigt sie ihres Schicksals wert. Genug, daß sie nicht selbst zur Mörderin wurde, daß der Zufall ihr den blutigen Weg versperrte.

Ohne sie ist die Tragödie nicht denkbar. Sie muß für den Dichter den Tod Emilias statt des Prinzen ermöglichen, die Rache an dem Laster in die Rettung der bedrohten Unschuld verwandeln. Es heißt aber Lessing einen schlechten Dienst erweisen, diese technische Lösung zu verteidigen. Seine Zeit verstand, ja brauchte sie; die unsere lehnt sie ab. Und auch Lessing gesteht Voß, 25. Januar 1772: „Je näher ich gegen das Ende komme, je unzufriedener bin ich selbst damit."

Die Orsina ist nicht die einzige, die vom Zufall in ihren Handlungen abzuhängen scheint. In ihrem an den Prinzen gerichteten Briefe bat sie, er solle nach Dosalo kommen. Er liest den Brief nicht, eilt aber nach Dosalo — auf den Rat Marinellis, um Emilias willen. Die Gräfin sieht die Abfahrt als Antwort an und geht nun gleichfals nach Dosalo, „fest entschlossen," den Treulosen zu töten. Der Zufall braucht sie dazu, Odoardo den Dolch in die Hand zu spielen. Sie selbst aber leugnet diese äußerliche Verknüpfung. „Ein Zufall?" ruft sie aus (IV, 3), „glauben Sie mir Marinelli: das Wort Zufall ist Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne ist Zufall; — am wenigsten das, wovon die Absicht so klar in die Augen leuchtet. — Allmächtige, allgütige Vorsicht, vergib mir, daß ich mit diesem albernen Sünder einen Zufall genannt habe, was so offenbar dein Werk, wohl gar dein unmittelbares Werk ist."

Lessing tritt der Absicht entgegen, sein Stück im Sinne einer antiken Schicksalstragödie zu deuten. Aus dem Charakter gehen alle Handlungen hervor; so forderte die Hamburgische Dramaturgie, zu der „Emilia Galotti" die Probe ist. Der Zufall ist scheinbar in jedem Stück zuhause: irgendwie müssen die Umstände schon zusammentreffen, um den Ausbruch der Katastrophe zu ermöglichen. Es genügt Lessing, uns zum Bewußtsein zu führen, daß sie nicht

auf der Brutalität der Dinge außer uns beruht. Und selbst dann geht der modernen Anschauung der Begriff des Tragischen nicht verloren. Tragisch ist auch der Tod des Knaben, dem ein Stein auf den Kopf fällt. Ist der Unterschied zwischen diesem Schicksal und dem der Appiani, Max, Thekla oder Desdemona so groß?

Die Bittschrift der Emilia Bruneschi, Contis Emilia-Porträt, die Nachricht der Vermählung, Odoardos Entfernung vor Emilias Rückkehr aus der Messe, die Bekanntschaft Angelos mit Pirro, Appianis später Eintritt, sein Schweigen gerade im Punkte „Marinelli", Odoardos — nicht etwa Claudias! — Begegnung mit der Gräfin in Dosalo, Emilias Eintritt in dem Augenblick, als ihr bis dahin unschlüssiger Vater auf die blutige Tat verzichten will — das alles sind Dinge, die vom Zufall, von der Vorsehung, vom Schicksal abhängen. Aber wäre dem nicht so, dann gäbe es für den Menschen auch keine Möglichkeit, seinen Charakter zu beweisen; dann gäbe es kein Sittengesetz und keine Religion. Nur das Abhängigkeitsgefühl macht dem Menschen deutlich, daß er Mensch, nicht Gott ist. Die zeitliche und ursächliche Verknüpfung gibt die für eine Tragödie notwendige Gelegenheit zur Tat. Die Tat aber ist des Menschen. Seine Freiheit ist es gerade, die Emilia betont, und der Freie trägt die Verantwortung für sein Handeln. Warum sollte man nicht noch ein bißchen weiter gehen können im Auswittern des Zufalls: daß Emilia den Prinzen auf der Vegghia sah, des sittenstrengen Odoardo Tochter ist, den Prinzen nicht gleichgültig ansehen kann, daß Hettore Marinelli um sich hat und noch nicht Appiani, daß alle diese Menschen so sind, wie sie sind, und just in Guastalla, daß sie überhaupt „sind", — was ist nicht alles Vorsehung. „Perlen bedeuten Tränen," sagt Appiani, dieses Geschöpf des Schicksals, und Emilia hat böse Träume. Aber es ist ja auch nicht jene alles vergessende Liebe, die Gatten verbinden soll. Wäre das, so würde er seiner Selbstquälerei leichter Herr werden; so würde Emilia anders träumen.

Daß Lessing den „Faust" schließlich so dramatisieren wollte, daß jedermann überzeugt wäre, der Satan sei es, der die Umstände

so gestaltet habe, daß sie das Verhängnis der Beteiligten werden mußten, wissen wir. Der „Satan" sitzt aber in des Menschen Brust, und Schiller würde ihn seines „Schicksals Sterne" nennen. Die Leidenschaften Italiens, der Renaissance, des Absolutismus, gesteigert zu Dämonen in der Brust des Marinelli und der Orsina, das ist das wahre Schicksal in der „Emilia Galotti". In diesem Drama haben wir also den Ausklang von Lessings Faustidee. Denken wir nur an die von Faust zitierten Geister in Lessings Fragment (17. Literaturbrief). Ihre Schnelligkeit ist der Maßstab ihres Wertes. Der sechste Geist ist bereits so schnell wie die Rache des Rächers, d. i. „des Gewaltigen", „der sich allein die Rache vorbehielt". „Daß er dich", sagt der Geist zu Faust, „noch sündigen läßt, ist schon Rache." So faßt Lessing auch die göttliche „Rache" bei dem Prinzen, der weiter sündigen darf. Aber diese Rache entspringt der Hölle nicht. Daraus ergibt sich der Schluß, daß schon Lessing seinen Mephisto-Marinelli als Werkzeug Gottes einführt, daß er auch hierin Goethes Vorgänger war. Ähnlich wie Goethe, könnte man sogar sagen, ist er mit seinem Faustdrama „Emilia Galotti" in das Problem des „Ewig Weiblichen" hinübergesprungen, denn in Emilia ruht bereits der Keim des Gretchentypus. So natürlich und naiv wie Gretchen empfindet, so instinktiv liebt, so standhaft stirbt sie in Herzensreinheit, mit einem gläubigen Blick nach oben. Noch andere Momente sprechen für diese Umbiegung der Lessingschen Faustidee in der von Goethe gleichzeitig eingeschlagenen Richtung. Zunächst die Lebensphilosophie, die im Ausdruck gesteigert erscheint, das Zwiespältige im Wesen der Heldin, das seelisch Problematische bei der Begründung des Konflikts, die Raschheit, mit der er sich zuspitzt, und mit der die Hauptpersonen von einer Eingebung zur andern kommen. Ist doch auch der schnellste Geist in Lessings Faustfragment derjenige, der so schnell ist „als der Übergang vom Guten zum Bösen". Faust hat es erfahren, „wie schnell er ist". Auch Hettore Gonzaga erfährt es vor Emilias Porträt.

Lessings Geist war nicht titanenhaft gerichtet wie Goethes Faust. Durch Sturm und Drang war sein Geist in anderem als in

goethischem Sinne geeilt. Diesen Geist hat er, als er den „Faust" aufgab, mit wunderbarer Anpassung den Personen seines mephistophelischen Stücks eingehaucht. Seine Dialektik redet durch den Mund aller, selbst der Banditen, wie Goethes Feuergeist durch die Wesen der Walpurgisnacht. Und wie Goethes Faust, ist auch seine „Emilia Galotti" die Arbeit einer langen Lebensspanne, die Frucht mehrerer Pläne gewesen.

Die Entstehung der Tragödie ist bis auf jene Zeit zurückzuverfolgen, da Lessing die literarischen Schätze anderer Völker in seiner „Theatralischen Bibliothek" für die Deutschen münzte. Dort veröffentlichte er 1754 einen Auszug aus dem 1750 erschienenen spanischen Trauerspiele „Virginia" des Don Augustino de Montiano y Luyando. Ungefähr gleichzeitig, im Februar 1754, wurde die Virginia-Tragödie des Engländers Henry Samuel Crisp im Drury-lane-Theater aufgeführt. Lessing übertrug die Blankverse des ersten Auftritts in deutsche Prosa. Aus jenen Jahren ist ein Lucretia-Fragment von ihm unter dem Titel „Das befreite Rom" erhalten neben andern Entwürfen heroischer Dramen wie „Kodrus", „Seneca", „Kleonnis" und der Philotas-Tragödie. Damals also handelte es sich bei ihm wie bei seinen literarischen Vorgängern, darunter besonders auch dem französischen Dramatiker Campistron, dessen Virginia 1683 erschien, um ein heroisches Römerdrama in Anschluß an die Erzählungen des Livius: im „Befreiten Rom" sind die Personen die tugendhafte Lucretia, der wollüstige Tyrann Tarquinius Superbus (510 v. Chr.), der Freiheitsheld Brutus; in Crisps „Virginia" der wollüstige Dezemvir Appius Claudius (449 v. Chr.) und der sittenstrenge Vater Virginius, auf den sich Emilia Galotti in der Sterbestunde beruft.

Der historische Hergang bei dem Virginiastoff wird von Livius (III, 44 ff.) und Dionys aus Halicarnaß (Antiquit. Rom. XI, 28 ff.) geschildert. Die Tochter des plebejischen Centurio Virginius mit Namen Virginia, verlobt mit dem früheren Tribunen Icilius, lebt eine Zeitlang mit ihrer Amme in Rom, lenkt des Dezemvirn Appius Claudius Augen auf sich und hat sich nun seiner zu erwehren. Mit

Hilfe des gewissenlosen Schurken Marcus Claudius, eines Klienten des Dezemvirn, gelingt es diesem, sie als Sklavin zu beanspruchen, da sie von einer Sklavin der Claudier abstamme. Während der Vater sich im Lager befindet, wird sie auf offener Straße von dem Klienten geraubt und vor die Dezemvirn geführt. Die Gerichtsverhandlung, durch den Machthaber beeinflußt, entscheidet trotz der Aufregung der durch Icilius aufgepeitschten Volksmenge zu seinen Gunsten. Da erbittet Virginius ein Abschiedsgespräch mit der Tochter und ersticht sie, um ihr die Freiheit wiederzugeben und sie vor Schande zu retten. „Bei diesem Blute", ruft er Appius zu, „weihe ich dein Haupt der Unterwelt." Er flüchtet darauf, das Volk empört sich unter der Führung des Icilius und ergreift den Appius Claudius. Dieser tötet sich selbst im Gefängnis, der Helfershelfer M. Claudius wird verbannt.

So deutlich auch die Grundlinien gegeben waren, die Hauptsache fällt fort: der politische Hintergrund. Aristokraten (Appius Claudius) und Plebejer (Virginius) ringen dort miteinander, und das Volk siegt über Herrscherwillkür. Ähnlich verhält es sich mit dem noch bekannteren Lucretiastoff. So auch trug Lessing in der Zeit, der seine Heroenstücke einschließlich des „Philotas" entstammen, beide Entwürfe im Kopf, bis der Einfluß Englands sie umstürzte.

Richardson mit seinen bürgerlichen Familienromanen, die Lessing 1754 und 1757 pries, Lillo und Moore mit ihren bürgerlichen Trauerspielen warfen gerade in diese Heldentragödien den Gedanken, bürgerlich-menschliche Motive seien die gegebenen und höchsten für den Dichter, dessen „größte Stärke" es sei, „das menschliche Herz auf allen Seiten zu rühren, um es durch Rührung zu bessern". Virginias Schicksal war schon rein äußerlich mit dem der Tugendheldinnen Richardsons verwandt. Vortrefflich ließ sich in dessen Art der Kampf weiblicher Unschuld (Clarissa) gegen männliche Verführungskünste (Lovelace) schildern. Dann freilich blieb für politische Motive kein Raum. So entstand im Frühling 1755 Lessings bürgerliches Trauerspiel „Miß Sara Sampson"; und so bog er den Virginia-Plan um, äußerlich angeregt durch den dramatischen Wettbewerb um den von Nicolai ausgesetzten Preis von

50 Talern für das beste deutsche Trauerspiel. „Es arbeitet", schrieb er am 22. Oktober 1757 an Mendelssohn, „hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiel, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte." Am 25. November verspricht er Nicolai, in drei Wochen fertig zu werden. Da der Gewinner, Cronegk, vor der Austeilung des Preises starb, soll Nicolai nun den Preis verdoppelt noch einmal aussetzen. „Unterdes", schreibt Lessing an diesen am 21. Januar 1758, „würde mein junger Tragikus fertig, dem ich mir nach meiner Eitelkeit viel Gutes verspreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werter ist als ihr Leben, für sich schon tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne." Diesen dreiaktigen Entwurf sah Nicolai, als Lessing 1758 in Berlin weilte: „Nach demselben war die Rolle der Orsina nicht vorhanden, wenigstens nicht auf die jetzige Art."

Nach zehn Jahren goß Lessing in Hamburg den alten Plan in fünf Akte um. „Die Ausarbeitung war", schreibt er später dem Bruder, „so angelegt, daß sie nur gespielt, nie gedruckt werden sollte." Dennoch mußte er im Winter 1771/2, nunmehr zum vierten Mal, nahezu von vorn beginnen. Am 1. März 1772 sandte er dem Bruder den Schluß. Am 13. März 1772, dem Geburtstage der Herzogin-Witwe, wurde das Stück in Braunschweig von Döbbelins Truppe aufgeführt, von Lessing mit den Schauspielern einstudiert. Der Vorstellung selbst beizuwohnen verhinderte ihn Unwohlsein.

Naturgemäß zeigt das Werk durchweg Spuren seiner Ent-

stehung. Aus der Zeit der alten Römerstrenge verlegt Lessing die Handlung in das 18. Jahrhundert. Aber er will gar nicht historisch sein. Ein Hettore Gonzaga hat nie gelebt („Prinz" ist umgedeutet aus italienisch „principe"). Das regierende Haus Gonzaga-Guastalla starb 1746, die Linie Sabionetta 1703 aus. Dosolo (nicht Dosalo), ein Landgut jenseits des Po, Massa als Hauptstadt eines bis 1879 souveränen Fürstentums an der Straße Genua-Lucca und Orsina sind historisch überlieferte Namen. Marinelli verdankt den seinigen Bayle. Galottis Vorname ist dem italienischen Renaissance-Novellisten Matteo Bandello († 1561), dem Shakespeare die Stoffe zu „Romeo und Julia" und „Was ihr wollt" verdankte, entnommen. Montianos Amme Publicia wird bei Campistron zur Mutter Plautia, die bei Lessing Claudia heißt. Bereits bei Campistron wird Virginia vom Altare weg entführt und ohne den Auftrag des Claudius in dessen Palast gebracht. Des Fürsten Ratgeber ist schon bei Montiano „ein größerer Bösewicht als sein Herr". Shakespeare hat nicht nur Charaktere und Anlage beeinflußt. „Hamlet" gibt beispielsweise ebenfalls den Namen Gonzaga her sowie den Hinweis auf die Nadel als Mordwaffe (III, 1: „For who would bear, when he himself might his quietus make with a bare bodkin").

„Laokoon" und „Hamburgische Dramaturgie" haben ebenfalls den alten Virginia-Emilia-Entwurf befruchtet. In der Conti-Szene leben die Laokoonthesen auf. Das Porträt ist nach Lessing „das Ideal eines gewissen Menschen, nicht des Menschen überhaupt". (Laokoon 2). Conti verwandelt Stolz in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermut, getreu dem Schönheitsgesetz des „Laokoon", das durch Herabsetzung der Leidenschaften idealisiert. Aber „die Verziehung muß nicht zur Grimasse gehen", denn das Transitorische liegt außerhalb der bildenden Kunst (ebenda 3). Das ganze 20. Stück des „Laokoon" klingt ferner in Contis Munde wieder, besonders dort, wo er von den Schranken der Kunst redet. Die Beschreibung der Schönheit wird ersetzt durch geistige Handlung: der Prinz wird durch den

Anblick des Bildes hingerissen wie Homers Greise bei dem Erscheinen der Helena. Als „denkender Künstler“ ist ja Conti „noch eins soviel wert“; aber auch Lessing, denn er erfüllt seine eigene Forderung (ebenda 21): „Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt.“ Der bildende Künstler malt mit der Seele; auf das innere Sehen kommt es an. So läßt sich Raphael ohne Hände denken; und „auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wieviel geht da verloren!“

Für die „Hamburgische Dramaturgie“ ist die „Emilia Galotti“ das Musterbeispiel. Die Historie wird nachlässig behandelt, die Einheiten aber werden in dem dort entwickelten Sinne beobachtet. Dem üblichen hohlen Alexandriner, der deklamierenden Phrase der Franzosen stellt Lessing klare Prosa entgegen. Aus den Charakteren ergeben sich Worte, Taten, Konflikte, Katastrophe. „Wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Charaktere“ fordert die Dramaturgie im 35. Stück, „ein gewisses befriedigendes Ende“. Den modernen Menschen konnte das Schicksal der römischen Virginia nicht befriedigen. Da war Gewalt, Politik, aber keine innere menschliche Verführung. Der Charakter allein muß nach der Forderung des Hamburgischen Dramaturgen Schuld und Fall in sich tragen. Darum führt Lessing die schöne, kluge Orsina ein, um so den verführerischen Prinzen zu zeichnen, darum läßt er Emilia vor ihrem eigenen Herzen zittern. Der Prinz ist nicht nur äußerer, sondern auch innerer Machthaber. Er ist dem Frauenherzen gefährlich; ist gefährlich durch seine rein menschlichen Eigenschaften, nicht durch seine fürstliche Macht. Diese Wandlung wird erst der Forderung innerer Motivierung in der Dramaturgie gerecht. Keine breite Epik in der Exposition, sondern nur Handlung, und in ihrer Durchführung nur innere Verknüpfung, frei von antiken Überraschungen und Erkennungen: so mußte eine vollkommene Katharsis erzielt werden. Auch Einzelheiten führen zur Dramaturgie zurück. So entschuldigt sich der Prinz: „Man lobt den Künstler dann erst recht, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.“ Ähnlich heißt es dort

(36. Stück): „Das wahre Meisterstück erfüllt uns so ganz mit sich selbst, daß wir des Urhebers darüber vergessen." Aus der Besprechung des „Essex" von Coello in der Dramaturgie erwächst hier der einleitende Akkord. Bei Lessing ist es die Bittschrift der Emilia Brunneschi, bei Coëllo „die Bittschrift eines Grafen Felix". „Eines Grafen," ruft Elisabeth, „muß es denn eben von einem Grafen sein, was mir zuerst vorkommt." Diesen Zug fand Lessing „vortrefflich".

Die Wirkungen der Tragödie waren größer als Lessing vielleicht vermuten konnte. Aus Zeitbewegungen geboren, mußte sie auch zeitbewegend wirken. In Gotha wurde denn auch schleunigst die Aufführung verboten. Dem eigenen Herrn, Herzog Karl, gegenüber beugte Lessing rechtzeitig vor: das Stück sei „bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet und solle weiter nichts als die alte römische Geschichte der Virginia in einer modernen Einkleidung sein". Dennoch mußte die Tragödie in jener tyrannischen Zeit als ein antityrannisches Flammenzeichen emporlodern. Diesem folgten alsbald Schubart und der Göttinger Hainbund, und 1783 trat Schiller mit dem „Fiesco", 1784 mit „Kabale und Liebe" und 1787 mit „Don Carlos" an die Seite der „Emilia Galotti". Luise Miller ist nicht mehr Italienerin. So erzogen, vermochte das Volk die nun folgenden Ereignisse in Frankreich zu begreifen.

Künstlerisch war der Erfolg noch sichtbarer. Goethe, der dem Trauerspiel zunächst „nicht gut" ist, da es „auch nur gedacht" sei (Juli 1772 an Herder), strebt ihm doch bereits bei der zweiten Bearbeitung des „Götz von Berlichingen" technisch nach und weiß als Greis es Zelter zu rühmen: „Zu seiner Zeit stieg dieses Stück wie eine Insel Delos aus der Gottsched-Gellert-Weißeschen Wasserflut, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermutigten uns daran und wurden Lessing viel schuldig." Nur der Lösung des Konflikts konnte er wie so viele nicht beistimmen. Den Fehler fand er freilich darin, daß Emilias Liebe zu dem Prinzen „subintellegiert", nicht ausgesprochen sei. Ähnlich äußerte sich Börne in seiner spöttischen Weise: der Vater ermorde Emilia nicht, „um ihre Herzensreinheit zu wahren, sondern

um ihre anatomische Unschuld zu retten". Friedrich Schlegel gar sieht in dem Ganzen nur „ein gutes Exempel dramatischer Algebra": „man mag es frierend bewundern und bewundernd frieren".

Die Bedeutung der „Emilia Galotti" für Lessing und unsere Zeit ist damit sicherlich nicht erschöpft. Gewiß hat Lessing auch an diesem Stück mehr „gedacht" als „gedichtet", wie schon die zugespitzten Dialoge, die abgebrochene Form der Rede, die doch schon bei den Stürmern und Drängern Schule machte, und die technisch strenge Form lehren. Aber trotz der Dialektik: wieviel Romantik in der Darstellung der Handlung, in der Orsinarolle! So ohne Vorbild und seelisch so vielfarbig wie diese trat Goethes Adelheid in „Götz von Berlichingen" auf die Bühne. Im Geiste Shakespeares hat Lessing eine Fülle von Individualität und seelischen Problemen in die Gestalten des Stücks hineingegossen, ohne daß deshalb die tragische Wirkung litte. Wenn das dargestellte Gefühl Lessing nicht inneres Erlebnis, sondern das Resultat des nach Gesetzen und Erinnerungen schaffenden Verstandes war, so muß man sagen, daß dieses Resultat dem verständigen Nachdenken ein schöneres Zeugnis ausstellt, als krause Geniestücke dichtenden Lessingverächtern.

„Emilia Galotti" hat sich die Anerkennung fast aller errungen, deren Urteil galt und gilt, hat den Weg gefunden über alle deutschen und viele außerdeutschen Bühnen, und sich nahezu hundertfünfzig Jahre siegreich auf ihnen behauptet. Zu Lessings Zeit war der künstlerische Strom breit, waren die Quellen arm. Leicht wurde es, etwas zu bedeuten, schwer etwas zu sein. „Emilia Galotti" war stets mehr als sie bedeutet hat. Technisch unantastbar, vollendet, sittlich, ideal gerichtet, wahre Freiheit und wahre Kultur weckend, also der Zersetzung kaum zugänglich, leuchtet diese Dichtung hinüber zu Zeiten, deren Spuren in der Entwicklung des persönlichen und staatlichen Lebens wir heute kaum mehr ahnen können.

12. In Amt und Ehe.

Von manchem, was der Bibliothekar in Wolfenbüttel erlebte, erzählt „Emilia Galotti“; aber nur so leise andeutend, daß diese Dichtung nicht die Bedeutung eines persönlichen Bekenntnisses haben kann. Daß Lessing in dem einsamen Landstädtchen das höchste Glück und das tiefste Weh durchkostete, daß seine Kraft in den weiten Hallen von den Büchern, den toten Gesellschaftern, sich verzehren ließ und doch wiederum aus ihrem Reichtume neue, lebendige Jugendkräfte löste, davon blieb seine Tyrannentragödie noch unberührt.

Der 4. Mai 1770, der Tag seiner Ankunft in der früheren Herzogsresidenz an der Oker, eröffnet seinen letzten und zugleich menschlich, gedanklich, dichterisch reichsten Lebensabschnitt. In dem Staube der Bibliotheksstadt erblühten Eheglück, heldenmütiger Kampf um geistige Freiheit, prophetische Erziehung der Menschheit, „Nathan der Weise“, welkten und starben andererseits alle Lebenshoffnungen, starben, die ihm lieb waren, siechte er selbst dem Tode entgegen, der ihn nach einem Jahrzehnt in Braunschweig abrief, um Jahrzehnte zu früh für ihn und für uns. Damals aber lebte er sich hoffnungsfroh in das neue Amt ein, in das er am 7. Mai in Gegenwart des zurücktretenden Klosterrats Hugo und zweier Sekretäre von dem Geheimrat von Praun feierlich eingeführt wurde.

Das heutige Wolfenbüttel, grau und ehrwürdig, leitet überall den Blick in die Lessingzeit. 1767 schildert Krebel in seinen „Vornehmsten europäischen Reisen“ die Stadt wenig einladend. Sie liege „in einer morastigen Gegend an der Oker, welcher Fluß von Braunschweig bis hierher nunmehro schiffbar gemacht“ sei. Doch habe „der zwischen beiden Städten angelegte hohe gepflasterte Weg wegen der Bäume auf beiden Seiten viel Anmut“, und „in der Stadt selbst“ sehe man „eine gute Anzahl schöner Gebäude“.

Wie oft ist Lessing auf dem gerühmten Wege nach Braunschweig gewandert! Ein anderer seiner Zeitgenossen, der ihm wohlbekannte Büsching, weiß in seiner „Erdbeschreibung“ mehr zu erzählen. „Der Name der Stadt“, sagt er, „ist zwar vor Alters Vadum lupi übersetzt worden; sie hat ihn aber ebensowenig von Wölfen als von den Welphen oder Welfen erhalten und wird also auch mit Unrecht Guelpherbytum genennet. In den ältesten Nachrichten, welche aus dem 12. Jahrhundert sind, wird sie Wulferbutle genennet und hat ihre Benennung aller Wahrscheinlichkeit nach von dem ersten Erbauer des ehemaligen Schlosses, welcher entweder Wolf oder Wolfer hieß.“ Besonders rühmt er den „herzoglichen Büchersaal, welcher einer der ansehnlichsten und wichtigsten in Deutschland und Europa“ sei und „ein eigenes 1723 zum Stande gebrachtes Gebäude“ besitze, „in dessen unterem Teile eine Reitbahn“ sich befinde. Sonst freilich war es mit der Bedeutung der Stadt vorbei, seitdem im Jahre 1754 die Residenz nach Braunschweig verlegt war und der Siebenjährige Krieg die Einwohnerzahl, die 1748 zwölftausend betrug, um die Hälfte verringert hatte. Einen Beweis dafür lieferte der Mangel an besseren Wohnungen, den allgemach auch Lessing empfand.

Zunächst wurden ihm einige Zimmer des Schlosses zur Verfügung gestellt; welche, läßt sich heute nicht mehr bestimmen. Nach einem Briefe Eberts waren es „die fürstlichen Gemächer, die der Herzog selbst ehedem als Prinz bewohnt hatte“. Otto v. Heinemann, ein späterer Nachfolger Lessings in der Bibliothek, dem wir ein eingehendes Buch über ihre Geschichte verdanken, hat nach dem Studium der Bauakten versichert, es seien fünf heizbare im obersten Stock gelegene Räume gewesen. Wenn unter ihnen, wie die Überlieferung sagt, ein großer durch Holzpfeiler geteilter Raum war, so dürfte dieser das heutige Badezimmer gewesen sein. In diesen Zimmern, die jetzt einer höheren Töchterschule und einem Lehrerinnenseminar dienen, lebte Lessing 1770—76; hier in diesen Räumen goß er seine alten Entwürfe zur „Emilia Galotti“ in die letzte Form. Als Lessing sich verheiraten wollte, schlug ihm der Herzog

zur Wohnung ein südöstlich vom Schlosse gelegenes Haus vor, dessen Besitzerin, eine Frau v. Börner, gerade gestorben war. Aus ihrem Nachlaß kaufte Lessing zur Erneuerung des Innern bereits Tapeten. Schließlich erwies es sich doch als zu baufällig, und so bezog Lessing mit Familie eine Mietwohnung im oberen Stock des Meisnerischen Hauses auf der östlichen Seite des Schloßplatzes, von wo sich ein hübscher Blick auf das Schloß bot. Heute befindet sich dort das braunschweigische Konsistorium. Die ersehnte Dienstwohnung fand sich endlich in dem der Bibliothek gegenüberliegenden einstöckigen Wohnhause mit den bekannten beiden Seitenflügeln, den zierlichen Dachnischen und dem hübschen Vorgarten. Lange blieb seitdem dieses für tausend Taler renovierte Haus die Bibliothekarwohnung. Heute enthält es die Dienstzimmer der Herzoglichen Bauinspektion. Nahezu unverändert ist der achteckige mit Stuck geschmückte Gartensaal. Lessing bezog diese letzte Wohnung vor Weihnachten 1777, drei Wochen vor dem Zusammenbruch seines Eheglücks. So wurde ihm das „geräumige und angenehme" Heim, hinter dessen Gartensträuchern die Oker dahinsilberte, nur zu bald einsam und öde.

Von dem einfenstrigen schlichten Arbeitszimmer, in dem „Nathan der Weise" entstand, ging der Blick zu Lessings Zeit auf weite Wiesenflächen, die heute der 1887 bezogene Neubau der Bibliothek bedeckt. Das alte, in den Jahren 1706—10 erbaute Gebäude war so schadhaft geworden, daß im Mittelraum Netze aufgespannt werden mußten, um die sich lösenden Bauteile aufzufangen. Die frühere dem Pantheon in Rom nachgebildete Form des Bibliotheksbaus mußte einem geradlinigen Gebäude weichen.

Lessingisch ist aber auch die neue Bibliothek. An den Dichter erinnern zunächst die vornehmen weißen Möbel des Fürstenzimmers, die langen Reihen Bücher (heute 300000) und Handschriften, alte Porträts, z. B. Spinozas, Hobbes', Grotius', Macchiavellis, Hans Sachsens, Jerusalems und Eberts, die freundlich von den Wänden der neuen Räume grüßen. Ein Schrank im Lessingzimmer enthält zahlreiche Erstdrucke seiner Werke, Schriften mit handschriftlichen

Eintragungen und die in ihrer Kürze erschütternden Briefe an Eschenburg aus den Tagen der schweren Erkrankung und des Todes Evas. Ihn selbst hat, von Porträtkopien abgesehen, dreimal die plastische Kunst an die Stätte seines Wirkens gebannt. In der Vorhalle empfängt uns das auf Betreiben des Schauspielers Großmann zustande gebrachte Monument mit dem von Doell gemeißelten Relief seines Hauptes und der Inschrift: „G. E. Lessing, weiser Dichter, Deutschlands Stolz, einst der Musen und seiner Freunde Liebling". Auf der Rückseite des Steines zeigt eine Medaille die tragische und die komische Muse, und eine weitere Inschrift lehrt: „Ihm errichteten dieses Denkmal einige seiner dankbaren Zeitgenossen." In der prächtigen viereckigen Mittelhalle — die frühere war oval — grüßt die Lessingbüste, die sein Nachfahre, der Bildhauer Otto Lessing, geschaffen hat. Außerdem besitzt die Bibliothek seine Büste von dem Dresdener Künstler Stein.

Aus dem schon erwähnten Buch Otto v. Heinemanns mögen nachstehend einige Mitteilungen über die Geschichte der Bibliothek, der Lessing nun vorstand, Platz finden. Wir erfahren daraus, daß sie eine erste Blüte schon im 16. Jahrhundert unter den Herzögen Julius (1568—89) und Heinrich Julius (1589—1613) erlebte, daß aber deren Nachfolger, Herzog Friedrich Ulrich (1613—34), die von jenen gesammelten wertvollen alten Handschriften und Bücher, unter denen sich auch die berühmte Bibliothek des Flacius Illyricus befand, der Universität Helmstedt zum Geschenk machte, so daß Herzog Augustus (1634—66) als der eigentliche Begründer der heutigen Bibliothek angesehen werden darf. Dieser große Bücherfreund, der aus dem Büchersammeln eine Lebensaufgabe machte, hatte, schon ehe er 1635 zur Nachfolge in Wolfenbüttel berufen wurde, auf seinem Schlosse Hitzaker eine an Pergament-Manuskripten, Prachthandschriften, darunter das berühmte Gebetbuch des Kaisers Matthias, Holztafeldrucken und Inkunabeln ungemein reiche Sammlung zusammengebracht, die dann der Grundstock der neuen Bibliothek in Wolfenbüttel wurde. Sein Sohn Anton Ulrich gewährte den von seinem Vater gesammelten Schätzen in dem in den Jahren 1706

—1710 errichteten, aber erst 1723 bezogenen prächtigen Bibliotheksbau nicht nur eine würdige Unterkunft, sondern er erwarb sich das noch größere Verdienst, an ihre Spitze in Leibniz einen Gelehrten von europäischem Rufe berufen zu haben. Unter Leibniz, der aber während seiner von 1690 bis an seinen Tod währenden Verwaltung († 1716) seinen Wohnsitz in Hannover beibehielt, empfing die Bibliothek, die schon unter Herzog Augustus hinsichtlich der Zahl der Werke eine der reichsten Europas war, noch einen besonders kostbaren Zuwachs durch den Erwerb der aus 106 Pergamentkodices, vornehmlich aus dem 8.—11. Jahrhundert, bestehenden, für die Literatur der deutschen Frühzeit höchst wichtigen Bibliothek des Benediktinerklosters Weißenburg im Elsaß, und der zumal an Handschriften klassischer, besonders griechischer Autoren reichen, aber auch viele literarische Seltenheiten aus anderen Gebieten enthaltenden Sammlung des dänischen Philologen Marquard Gude (Gudius). Keine andere öffentliche Bibliothek kann mit der von Wolfenbüttel den Ruhm teilen, im Verlauf eines Jahrhunderts an ihrer Spitze zwei Männer wie Leibniz und Lessing gehabt zu haben!

Zunächst scheint Lessing sich in der düsteren Okerstadt ganz wohl gefühlt zu haben, obwohl schon in dem ersten dort von ihm geschriebenen Brief, der auf uns gekommen ist — der Adressat war Ebert —, ein Ton von Verlassenheit durch die Zeilen klingt. „Man kann", schreibt er am 7. Mai 1770, „nicht ruhiger und zufriedener leben, als ich diese drei Tage gelebt habe. Euch Schwärmern, die ihr alle Tage hofieret, alle Tage zu Gaste seid, muß freilich ein solches Leben Tod dünken. Ruft immer mit jenem französischen Bedienten: es lebe das Leben! Ich rufe: es lebe der Tod! — sollte es auch nur sein, um mit keinem Franzosen etwas gemein zu haben." Und zehn Tage später kündigt sich jene Melancholie schon an, die bald zum Grundton jener Jahre wird. „Ich wohne", schreibt er am 17. Mai an Nicolai, „in einem großen verlassenen Schlosse ganz allein; und der Abfall von dem Zirkel, in welchem ich in Hamburg herumschwärmte, auf meine gegenwärtige Einsamkeit ist groß und würde jedem unerträglich sein, der nicht alle Veränderung von

Schwarz in Weiß so sehr liebt als ich." Eva König klagt er schon am 10. Juni, es sei dort alles „so weitläufig und öde", und einen Ausflug nach Göttingen oder Berlin müsse er bald machen. „Bedenken Sie fein," schließt er, „daß der Mensch nicht bloß von geräuchertem Fleisch und Spargel, sondern, was mehr ist, von einem freundlichen Gespräche, mündlich oder schriftlich, lebet." Am klarsten ist das Bild, das er seinem greisen Vater von seiner Lage am 27. Juli 1770 entrollt in dem letzten Briefe, den er an ihn vor dessen Tode schreiben durfte. Er beklagt, daß er ihm dieses Mal seiner eigenen Schulden wegen mit Geld nicht habe helfen können: „So gut hat mir es nicht werden sollen"; er lobt Herzog und Erbprinz, betont aber, daß er sich „von allem, was Hof heißt", so viel möglich zu entfernen suche, erwähnt seine Einkünfte — sechshundert Taler Gehalt nebst freier Wohnung und Holz auf dem fürstlichen Schlosse — und die angenehme Freiheit. „Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andere, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich beides zu verbinden suchen: oder eigentlich zu reden, folget schon eines aus dem andern." Als Gehilfen hatte er nur seine beiden Sekretäre und den Diener, die den äußeren Dienst versahen.

Nun war Lessing wohl ein Bücherfreund, aber keiner von jenen, denen der Verkehr mit diesen Freunden jeden andern Freundesverkehr ersetzen könnte. Lessing, „seiner Freunde Liebling", war eine ausgesprochen gesellige Natur. Darum war er auch nicht dem inneren Beruf nach Bibliothekar, jedenfalls nicht in einem von der lebefrischen Welt abgeschiedenen Landstädtchen. Nach Braunschweig war es nicht so weit. Aber eine jede Entfernung will überwunden sein, und dem Umgang setzen schon einige Meilen Schranken, zumal dann, wenn keine Eisenbahn den Weg kürzt. Versetzen wir Ebert, Zachariä, Gärtner, K. A. Schmid und Eschenburg nach Wolfenbüttel statt an das Braunschweiger Carolinum — Lessing wäre nicht so früh dahingesiecht; denn er verstand es, in Rede und Wechselrede auch das Unbedeutendste interessant zu machen, ein Stück Leben

auszufüllen, wo andere nur Staub und Moder oder Hohlheit und Eitelkeit sehen mochten. Auch dem universell gerichteten Geist des Erbprinzen, der Feldherr, Politiker, Gelehrter, Schöngeist, Dichter, Weltweiser und Weltherrscher sein wollte, hätte er in Braunschweig kritisch und erzieherisch zur Seite stehen können. So aber verkümmerten beide, jener im Egoismus, in herzloser Gedanken- und Wortspielerei, dieser im Überfluß des Gegenteils, im Mangel an lebendigem Objekt. Er empfand die drückende Einsamkeit im Anfang um so stärker, als er in dem altersgrauen „verwünschten" Schlosse eine weite Zimmerreihe bewohnen mußte. „Ich komme hier zu keinem Menschen und nie von meiner Stube, als wenn ich auf die Bibliothek gehe," seufzte er nach Jahresfrist. Sein einziger Umgang waren fortan die alten schweinsledernen Gesellen in den Regalen der Augustana.

Hoch dachte Lessing von seinem Amt, und gewissenhaft wurde er ihm gerecht. Wer die Schätze der Bibliothek brauchte, dem wurden sie erschlossen bis an die Grenzen des Möglichen. Um das Beste auch der breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wurde er wieder Herausgeber. Zunächst aber galt es zu forschen und zu finden, was des Druckes besonders würdig sei. Hier kamen ihm sein philologischer Scharfblick, seine Belesenheit und seine Freude an gelehrtem Material zustatten. Er wußte auch dem Unbedeutenden eine bedeutende Seite abzugewinnen und entkräftete so Fausts verdrießliches Urteil: „Du alt Geräte, du wirst nicht gebraucht, du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte." Wir dürfen nicht vergessen, daß Lessing für uns das Mittelalter zu überwinden hatte, und das vermochte er nur mittels einer Gelehrsamkeit, deren Gegenstand und Ziel jeden Augenblick wechseln konnten; Lessing mußte so reich an Wissen sein, um verschwenden zu können. Seine von Goethe gerühmte „ungeheure Kultur" dringt mit Tausenden kleiner Schlüssel in die mittelalterlichen, oft mit unnützem Kram gefüllten und verstaubten Schatzkammern ein, an deren verrosteten Schlössern und knarrenden Türen die Mitwelt mit stummer, unberechtigter Ehrfurcht vorüberschritt. Gelehrsam-

keit mag leicht gering schätzen, wer sie nicht besitzt. Und Lessing selbst war der letzte, sie zu überschätzen. „Ich bin nicht gelehrt," bekannte er von sich, „ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden, ich möchte nicht gelehrt werden, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wonach ich gestrebt habe, ist, im Falle der Not ein gelehrtes Buch brauchen zu können." Aber kein Irrtum, keine falsche Auffassung, auf die er stieß, erschien ihm zu klein, um sie nicht der Aufklärung wert zu achten. Unberufene, wie Bahrdt in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", glaubten ihn deshalb als „Mikrologen" lächerlich machen zu dürfen. Aber eben diese Treue auch im kleinen ist es ja, die Lessing uns Deutschen stets so vorbildlich hat erscheinen lassen. Doch auch die Vielseitigkeit seines Wissens ward durch seine Wolfenbütteler Tätigkeit glänzend beleuchtet. Es läge ihm jedoch wenig daran, sein Werk gerühmt zu sehen, denn wenn einer, so wußte er, was Lob und Tadel in dieser Welt bedeuten. Sachlich beurteilt will er sein, wie irgendein persönlich gleichgültiges Objekt der Geschichte.

Lange schon vor der Wolfenbütteler Zeit hatte er den Trieb, das Schiefe gerade zu rücken, auf weit entlegene Gebiete getragen. Daß ein junger Student ein Gelehrtenlexikon eindringend kritisiert, dürfte im 20. Jahrhundert als ungewöhnliche Naturerscheinung gelten. Seine Rezensionen und Rettungen, seine grundlegenden Untersuchungen zum Drama und zur bildenden Kunst ließen keinen mehr als ihn der Anwartschaft auf ungehemmte Nutzung einer großen Bibliothek würdig erscheinen.

Und was fand sich alles und schon aus früherer Zeit in seinem Nachlaß! Lessings wissenschaftliche Entwürfe, Gedanken, Notizen sind noch heute eine unerschöpfliche Fundgrube für den Forscher. Viel Handschriftliches, das Übersetzungen oder Auszüge enthielt, ist verloren. Vieles wieder ist so vereinzelt, daß es nur in eine Namenliste eingereiht werden könnte. Aus seiner dramaturgischen Tätigkeit erwachsen scheinen die Studien über die „Schauspieler und die Beredsamkeit des Körpers". Mehr als Curiosa wirken heute die Titel der von ihm im Laufe der Jahre

geplanten Zeitschriften: „Der Blinde", „Meine Brieftasche", „Kleine Romane und Erzählungen", „Verschiedenes aus verschiedenen Verfassern verschiedenen Inhalts" und „Das Beste aus schlechten Büchern". Bedeutsam für seine Zeit waren die kritischen Bemerkungen über das „Heldenbuch" oder die Untersuchung über Burkes Erörterung der „Begriffe vom Erhabenen und Schönen". Anmerkungen zu Äsopus, Phädrus, die teilweise in Lessings Abhandlung über die Fabel verwertet wurden, zu „Sophokles", den „Elpistikern" (1755), „Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums", den „Caryatiden", den „alten Schriftstellern", zeugen von unvergleichlicher Vielseitigkeit, Belesenheit und Methode. Fast durchweg hat die neuere Forschung Lessings Resultate bestätigt, z. B. seinen Zweifel an dem hohen Alter der sogenannten Isischen Tafel. Was die moderne Ägyptologie erst ganz leisten konnte, ahnte er mit einem Blick: daß diese Tafel nur eine Nachbildung etwa aus der Zeit Hadrians sein könne. Das Heft „Collectanea" birgt eine Fülle von Dissertationsmaterial. Lessing ging zu einem festen Heft über, da er lose Blätter oft verloren hatte. Auf einem aus früherer Zeit erhaltenen Zettel findet sich folgender Seufzer: „Ich weiß nicht, wo die Blätter meiner ehemaligen Sammlungen hingekommen. Mir geht es mit allen meinen Collectaneis wie der Virgilianischen Sibylle. Ich schreibe dergleichen Dinge meistens auf einzelne Blätter, die ich dann wohl hinlege und ordentlich aufzuheben gedenke; aber weht auch nur der kleinste Wind darunter und treibt er sie einmal auseinander:

Nunquam deinde cavo volitantia prendere saxo,
Nec revocare situs aut iungere carmina curo."

Was aber steht nicht alles in den Collectaneen! Es blättert sich gut in diesen alphabethisch geordneten Weisheitsrepertorien, ob sie nun Begriffe wie Ideal, Lakonismus oder die verschiedenen Arten des Küssens oder die Kochkunst behandeln auf Grund eines ehrwürdigen Büchleins über „Kuchenmaistrey", das genau angibt, „wie man fastenspeyß bereiten sol von mancherley vische und auch biberschwentzen zu syeden, braten, gebache, un wie man etliche darunter vergulden od' versilbern mag. Auch wie man von gemüß und suppe in magerley

weiß mit gewürtzte von etlich mit farbe bereiten und geben sol." Weit um sich greift er als nahezu erster Germanist. Wertvoll für die Sprachwissenschaft sind seine Beiträge zu einem deutschen Glossarium und Anmerkungen zu Steinbachs deutschem Wörterbuch, seine Vergleichung deutscher Wörter und Redensarten mit fremden, seine grammatisch-kritischen Anmerkungen, etwa über das Wörtlein „Tatsache", über den Gebrauch von „aber" und „sondern", über das Plattdeutsche, über Adelung, und andere Vorarbeiten für ein eigenes deutsches Wörterbuch. Seine Anmerkungen zur Gelehrten-Geschichte und -Literatur sagen oft mit wenigen Worten mehr als mancher Folioband und gehen über den Rahmen der zeitgenössischen Gelehrsamkeit weit hinaus; z. B. erwähnen sie Wolfram, über den Lessings Zeitgenossen meist kalt hinwegschritten. Von den mittelhochdeutschen Dichtern werden im besonderen der Regenbogen, Hugo von Trimberg und Ulrich von dem Türlin registriert.

Manches hiervon zweigt bereits in die Wolfenbütteler Zeit hinüber, ohne doch schon reife Früchte abzuwerfen. Die Spanne eines Menschenlebens genügte nicht, eine solche Ernte heimzubringen. Aber auch was Lessing in Wolfenbüttel an abgeschlossenen Arbeiten in die Scheune bringen konnte, zeugt davon, was ein Amt bedeutet, wenn sein Inhaber ein Lessing ist. Durch seinen Forscherblick wurden die Geister längst erstarrter Toten aus den alten Pergamenten zum Leben erweckt, die der Welt zum Erstaunen aller immer noch etwas Neues, Unerwartetes zu sagen hatten. Lessing war Philologe im höchsten Sinn dieses Wortes. Für den Durchschnittsphilologen hat nur jene Welt Wert, deren Wesen in Bücher gefaßt werden kann oder literarisch bereits gegeben ist. Lessings scharfer Blick fahndete überall, wie im Leben so auch in den Büchern, nach menschlichen Problemen und geistigen Dauerwerten.

Bald nach seinem Amtsantritt, noch im Sommer 1770, konnte er über die erste Entdeckung berichten, die ihm in Wolfenbüttel glückte. Es geschah in der Schrift: „Berengarius Turonensis oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuskript befindlich,

welches bisher völlig unerkannt geblieben." Lessing führte in der 189 Seiten umfassenden, in der Waisenhausbuchhandlung zu Braunschweig veröffentlichten Schrift den eingehenden Nachweis, daß jenes von ihm aufgefundene Manuskript die Widerlegungsschrift sei, mit der Berengar, der Vorsteher der Schule von Tours († 1088), Abälards und Gregors VII. Zeitgenosse, in jenem düsteren 11. Jahrhundert die Anklage des Lanfrancus, des nachmaligen Erzbischofs von Canterbury, auf Ketzerei beantwortet habe. Berengar, der die Transsubstantiation leugnete und bereits eine fast völlig lutherische Abendmahlslehre vertrat, d. h. das Abendmahl als „reale Gemeinschaft" der Gläubigen mit Christus auffaßte, war — nach Lessings eigenen Worten — „auf der Kirchenversammlung zu Rom, unter Nicolaus II. gezwungen worden, das Anathema über seine Meinung zu sprechen, und eine Glaubensformel zu unterschreiben, welche hernach ihren Platz unter den Dekretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen seiner Feinde, als er alles wieder zurücknahm, was er, aus Furcht vor dem Tode, gegen die Wahrheit geredet und geschrieben hatte. Er entsagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er seine abgeschworene Meinung zugleich aufs neue verteidigte. Diese Schrift war es, welche Lanfrancus in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit großem Beifall von der Kirche aufgenommen ward, und noch jetzt als ein Hauptwerk in den eucharistischen Streitigkeiten betrachtet wird. Es ist sehr oft, bald einzeln, bald mit anderen ähnlichen Werken des Verfassers, bald in den Bibliotheken der Väter und in anderen dergleichen Sammlungen gedruckt und wieder gedruckt worden. ... Es ist nichts geringeres als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphierendsten Gründe." Nach der Behauptung der Gegner des Berengarius, zu denen vor allem der um die kirchengeschichtliche Forschung sonst wohlverdiente Orden der Benediktiner gehörte, habe, wie Lessing fortfährt, „Berengarius die Widerlegung des Lanfrancus ohne Antwort gelassen; ja sie nahmen an, daß die Vorsehung sich eben dieser Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholastiker die Augen zu öffnen

und das Herz zu rühren; kurz, sie schreiben dem Buche des Lanfrancus die Bekehrung des Berengarius ganz sicherlich zu.“ Soweit Lessings geschichtliche Einleitung. Dann erst spielt er seinen eigentlichen Trumpf aus. „Was meinen Sie“, apostrophiert er den fingierten Adressaten seiner Schrift, „wenn ich Ihnen sage, daß ein Werk des Berengarius, ein umständliches, ausführliches Werk, welches allem Ansehen nach sein wichtigstes Werk gewesen ist; daß so ein Werk, dessen kein Mensch gedenkt, von dessen Wirklichkeit sich niemand träumen lassen; daß so ein Werk, von dem solcher Dinge sonst sehr kundige Männer sogar behaupten, daß es nie existiert habe, auf dessen Nichtsein aber diese Männer ganze Gebäude von frommen Vermutungen und Lügen aufführen; was meinen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ein solches Werk noch vorhanden, daß es hier bei Uns unter den ungedruckten Schätzen der hiesigen fürstlichen Bibliothek vorhanden?“ Eben dieses Werk aber sei, so ist sein Schluß, die bisher als gar nicht existierend behauptete Antwort des Berengarius auf jene Schrift des Lanfrancus.

Die Tatsache, daß die Kirche sich auf die Seite von Berengars Gegnern geschlagen hatte, war Grund genug für Lessing, sich des Bedrängten als „Retter“ anzunehmen, denn, wie er sagt, „in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können“. Sei doch ein Ketzer, meint er, „ein Mensch, der mit seinen eigenen Augen wenigstens sehen“ wolle. Die Frage sei also nur, „ob es gute Augen gewesen, mit welchen er selbst sehen wollen.“ Wie sehr unterscheide sich ein solcher Mann von den „ganz gemeinen Leuten, die mit halboffenen Augen, wie im Traume, ihren Weg so fortschlendern. Entweder weil sie nicht selbst denken können, oder aus Kleinmut nichts selbst denken zu dürfen vermeinen oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten sie fest an dem, was sie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn sie nur von andern nicht verlangen, mit Gutem und Bösem verlangen, daß sie ihrem Beispiele hierin folgen sollen“.

Goldene Worte entströmen der Feder dessen, der sein Leben-

lang für die Wahrheit stritt; namentlich bei der Verteidigung Berengars gegen die Angriffe Mosheims, eines neueren Theologen. „Ich weiß nicht", sagt er, „ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Mut und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht: wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Rätsel und Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren; und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht hat, oder wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrtümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je größer der Irrtum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrtum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß es Irrtum ist." Den Berengarius aber nimmt Lessing auch in Hinsicht auf seinen früheren Widerruf in Schutz. „Weil Berengarius schwach war," sagt er, „muß er darum mit Vorsatz auch falsch gewesen sein? Weil ich ihn beklagen muß, soll ich ihn auch verachten müssen? Der Mann, der, bei drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergibt ihm seine Untreue, um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen."

Lessings Publikation weckte freudiges Echo, auch bei der Orthodoxie. Selbst Lessings alter Vater schien mit der Veröffentlichung zufrieden, die ihm der Sohn in jenem schon erwähnten ersten Brief aus Wolfenbüttel mit folgenden Worten angekündigt hatte: „Gleich anfangs habe ich unter den hiesigen Manuskripten, deren an 6000 vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche sehr wichtig ist, und in die theologische Gelehrsamkeit einschlägt. Sie kennen

den Berengarius, welcher sich in dem XI. Jahrhundert der Lehre der Transsubstantion widersetzte. Von diesem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich sagen darf, daß noch kein Mensch etwas weiß; ja dessen Existenz die Katholiken schlechterdings geleugnet haben. Es enthält ... die unwidersprechlichsten Beweise, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat und keines Weges einer Meinung davon gewesen, die der Reformierten ihrer beikäme." — Auch der Herzog lobte am 13. Oktober 1770 Lessings „Fleiß" und „Bemühung", „die ihm anvertraute Bibliothek berühmter zu machen", und freute sich über den aus Berengar geschöpften Beweis, „wie despotisch und fast türkisch der römische Klerus von jeher zu Werke gegangen". Lessings Bruder Karl beteuerte, daß er tausendmal den Titel hätte sehen können, ohne dadurch neugierig zu werden. Der berühmte Leipziger Philolog Reiske rühmte, ein Geist wie Lessing breite über alles Licht und Anmut aus und sei zu allem aufgelegt. „Lessing", rief Gleim aus, „und schriebe er von der venerischen Krankheit, würde Lessing sein." Nicolai aber warnte, „mit den Theologen handgemein zu werden", und riet, „noch immer lieber mit Klotz und Riedel als über Orthodoxie und Heterodoxie" zu streiten.

Lessing selbst wußte, wie hoch er die Leistung für sich einzuschätzen hatte, die seinen Vorgängern allein schon zum Ruhm verholfen hätte. „Ich will", schrieb er an den Philologen Heyne nach Göttingen am 20. November 1770, „aber auch gar nicht, daß man so etwas für mehr ansehen soll als für die Arbeit eines Bibliothekars, die mit dem Staubabkehren in einer Klasse steht." Und als Ebert ihn poetisch feierte, da eine Eiche wie er auch mit ihrem Schwamm und Moos Ehre einlege, schickte Lessing ihm 1773 die gesammelten Früchte seiner Bibliotheksforschung zu mit den trockenen Begleitworten: „Hier haben Sie einen ganzen Mistwagen voll Moos und Schwämme."

Lessing begnügte sich mit dem Nachweis, daß Berengarius der Urheber der entdeckten Schrift sei. Die Herausgabe des Werkes selbst wollte er lieber einem Theologen überlassen, und so ist es gekommen, daß diese erst im Jahre 1834 zu Berlin erfolgte. Ein

Geistesverwandter Lessings, Friedrich Theodor Vischer, der spätere Ästhetiker, der damals noch Theologe war, besorgte sie im Verein mit seinem Bruder A. F. Vischer. Das Werk trägt den Titel: „Berengarii Turon. de Sacra Coena adversus Lanfrancum liber posterior. E codice Guelferbytano prim. edid."

Ein zweiter Fund betraf die Gedichte eines frühverstorbenen schlesischen Dichters, der unter dem Namen Andreas Scultetus schrieb, eines Zeitgenossen des Opitz, die Lessing 1771 veröffentlichte und mit zwei Briefen an Zachariä einleitete. Er schildert darin den Weg, auf dem er zu Scultetus kam, erinnert sich dabei seines Kleist, ferner des Aufenthalts in Schlesien, dessen Bewohnern er pietätvolle Erinnerung an ihre alten heimischen Dichter nachrühmt, und gedenkt endlich seiner Breslauer Freunde Arletius und Klose, mit deren Hilfe er seinem Helden nachforschen konnte. Scultetus starb aller Wahrscheinlichkeit nach als Gymnasiast, also in ganz jungen Jahren, und seine dichterischen Fehler, meint Lessing, waren Jugendfehler; vor allem „das Bestreben, überall Gelehrsamkeit zu zeigen", denn „wenn ein Mann diesen Fehler hat: so ist es ekle Pedanterei: aber wenn ein Jüngling darein verfällt: so zeugt es von einem vollen Kopfe." Lessing lobt insbesondere die geistliche Dichtung „Österliche Triumphposaune", und findet darin den „wahren Ton des Opitz, wo er am meisten Opitz ist; die Gedanken richtig, edel und neu: der Ausdruck leicht und doch stark, gewählt und doch natürlich". Zachariä veröffentlichte die von Lessing gesammelten und mit Noten eingehend erläuterten Gedichte, im ganzen sechs, in der Sammlung „Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten. Mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen versehen" (1771), und berichtet in der Vorrede darüber: „Dem Herr Leßing hat der Leser auch die angehängten Stücke des jungen Scultetus zu danken; Gedichte voll Feuers und kräftigen Ausdrucks, die uns den frühen Tod dieses damals erst aufblühenden Genies mit Recht bedauern lassen."

Von 1773 ab gab Lessing unter dem zusammenfassenden Haupttitel: „Zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der

Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" die sog. „Beiträge" heraus, die durch den theologischen Kampf bald weltbekannt werden sollten. Die „Wolfenbütteler Beiträge", unter welchem abgekürzten Titel man diese Publikation zu zitieren pflegt, haben einen streng wissenschaftlichen Inhalt und einen recht eigentlich „gelehrten" Charakter. Lessing weiß aber auch über sie einen Glanz der Darstellung zu breiten, durch den sie eine völlige Sonderstellung auf ihrem Gebiet erhalten und zu Werken werden, von denen auch die Literaturgeschichte Kenntnis nehmen muß. Das erste Stück des „Ersten Beitrags" spricht „Über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger". Im Jahre 1757 hatten die Züricher Bodmer und Breitinger nach einem mittelalterlichen Manuskript einen Band alter deutscher Fabeln herausgegeben, von denen sie überzeugt waren, daß sie noch niemals gedruckt worden seien; Lessing hatte begierig nach ihm gegriffen. Nun nach mehr als 15 Jahren, die seitdem vergangen waren, entdeckte er auf der Wolfenbütteler Bibliothek einen schönen, mit Holzschnitten verzierten Inkunabeldruck von Albert Pfister in Bamberg aus dem Jahre 1461, der bereits alle von den Zürchern veröffentlichten Fabeln und dazu sechs in ihrer Ausgabe fehlende und noch einen Epilog enthielt. Die Entdeckung, daß der Predigermönch Ulrich Boner (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts in Bern) der Autor war, „der es zu deutsch pracht von latein" (d. h. aus Avian und dem Anonymus Neveleti), hielt Lessing noch ein Jahrzehnt bewußt zurück. Aber alle späteren Untersuchungen haben seine Angabe bestätigt. Auch für die meisten der übrigen Fabeln Boners sind inzwischen die lateinischen Vorlagen ermittelt worden. Die Zeit der Entstehung von Boners „Edelstein" (so hat Boner sein Werk betitelt) — 1349 —, setzte er ebenfalls ungefähr richtig an. In Fülle strömte Lessing das Neue zu, weil sein Auge seinem nicht fachmännisch auf ein Gebiet beschränkten Geist entsprach. Er sah, was der Welt wertvoll war. „Wie wenig man sieht," ruft er hier selbst aus, „wenn man nur das sieht, was man sehen will, wenn man für nichts Augen hat, als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas sein kann; und zugleich wie unbekannt! . . . Das macht: der Literator

verachtet meist den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Literator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen wie ein geblendeter Gaul." Lessings Charakteristik beruflicher Einseitigkeit wächst an Bedeutung proportional dem Fortschritt der Zeit.

Mit dieser Entdeckung hatte Lessing, wie er selbst sagt, sich „wieder ganz in das Feld der Äsopischen Fabeln verirret". Ihnen war ja schon die Abhandlung von 1759 gewidmet gewesen.* Nun gesellte sich zu der Entdeckung des Inkunabeldrucks von Boners „Edelstein" auch noch die des nicht minder interessanten „Deutschen Äsop", den Johann Zainer in Ulm um 1480 gedruckt und herausgegeben hatte; dem lateinischen Text der Fabeln war hier die deutsche Übersetzung des Ulmer Arztes Heinrich Steinhöwel beigefügt. Bei Untersuchung der Frage, welche Quellen diesen deutschen Bearbeitungen der antiken Fabel zugrunde lagen, stieß Lessing auf die Anmerkungen des Gudius zu Phädrus und im Zusammenhang damit auf eine Handschrift aus Dijon, den sog. Codex Divionensis, von dem eine von Gudius angefertigte genaue Abschrift mit der Bibliothek dieses Gelehrten nach Wolfenbüttel gekommen war. „Ich ergriff ihn mit Vergnügen," berichtet Lessing, „aber schwerlich hatte ich mir in dem ersten Augenblick auch nur träumen lassen, welchen besonderen Aufschluß er mir in einer Sache gewähren werde, über die sich, mit und ohne Verschulden der fleißigsten und scharfsinnigsten Gelehrten, die äußerste Dunkelheit und Verwirrung seit vielen Jahren verbreitet hatte." Dieses Urteil bezieht sich vornehmlich auf zwei französische Forscher, die im letzten Jahrhundert Ausgaben lateinischer Fabeln veranstaltet hatten, nämlich Isaac Nevelet und Joh. Fr. Nilant.

Zur Orientierung des heutigen Lesers erscheint es nötig, etwas weiter auszuholen. Alle Fabelsammlungen des Mittelalters und der Neuzeit gehen letzten Endes auf die lateinischen Fabeln des Phädrus zurück, denen hinwiederum die unter dem Namen des Äsopos (ca. 600 v. Chr.) überlieferten griechischen Fabeln zugrunde lagen. Phädrus gab im 4. Jahrzehnt n. Chr. eine in lateinische Sennare umgedichtete Übersetzung der Äsopschen Fabeln heraus.

* Siehe Bd. I S. 155 ff.

Dieser erste und ursprüngliche Phädrus blieb aber während des ganzen Mittelalters verschollen; erst im Jahre 1596 machte ihn der Franzose Pithou auf Grund einer von ihm entdeckten, aber unvollständigen Handschrift bekannt; das vollständige Werk des Phädrus wurde erst im 19. Jahrhundert aufgefunden und veröffentlicht. Dem Mittelalter wurden die Fabeln des Phädrus in einer lateinischen Prosa-Bearbeitung aus dem 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. überliefert. Diese hatte zum Verfasser einen gewissen Romulus, der in einem dem Werke vorangestellten Brief an seinen Sohn Tiberius sich die Fiktion erlaubt, als habe er die Fabeln direkt aus dem Griechischen übersetzt. Diese Bearbeitung des Romulus nun war es, von der Lessing feststellte, daß sie dem Codex Divionensis ebensowohl wie der Ausgabe des Nilant, und auch in der Hauptsache dem „Deutschen Äsop" des Johann Zainer in Ulm zugrunde lag. Nur wenige Stücke stammten in letzterem aus anderen Quellen. Einiges hat zunächst beigesteuert die Sammlung des um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts n. Chr. lebenden römischen Dichters Avianus, aus der auch schon Boners „Edelstein" geschöpft hatte; Avianus seinerseits hatte seine 42 Fabeln aus einer Prosa-Paraphrase der Fabeln des griechischen Dichters Babrios (2. Jahrh. n. Chr.) gewonnen, die er in lateinische Distichа umschuf; seine Sammlung erfreute sich im Mittelalter großer Verbreitung und Wertschätzung, wie auch daraus hervorgeht, daß des Avianus Distichа ihrerseits wieder in Prosa umgearbeitet wurden.

Einen ferneren Zuwachs aber hatte jene Ulmer Ausgabe in folgender Weise erfahren. Wenige Jahre vor ihrem Erscheinen, im Jahre 1476, hatte ein sonst wenig bekannter italienischer Humanist, Rimicius, in Mailand eine unmittelbar aus dem Griechischen von ihm übertragene Sammlung von 100 Äsopschen Fabeln nebst dem „Leben des Äsopus" herausgegeben: letzteres war die Bearbeitung einer aus dem frühen Altertum stammenden sagenhaften Lebensbeschreibung des griechischen Dichters, dem eine Menge von Abenteuern und Schwänken angedichtet worden waren. Eine solche

interessante Zugabe mochte sich die Zainersche Ausgabe für ihren „Deutschen Äsop" um so weniger entgehen lassen, als das deutsche Publikum für alles derartige eine große Vorliebe hatte. Sie übernahm also aus dem Werke des Rimicius das Leben des Äsop und dazu noch eine kleine Auswahl aus den von ihm übersetzten Fabeln, soweit diese eben nicht schon in der Sammlung des Romulus enthalten waren. Der Vorbericht zu dem Werke spricht sich hierüber klar und deutlich aus, indem er folgendes als Inhalt angibt: „Das Leben des hochberühmten Fabeldichters Esopi, uß krichischer zungen in latin durch Rimicium gebracht, ... und fürbas dasselb leben Esopi mit synen Fabeln, die etwan romulus von athenis synem sun Thiberino, uß krichischer zungen in latin gebracht, hatt gesendet, und mer ettlich der Fabeln Aviani ... und andrer ... von Doctore hainrico stainhöwel schlecht und verstentlich getütschet nit wort uß wort, sondern sin uß sin ... zu lob und ere dem Durchlüchtigsten fürsten und herren Sigmunden, hertzogen zu österreich, etliche ergetzlichkeit daruß zu empfahen, die ouch nutzlich ist. ..."

Die Quellenfrage läge hiernach recht einfach, wenn sie nicht jener Nevelet in seinem obenerwähnten, nur allzu einflußreich gewordenen Sammelwerk „Mythologia Aesopica" (Frankf. 1610) nachträglich aufs gründlichste verwirrt hätte. Er ließ nicht nur den dem 4. oder 5. Jahrhundert angehörigen Romulus einfach verschwinden, indem er an seine Stelle den erst im 15. Jahrhundert lebenden italienischen Humanisten Rimicius setzte, der im deutschen Äsop ganz richtig nur für das „Leben des Äsop" und einige wenige noch nicht in der Sammlung des Romulus vorhandene Fabeln genannt wurde. Dem „Prosaphädrus" des Romulus stellte Nevelet außerdem eine im 12. Jahrhundert entstandene Rückübertragung von dessen drei ersten Büchern in lateinische elegische Disticha zur Seite, die als der „Anonymus Neveleti" fortan eine zweifelhafte Berühmtheit erlangte. Spätere Herausgeber folgten dem Nevelet und warfen ebenfalls, wie z. B. der obenerwähnte Gudius in seinen Anmerkungen zu Phädrus, den Romulus und Rimicius durcheinander, oder sie machten, wie Nilant in seinem

1709 zu Leiden herausgegebenen Corpus lateinischer Fabeln, den letzteren gar zum Herausgeber des ersteren.

Eine solche Lage der Dinge war es gerade, die einen Lessing reizte, das kritische Messer anzusetzen. In einer durch den Scharfsinn, mit dem sie die verschlungenen Fäden entwirrte, wie durch die Lebhaftigkeit ihrer Beweisführung fesselnden Untersuchung, die er unter dem Titel „Romulus und Rimicius“ als „Zweites Stück des Ersten Beitrags zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ 1773 veröffentlichte, wies er nach, daß Nevelet nur durch seine Unkenntnis des Deutschen, die ihn am richtigen Verständnis des Vorberichts zu dem von ihm aus der Heidelberger Bibliothek entliehenen „Deutschen Äsop“ hinderte, zu seiner gänzlich willkürlichen Verwechslung des Rimicius mit dem Romulus geführt wurde. Zweierlei soll, wie er zu Anfang sagt, nun durch seine Untersuchung erwiesen werden: „Vor's erste, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig ebenso guter Romulus ist, als Nilant nur immer ans Licht gebracht; zweitens, daß Rimicius nie das allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt; daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.“ In Wahrheit enthält die Schrift „Romulus und Rimicius“ erheblich mehr, und es war ihr unbestreitbares Verdienst, nicht nur in das Verhältnis der Quellen, aus denen sich der aus dem Mittelalter überlieferte Fabelbestand zusammensetzte, Klarheit gebracht, sondern insbesondere auch durch die dem „Deutschen Äsop“ des Heinrich Steinhöwel gewidmete Aufmerksamkeit der zu jener Zeit noch ganz in den Kinderschuhen wandelnden Wissenschaft der Germanistik einen dankenswerten Anstoß gegeben zu haben. Wie wenig er selbst aber die ganze Untersuchung überschätzte, geht aus folgender Schlußbemerkung hervor: „Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuserey wissen, oder ob wir sie nicht wissen, daß Romulus Romulus gewesen und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu tun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht so ganz für die bloße Neubegierde gearbeitet

habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten; als eine magere Kuh für sich, und als eine magere Kuh, nachdem sie eine fette verschlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will sagen, man kann in ihm entweder den bloßen Romulus, einen bloßen Schriftsteller des eisernen Zeitalters, oder die verschmolzenen Trümmer eines Schriftstellers aus dem güldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er sonst geheißen, sehen und finden wollen. In dem einen Falle sowohl als in dem anderen, ist vor allen Dingen nötig, zu wissen, wo er in seiner möglichsten Lauterkeit noch anzutreffen. Besonders wenn er einmal da ist; wenn ihn die Gelehrten in einer schlechteren Gestalt nicht gleichgültig aufgenommen haben: warum soll man ihn nicht in seiner besseren bekannt machen dürfen?"

Der Titel und Gegenstand des dritten Stücks des Ersten Beitrags: „Von dem Schickard-Marchtalerschen Tarich Beni Adam" führt uns in ein noch abgelegeneres Gebiet als der des zweiten. Lessing hat in einer Kiste, wie er eingangs gesteht, gefunden, was er nicht suchte: die 1628 von dem Tübinger Professor der orientalischen Sprachen, Wilhelm Schickard, hergestellte Stammtafel der türkischen Herrscher; sie wiederum beruhte auf der genealogischen Rolle, die „Veit Marchtaler, ein Ratsherr zu Ulm in Ungarn ehedem, nämlich 1592, als Filleck den Türken wieder abgenommen wurde, bei Plünderung einer Moschee erbeutet hatte". Bescheiden überreicht Lessing seinen lateinischen Fund den Orientalisten zu wissenschaftlichen Vergleichen mit türkischen Texten, indem er selbst sich mit interessanten Notizen über die Geschichte der Handschrift begnügt. „Daß ich", fügt er heiter hinzu, „für mein Teil ebensowenig Türkisch verstehe als nur einer von meinen Lesern, wird man mir hoffentlich auf mein Wort glauben. Ich habe bloß als Bibliothekar gesprochen, dem es erlaubt ist, von Werken zu sprechen, die er nicht verstehet."

Das vierte Stück des ersten Beitrags ist betitelt „Die Nachtigall". Lessing zog damit eine poetische Schrift aus dem Dunkel hervor, die 1567 gedruckt und öffentlich in Leipzig verbrannt wurde,

da sie „die Judicia und Gerichte mit Schmehworten hart angegriffen", während „die, so sie feil gehabt, ausgepaucket" wurden, wie Heydenreich in der Leipziger Chronik berichtet. Das dichterisch nicht bedeutende, als zeitgeschichtliches Dokument jedoch recht interessante Gedicht, als dessen Verfasser der Heidelberger Theologe Wilhelm Klebitz festgestellt wurde, enthält etwa 600 Zeilen und stellt die Anrede einer Nachtigall dar an Haupt und Glieder des Reichs; den Gegenstand bilden die Grumbacher Händel, durch die, wie zahlreiche sonstige, im Volke umlaufende Lieder beweisen, die öffentliche Meinung Deutschlands stark aufgeregt wurde. Sie stand überwiegend auf der Seite des Ritters von Grumbach und seines Beschützers, des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen-Gotha. Gegen diesen hatte der Kaiser die Acht ausgesprochen, die zu vollziehen Kurfürst August von Sachsen betraut wurde. Er zog vor Gotha und nahm den Herzog auf seiner Burg Grimmenstein gefangen. Der Herzog wurde zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt, der Ritter Grumbach mit mehreren andern seiner Anhänger gevierteilt. Auch die „Nachtigall" steht mit ihrer Sympathie auf seiten der Unterliegenden. Lessing macht auf die Seltenheit der von ihm aufgefundenen Abschrift aufmerksam. „Hoffentlich", scherzt er, „bin ich der Meinung nicht allein, daß es auf alle Weise erlaubt ist, ein von Obrigkeitswegen, auch aus den triftigsten Gründen verbranntes Buch wieder herzustellen." Denn ein solches Verbrennen hat die Absicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten: es soll diese Absicht nicht haben; es kann sie nicht haben. Es soll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Mißbilligung, eine Art von Strafe gegen den Urheber sein. Was einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es tut, beleidigt er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buches, von welcher Art es auch immer sei, kann beleidigt haben. Er stürzt sie vorsätzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu urteilen; er verlangt auf eine ebenso vermessene als lächerliche Art, daß sie ihm blind-

lings glauben, ihn blindlings für einen ebenso ehrlichen als einsichtsvollen Mann halten soll." „Es war die uralte Gewohnheit der Deutschen", fährt er fort, „ihre Geschichte in Lieder und Reime zu verfassen. . . In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volkes; und wenn geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen verwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte".

Über das 5. und 6. Stück des Ersten Beitrags, die einige philologische Feststellungen von Wert enthalten, können wir uns kurz fassen: jenes gibt auf Grund einer Wolfenbütteler Handschrift einen gereinigten Text des in den bisherigen Drucken stark verballhornten griechischen Gedichtes zum Preise der Bäder von Pythia in Bithynien, und spricht sich mit schlagenden Gründen für die Identität des als Verfasser genannten Paulus Silentiarius mit dem Geheimschreiber des Kaisers Justinian gleichen Namens aus; dieses weist dem gelehrten Herausgeber der Beschreibung der griechischen Manuskripte in der Bibliotheca Laurentiana in Florenz, Bandini, einen lächerlichen Irrtum in betreff der Deutung eines Manuskriptes nach, das nicht, wie Bandini meint, Ergänzungen zu des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus berühmten „Selbstbetrachtungen", sondern zu der grundverschiedenen Schrift des Aelianus: „Von der Natur der Tiere" enthielt.

Um so mehr erheischt das letzte Stück, das den Titel trägt: „Leibniz von den ewigen Strafen", unsere Aufmerksamkeit, da es die Reihe der polemischen Veröffentlichungen Lessings auf dem Gebiet der Theologie eröffnet, die in der Folge so große Berühmtheit erlangten.

Lessing hatte Leibniz, über dessen Abhängigkeit von Spinoza sein Nachlaß handelt, gründlich zu studieren begonnen, als 1770 Dutens Ausgabe von Leibniz' Werken erschien. Als er nun unter den Manuskripten der Bibliothek auf eine ungedruckte lateinische Vorrede Leibnizens zu der Schrift eines Socinianers, des um 1600 lebenden Altdorfer Professors der Theologie Ernst Soner: „Demonstratio Theologica et Philosophica, quod aeterna impiorum supplicia non arguant Dei iustitiam" stieß, beschloß er um so

mehr sie zu veröffentlichen, als nach seiner Ansicht der Theologe Mosheim in seinen 1725 erschienenen „Gedanken von der Lehre derer, die den Strafen der Hölle ein Ziel setzen", die Beweisgründe jener ihm bekannt gewesenen Vorrede nicht richtig dargestellt hatte. Für Lessing ist Leibniz „der große Mann", der, wenn es nach ihm ginge, „nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben". Der Verfasser der „Theodicee" nun folgert in jener Vorrede die Ewigkeit der göttlichen Strafen aus der Ewigkeit der Sünde: „Si aeterna sunt peccata, iustum est, ut aeternae etiam sint poenae" („Wenn die Sünden ewig sind, ist es billig, daß auch die Strafen ewig sind"). Die göttliche Güte dürfe deshalb nicht angegriffen werden: „Nihil igitur hic Deo, quasi ultra mensuram peccati severo, imputari potest" („Mit nichten kann also Gott hier vorgeworfen werden, als sei er über das Maß der Sünde hinaus streng"). Lessings Auseinandersetzung mit dem älteren Mosheim und dem zeitgenössischen rationalistischen Theologen Eberhard, der in seiner „Apologie des Sokrates", einem, wie Lessing sagt, „in vieler Absicht sehr vortrefflichen Buche, worin er die Lehre von der Seligkeit der Heiden untersucht", die Ewigkeit der göttlichen Strafen bestritt, beschränkt sich auf eine nähere Ausdeutung der Argumentationen von Leibniz, ohne seinen (Lessings) eigenen Standpunkt in der Frage selbst ausdrücklich darzulegen. Dem Angegriffenen eilt er lediglich wiederum rettend zu Hilfe. Leibniz habe die Lehre von der ewigen Verdammung für uneingeweihte Laien, also exoterisch, behandelt; esoterisch würde er sich anders ausgedrückt haben. Lessing will aber nicht, daß man Leibniz geradezu beschuldige, er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geleugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner „Begierde, allen alles zu werden", entschuldigen. Leibniz habe sich die Lehre von der ewigen Verdammung gefallen lassen, weil sie mehr als die gegenteilige übereinstimmte mit seiner esoterischen Lehre, daß nichts für sich sei, losgelöst von der ewigen Kette der

Dinge, und daß nichts ohne Folgen, ohne ewige Folgen sein könne. Allerdings schaudere die Menschheit bei der Vorstellung von der ewigen Verdammnis und der Ewigkeit der Höllenstrafen, doch meint Lessing, sie könnten eigentlich nur für den erschrecklich sein, dem es mit seiner Besserung nie Ernst gewesen sei. Auch die Ethik des Sokrates widerstreite dieser Auffassung nicht, wie aus seiner Rede am Schluß von Platos Georgias deutlich erhelle. „Und wenn es dann nur auch bloß möglich wäre, ja in aller Ewigkeit bloß möglich bliebe," schließt er, „daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weise zu bessern stünden; Sünder, welche nie aufhören könnten zu sündigen: warum für diese bloß möglichen Ungeheuer nicht auch bloß mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen, oder gelten lassen? — O, meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibniz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates!"

Der erste der Beiträge „Zur Geschichte und Litteratur" endet mit dieser Abhandlung. Nahe verwandt in Inhalt und Absicht ist ihm das 5. Stück des „Zweiten Beitrags": „Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit." Wie im vorigen Stück so handelt es sich auch in diesem um eine Gegenschrift Leibnizens gegen die Bestreitung eines christlichen Dogmas durch einen Sozinianer, und auch diesmal tritt Lessing auf die Seite des ersteren. Wissowatius war Pole und gehörte gleich Soner der in seinem Vaterland viele Anhänger zählenden Richtung der Sozinianer an; er war selbst ein Enkel des Begründers dieser Sekte, Socinus. Die Abhandlung war noch niemals gedruckt worden; eine Erwiderung, die Leibniz auf die Bitte eines deutschen Konvertiten, des Barons von Boineburg, um 1670 unter dem Titel: Defensio Trinitatis per nova Reperta Logica dagegen verfaßte, war zwar in seine Gesammelten Werke aufgenommen, aber der Druck war lücken- und fehlerhaft, und insofern, wie Lessing sagt, „völlig unverständlich, völlig unbrauchbar, weil ihr Verfasser, ohne die Einwürfe seines Gegners zu wiederholen, sich mit bloßen Buchstaben darauf bezogen". Lessing ließ also des Wissowatius „Argumenta" und Leibnizens „Responsiones"

nach den Wolfenbütteler Handschriften nebeneinander abdrucken, wonach dann die beiderseitigen Meinungen von ihm abgewogen werden: „Was ist natürlicher, als daß jeder seine eigene Meinung für die vernünftigere hält?“ Die Sozinianer leugneten die Dreieinigkeit. Christus stand nach ihrer Lehre Gott zwar am nächsten; er zählte ihnen aber doch nur als das erste unter den Geschöpfen; trotzdem hielten sie am Gebet zu Jesus fest. In Leibnizens Augen war dies Abgötterei. Lessing nimmt ihn den rationalistischen Theologen gegenüber in Schutz, die sich in die Rechtgläubigkeit eines Philosophen wie Leibniz nicht finden konnten und die Meinung vertraten, er habe nur um des Beifalls der herrschenden Kirchen so gesprochen, wie er gesprochen hatte. „Seine ganze ihm eigene Philosophie war es,“ ruft Lessing lebhaft aus, „die sich gegen den abergläubischen Unsinn empörte, daß ein bloßes Geschöpf so vollkommen sein könne, daß es neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden verdiene. Die Wahrheit, daß Gott, und nur Gott, und nur er selbst, die Welt erschaffen habe; daß er sie durch kein Geschöpf habe schaffen lassen; daß ein Geschöpf nichts schaffen könne; daß das allervollkommenste Geschöpf ein Teil der Welt sein müsse und im Verhältnis gegen Gott kein beträchtlicherer Teil der Welt sein könne als die elendeste Made: diese Wahrheiten oder viel mehr diese einzige Wahrheit (indem sich keine ohne die andere denken läßt) ist die Seele seiner Philosophie, und man kann sich nicht wundern, daß er einen Religionsbegriff verworfen, der schnurstracks mit dieser Wahrheit streitet, welche allein der Grund aller natürlichen Religion ist und notwendig der unbezweifelte Grund auch jeder geoffenbarten Religion sein müßte, die das Zeichen der Erdichtung nicht an der Stirne führen will.“ Wenn man Christus nicht als wahren Gott ansehe, dann sei Mahomet als ein größerer und würdigerer Mann einzuschätzen, „indem er weit wahrhafter, weit vorsichtiger und eifriger für die Ehre des einzigen Gottes gewesen als Christus, der, wenn er sich selbst auch nie für Gott ausgegeben hätte, doch wenigstens hundert zweideutige Dinge gesagt hat, sich von der Einfalt dafür halten zu lassen, da hingegen dem

Mahomet keine einzige dergleichen Zweideutigkeit zuschulden kommt". Mit beißendem Sarkasmus macht sich Lessing alsdann über die „neueren Theologen" lustig, die seit 20, 30 Jahren in der Erkenntnis der Religion so große Schritte getan und gelernt hätten, „die Vernunft zum Glauben zu zwingen". Sie sollten nur entschuldigen, daß es zu Leibnizens Zeit noch nicht so weit gewesen sei. Dieser habe freilich „weder die Dreieinigkeit noch sonst eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt", „wenn Glauben soviel heißt als aus natürlichen Gründen für wahr halten". Er müsse, leider, aus Vorurteilen seiner Jugend, sogar dafür halten, daß die christliche Religion bloß vermöge einer oder mehrerer oder auch aller erklärbaren Gründe glauben, sie eigentlich nicht glauben heiße, und daß das einzige Buch, welches im eigentlichen Verstande für die Wahrheit der Bibel jemals geschrieben worden und geschrieben werden könne, kein anderes als die Bibel selbst sei.

Die beiden Schriften über die Ewigkeit der Höllenstrafen und das Dreieinigkeitsdogma, in denen Lessing scheinbar so deutlich seine Stellung auf seiten der alten Orthodoxie und gegen die theologischen Neuerer nahm, setzten begreiflicherweise seine Berliner Freunde wie Nicolai und vor allem die dortigen Führer der theologischen Aufklärung, Eberhard, Teller und Spalding auf das äußerste in Erstaunen. Eine briefliche Äußerung Lessings gibt zu verstehen, daß diese Schriften nicht *δογματικῶς*, sondern *γυμναστικῶς* gemeint seien, d. h., daß sie nur feststellen sollten, welche Meinung mit mehr Erfolg zu verteidigen sei, die kirchliche oder die der theologischen Neuerer. Lessings wirkliche Meinung erhellt aus einem Brief an seinen Bruder Karl vom 2. Februar 1774: „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? .. Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in

Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was tut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. . . Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist: aber das möchte ich nicht mit dem sagen, daß es ein Stückwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dieses alte verteidige? Meines Nachbarn Haus drohet ihm der Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen." Andererseits hatte Lessing schon mehrere Jahre früher, im Herbst 1770, anläßlich der Veröffentlichung des Berengar an die Freundin Eva König in Hamburg geschrieben: „Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich . . . bei unseren Lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie Sich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrien zu hören. Ob mich aber das so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren." Als Lessing diese Worte schrieb, stand ihm schon die Publikation der Aufzeichnungen des Fragmentisten vor Augen, die beiden Lagern, denen der Orthodoxie und der Aufklärung, gleich unbequem werden sollte. Wenn aber

die Vermutung ausgesprochen wurde, jenen der herrschenden Partei der Orthodoxen anscheinend so freundlichen Schriften hätte die geheime Nebenabsicht zugrunde gelegen, von vornherein einer Auslegung der Herausgabe jener hinterlassenen Aufzeichnungen im Sinn der Kirchenfeindlichkeit vorzubeugen, die ein staatliches Zensurverbot und damit die Einstellung der Lessing aus höheren Erwägungen heraus wichtig erscheinenden Publikation hätte zur Folge haben müssen, so fehlt zum Erweise der Richtigkeit einer solchen Annahme doch die sichere Unterlage. Und auch der kürzlich aufgefundene und veröffentlichte Brief Kästners an Nicolai vom 10. Oktober 1793, in dem es heißt: „Über den Aufsatz Leibnizens Trinitas per nova inventa logica defensa, den er (Lessing) in den Sammlungen aus der Wolfenbütteler Bibliothek hat drucken lassen, schrieb er mir, er wisse wohl, daß derselbe schon gedruckt sei, habe aber seine Ursachen hier zu handeln, als wenn das noch nicht wäre," bietet keine zwingenden Anhaltspunkte zu einer solchen Deutung.

Wie wenig Lessing freilich in Wahrheit sich mit der Orthodoxie identifizierte, das sollte sogleich seine nächste, dem kirchengeschichtlichen Gebiet entnommene Veröffentlichung zeigen, die die Ehrenrettung eines Opfers der orthodoxen Verfolgungssucht des 16. Jahrhunderts zum Gegenstand hat. Sie ist in dem im Herbst 1774 zur Ausgabe gelangten „dritten" der „Beiträge" enthalten und hat den Titel: „Adam Neuser, einige authentische Nachrichten über ihn." Es handelt sich um jenen Prediger an der Heidelberger Petrikirche aus dem 16. Jahrhundert, der von dem lutherischen zu dem reformierten Glauben überging und dann, verfolgt wegen seiner Zweifel an Dreieinigkeit und Christi Gottheit, nach Ungarn und Konstantinopel floh, wo er 1576 starb, während man Sylvanus, seinen Freund, Geistesgefährten und Verbündeten auf dem Reichstag zu Speyer (1570), faßte und enthauptete, wie vorher die Calvinisten den Servetus.

Wie schlimm die Orthodoxen des 16. Jahrhunderts, lutherische wie reformierte, gehaust haben, ist erst in neuester Zeit ganz aufgedeckt worden. Kurfürst Friedrich der „Fromme" von der Pfalz,

dem die Geschichte hervorragende Regententugenden nachrühmt, hat eigenhändig das Todesurteil gegen Sylvanus unterzeichnet. Der Verurteilte wurde, wie uns ein zeitgenössischer Bericht kündet, vor dem Rathaus zu Heidelberg am 23. Dezember 1572 „in Angesicht seiner zwei jungen Söhne, die man, ihnen zum Gedächtnis und Exempel, zu ihm in den Kreis gestellt, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gerichtet, wie denn dem andern, nämlich Adamo (Neuser), da er nicht entkommen, auch widerfahren wäre". Diese Hinrichtung wurde von den angesehensten Geistlichen wie Wagner und Selnecker, Joh. Wiegand und Konrad Schüsselberg durchaus gebilligt; und der Genfer Theologe Theodor Beza schrieb an einen Heidelberger Freund am 6. Februar 1571: sollten auch Sylvanus und Neuser ihre Irrlehre von Herzen bereuen und widerrufen, so seien sie dennoch zum Tode zu verurteilen. Weiter ging der Patriarch in Lessings „Nathan dem Weisen" auch nicht: „Tut nichts, der Jude wird verbrannt."

Lessing, der „Retter", nimmt Adam Neuser gegen die ärgsten Verunglimpfungen in Schutz auf Grund der Abschrift eines aus Konstantinopel datierten Briefes Neusers aus dem Jahre 1574, auf die er bei seinen Nachforschungen in der Wolfenbütteler Bibliothek gestoßen war. Man dürfe, meint er, diesen unitarisch gesinnten Renegaten nicht vergessen, denn wie vieles sei „über den Servetus geschrieben worden"; „oder", fragt er scharf, „muß man schlechterdings ein Ausländer sein, um unsere Aufmerksamkeit zu verdienen?" Neusers langer Brief gibt eine Darstellung seiner Erlebnisse unter Beteuerung seiner Unschuld und erweckt ganz andere, erheblich freundlichere Vorstellungen von diesem durch die Länder gehetzten Mann, als die Theologie in ihre Register eingetragen hatte. Wundes, peinigendes Gewissen wird nirgend sichtbar. „Schlimm", ruft Lessing, „daß nach zweihundert Jahren ich der erste sein muß, der einem unglücklichen Manne bei der Nachwelt Gehör verschafft." Sylvanus mußte fallen, obwohl die Richter gern milde geurteilt hätten; jedoch „die Theologen verlangten Blut, durchaus Blut. Ist uneingestandene Gotteslästerung Grund genug hinzurichten, ohne daß Überlegung, Reue, Besserung in

solchen Bekenntnisnöten zu Wort gelassen würden? „Nur erst den Kopf ab," bemerkt Lessing sarkastisch, „mit der Besserung wird es sich schon finden, so Gott will."

Noch andere Vorklänge des „Nathan" finden wir. Wer die Wahrheit sucht, heiße Renegat, Ketzer, „Apostat und Mameluke, so vielmal als man will". Unehrlich macht ihn das nicht, wenn sein Motiv rein ist. „Recht wohl," spottet er über das Armutszeugnis der Bekenner, „daß sich die Religionen untereinander den Übertritt selbst so erschwert haben, daß nicht leicht ein ehrlicher Mann zu einer von der andern laufen wird." Aber jene Zeiten sind ja vorbei, welch ein Glück! Solche unduldsamen Gesinnungen heißen nicht mehr Religion und Frömmigkeit, wenigstens unter diesem Himmel. „Aber," fährt der spätere Herausgeber der Fragmente, der Kämpfer im Goezestreit fort, „welch ein demütigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß sie auch unter diesem Himmel einmal wiederkommen könnten!"

Unmittelbar auf die Abhandlung über „Adam Neuser" folgte, ebenfalls noch im „Dritten Beitrag zur Geschichte und Literatur", das 1. Stück der „Fragmente eines Ungenannten": „Von Duldung der Deisten". Diese Veröffentlichung, mit der Lessing der Orthodoxie den Fehdehandschuh zuwarf, beginnt einen neuen Abschnitt in seinem Leben. Um nicht der zusammenhängenden Darstellung des theologischen Kampfes vorzugreifen, genüge an dieser Stelle ein kurzer vorläufiger Hinweis auf die noch den ganzen Vierten Beitrag füllenden, aber erst drei Jahre nach dem ersten, im Januar 1777 veröffentlichten fünf weiteren „Fragmente". Dagegen ist hier noch ein flüchtiger Rückblick zu werfen auf die oben einstweilen zurückgestellten nichttheologischen Stücke des Zweiten und Dritten der Wolfenbütteler Beiträge, sowie auf den erst nach Lessings Tod erschienenen Fünften und Sechsten Beitrag. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig und liegt teilweise recht weit abseits. Man erkennt daraus aufs neue, ein wie reiches Feld die Handschriftenschätze der Bibliothek Lessings Spürsinn eröffneten. Für die Beurteilung der dabei entfalteten gelehrten Herausgebertätigkeit

aber dürfte der oft zitierte Satz aus seinem 1776 geschriebenem Vorworte zu den Abhandlungen des jungen Jerusalem: „Das Vergnügen einer Jagd ist allzeit mehr wert als der Fang" das richtige Leitmotiv sein.

Es ist nicht möglich, alle die einzelnen Arbeiten näher zu charakterisieren; eine summarische Aufzählung muß genügen. Der Zweite und Dritte Beitrag enthalten außer den schon behandelten, in das Gebiet der Theologie einschlagenden Arbeiten: eine Ergänzung und Berichtigung des in den gedruckten Ausgaben überlieferten lateinischen Textes der Reisen des Marco Polo im Orient; die Ausfüllung einer Lücke in der Druckausgabe der berühmten flandrischen Chronik (Chronicon Flandriae) des 14. Jahrhunderts von Martene und Durand; die Mitteilung eines komplizierten mathematischen Problems aus der in derselben Zeit entstandenen griechischen Anthologia Planudea, mit einem Lösungsversuch des Wolfenbütteler Schulrektors Leiste; den (vermeintlichen) Erstdruck eines lateinischen geschichtlichen und geographischen Traktats des wenig zuverlässigen Humanisten Erasmus Stella über die Gegend zwischen Elbe und Saale; mehrere Ergänzungen der Druckausgaben des im Mittelalter sehr geschätzten astrologischen Werkes des Julius Firmicus Maternus, eines zu der Zeit, als er es schrieb, noch heidnischen, später christlichen Schriftstellers des 4. Jahrhunderts. Diese letztere Veröffentlichung gibt Lessing Anlaß zu folgender Betrachtung, die wohl für alle diese Publikationen mehr oder weniger Geltung beansprucht: „Was die Welt einmal hat, muß sie so ganz als möglich, so ganz als es ihr von Anfang an bestimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntnis der Welt gebracht worden, muß sie so genau, so zuverlässig wissen können als möglich, oder es wäre ebensogut, daß sie jenes gar nicht hätte, und dieses gar nicht wüßte. Nach dieser Regel wünschte ich die einzelnen Aufsätze in meinem Beitrag geschätzt zu wissen, und nicht nach ihrem Nutzen, den sie gar wohl haben können, ohne daß er sofort uns allen in die Augen fällt: noch weniger nach einer Unentbehrlichkeit, die sich noch bei viel wichtigeren Dingen nicht findet."

Zwischen diese Stücke, von denen wohl keines imstande ist, dem heutigen Leser ein wärmeres Interesse abzugewinnen, ist eine kunstgeschichtliche Studie eingeschaltet, die eine genauere Betrachtung verdient. Sie trägt den Titel: „Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau". Die scharfsinnige Untersuchung muß freilich selbst gelesen werden, um Genuß zu bereiten, rechtfertigt dann aber auch Lessings Meinung, „daß oft die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, eben so viel wert, eben so lehrreich ist als die Sache selbst". Was ist in dieser Welt klein oder groß? Die kleinsten, feinsten Pfade in den Urwald zu hauen mit eigener Hand, führerlos Bahn zu brechen, neue Ziele zu zeigen, Irrtümer aufzudecken, das ist jedenfalls nicht klein. „Vitrea fracta?" fragt Lessing nicht ohne Humor und führt dann in deutlicher Anspielung auf jenen Angriff Bahrdts aus: „Man muß auch in der gelehrten Welt hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dienet, dienet einem anderen. Was wir weder für wichtig noch für anmutig halten, hält ein anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfter die Schwäche seines Gesichts bekennen als den Wert der Dinge schätzen. Ja nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug ist, einen anderen Mikrologen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist: aber freilich, nur in seinem Fache. Außer diesem ist ihm alles klein: nicht weil er es wirklich als klein sieht, sondern weil er es gar nicht sieht; weil es gänzlich außer dem Sehwinkel seiner Augen liegt. Seine Augen mögen so scharf sein, als sie wollen: es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine große Eigenschaft. Sie stehen ihm eben so unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe steht. Daher kann er nicht sehen, als wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Überschauung eines großen Ganzen so notwendig sind, weiß er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden: und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse."

Durch die im Jahre 1768 erschienenen „Nachrichten von

Künstlern und Kunstsachen" von C. H. v. Heinecken in Dresden war Lessings Aufmerksamkeit auf die in der Wolfenbütteler Bibliothek befindlichen Denkmale der Frühzeit des Buchdrucks gelenkt worden. Das eigentliche Verdienst Gutenbergs lag bekanntlich nicht, obschon man es auch heute noch öfter in gelehrten Büchern so lesen kann, in der Erfindung der mechanischen Vervielfältigung durch die Druckerpresse (diese war den Chinesen seit Jahrhunderten schon bekannt) und auch nicht eigentlich in der Erfindung beweglicher Buchstaben, sondern darin, daß er zuerst auf den genialen Gedanken der Herstellung der Typen aus Metall und des Typenguſſes kam, der die unendliche Vervielfältigung der Typen nach einem Modell ermöglichte, und daß es ihm nach vielen vergeblichen und opfervollen Versuchen glückte, die Gußtechnik mittels der vertieften Kupfermater, in die der geschnittene Stahlstempel des verkehrten Buchstabenbildes eingeschlagen wurde, in einer für alle Zukunft maßgebenden Weise auszugestalten. Mindestens ein Menschenalter, ehe Gutenberg mit seiner bahnbrechenden Erfindung öffentlich hervortrat (1455), gab es schon den Holztafeldruck, der zunächst zur Massenherstellung eines sehr unheiligen Gegenstandes, der Spielkarten, dann aber von Heiligenbildern und sonstigen der religiösen Erbauung dienenden Einzelblattdrucken verwendet wurde. Mehrere Einzelblattdrucke vereinigt ergaben die sog. „Blockbücher". Ein solches Blockbuch war auch die „Biblia pauperum" oder die „Armenbibel", d. i. ein Auszug aus der Bibel Alten und Neuen Testaments mit Bildern, bestimmt, dem Volke, den „Armen am Geiste", zur religiösen Erbauung zu dienen. Diese einst in vielen Hunderten, vielleicht auch Tausenden verbreiteten „Armenbibeln" sind heute ungemein selten geworden. Im Lauf der Zeit ist aber doch eine kleine Anzahl von Exemplaren aufgefunden worden, die teils vor, teils nach Erfindung des Typendrucks hergestellt und teils mit lateinischem, teils mit deutschem Texte versehen sind. Eines der am besten erhaltenen und interessantesten Stücke der mit deutschem Text versehenen Armenbibel, das am Schlusse die Jahreszahl 1470 und die Wappen der Verfertiger trägt (als solche wurden später

Friederich Walther, Maler zu Nördlingen, und Hans Häring festgestellt), fand Lessing in der Wolfenbütteler Bibliothek. Die Anordnung aller dieser Armenbibeln, der deutschen wie der lateinischen, ist im wesentlichen dieselbe; sie bestehen aus 40, seltener aus 50 Blättern, deren jedes in der Mitte die Darstellung einer neutestamentlichen Begebenheit, darüber und darunter aber die entsprechenden alttestamentlichen Vorbilder zeigt; die Personen tragen Spruchbänder mit den Bibelstellen in der Hand, oder es stehen kurze Auszüge aus dem Bibeltexte unter den Bildern.

Bei seinen weiteren Nachforschungen nun stieß Lessing in den Annales Suevici des Crusius auf eine Mitteilung, der zufolge im Kreuzgang des Klosters Hirschau im Schwarzwald sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts noch 40 Fenstergemälde befanden, die ebenfalls in je drei Feldern korrespondierende Begebenheiten aus dem Alten und Neuen Testament zum Inhalt hatten. Seine Vermutung, daß die Holzschnitte der Biblia pauperum nichts anderes als Nachbildungen der einstigen Fenstergemälde des genannten Klosters seien, hat sich nicht bestätigt. Es ist vielmehr festgestellt worden, daß jene Holztafeldrucke auf ältere Bilderhandschriften zurückgehen, die Hirschauer Fenster aber nur späte Nachahmungen des alten Kunsttypus sind. Lessings Vermutung könnte also eher umgekehrt zutreffen: daß die Fenstergemälde nach den Holzschnitten angefertigt wurden, zumal da die Armenbibel Künstlern vielfach als Vorlage diente und eine große Anzahl von Nachbildungen auf Wänden, Glas und Teppichen festgestellt ist. Auch die Hirschauer Chronik, aus der Crusius schon in seinen Annales Suevici Auszüge veröffentlicht hatte, war Lessing noch unbekannt; sie wurde 1843 zum erstenmal gedruckt. Muß also das Resultat seines Nachforschens gerade gerückt werden, so hat doch sein scharfer Blick zuerst die Aufmerksamkeit auf die Möglichkeit solcher Zusammenhänge gelenkt und dadurch zweifellos der kunstgeschichtlichen Erforschung des Mittelalters neue Antriebe gegeben und neue Wege erschlossen.

Außerhalb der „Beiträge", als selbständige Schrift, erschien 1774

noch eine zweite kunsthistorische Abhandlung „Vom Alter der Ölmalerei". Lessing erhielt zu ihr den Anstoß durch eine Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek, die die Technik fast des ganzen Umkreises der kirchlichen Kleinkunst behandelt und nach neuerer Feststellung aus dem 12. Jahrhundert stammt; als ihr Verfasser ist ein Presbyter Theophilus genannt. Lessing spricht die — freilich durch spätere Forschung nicht bestätigte — Vermutung aus, daß Theophilus und der bekannte Mönch Tutilo von St. Gallen, der im 9. Jahrhundert lebte, ein und dieselbe Person gewesen seien. Der Wiener Kunstforscher Albert Ilg, der eine kritische Ausgabe jener Handschrift herausgab, hält den Namen Theophilus für ein Pseudonym und meint den Verfasser in einem Mönch Rogkerus oder Rugerus nachweisen zu können, der um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts im Benediktinerkloster Helmershausen an der Diemel in Niederhessen als Goldschmied tätig war. Das Werk selbst trägt den Titel „Schedula diversarum artium" und handelt im ersten Buch eingehend von den Farben und deren Herstellung und Mischung, im zweiten von der Glasbereitung und Glasmalerei, im dritten von der Herstellung der kirchlichen Geräte, wie Kelche, Leuchter, Rauchfässer, Heiligenschreine, Kreuze, Plenarien, Orgeln, Glocken, dem Schleifen der Edelsteine. Schwerlich hat Lessing recht, wenn er in dem Verfasser den Erfinder der Ölmalerei entdeckt zu haben glaubt, denn jenes erste Buch handelt offenbar nur vom Ölanstrich. Doch will Lessing auch dem Verdienst der Brüder Hubert und Jan v. Eyck gerecht werden, denn „selten ist ein besonderer Ruhm ganz ohne Grund", und jeder große Fortschritt bedarf einer gewissen Zeit, um sich durchzusetzen. Mag Lessing auch hier in Einzelheiten geirrt haben, so gebührt ihm doch das Verdienst, die wertvolle Schrift des Theophilus der Vergessenheit entrissen und durch den Hinweis auf sie und die sich daran anschließende Veröffentlichung des Textes selbst der angehenden Kunstwissenschaft zum erstenmal eine nähere Kenntnis der mittelalterlichen Kunsttechnik vermittelt zu haben.

Der theologische Kampf brachte Lessings Herausgebertätigkeit

zum Stillstand. So kam es, daß der fünfte und sechste der Wolfenbütteler Beiträge erst 1781 nach seinem Tod erschien. Als Herausgeber zeichneten Eschenburg und Leiste. Lessing hatte die Absicht gehabt, mit dem angesammelten Inhalt einen ersten Band der von ihm geplanten „Neuen Beiträge zur Historie und Literatur" zu füllen. Nur den kleineren Teil der Abhandlungen aber vermochte er noch selbst zu vollenden; zu mehreren hinterließ er nur das Material. Die ersten beiden Stücke — „Über die sog. Fabeln der Minnesänger. Zweite Entdeckung" und „Über den Anonymus des Nevelet" (unvollendet) — knüpfen an Aufsätze des „Ersten Beitrags" an. Der sechste Beitrag bringt dann in Ergänzung der Abhandlung über das Alter der Ölmalerei zum erstenmal den ungekürzten Text jener Schrift des Presbyters Theophilus „Diversarum artium schedula", herausgegeben von Leiste. Daran schließt sich unter dem Titel „Maranjon" Lessings Vorbericht zu einer noch ungedruckten spanischen Beschreibung Brasiliens von Pietro Cudena mit einem Widmungsschreiben an den Grafen Olivarez vom Jahre 1634, deren Veröffentlichung unter Beigabe einer alten deutschen Übersetzung dann ebenfalls Rektor Leiste besorgte. Folgende Gegenstände wurden auf Grund seiner Vorarbeiten von andern herausgegeben: Ulrich von Türheims „Wilhelm von Narbonne"; „Altdeutscher Witz und Verstand"; „Freydank" (diese drei von Eschenburg); „Kilburgers Unterricht vom russischen Handel" (herausgegeben von Christoph Schmidt genannt Phiseldek). Den Schluß des Bandes bildeten „Einige Berichtigungen zu Lessings Ankündigung des Berengarius Turonensis" von Conrad Arnold Schmid, Professor in Braunschweig.

Neben der Vorbereitung und Ausführung aller dieser Arbeiten beschäftigten Lessing in den ersten und fruchtbarsten Jahren seiner Wirksamkeit in Wolfenbüttel auch noch zwei umfangreichere literarische Pläne, von denen allerdings nur einer, eine Geschichte des Epigramms, zur Verwirklichung gedieh. Die Arbeit wurde unter dem bescheidenen Titel „Zerstreute Anmerkungen über die Geschichte des Epigramms" in dem 1771 erschienenen ersten Band der neuen

Ausgabe seiner „Vermischten Schriften" veröffentlicht.* Das Seitenstück hierzu, eine Geschichte der Fabel, blieb, wie so mancher andere Lessingsche Plan, in Vorarbeiten stecken, von denen wir mehrere ja kennen gelernt haben.** Infolgedessen ist auch kein zweiter Band der Neuausgabe der „Vermischten Schriften" erschienen.

Zum Schluß ist noch einer kleinen eigenartigen Sonderveröffentlichung Lessings aus jenen Jahren zu gedenken. Im Jahre 1776 gab er fünf philosophische Aufsätze aus dem Nachlaß des — durch seinen Selbstmord bekannten — Sohnes des Abtes Jerusalem, Karl Wilhelm Jerusalems, mit Vorwort und Zusätzen heraus. Das tragische Ende des jungen Jerusalem lieferte Goethe, wie bekannt, das Motiv zu dem zweiten Teil seines Wertherromans. Aus einem Brief Lessings an Eschenburg vom 26. Oktober 1774 erhellt, daß Lessing zu diesem neuen Werke Goethes so wenig wie zu dem Götzdrama, das er als Wischiwaschi bezeichnete, eine freundliche Stellung einnahm. „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mitteilung des Goetheschen Romans gemacht haben," schrieb Lessing. „Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können. Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben sollte?" Es entstehe die Gefahr, daß die poetische Schönheit für die moralische genommen werde, und der für gut gehalten werde, der unsere Teilnahme so stark errege. Wenn er sich denke, daß Jerusalem in der Verfassung Werthers gewesen wäre, so müsse er ihn fast verachten. „Glauben Sie wohl, daß sich je ein römischer oder griechischer Jüngling so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht." Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen sei wohl der christlichen Erziehung vorbehalten gewesen.***

Der junge Jerusalem hatte sich im Sommer 1770 in Wolfenbüttel als Assessor an der Justizkanzlei aufgehalten und damals

* Vgl. Bd. I S. 145 f. — ** Vgl. Bd. I S. 155.

*** Siehe hierzu Bd. I S. 260 f.

dank seiner gediegenen philosophischen Bildung bei Lessing — er bekannte sich ihm als überzeugten Leibnizianer — die beste Aufnahme gefunden. Was war natürlicher, als daß Lessing auf den Gedanken kam, die Manuskripte, die er einst von Jerusalem erhalten hatte, herauszugeben, wobei ihm zugleich die mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Nebenabsicht vorschwebte, dem Zerrbild, das Goethe seiner Ansicht nach von diesem gezeichnet habe, das echte Bild gegenüberzustellen.

Das Vorwort, das er dem Werkchen beigab, ist von einer ganz auffallenden Wärme. „Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat," — heißt es darin — „schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag. Aber gleichwohl wußte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen. Allerdings zwar war das diejenige Seite, von der sich, meines Bedünkens, so viel auf alle gleich übrigen schließen läßt. Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mitteilung verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte. . . . Wie empfindsam, wie warm, wie tätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war: das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich. . . . Aber warum wollen einige unter ihnen mir nicht glauben? Daß dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachteil seiner höheren Kräfte beschäftiget war; und daß diesen Kopf ebensowenig Licht ohne Wärme als Wärme ohne Licht befriedigten."

Die fünf Aufsätze, die alsdann zum Abdruck kommen, handeln vom Ursprung der Sprache, von der Priorität der allgemeinen Begriffe vor den besondern, von der Willensfreiheit, vom sinnlichen

Vergnügen und von den vermischten Empfindungen. Von Lessings Zusätzen, mit denen er den Abdruck begleitete, sind uns die zu dem Aufsatz über die Willensfreiheit besonders interessant, weil sie in Worten, die an Nathans Gespräch mit Al Hafi erinnern, ein eigenartiges Bekenntnis zum Determinismus aussprechen. „Was verlieren wir," — sagt er — „wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es etwas ist — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unserer Tätigkeit hier noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen mußte, als das Gefühl seines Gegenteils nimmermehr machen kann.... Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viele Fehltritte noch tue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Gewalt überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet und auch darum nicht minder dem Zufall unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also von seiten der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Spekulation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen ebenso befremdendes System heben ließen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte und mit wenigem hier nicht zu fassen stehet." —

In einem Brief an den Leipziger Arabisten Reiske vom 13. Oktober 1770 schrieb Lessing, daß er sich vorgesetzt habe: sich als einen solchen Bibliothekar anzukündigen, dem nicht alles und jedes gleichgültig sei, was nicht in sein Lieblingsstudium einschlägt, um schlechterdings keine Art von Gelehrten abzuschrecken, sich der Bibliothek durch ihn zu bedienen. Das hat Lessing erreicht. Die Fülle von Arbeiten, in denen er die Schätze der Bibliothek unter die Menschen zu bringen suchte, legte in bezug auf seine Amtsführung als Bibliothekar das glänzendste Zeugnis ab.

Aber freilich — der Mensch verlor, was der Gelehrte gewann. Die Bücher, die „toten Gesellschafter", konnten Lessing auf die

Dauer den lebensfrischen Umgang, den er in Hamburg gehabt hatte, nicht ersetzen. Aufrecht hielt ihn in allen diesen Jahren nur ein Briefwechsel, an dessen Lektüre sich schon im Jahre 1789, als er zuerst der Welt bekannt wurde, mit vielen anderen Schillers Lotte erfreute: der Briefschreiber habe „eine so gewisse Feinheit" und die Briefschreiberin müsse „erstaunend viel Tätigkeit gehabt haben und vielen Verstand". Eva bedeutete für Lessing, der im allgemeinen Briefe an Frauen für Zeitverlust hielt, eine späte Ausnahme. Elise Reimarus erkennt das, wenn sie eifersüchtig Eva „eine liebenswürdige Frau von vielem Verstande" nennt, „der vermutlich alles, was Herz an Lessing ist, gehört".

Eva Hahn, am 22. März 1736 in Heidelberg geboren, ähnelte dem Charakter nach mehr Lessing als ihrem ersten Gatten Engelbert König, den sie soeben verloren hatte. Wie Lessing besaß sie einen klaren, freien, verständigen Geist, Liebe zur Wahrheit und strenge Rechtlichkeit. Aus ihren graubraunen Augen strahlte heitere liebreiche Ruhe. Es ist bezeichnend, daß diese beiden nüchtern denkenden Menschen von jeher zusammen in der Lotterie spielten und doch höchst unpraktisch jeden Brief, den sie einander schrieben, als den kostbarsten Schatz ohne Wissen des anderen aufbewahrten.

Ihren Vater hatte Eva nicht gekannt; ihre Mutter starb 1771. Nun stand sie trotz dreier Brüder und eines Oheims mit ihren Kindern allein. Fast gleichzeitig mit der Nachricht von dem plötzlichen Tode, der ihren Gatten in Venedig ereilte, kam die Berufung Lessings nach Wolfenbüttel. Nicht ohne Grund überschritt er seinen Urlaubstermin um zwei Monate; er war in Hamburg noch am 25. März 1770 mit Eva zusammen Pate bei dem jüngsten Mädchen des Kommissionsrats Schmidt. Als er aber von Hamburg ging, folgten ihm treulich Evas Briefe. Diese, voll tiefer Trauer um den Tod des Gatten, tauschte mit Lessing, der den Verstorbenen ebenfalls hochgeschätzt hatte, gern Erinnerungen an jenen aus. Auch Lessing hatte in ihm einen Freund verloren. Auf seiner späteren italienischen Reise schreibt er am 2. Juni 1775 an Eva: „Einer von meinen ersten Gängen hier in Venedig ist nach St. Christoforo gewesen, um zu

sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Träne zu schenken."

Vielleicht gab seine Zuneigung zu Eva den Ausschlag für Wolfenbüttel. Nun da er dort war, vermißte er sie erst recht. Den ganzen Tag sei er unruhig, wenn er nach Hamburg schreibe, meldet er ihr am 10. Juni 1770: „Ich käme Ihnen fünfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreisten und ich unglücklicherweise nicht hier wäre." Von einer so fertigen Briefschreiberin, wie sie sei, hoffe er viel zu hören. Sie erwidert postwendend, er sei in den ihm „ganz ungewöhnlichen Komplimententon gefallen", der ihn gar nicht kleide. An der Hamburger Bühne, teilt sie unter anderm mit, singe jetzt ein Tenorist, der allen Damen gefalle: „Werden Sie nicht eifersüchtig, wenn Sie etwa erraten, wo ich hinaus will." Sie neckte ihn nämlich kurz vorher mit Madame Schuch. Aber sie weiß doch, wie er im ganzen über Frauen denkt. „Machen Sie," schreibt sie ein anderes Mal, „daß Sie bald kommen, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen und bin in meiner längst gehegten Meinung, Sie seien ein Erzweiberfeind, nun völlig bestärkt. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen? Sie müssen an verzweifelt böse Weiber geraten sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie, wahrhaftig! für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestraft werden. Das Mädchen, das Sie sich wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden." Eva behielt recht: das „Mädchen" fand er nicht, dafür aber seine wohl gnädige Strafe.

Im Juli 1770 suchte sie ihn mit ihrem Bruder auf der Rückreise von Pyrmont in Braunschweig auf. Inzwischen kam der Zeitpunkt ihrer Abreise nach Wien heran, wo sie von den dortigen Seiden- und Tapeten-Fabriken ihres Gatten, für die Oberitalien die Rohprodukte lieferte, retten wollte, was zu retten war. Erleichtert wurde ihr die Aufgabe durch ihren tüchtigen Verwalter Hornbostel, den Sohn eines Hamburger Hauptpastors. Ihre Kinder

ließ sie solange in der Pension der ihr genau bekannten Madame Olimpe Moliné.

Lassen wir nun zunächst ihr Taschenbuch (1770—72) sprechen, das um seiner Kochrezepte willen von ihrer Tochter Malchen sorgfältig aufbewahrt worden ist. Sein Wert besteht gerade darin, daß es für kein fremdes Auge bestimmt war. Es zeigt so ganz, was diese Frau auf der Seele hatte, zeigt aber auch ihren schönen häuslichen Sinn, ihre gesunde, weiblich-deutsche Denkart, die sich von jeder Verschrobenheit frei hält, und ihre strenge Rechtlichkeit in Angelegenheiten des Geschäfts wie des Hauses und der Freundschaft.

Schlagen wir den marmorierten Deckel des Oktavbüchleins auf, so lesen wir: „Den 11. August 1770 bin ich morgens halb sechs Uhr von Hamburg abgefahren. — Den 12. August gegen fünf Uhr in Braunschweig nach ganzer Nachtfahrt. Logierte in der Rose." Am 14. fährt sie aus Braunschweig. „War gegen sechs Uhr abends vor Wolfenbüttel. Herr Lessing war so gütig und ließ mir seinen Pelz aus der Stadt holen, den ich mitnahm. Der, wenn ich ihn nicht wieder brächte, ihm erstattet werden muß." — Sie fährt nun über Ilmenau, das sich ihr unvorteilhaft im Regen zeigt, durch den Thüringer Wald, und erlebt schon hier böse Abenteuer. Ein Führer mit einer Laterne, in der sich kein Licht befindet, dient als Wegweiser. Während er zum Ersatz nach Tannenzapfen sucht, legt sich der Postillon hinter den Wagen und schläft. Notizen über Ausgaben für Wäscherin, Haubenmacherin, Kutscher und dergleichen, sodann über Zahlungen lösen solche Einträgungen ab. Wir erfahren auch, daß sie auf die Reise zwanzig Taler in Gold und dreizehneinhalb Louisd'ors mitgenommen hatte. In Wien angelangt, notiert sie, was sie von dort an Päckchen und Schachteln für ihre Bekannten mitzunehmen habe, ohne darüber aber das Geschäft zu vergessen: an Exzellenz Baron v. Volkersam in Wien seien eine Schlafrocksbinde und Strümpfe zu senden. Berechnungen über ihre Fabriken sowie Strumpf- und Kochrezepte stehen zwischen alledem. Die Geschäfts- und Hausfrau schreibt sorgfältig auf, wie weißseidene Strümpfe zu waschen seien. Eine Abrechnung trägt folgenden Ver-

merk: „Herr Wernicke war verreist und hatte hinterlassen, mich so zu bezahlen. Die Vergütung wegen der zu hohen Berechnung der Carld'ors habe ich mir vorbehalten." Ähnlich bestimmte, ehrliche, kühl abwägende Eintragungen finden sich auch in anderen Fällen.

Nicht alles erzählen diese vielsagenden Blätter von der an Zwischenfällen reichen Reise, die in jener Zeit für eine alleinstehende Frau vielleicht mehr bedeutete als heute eine Fahrt um die Erde mittels Eisenbahn und Dampfer. Lessing hatte ihr sorglich für den Fall von Unpäßlichkeit „weiße Pulver" mitgegeben, die sie auch mit Erfolg benutzte. Die Dienstboten machten das Maß ihrer Leiden voll. So verzögerte sich ihre Abreise von Salzburg, da sich ihr Mädchen mit dem Kammerdiener eines in demselben Gasthof logierenden Grafen entsetzlich betrunken hatte.

Der Briefwechsel mit Lessing während dieser Zeit ist rege. Evas Stil erinnert an den seinigen, denn witzige Antithesen und natürliche Klarheit geben ihm das Gepräge. Hier sind Anfang und Schluß ihres ersten Schreibens von der Reise (Ilmenau, 17. August 1770): „Mein lieber Herr Lessing! Ich bin unschlüssig, ob ich an Sie schreiben oder mich mit dem Postmeister zanken soll? Das eine geschieht auf Ihre Unkosten, das andere auf meine. Ich will dieses Mal eigennützig sein und Ihnen lieber einige Minuten verderben, als meiner Gesundheit schaden. Das Heimweh stellt sich nun schon ein, es muß sich aber wieder verlieren, sonst gehet es nimmer gut. Hier will ich abbrechen, ich möchte sonst wunderliches Zeug sagen, und mir fällt die Erinnerung ein, so Sie mir gaben: daß man sich nicht vorstellen müßte, was man nicht erfüllt zu sehen wünschte. Ich denke, ich lege mich zu Bette, denn noch ist kein Pferd zu sehen, und am Ende möchte ich doch noch Lust kriegen, mich mit dem Postmeister zu zanken. Schlafen Sie wohl! und bitten Sie den Himmel, daß ich ins künftige geschwinder befördert werde, so bleiben Sie von meinen Briefen verschont."

Fast zugleich mit diesem Brief traf eine Trauerkunde in Wolfenbüttel ein: am 22. August 1770 lag der greise Kamenzer Diakonus auf der Bahre. Gottholds Brief, der den letzten des Vaters vom

4. Juli am 27. Juli beantwortete, ihm den Eintritt ins Amt, den Fund der Berengarhandschrift und vor allem herzlichen Anteil überbrachte, war eine seiner letzten Freuden gewesen. Die Abhandlung über den Berengarius selbst hatte der Vater also nicht mehr zu Gesicht bekommen. Lessing erbot sich alle Schulden, die sich vorfinden sollten, auf sich zu nehmen und ehrlich zu bezahlen, auch allein für eine Gedenktafel in der Kirche und einen Leichenstein auf dem Friedhof zu sorgen. Sein ganzes Herz lag in den Zeilen, die er an den Bruder Theophilus richtete. „Versichere meine Mutter", so schließt er, „von meiner Wehmut und innigsten Zärtlichkeit gegen sie, die ich ihr lieber durch die Tat als durch viele Worte beweisen will, und zugleich umarme für mich unsere Schwester und sage ihr, daß ich meine Tränen mit den ihrigen verbinde und sie nicht vergessen soll, daß sie einen Bruder hat, der bereit ist, alles für sie zu tun, was ihm in der Welt nur möglich ist."

Der Gedanke an Eva tröstete Lessing in seinem aufrichtigen Schmerz um den Tod des Vaters. Sein natürlicher Optimismus, den er auch an Eva rühmt, kam ihm zu Hilfe. Die Gabe, an dem Schlimmen etwas Gutes auszufinden, schreibt er ihr, mache mit der Welt zufriedener als irgend etwas anderes.

Eva allein ist es, die über seine Gesinnungen und inneren Kämpfe unterrichtet war. Es sei zum Erweis hierfür nur an die oben mitgeteilte Äußerung Lessings vom 25. Oktober über den „Berengarius" erinnert. Gewiß war von Evas Seite das vertrauensvolle Verhältnis zunächst auf Freundschaft und vielleicht auch auf die Sorge um ihre von sieben noch lebenden vier Kinder gegründet. Aber der warme Herzenston blieb nicht aus, um so weniger, als Lessing die „kleinen Gesellschafter" herzlich liebte, deren jüngster, Friedrich, sein Patchen war, während die einzige Tochter, Malchen, damals neun Jahre alt, ihn als das junge Ebenbild der Mutter ansprach. Gewiß sprach auch auf Lessings Seite das Pflichtgefühl ein Wort mit, indem er seines Freundes König gedachte, der sich, wie überliefert wird, bei seiner Abreise von ihm mit den Worten verabschiedete: „Wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte, so nehmen Sie sich meiner

Kinder an." Die Sprache der Leidenschaft erklingt in keinem Brief, geschweige denn in einem Lied der beiden. Heißer mag Eva 1756 empfunden und gesprochen haben, da sie als Zwanzigjährige zum erstenmal heiratete, schöner und wahrer nicht. Niemals verraten die Zeilen der beiden oder Zeugnisse anderer einen Mißklang in ihren Auffassungen. Abgeklärt, harmonisch abgetönt schmelzen langsam diese beiden Leben ineinander. Allmählich wird die Anrede vertrauter; anstatt wie zu Anfang „Meine liebste Madame" lautet sie alsbald: „Meine liebste Freundin". Doch ringt sich die Vertraulichkeit vor der Heirat nicht zum Du hindurch. Die Tonart der Briefe bleibt dieselbe. Sie halten ihr Herz zurück und schreiben einander über im Grunde gleichgültige Sachen. In Evas Art zu sein und zu reden liegt etwas von dem Naturton der Frau Rat Goethe nur mit dem Unterschiede, daß hier die „Lust zu fabulieren" ersetzt wurde durch besonnenen, überschauenden Geschäftssinn. Das verraten auch die klaren Augen und festen Konturen des Antlitzes auf dem besten von ihr erhaltenen Porträt, zu dem sie einem dreiundsiebzigjährigen Maler auf der Reise saß. „So oft ich", schreibt sie im September aus Regensburg an Lessing, „das Porträt sah, so freute es mich in der Seele, weil ich meine Amalie zu sehen glaubte."

Gegen Eva mußte Elise Reimarus in Lessings Herzen ebenso zurückstehen wie die Gattin des braven Göttinger Professors Reiske, die sich nach ihres Mannes Tode (1774) rückhalt- und resultatlos um Lessing bewarb und darüber noch 1776 einem Freunde als Einundvierzigjährige verzweifelt schrieb: „Jetzt raubt mir die allerunglückseligste, die allerhoffnungsloseste Leidenschaft alle Ruhe des Lebens." Der Arabist Reiske lernte Lessing 1771 in Wolfenbüttel, dessen orientalische Handschriften ihn anzogen, in Begleitung seiner Gattin kennen. Diese hatte ihren Mann einst aus Gründen der Philologie und „Vernünftigkeit" geheiratet. Auf Lessings Bekanntschaft freute sie sich „wie ein Kind auf den heiligen Christ". Lessings „Flatterie", die der sauberen Mitarbeit an ihres Gatten Forschung galt, „verdarb und verführte" sie, wie Reiske einmal brieflich scherzte. Nach dessen Tode vertraute seine „geschickte Freundin"

Lessing die nachgelassenen, ihr „so teuren Papiere an", als sie „krank an Leib und Gemüte" sich „das Grab nahe dachte". Von den Beziehungen zu Eva ahnte sie nichts. Als sie deutlich mit dem Wunsch an ihn herantrat, seine Ehegehilfin zu werden, und eine gewiß schonende Absage erfuhr, war es freilich in der Hauptsache mit der Freundschaft vorbei. Auf ein gekränktes Schreiben von ihr sandte er ihr die Manuskripte am 18. Dez. 1777 zurück mit einem Brief, dessen Schluß so lautet: „Indes, meine Freundin — denn so will ich Sie doch noch immer nennen, trotz Ihrer sich so bescheiden zurückziehenden Titulatur des Hofrats — wenn es Ihnen scheinen sollte, als ob ich aufgebracht sei, als ob ich diese Gelegenheit ergreifen wolle, mit Ihnen zu brechen: so irren Sie sich wiederum in mir. Wenn wir von dieser Seite, von der ich sehr bedaure, daß jemals zwischen uns die Rede davon gewesen, mit einander in Richtigkeit sind: so wird es nur von Ihnen abhängen, ob ich noch künftig eine Stelle unter Ihren Freunden haben soll." Ein Bruch erfolgte nicht, denn noch später nahm Ernestine Reiske gern Rat und wissenschaftlichen Beistand von ihrem „werten Freunde, dem Herrn Hofrat Lessing" an, wie die Vorrede zu ihrem Buch „Hellas" 1778 zeigt. Erst zwanzig Jahre darnach ist sie gestorben.

In einer bemerkenswerten Äußerung aus eben jener Zeit stellt Lessing der phantastisch erträumten Leidenschaft junger Dichter das wahre Gefühl des wirklichen Lebens eindrucksvoll gegenüber. Dieses Gefühl verschloß der Spröde für gewöhnlich tief in sich, und nur selten sprang es in einem Wort heraus. Nur tiefgehende Erlebnisse lösten solche Worte bei ihm aus, wie der Tod seines Vaters und nur wenig später etwa der Tod von Evas Mutter. Da schreibt er ihr, soeben förmlich mit ihr verlobt, am 29. Sept. 1771 von Berlin aus: „Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allem noch eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte. Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, nur um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu ent-

reißen und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen." Er bittet sie, nicht niedergeschlagen zu bleiben, und schließt: „Ich umarme und küsse Sie tausendmal, meine liebste, beste, einzige Freundin." Auch der Ausdruck des Gefühls bei einem Lessing erscheint abgewogen, darum aber auch um so gehaltvoller.

Dieser Brief greift unserer Darstellung bereits vor. Eva, begleitet von Lessings Liebe, kämpfte den Existenzkampf auf ihrer Reise so hart wie er in Wolfenbüttel. In Wien selbst blieb sie vom 28. Sept. 1770 bis 18. Febr. 1771, verzehrt von Sehnsucht nach den Ihrigen. Tränen steigen ihr in die Augen, wie sie am 30. Sept. schreibt, sobald jemand sie in Wien anredet. Dort mußte sie nun Monate lang sich abmühen, um von dem Vermögen ihres Gatten für ihre Kinder zu retten was zu retten war. Die Ehre, Maria Theresia vorgestellt zu werden und zu gefallen — die Kaiserin soll ihr den Adel angeboten haben, wenn sie katholisch werden wollte — konnte ihr Heimweh nicht bannen und enthob sie auch nicht der Notwendigkeit, den harten Kampf, den ihr die Umstände auferlegt hatten, zu Ende zu führen.

Inzwischen erhielt Lessing in Wolfenbüttel mancherlei Besuch, auch von Österreichern. Die feingebildeten böhmischen Grafen Wilczek und Chotek, von Ebert etwas unzart als Ausnahmen in ihrem Volke, was Bildung betreffe, gerühmt, erwiderten schlagfertig: „Wir schämen uns, wenn wir es sind." Mitte Oktober 1770 traf endlich der ersehnte Mendelssohn in Wolfenbüttel ein. Drei Jahre hatten er und Lessing einander nicht gesehen. Wieviel war da zu sagen. In Braunschweig wurde Moses mit Ebert und Lessing vom Erbprinzen zu Tische geladen. Aufmerksam wurde das schöngeistige Beisammensein im Reiche beobachtet. Mendelssohn genieße viel Distinktion und sei öfter bei des Prinzen Durchlaucht, meldet Schirach am 28. Oktober an Gleim, mit dem Hinzufügen, Lessing habe sich entschlossen, nach dem Berengar nichts mehr zu schreiben, vielmehr „ganz in der stillen Muße zu leben".

Das widerspricht freilich den Tatsachen, soll aber wohl etwas anderes ausdrücken: Lessing wird gesagt haben, er werde nichts mehr von Wichtigkeit wie früher schaffen; denn die Kunst ging nach Brot. Und nicht nur um das tägliche Brot mußte er arbeiten, sondern auch um das schon verzehrte, um Deckung seiner Schulden. Nie hat er „nötiger gehabt um Geld zu schreiben als jetzt". Was Heiterkeit des Geistes und besondere Anstrengung erforderte, damit konnte er sich nicht abgeben. „Ich muß", versichert er Karl am 11. November 1770, „das Brett bohren, wo es am dünnsten ist: wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen;" denn Schriftsteller müssen ganz klein schreiben lernen", sonst kriegen sie „noch nicht einmal das Papier bezahlt" (an Eva, 20. Nov. 1770). Dem Bruder aber rät er: viel studieren, wenig drucken!

Trotz der Trübsal verlieren er und Eva, diese Lebensstarken, weder Mut noch Humor. Nach wie vor versteht es Lessing, von seinen knappen Mitteln soviel zu erübrigen, um Mutter und Schwester in Kamenz zu unterstützen. Am 7. Januar 1771 sendet er fünfundzwanzig Taler, nachdem ein Brief der Schwester die klägliche Lage aufs neue geschildert hatte. Lotteriespiel half nichts, obwohl er mit Eva zusammen setzte, freilich in diesem Winter auch nichts verlor, was ihm den Scherz entlockte, sie sei eine Frau, „mit der man schlechterdings nichts verlieren könne". Wurde Eva bisweilen von Schwermut befallen, dann zankte er sie tüchtig aus. Er selbst hatte bei seiner Bedrängnis und Einsamkeit in jenen, obenein besonders kalten, Wintertagen ebensoviel Ursache dazu, wehrte aber solche Stimmungen mit aller Kraft ab. So schreibt er ihr am 12. November 1770: „Ich habe es mir zum Gesetze gemacht, vergnügt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe; und so wie ich hier lebe, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme. Freilich kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist: aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr als in unserer Überredung?"

Die Stunde von Evas Rückkehr war nahe. Sie machte die Heimreise über Heidelberg, ihre Vaterstadt, auch dort von Lessing brieflich aufgesucht und begrüßt (5. März 1771). Wie werde sie in der alten Heimat froh sein können, redet er auf sie herzlich ein: „Ich beurteile Sie hierin nach mir," schreibt er, „denn unmöglich denke ich, würde ich bei meiner alten Mutter und an dem Orte, wo ich meine Jugend vergnügt zugebracht, mißvergnügt sein können." Wenn sie doch erst in Braunschweig wäre, seufzt er hoffend, und dann so viel Schnee fiele, daß sie nicht weiter fortkommen könnte!

In Braunschweig durften sie einander endlich im April wiedersehen. „Wie sehr habe ich Sie immer da belagert gehalten," entschuldigt er sich nach ihrer Abreise, indem er zugleich ihre Einladung, während seines verheißenen Besuchs in Hamburg bei ihr zu wohnen, ablehnt: „Sie würden keinen Augenblick vor mir Ruhe haben." Die Begrüßung der so lange von ihren Kindern Getrennten daheim war ergreifend. Diese waren der Mutter entgegengegangen, fanden sie aber nicht, da sie einen anderen Weg eingeschlagen hatte, und waren traurig nach Hause zurückgekehrt. Da trat die Mutter plötzlich ein. Die zehnjährige Amalie wurde blaß und zitterte vor Freude, Engelbert jubelte laut, und auch der zweijährige Fritz will die Mutter wiedererkannt haben.

Der Frühling verging nun allen rascher als gewöhnlich. Einmal meldet Lessing der Freundin aus Braunschweig, er müsse dort bei der Herzogin von Weimar, die später seine Bibliothek besuchte, seine Cour machen. „Nicht wahr," scherzt er, „Sie lachen, wenn Sie mich und Cour machen zugleich denken? Ich gehe auch dazu, als ob ich dazu geprügelt würde." Gleichzeitig teilt er mit, daß er sich den Wein abgewöhne. Das ständige Stubensitzen in Verbindung mit der Eintönigkeit des Lebens in dem kleinen Städtchen wirkte auf seine Gesundheit nicht gut ein. Derjenige sei am elendesten, der mit dem Kopfe arbeiten müsse, auch wenn er sich keines Kopfes bewußt sei, schreibt er Karl schon am 26. Mai. Und seinem alten Gleim klagt er am 6. Juni: „Der Bücherstaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden sie gewisser seiner

Schwingungen gar nicht mehr fähig sein." Dann scheint, nach einem Brief des Hamburger Professors J. G. Büsch an seine Frau aus Pyrmont (23. Juni 1771) eine kleine Besserung seines Befindens eingetreten zu sein. „Herrn Lessing", schreibt er, „haben wir in Wolfenbüttel besucht. Ich aß allein mit ihm, und so hatten wir Zeit, viel durchzusprechen. Er ist recht gesund und wird im August gewiß nach Hamburg kommen, will sich aber nicht davon abwendig machen lassen, im schwarzen Adler zu logieren."

Rastlos arbeitete er weiter, so daß er der Mutter am 7. Juli wieder fünfzig Taler senden konnte mit dem Anerbieten, ihren Gläubigern Bürgschaft zu leisten, wenn sie seine Zahlungstermine annähmen; wenn aber nicht, aus Grobheit oder Eigensinn, nun: „zu Unmöglichkeiten ist kein Mensch verbunden". Dann wurde sein Befinden wieder schlechter und gab zu ernstlicher Sorge Anlaß. Ein Ausschlag befiel ihn, und bei der Arbeit trat ihm der Schweiß auf die Stirne. Auch eine Pyrmonter Brunnenkur half nicht viel. Auch darnach noch mußte er „nach jeder halben Zeile aufspringen, um frisch Atem zu holen". Unerklärlich erschienen ihm diese Anfälle. Mit Recht schloß der Arzt auf die Lebensweise und empfahl Veränderung. Der Rat war aber leichter gegeben als befolgt. Lessing hatte sich eingesponnen, und wenn er sich früher hätte losreißen können: jetzt durfte er es nicht um der geliebten Frau und ihrer Kinder willen. Die Außenwelt sprach nur selten durch Freundesbriefe und gelegentliche mündliche Nachrichten zu ihm. Er, der einstige Journalist, bekannte Eva am 29. Juli 1771, er lese keine Zeitung.

Einer Reihe trüber Wolfenbütteler Regentage entriß er sich durch eine Reise nach Hamburg, die er am 31. August antrat. Bei diesem Aufenthalt in Hamburg trat er in die Loge ein, und, was wichtiger, er feierte mit Eva das Fest der Verlobung. Diese konnte er kurz darauf Karl in Berlin mündlich mitteilen. Denn er fühlte die Notwendigkeit, wieder einmal im Kreise der alten Freunde neue Kraft und Anregung zu sammeln, und verbrachte dort ein paar Septemberwochen, die nur zu bald wieder vorüber waren. Über Hamburg traf er Anfang Oktober „bei kaltem stürmischem Winde"

wieder in Braunschweig ein. Nur noch die Hoffnung auf baldige Vereinigung mit Eva vermochte ihn in dem einsamen Wolfenbüttel festzuhalten. „Sie glauben nicht," schrieb er ihr am 31. Okt. 1771, „wieviel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß so ein einziges Wort bei Ihnen auf immer gilt."

Inselartig steht ihr klarer Herzensbund da inmitten der Tränenflut der Wertherzeit mit ihrer selbstgeschaffenen Herzensquälerei und Gewissensnot. Nichts war den beiden fremder als Empfindelei. Selbst der landschaftlichen Schönheit standen sie beide kalt gegenüber. Auch Eva sprach nie in ihren Briefen von Eindrücken der Natur. Sie konnte auch nicht wie die Klopstockgemeinde in ein Meer von Gefühl versinken. Am 12. Febr. 1771 hatte ihr Lessing noch nach Wien mitgeteilt, daß Klopstock in Hamburg die Frauen und Mädchen berede, das „Schrittschuhlaufen" zu lernen, und daß er bei Frau von Winthem eine Lesegesellschaft errichtet habe; Lessing fragt an, ob es nicht ihr erstes sein werde, „ein Mitglied von dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden", „von der alle unsere Freundinnen sind", und ob er ihr ein Aufnahmepatent verschaffen solle. Sie antwortet darauf lustig am 16. März 1771: „Die Klopstockschen Schrittschuhe- und Lesegesellschaften haben mich herzlich zu lachen gemacht. Meine Imagination stellte mir gleich den ganzen Kreis von Damen vor und ihn mitten darinnen voller Entzückung, indem er bei einer rührenden Stelle die Tränen von den Wangen seiner Zuhörerinnen herunter rollen sah. Was ich aber befürchtete, war, daß er einigen nach Hause folgen und da Entdeckungen machen möchte, die seine Zufriedenheit stören könnten. Was sagen Sie dazu, hatte ich recht? Und habe ich recht, wenn ich Sie bitte, sich um kein Patent für mich zu bemühen? Es würde Sie viel kosten; denn Klopstock nimmt gewiß lauter hübsche Frauen auf — und am Ende möchte ich nur eine schlechte Rolle unter ihnen spielen."

Frau Evas klarer Blick und gesunde Nüchternheit waren nicht so leicht zu täuschen. Aber wie hätte sie ohne diese Eigenschaften auch den Ansprüchen genügen können, die das Leben an sie stellte? Immer neue Schwierigkeiten wuchsen ihr aus dem Boden. Die

Weiterführung der Wiener Fabriken auf eigene Rechnung erwies sich auf die Dauer nicht als möglich, und sie mußte sich zu einer neuen Reise nach Wien entschließen. „In dem elendesten Winkel der Welt", schrieb sie, wolle sie gern Wasser und Brot essen, wenn sie nur einmal aus dem Labyrinthe heraus wäre. In Wolfenbüttel seien Winkel genug und an Wasser und Brot werde es ihnen nicht fehlen, ermuntert Lessing sie. Aber heldenhaft widersteht sie, auch sie eine Lessingnatur: „Bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Falle nicht ebenso handeln würde; und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe." Das ist nicht die Sprache einer Frau, die nur um ihrer Kinder willen sich zu neuer Ehe bequemt. Es ist die das eigene Selbst verleugnende Liebe mit dem hochgespannten Ehrgefühl, wie sie uns aus „Minna von Barnhelm" vertraut ist. Eva war Lessings wert: dies ist das Höchste, was wir sagen können. Bei der Abwicklung ihrer Geschäfte verfuhr sie mit solcher Redlichkeit, daß Lessing sie vor einem Übermaß davor warnen mußte: sie dürfe Dinge nicht ungetan lassen, nur deshalb, weil sie ihr nicht uneigennützig genug vorkämen.

Er selbst freilich handelte nicht anders. Der Mutter Klagen ließen ihn immer wieder die eigene bedrängte Lage vergessen. Am 22. Juli 1771 dankt sie ihm für seinen Brief mit den „50 Talern an Golde": „Da ich am Freitag Deinen Brief und des Bruders aus Berlin auch mit 14 Dukaten erhielt, so habe ich mit der Schwester vor Freude geweint." Die Sendung wiederholt er im nächsten Frühjahr. Rechnen wir zu den ihn fortwährend bedrängenden Geldsorgen die Fülle der literarischen Arbeiten, die er gleichzeitig beständig unter der Feder hatte, die ihm auch seine kärglichen Einnahmen etwas aufbessern sollten, so wundern wir uns, woher er noch Zeit und Lust fand, in seiner Bibliothek nach alten Kunstblättern zu fahnden, die er dem Braunschweiger Cabinett zuführte und für die ihm der Herzog mit folgendem Billet dankte:

„Mein lieber Bibliothecarius Lessing.

Auf dessen gestriges Schreiben erwidere hierdurch, wie mir derselbe durch die den Winter über zusammengebrachte Sammlung von Zeichnungen und Kupfern einen sehr angenehmen Gefallen getan. Die mir übersandte erste Sammlung sehe Ich als ein kostbares Geschenk an, indem Ich nicht gewußt, diesen Schatz für das hiesige Cabinett in Wolfenbüttel zu besitzen und davon niemalen was gesehen habe. Diese seine Beschäftigung bei seinen müßigen Stunden approbiere Ich unendlich sehr und wünsche, daß Er also ferner fortfahren möge. Inmittelst freue ich mich zum Voraus über die zweite Sammlung, die Er Mir seiner Zeit gleichfalls zu schicken verspricht, und bin desselben wohl affektionierter Carl H z B u L."

Zu der Zeit, da Eva in ihrem Unglück standhaft allein ausharren wollte, gelangte an Lessing durch den Berliner Gesandten van Swieten und durch Sulzer, der sich zunächst an Karl wandte, die Anfrage, ob er einem Ruf nach Wien folgen würde, wo Kaunitz den Klopstockschen Plan einer Kaiserlichen Akademie zu verwirklichen gedachte. Einstweilen beschränkte man sich dort indessen auf eine Reform des niederen und höheren Schulwesens, und an die am 8. November 1770 geschaffene neue Oberschulbehörde wurde nicht Lessing, sondern Klotzens einstiger Gefährte Riedel berufen. So wurde Lessings Hoffnung zunichte, auf diesem Wege aus der Wolfenbütteler Öde befreit zu werden.

Am 22. Februar 1772 reiste Eva durch Braunschweig, wo sie sich von Lessing persönlich verabschiedete, um nun nochmals drei lange Jahre in Wien an der Entwirrung ihrer dortigen geschäftlichen Verhältnisse zu arbeiten. Diese Jahre, von 1772 bis 1775, wurden für Lessing eine schier unerträgliche Zeit, in der seine Gesundheit untergraben und seine Stimmung so verzweifelt wurde, daß er selbst Eva monatelang ohne Nachricht ließ. Als die Wiener Pläne auftauchten, schrieb er an Karl: „Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank: und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich wenig besser als im eigentlichen Verstande begraben zu sein." Selbst in Braunschweig war es für ihn fast so einsam wie

in Wolfenbüttel. „Mein ganzes Schwirren ist," schreibt er Eva auf ein Neckwort von dort, „daß ich dann und wann mit Zachariä ein Glas Punsch trinke." Er will an seinem stillen Ort resigniert dahinleben, wie man in der Welt überhaupt leben sollte, „gefaßt, alle Augenblicke aufbrechen zu können, und doch willig, immer länger und länger zu bleiben". Aus einem Brief vom 27. Juni 1772 spricht ein Lebensüberdruß, der um so ergreifender wirkt, als man gewöhnlich, wenn auch vielleicht irrtümlich, meint, sich Lessing stets in etwas übermütiger Laune, ja wohl immer sprühend von Geist und Witz denken zu müssen. „Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können, auf eine oder die andere Weise," schreibt er. „Mir aber ist jetzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben — unerträglich wird, eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei — das alles sind Dinge, die einen so nachteiligen Einfluß auf meine Seele und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin ... kaum, daß ich noch die Feder führen kann." In demselben Briefe gibt er übrigens seiner Freude Ausdruck, daß Eva die Schauspielerin Frau Huber kennen gelernt habe, die er einst in Leipzig — vor 25 Jahren —, als sie noch den Mädchennamen Lorenz trug, unter seine Freundinnen rechnen durfte.

Das Schreiben fällt ihm dann immer schwerer. Trotzdem setzt er die im Frühjahr begonnene Umordnung der Bibliothek fort. Nur vorübergehend erfrischt ihn ein flüchtiger Briefwechsel mit Wieland, den er seinen liebsten Wieland und alten Freund nennt, da nur die Kleinigkeit fehle, einander gesehen zu haben. Hypochondrie in höchstem Grade spricht dann wieder nahezu aus jedem seiner Briefe. Er nennt sich schlimmer als krank, wild, aufgebracht wider die Welt, Eva „allein ausgenommen"; unmöglich könne er es auf die Länge aushalten: „Was hilft es mir, daß ich hier und in Braunschweig diesen und jenen besuchen

kann? Besuche sind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich notwendig Umgang und Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll." Die „trockne Bibliothekarbeit" schätzt er nicht hoch ein; sie lasse sich auch „ohne alle Teilnehmung" hinschreiben, und das Hundertste wäre vielleicht des Erlernens nicht wert.

So „kahlmäusert" er weiter in seiner Einsamkeit. Nur wenn er aus seinem verwünschten Schlosse" heraus und unter Menschen kommt, „geht es wieder eine Weile". So riß ihn am 16. Januar 1773 Zachariäs fröhliche Hochzeit mit der Wirtstochter des Großen Weghauses, das auf der Landstraße zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel lag, einmal für einen Tag aus seinem Trübsinn heraus. Gleim sandte der Braut einen Fächer und ein Gedicht. Zachariäs Eheglück sollte nicht lange dauern: schon vier Jahre darauf starb er, während seine Gattin Henriette fast achtzig Jahre alt wurde. Die Töchter des Weghauswirtes, bei dem ja auch Lessing häufig einkehrte, hatten eine bewundernswürdige Natur; eine Schwester Henriettes, die einen Obersten geheiratet hatte, wurde fünfundneunzig Jahre alt, eine zweite erreichte das Alter von fünfundachtzig Jahren. Diese beiden Schwestern leiteten das Haus bis 1780, haben also Lessing bis in die letzte Zeit hinein bedienen können.

Einen Augenblick schien es, als ob Lessings Lage plötzlich günstiger werden sollte. Der Erbprinz berief ihn nach Braunschweig und versprach ihm die Stelle des soeben verstorbenen Hofrats Lichtenstein zu Helmstädt, der das herzogliche Hausarchiv verwaltet hatte. Wenn er dann nur dauernd alle andern Pläne abweisen wollte! Das Wolfenbütteler Amt sollte er beibehalten. Es handelte sich also um eine Steigerung von Rang, Rechten und Einkünften. Aber der Erbprinz verreiste, und Lessings Freude erwies sich als verfrüht: über jene Versprechungen kam die Angelegenheit nicht hinaus. Nun steigt Lessings Erbitterung. Er will fortgehen in die weite Welt. „Möchte ich nun nicht rasend werden," schreibt er Eva. „Ohne die geringste Veranlassung von meiner Seite läßt man mich ausdrücklich kommen, tut wer weiß

wie schön mit mir, schmiert mir das Maul voll, und hernach tut man gar nicht, als ob jemals von etwas die Rede gewesen wäre. Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen." Nie sei er in so elenden Umständen gewesen, daß er, wie jetzt, um Brot geschrieben habe. Sein Gehalt mußte er im voraus aufnehmen, um nicht verklagt zu werden. Von den paar Louisd'or, die er von Zeit zu Zeit für die „Beiträge" erhielt, lebte er von einem Tag zum andern. Sollte er da denken und dichten? Dafür gab es „weder Geld noch Ehre, noch Vergnügen". Bitter verschwört er sich, für die Ehre seines lieben Vaterlandes auch nur eine Feder anzusetzen. „Bei Gott," seufzt er, „ich kann es nicht länger ausstehen. Es muß brechen oder biegen." Eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu studieren, sei gut; aber sich darin vergraben, Raserei. Im Januar 1774 muß er sich wieder drei Quartale seines Gehalts vorausbezahlen lassen. Seine Bitterkeit wird zur Verzweiflung. „Besser ist unter noch so bösen Menschen leben als fern von allen Menschen! Besser ist, sich vom Sturm in den ersten besten Hafen werfen lassen, als in einer Meerstille mitten auf der See verschmachten," schreibt er an Gleim am 6. Februar 1774.

Vier Monate läßt er, täglich das „Herz voll Verdruß und Galle", Eva ohne Nachricht. Und doch hält er sich nur noch an dem einen Gefühl krampfhaft fest. „Lassen Sie mich," bittet er sie am 8. April 1774, „es bald wissen, daß doch wenigstens noch eine Seele auf der Welt lebt, der ich nicht gleichgültig bin." Er bringt nach seiner Meinung in Wolfenbüttel nichts zustande als das große Werk der Philosophie — noch zu leben. „Gott helfe mir," spottet er, „in diesem edlen Werke weiter, welches wohl wert ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt." Aber selbst diese Erkenntnis ist nicht die trübste. „Ich sehe," ruft er am 11. November 1774 in klarer Voraussicht der Zukunft aus, „meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein"; und tags darauf schreibt er dem alten Freunde Ramler: „Mit mir ist es aus; und jeder dichterische Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, ist in mir erloschen.... Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte,

werde, allem Ansehen nach, in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern und wohl auch Berlin nie wieder sehen."

Er schaut ständig nach Rettung um, und sobald der Gedanke auftaucht, daß ihm eine Heidelberger Professur angeboten werden könnte, ist er, „der Feind alles Professorierens", auch sogleich zu allem bereit. Evas Bruder, der Utrechter Professor Hahn, erhielt neben andern im Frühjahr 1774 einen Ruf dahin, da der katholische Kurfürst von der Pfalz den Rang der Universität steigern wollte und darum die Religionsfrage beiseite setzte. Aber Lessing gewann es nicht über sich, sich direkt mit den zuständigen Stellen in Verbindung zu setzen, nicht einmal mit seinem zukünftigen Schwager, geschweige denn mit dem Jesuiten Professor Mayer, der ihn doch in Wolfenbüttel besucht hatte. So konnte auch Eva nicht helfen.

Dazu riefen die Kamenzer ständig um Hilfe. Schon früher hatte die Mutter ihre trübselige Lage eindringlich geschildert: „Ich muß Hauszins, der Magd Lohn, Brot und Holz bezahlen und habe auch noch Geld müssen borgen; denn es will gar zu viel sein, wenn man noch so genau lebt. Es ist doch immer noch sehr teuer. Wort muß ich halten, sonst darf ich nicht wiederkommen; es ist eine große Gefälligkeit, daß die Leute in Geduld stehen." Damals konnte Lessing noch helfen. Jetzt hörte auch das auf. Neue Briefe von Schwester und Bruder rangen ihm endlich am 8. Dezember 1774 dem Bruder Theophilus gegenüber das traurige Bekenntnis seiner Lage ab: „Ich befinde mich seit zwei Jahren in den allerverwirrtesten kümmerlichsten Umständen und versinke immer tiefer. Was soll ich also der Mutter antworten? Soll ich ihr wirklich sagen, wie es mit mir steht? Soll ich ihr Hoffnungen machen, die ich keine Möglichkeit sehe zu erfüllen? Ich kann jetzt so wenig jemandem helfen, daß, wenn mir Gott nicht bald hilft, ich schlechterdings hier zugrunde gehen muß. Ich habe längst alles bis auf den letzten Heller verloren, was ich besaß. Ich habe mein Gehalt auf Jahr und Tag vorausnehmen müssen, um mich keiner Prostitution auszusetzen. Und jetzt lebe ich von Borg und von dem kleinen Verdienste, was meine Schreiberei abwirft. Alles dieses

schreibe ich Dir nicht, lieber Bruder, um Dich für mich besorgt zu machen. Sei ohne Sorge um mich. Ich kann für mich allerlei Umstände aushalten, nur Verdacht, Geringschätzung und Haß von denen nicht, für die ich gern in einer besseren Lage alles tun wollte." Solche Briefe mußte der größte deutsche Geist vor Goethe schreiben, von allen der Sprödeste und Stolzeste, dem nichts schwerer fiel als eine Entschuldigung.

Schließlich läuft das Maß über. Lessing hält es nicht länger aus und zerreißt für eine Weile die Kette durch eine Reise. Er muß sich durch „einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen", wenn er „hier im Schlamme nicht ersticken soll". Vor allem zieht es ihn nach Berlin und Wien. Er erhielt in Braunschweig den erbetenen Urlaub, ohne über seine Pläne und die Ausdehnung seiner Reise bestimmte Auskunft gegeben zu haben.

Am 9. Februar 1775 reiste er ab, zunächst nach Leipzig, im Ohr den warnenden Abschiedsruf des alten Herzogs: „Laß' er sich nicht verführen!" Der Anfang der Reise war so reich an Aufregungen, daß er ihn aus der Wolfenbütteler Starre wohl aufrütteln konnte. „Mehr als sechsmal bin ich umgeschmissen worden und mehr als zehnmal stecken geblieben," berichtet Lessing von Dresden aus nach Braunschweig in einem Brief an den Kammerherrn von Kuntzsch, den er zugleich bittet, dem Herzog ein Gesuch um Verlängerung seines Urlaubs für eine Reise nach Wien zu übergeben. Der Herzog solle nur ruhig auf Eva als einziges Motiv raten, mit der er von ihm schon einmal geneckt worden sei. Von Leipzig, wo er eine Woche blieb und auch mit dem alten Freunde Weiße zusammentraf, ging er nach Berlin. Dort ließ ihn der Gesandte van Swieten, der bekannte Freund Mozarts, Sohn von Maria Theresias Leibarzt, zu sich bitten, um mit ihm die Wiener Pläne zu besprechen und ihm Empfehlungen an Kaunitz und den ersten Kabinettsekretär mitzugeben. Auch eine Professorstelle am Joachimsthalischen Gymnasium, das, 1607 nach dem Vorbilde der sächsischen Landesschulen gegründet, 1775 unter Meierotto einen neuen Aufschwung nahm, wurde ihm angeboten. Für ihn lehnte Karl bereits ab: Professorieren sei seines Bruders

Sache nicht. Das Wiedersehen mit dem Bruder und den Freunden erfrischte den Lebensmatten. Nach kurzem Aufenthalt in Dresden eilte er dann über Prag nach Wien, wo er am 31. März 1775 eintraf, so seinen Wunsch im Brief an Eva vom 24. rechtfertigend: „Wenn ich doch nur fliegen könnte."

Als Lessing und Eva einander wiedersahen, mochten ihnen die letzten drei Leidensjahre freilich „wie ein garstiger Traum" vorkommen. Jetzt waren sie für zehn Tage zufrieden und vergnügt. Evas Sehnsucht war gestillt. „Gott, wenn mir dieser Wunsch gewährt würde!" hatte sie ihm am 15. März auf seine Anmeldung geschrieben. Ihre eigenen Geschäfte in Wien waren gerade beendet. Es gelang ihr, den Verkauf der Fabrik zu bewirken. Der Rest ihres Vermögens brachte ihr künftig eine Jahresrente von fünfhundert Talern. Ihre Fabrik besteht noch heute und ist noch im Besitz derselben Familie, die sie von ihr kaufte. Glückerfüllt sah sie, mit welcher Auszeichnung Lessing überall begrüßt wurde. „Noch nie ist ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden, als unser vortrefflicher gemeinschaftlicher Freund; und dies, von unsern Souverains angefangen, bis auf das allgemeine Publikum herab." So schrieb der Staatsrat v. Gebler nach Lessings Abreise an Nicolai. Maria Theresia empfing ihn in Audienz. Sie fragte ihn, wie er mit Wien, seinen öffentlichen Anstalten, Theatern und den Verdiensten seiner Gelehrten um die deutsche Literatur zufrieden sei. Lessing nahm sich in Anbetracht des kurzen Aufenthalts kein abschließendes Urteil heraus. Dies hielt die Kaiserin, wie Karl Lessing erzählt, für versteckten Tadel. „Ich glaube ihn zu verstehen," sagte sie, „ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack nicht recht fort will. Sage er mir doch, woran die Schuld liegt. Ich habe alles getan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich sei ein Frauenzimmer; und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten." Lessings Antwort ist leider nicht erhalten.

Es ist bekannt, daß Maria Theresia stets bereit war, ihren Landeskindern Audienz zu gewähren. Ihre Persönlichkeit war den

Wienern vertraut wie die eines jeden Bürgers. Ihre Gutmütigkeit und ihr lebhaftes Wesen nahmen ihrer starken Figur das Schwerfällige, erhielten ihrem durch die Blattern entstellten Antlitz die gewinnenden Züge. Eine eifrige Proselytenmacherin, bigott-katholisch, war sie zugleich bestrebt, Ehen zu stiften und die Sittlichkeit ihrer Untertanen zu bevormunden. Sie hatte eine richtige Keuschheitskommission eingesetzt, deren Tätigkeit freilich wenig erbaulich gewesen sein soll. Seit ihres Gatten Franz I. Tode (1765) hatte sie ihren Sohn Joseph II. als Mitregenten angenommen, ohne ihm indessen in anderen als militärischen Fragen Einfluß zu gönnen.

Joseph II. war Lessing sehr gewogen. „Ich möchte," sagte er noch 1776, „die besten Köpfe von ganz Deutschland hierherziehen, wovon uns in bezug auf das Theater Engel und Lessing besonders nützlich werden könnten." Aber der alte Plan Klopstocks, mit seiner Hilfe eine Anstalt für Kunst und Wissenschaft ins Leben zu rufen, im April 1768 schon von Kopenhagen aus dem Fürsten Kaunitz empfohlen, war kläglich in nichts zerfallen. Bei diesem Vorschlage war ausdrücklich Lessing erwähnt worden, der mit Gerstenberg Unteraufseher der Bühne hatte werden sollen. An die Trümmer dieser Ideale mag auch Lessing gedacht haben, als er die Liebenswürdigkeit des Hofes standhaft über sich ergehen ließ.

Im Theater wurden während seiner Anwesenheit auf Veranlassung des Intendanten Grafen Rosenberg „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Der Hausvater" aufgeführt. Lessing war persönlich anwesend, blieb aber bei dem „Vivat Lessing" ungerührt und folgte auch dem Hervorruf nicht. Als freilich derselbe Graf Rosenberg nach Lessings Tode vor die Frage gestellt wurde, ob er für ein Denkmal des Dichters in Wien eintreten würde, soll er erwidert haben: „Was geht uns Lessing an!" Der allgemeinen Festesfreude stand nur der einst allmächtige Theaterzensor Baron von Sonnenfels fern, Klotzens und Riedels Freund, ein Mann, groß in Heuchelei, groß in Karriere. An jenen hatte Sonnenfels mit Bezug auf die antiquarischen Briefe vor wenigen Jahren geschrieben, Lessing habe vielleicht nicht wie Klotz den Ruf eines

guten Mannes zu verlieren; diese Äußerung stand in dem 1772 erschienenen Klotzischen Briefwechsel zu lesen. Inzwischen war Sonnenfels aus der allgemeinen Achtung so heraus gesunken, daß Lessing, der „Retter", schon damals der Freundin Eva schrieb: „Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Friede." Klotz war tot, Sonnenfels ohne Macht und Ansehn.

In diesen schönen Tagen fuhr aus den Braunschweiger Wolken in die Freuden und Hoffnungen der beiden Liebenden, die nun infolge der günstigen geschäftlichen Abschlüsse Evas an ihrer Zukunft schmiedeten und die nahe Heirat besprachen, ein Blitz in Gestalt eines jungen, edelgesinnten, harmlosen Prinzen, der die Erfüllung einer Sehnsucht Lessings endete und eine andere begann, d. h. ihn aus Wien von seiner Eva fortschleuderte nach dem gelobten Lande seiner Lebenswünsche: Italien. Der nichtsahnende Übeltäter war Prinz Leopold von Braunschweig, der zweite Sohn Herzog Karls, der, im Einverständnis mit seinem Vater, Lessing als Reisebegleiter ausersah, da er eines gelehrten Führers bedurfte und Lessings italienische Wünsche kannte. Wie wenig Lessing jetzt mit der italienischen Reise gedient war, konnte er nicht ahnen. Es mag aber sein, daß auch der herzogliche Vater fürchtete, Wien werde ihm seinen berühmten Bibliothekar entführen, und daß er ihn dieser gefährlichen Luft entziehen wollte. Niemand wird den Braunschweigern dies verdenken.

Mit dem Prinzen und dessen Gouverneur von Warnstedt brach Lessing also am 25. April 1775 von Wien auf, während Frau Eva zwei Wochen später über Heidelberg nach Hamburg abreiste. Von Warnstedt, mit dem Lessing im Braunschweiger Klub oft zusammengetroffen war, wird in den Papieren des Braunschweigers C. W. Schiller folgende Anekdote mitgeteilt, die ihn zwar als grob, aber auch schlagfertig und Lessing wohlwollend gesinnt zeigt. Als einst bei einer Partie L'Hombre mit ihm und dem dänischen Gesandten Lessing sehr vom Glück begünstigt wurde, rief jener unwillig: „Ja, mit solchen Karten könnte mein Kutscher auch spielen!" Während Lessing diese Unart überhörte, bemerkte Warnstedt: „Exzellenz spielen wohl öfter mit ihrem Kutscher?" Der schlechteste Reisebegleiter

scheint er demnach nicht gewesen zu sein, wenn sich auch Lessing nicht eben sehr zu ihm hingezogen fühlte.

Wir besitzen von Lessing das Tagebuch seiner italienischen Reise. Wie anders aber sehen diese trockenen Notizen aus als die kunst- und landschaftsfreudigen Aufzeichnungen Goethes! Zur Veröffentlichung waren Lessings hauptsächlich gelehrte Notizen trotz der Versicherung des Bruders sicherlich niemals bestimmt; diese Notizen lehnen sich zudem, wie durch Franz Muncker festgestellt wurde, zu einem wesentlichen Teil an die Mitteilungen einer italienischen Zeitschrift „Efemeridi letterarie di Roma“ an. Dieses Organ, das seit dem 4. Januar 1772 wöchentlich in Rom in einem Quartbogen erschien und unpolemisch aber kritisch literarische Neuigkeiten brachte, dabei die Wissenschaft vor der Kunst bevorzugend, wurde von Lessing in müßigen Stunden durchblättert, und besonders die drei ersten Bände (1772—74) wurden von ihm stark ausgebeutet. Den Efemeridi entstammen auch seine Listen der italienischen Gelehrten und Dichter.

Lessing lernte, Goethe sah. So wurde das Tagebuch Goethes ein Kunstwerk, das Tagebuch Lessings eine Stoffsammlung nach Art seiner Kollektaneen. Die beiden deutschen Dichter können nirgends besser miteinander verglichen werden als im Lichte der italienischen Sonne. Sich auch da strebend zu bemühen, war beider Glück. Nicht aber zum Erlebnis wird Italien Lessing, sondern zur Last, zur Klage.

Am 7. Mai, dem Tage von Evas Abreise, schreibt er noch dem Bruder Karl aus Mailand, dem ersten Reiseziel nach Salzburg und Brescia, ihm gefalle alles, was er „in dieser Gegend“ höre und sehe. Eva dagegen teilt er tags darauf schon mit, daß Sonne und Staub seinen Augen schadeten, daß „seine Zeit mit Besuchen und am Tische“ vergehe, daß nur ihre Liebe sein „einziges Glück in der Welt“ machen könne. Am 23. Mai ist er in Venedig. Auch von hier aber übermittelt er keine italienischen Eindrücke. Das Schlimmste, was er zu klagen weiß, ist dies, daß die Reise nicht zurück-, sondern weiter nach Florenz gehe: „Das hat man nun davon, wenn man sich mit Prinzen abgibt.“ Soweit aber ist er nun von den Plänen und Anerbietungen geheilt, daß, abgesehen von

der Berliner Gymnasialprofessur, auf die er Karl gegenüber, und zwar nun nicht mehr ablehnend, zurückkommt, Wolfenbüttel ihm nicht als das Schlechteste erscheint. Diese Meinung hatte die kluge Eva verfochten. In Venedig pilgert er dann auch zum Grabe Königs, stets in Gesellschaft desselben Mannes, „in dessen Armen er gestorben". Zu seiner Befriedigung kann er den Verdacht Evas, daß ihr erster Gatte vielleicht eines unnatürlichen Todes gestorben sei, beseitigen und den Grabstein vorbereiten. Im übrigen aber ist ihm die Fahrt nach Italien nur ein Opfer, für das er Ersatzansprüche erheben möchte, da er weder Nutzen noch Vergnügen davon habe.

Noch in Venedig muß ihm wegen eines Unwohlseins zur Ader gelassen werden. In Florenz sehnt er sich herzlich wieder nach Deutschland. Stark nimmt ihn die Hitze mit. Über Livorno geht es dann nach Korsika, Genua und Turin, wo mit dem 23. August 1775 seine gelehrten Tagebuchnotizen beginnen. Hier lernt er den Professor der Beredsamkeit Carlo Denina kennen, der ihm erklärt, er wolle einen Kreuzzug gegen die Türken predigen. Darauf soll Lessing erwidert haben: „Um Gottes willen lassen Sie meine Türken zufrieden." („Au nom de Dieu, ne touchez pas à mes Turcs"). Lessing merkt am 9. September im Tagebuch weiter an, daß die Reise über Alessandria, Tortona und Voghera nach Pavia und dann über Piacenza, Parma, Reggio, Modena nach Rom gehe. Von den römischen Sehenswürdigkeiten betrachtet und erwähnt er nur die Peterskirche, die vaticanischen Museen, die Villa Medici, das Kapitol. Die ersten Oktobertage werden in Frascati und Albano verbracht. Am 17. Oktober treffen die Reisenden in Neapel ein. Aber wie er für Venedigs einzigartige Schönheit, die gerade uns Nordländer so anzieht, und für die venezianischen Künstler kein Wort findet, so auch nicht für die künstlerische Größe Roms oder die landschaftliche Pracht Neapels. Volkmanns damals allgemein und auch von ihm als Reisehandbuch gebrauchte „Historisch-kritische Nachrichten von Italien" (Leipzig 1770) werden, so trocken sie waren, durch die seinigen hierin noch überboten.

Seine Stimmung wurde freilich auch durch das bis zum 7. Dezember währende Ausbleiben jeder Nachricht von Eva verdüstert;

später stellte es sich heraus, daß ihre Briefe durch die grausame Nachlässigkeit sogenannter Freunde in Wien liegen geblieben waren. Infolgedessen gab auch er das Schreiben auf. Ohnehin hypochondrisch gerichtet, glaubte er sie krank, ja tot.

Auch von anderem als Kunst und Landschaft schweigt das Tagebuch. Wir erfahren nichts von der Audienz, die dem Prinzen und seinen Begleitern vom Papste Pius VI. gewährt wurde. Von Berichten hierüber ist am glaubwürdigsten derjenige Cesenas in seiner „Lebens- und Regierungsgeschichte des Papstes Pius VI.", schon deshalb, weil er noch für Lessings Augen bestimmt war, wenngleich sein Tod ihrem Erscheinen (1782) zuvorkam. Zwei Stunden habe die Audienz gedauert, hören wir dort: „Der Papst unterhielt sich viel mit Herrn Lessing und soll in deutscher Sprache mit ihm gesprochen, ihn auch aufgefordert haben, eine Beschreibung von Rom und den Merkwürdigkeiten dieser Stadt aufzusetzen. Herr Lessing, als Kenner der Menschen, spricht jetzt mit den größten Lobsprüchen von Ihrer Heiligkeit." Der Neffe des Papstes, Kardinal Braschi, schenkte ihm ein kostbares Medaillon. Die Künstler, die ein Jahrzehnt später die Freunde Goethes in Rom waren, waren auch schon sein Umgang in Rom. Reiffenstein wie Hackert wurden von ihm aufgesucht und im Tagebuch erwähnt. Winckelmanns einstiger Gönner, der erblindete Kardinal Albani, durfte ihn, den großen Rivalen seines einstigen Günstlings, noch sprechen hören. Lessings eigene Eindrücke von alledem sind nicht bekannt geworden, und selbst seine Betrachtung des Laokoon-Originals wird uns nur durch eine unverbürgte Mitteilung geschildert: man habe ihn stundenlang gesucht und schließlich vor der Gruppe gefunden. In Neapel strömten in Lessings Buch wieder zahlreiche gelehrte Notizen, die ebensogut, ihrem Charakter nach, in Wolfenbüttel hätten gemacht werden können. Hier auch schrieb er eine längere Liste nieder unter dem uns wenig an Neapel erinnernden Titel: „Bücher, die ich noch zu haben suchen muß."

Seine gelehrte Suche wurde durch die Nachricht unterbrochen, daß der Prinz zum Inhaber eines preußischen Regiments (von Dieringshofen) in Frankfurt a. O. ernannt worden sei. In Eile

ging es zurück, wieder über Piacenza, Pavia, Parma und Modena. Aus dieser Stadt stammt Lessings letzte Tagebuchnotiz: „In Modena kommt auch ein Nuovo Giornale de'Letterati d'Italia heraus, welches 1772 angefangen hat, und welches sehr gelobt wird. Baretti nennt nur einen einzigen Gelehrten daselbst, den Vandelli, von dem ich nie etwas gehört."

In München trennte man sich. Lessing eilte nach Wien, der Prinz nach Frankfurt a. O. Als Lessings Schützling, Schüler und Reisebegleiter steht er uns fast näher als selbst Herzog und Erbprinz.

Maximilian Julius Leopold von Braunschweig war 23 Jahre alt, als er mit Lessing durch Italien reiste. Ein Schüler Gärtners, Eberts und Jerusalems, verehrte und pflegte er eifrig Wissenschaft und Kunst. Sein Charakter, seine Herzensgüte werden allgemein gerühmt, auch von Formey, dem Privatsekretär Friedrichs des Großen (in den „Souvenirs d'un citoyen") mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß der König ihm nicht besonders wohl wollte („n'etait pas favorablement disposé pour lui"), da er zunächst in österreichische Dienste hatte treten wollen. Leopold brachte es aber doch bis zum preußischen Generalmajor. Er wurde auch Ritter des Johanniterordens. In Frankfurt a. O. betätigte er sich nebenbei mit besonderer Freude pädagogisch. Auf seine Kosten ließ er eine Schule für die Soldatenkinder errichten. Er reiste auch zu dem Philanthropen v. Rochow nach Rhekan bei Brandenburg und wohnte in Frankfurt selbst allen öffentlichen Prüfungen bei. Rühmlich war sein Ende. Als am 27. April 1785 bei der Überschwemmung der Oder einige Bewohner der niedrig gelegenen Hütten in Gefahr waren, kam er ihnen zuhilfe und wurde von dem reißenden Strom verschlungen. Der Sohn des genannten Formey war Augenzeuge. Dieser beklagt, daß der Hergang meist unrichtig dargestellt werde, gibt als Datum den 26. April an und erzählt in französischer Sprache, wie es eigentlich gewesen sei. Der Prinz habe ein Boot genommen und es wie ein Triumphator durch die aufgeregte, mit Trümmern besäte Flut gerudert, bis ein schwimmender Baumstamm es umstürzte. Einen Augenblick habe man noch gesehen, wie seine

Hand sich aus dem Wasser emporstreckte. Dann sei er versunken. Erst nach mehreren Tagen habe man die Leiche bei einem Garten am Oderufer gefunden, unter den Zweigen eines Rosenstrauches, dessen Blüten fortan hoch bezahlt wurden. Der französische Graf von Artois setzte einen Preis von 1000 Talern für das beste Gedicht zum Lob der edlen Tat aus; aus dem Wettbewerb, an dem sich auch Morvan und andere beteiligten, ging Marmontel als Sieger hervor. Auch Goethes berühmte Ballade „Das Lob des braven Mannes" verherrlichte die Tat. In Frankfurt wurde dem heldenmütigen, der Gesellschaft eines Lessing würdigen Prinzen ein verdientes Denkmal errichtet mit der Inschrift:

Menschenliebe, Standhaftigkeit, Bescheidenheit,
Drei himmlische Geschwister,
Tragen Deinen Aschenkrug
Unvergessen lang,
Und klagen mit der Göttin der Stadt,
Deren Bürger Du zu retten eiltest,
In dessen Wellen Du untergingst,
Daß die Erde
Ihr Kleinod verloren hat.

In Wien fand Lessing bei dem Staatsrat von Gebler fünf Briefe von Eva; Briefe schmerzlicher Ungeduld, ergreifender Klage. „Sagen Sie mir nur: ich bin gesund und Ihr Freund, so bin ich zufrieden," hatte sie ihm ängstlich schon vor zwei Monaten geschrieben. Aber sie hörte doch wenigstens durch die Zeitungen von ihm, während er bis zum Heiligen Abend, an dem er in Wien ankam, ohne jede Nachricht war. Von Wien aus schreibt er ihr sofort, entrüstet über die Gleichgültigkeit der Wiener Briefvermittler: „Es sind nur kahle Entschuldigungen dieser Herren, daß sie niemals gewußt, wo ich recht wäre." In Wien besuchte er noch van Swieten, der zufällig da war, ging aber einem Essen bei dem Fürsten Kaunitz durch seinen raschen Aufbruch am 5. Januar aus dem Wege.

Über Prag fuhr er zunächst nach Dresden, wo er dem Kurfürsten vorgestellt wurde. Es war Friedrich August III., der 1806 König wurde. „Nachdem er", wie Karl erzählt, „eins und das andere

über seine italienische Reise gesprochen, fragte er ihn, was für ein Landsmann er wäre; und als Lessing antwortete, daß er die Ehre habe, sein geborener Untertan zu sein, erwiderte er, das habe er wohl gewußt, auch daß er sein Glück außer seinem Vaterlande gefunden. Wollte er aber einmal wieder zurückkommen, so sollte ihn dieser Schritt nicht gereuen, wenn er bei einem solchen Falle sich des Kurfürsten erinnerte." Die Stelle des kranken Hagedorn war ihm zugedacht, die achtzehnhundert Taler eintrug.

Die sächsische Heimat war es, die ihn grüßte. Als er einmal in der Familie seines Freundes, des Schauspielers Brandes, zu Mittag aß, überraschte ihn der Eintritt seines Bruders Theophilus, der von Pirna herübergekommen war. Lessing wollte nun auch die Vaterstadt und die Seinen wiedersehn. Er eilte nach Kamenz und gönnte Mutter und Schwester vier Tage, obwohl er nur einen sich vorgesetzt hatte. Zum letzten Male durfte Lessings Mutter ihren so gefeierten und dabei so von Sorgen und Mißgeschick verfolgten Ältesten umarmen, zum ersten Male mit ihm das Grab des Vaters besuchen. Mutter und Sohn konnten beim Scheiden nicht ahnen, daß schon nach wenigen Jahren der Tod sie wiedervereinigen werde.

Drei Wochen blieb Lessing auf der Weiterreise in Berlin, ehe er nach Braunschweig fuhr, wo er am 23. Februar, von der Kälte arg mitgenommen, anlangte. Ende des Monats traf er auf der Straße den Erbprinzen, der ihn sehr freundlich begrüßte. Bei Freundlichkeiten wäre es aber auch geblieben, hätte Lessing nicht ein dringendes Gesuch eingereicht, von dessen Beantwortung er sein weiteres Bleiben im Amt abhängig machte. Während dieser Wartezeit machte er die betrübende Erfahrung, daß eine Kiste mit wertvollen Handschriften und Manuskripten, darunter Fabeln und vielleicht auch dem neuen Faustplan, die er von Leipzig auf der Ausreise zurückgesandt hatte, verloren gegangen war. Zu diesem Ärger gesellte sich das Mißtrauen gegen die Versprechungen des Erbprinzen. Am 5. Juni teilte er Eva mit, daß er ihn wiederum persönlich gesprochen und neue Zusicherungen erhalten habe, klagte aber zugleich über sein Befinden: „Ich selbst bin nicht übel willens

noch den Brunnen zu trinken, und zwar auf einem Garten bei Braunschweig, wo ich jetzt fast öfter bin als in Wolfenbüttel. Ich mache gewöhnlich meinen Weg zu Fuße hin und her, und wenn ich dabei nichts esse, befinde ich mich außerordentlich wohl. Solche Kur ist wenigstens sehr wohlfeil."

Der Herzog war vor einigen Tagen, wie Lessing ebenfalls bei dieser Gelegenheit mitteilte, rechtsseitig vom Schlage gerührt worden. So hatte der Erbprinz freie Hand. Er bot Lessing eine neue Dienstwohnung an neben zunächst zweihundert Talern jährlicher Zulage und dem Hofratstitel. Diesen freilich nahm Lessing nur an, um den alten Herzog nicht zu beleidigen. Das Gehalt sollte allmählich steigen. Frühere Vorschüsse wurden ihm erlassen, neue in Höhe von tausend Talern gewährt, mit denen er seine Gläubiger befriedigen konnte. Sogleich schrieb er auch der Mutter wieder am 15. Juli und legte alles bei, was er noch übrig hatte: zehn Louisdor, denn nur so konnte er sein neues Glück genießen.

Im August besuchte er Eva, die den Juni auf dem York bei Stade im Landhause der Großkaufmannsfamilie Schuback, ihren alten redlichen Helfern, verbracht hatte, nun aber in Hamburg mit ihm die kommende Heirat besprach. Sie wollte ihren Freunden, die über den Verlust eines Kindes trauerten, den Wunsch erfüllen, ihr auf dem York die Hochzeit ausrüsten zu dürfen. Lessing stimmte zu, bat aber um die stillste und verschwiegenste Form der Trauung. Hiermit waren die andern gern einverstanden.

Nun beginnt ein frohes, geschäftiges Vorbereiten, in das, soweit Lessing in Frage kommt, am besten seine eigenen Zeilen nach der Rückkehr einen ergötzlichen Blick tun lassen. Unser Dichter und Denker schreibt mit großer Vernunft am 10. September der Braut: „Mein angewiesenes Haus wird nur erst vor Michaelis leer, und alles wohl überlegt, habe ich für das Beste befunden, gleich da hinein zu ziehen, als sich erst in einem fremden Hause herumzufielen. In Ordnung, sobald es leer ist, soll es bald sein. Denn da es jetzt auch sehr gut möbliert und mit Hausgerät versehen ist, so ist meine Meinung, alles, was wir ungefähr nötig haben, aus

der Auktion zu erstehen: Spiegel, Stühle, Schränke, kurz alles was gut und nicht eben teurer ist, als wenn man es neu anschaffte. Auf eine gute Köchin stelle ich überall aus, und gestern ist mir eine vorgeschlagen worden, die sehr gut sein soll, aber dreißig Taler verlangt. Wenn ich nicht bald eine ebensogute wohlfeiler finde, so miete ich sie. Einem Mädchen pflegt man hier zehn bis zwölf Taler und vier bis fünf Taler Biergeld, auch, wenn sie sich gut aufführt, einen heiligen Christ zu geben." Am 20. September kann er die Zeit nicht mehr erwarten, da er ihr gar nicht mehr zu schreiben brauche. Evas Sachen kommen an und werden achtungsvoll von ihm verwahrt, darunter auch eine kleine Bibliothek. Einen neuen Rock kauft sich Lessing zur Hochzeit nicht. Wie Emilia Galotti will er sich in wohlbekanntem und vertrautem Anzug trauen lassen, und Eva versichert, sie habe ihm nie nach dem Kleide gesehen; er werde aber eine neue Weste und Beinkleider vorfinden. Auch für einen Reisewagen trägt sie Sorge.

Dann kam der seit sechs Jahren ersehnte Tag heran. Evas Schwager fuhr dem Bräutigam bis Hamburg entgegen. Am 8. Oktober 1776 fand die Trauung statt. Das Yorker Kirchenbuch berichtet: „Die Copulation ist mit Genehmigung der zeitigen Pastore und Pastoris adjuncti hierselbst von dem Herrn Pastore Wehler zum Borstel in des Kaufmann Johann Schuback Hause in der hiesigen Bürgerschaft verrichtet worden." Mit Eva und ihren jüngsten Kindern im Alter von fünfzehn, elf und acht Jahren — der neunzehnjährige älteste Sohn war in Baden zur Kur — zog Lessing nun froh in sein neues Heim ein, in dem ihm ein schönes, wenn auch nur kurzes Familienglück erblühte. Er warf siebenundvierzig, sie vierzig erfahrungsreiche Jahre in die Glückswage, beide einen klaren Geist, ein heiteres Herz und echte, schwer geprüfte Liebe — da konnte die Wage nicht zu leicht befunden werden.

Fünf Jahre hatte Lessings Brautstand gedauert, an dessen Beginn uns Graffs aus dem Jahre 1771 stammendes Porträt erinnert. Auf der hohen Stirn und in den blauen Augen thronen Festigkeit, Ernst und Güte. Der dunkelrote Sammet, das feingefaltete Leinen,

das gepuderte Haar und das breite Seidenband geben dem Bilde zugleich einen festlichen Charakter, so daß es uns, mögen auch die fünf Jahre sein Aussehen nicht unberührt gelassen haben, immerhin eine zutreffende Vorstellung von Lessings äußerer Gestalt in jenen glücklichen Tagen geben mag, in denen sich endlich seine Sehnsucht erfüllte und seine Wolfenbütteler Einsamkeit ihr Ende erreichte, indem er Eva als Gattin in sein Haus führen durfte.

In Lessings Bekanntenkreis lösten Erstaunen und Freude über seine Verheiratung einander ab. „Unser Lessing", schrieb Eschenburg an Nicolai, „ist seit vierzehn Tagen Ehemann; er hat eine verehrungswürdige Frau. Ich weissage ihm eine glückliche Ehe." Dem Jugendfreunde Weiße dagegen schwebte der kühle Kritiker vor. „Daß unser Lessing", schrieb er Ende 1776 an Ramler, „noch ein Ehemann geworden, war mir anfänglich ganz unbegreiflich. Wenn Sie es wären, Sie mit dem gefühlvollsten und weichsten Herzen, der zärtlichsten und süßesten Bande fähig und würdig, das wäre mir nicht unerwartet gewesen. Immer scheint es mir auch, daß Lessing mehr am Geiste als am Herzen muß gefesselt sein, da die Person fünfunddreißig Jahre alt, eine Mutter von drei Kindern und beständig kränklich sein soll." Der Augenschein hätte ihn freilich eines Besseren belehrt. Von Lessing zurückgesetzt, ließ er stets einen Tropfen stillen Grolls in die empfänglicheren Seelen seinesgleichen fallen. Lessing selbst wurde nicht davon berührt.

Das Glück Lessings spiegelte sich auch nach außen hin wider. Mißmut und Unruhe verschwanden aus den Briefen, und den Besuchern Wolfenbüttels eröffnete sich der Blick auf eine schöne, harmonische Ehe. Eva trug bescheidene, aber heitere Geselligkeit in das Haus. Von „des Herrn Hofrats und der Frau Hofrätin Kunstdiskursen" weiß der jüngere Tischbein, von ihrem Charakter und ihrer Gastlichkeit der Historiker Spittler zu erzählen, der im Frühling 1777 in der Bibliothek arbeitete. Er schreibt an Meusel: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen ebenso völlig un-

gehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der tätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und, wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr tätiges Wohlwollen irgendwo anzutreffen als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unstudierte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie allen mitteilt, welche mit ihr umzugehen das Glück haben. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Im August 1776 hatte Frau Eva durch ihren Bruder, der als Professor nun von Utrecht nach Heidelberg übergesiedelt war, erfahren, daß Lessing an das für Mannheim geplante Nationaltheater berufen werden sollte. Die ihm an den deutschen Höfen, besonders in Wien, erwiesenen Ehren scheinen den Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor, der mit seinem Ländchen nicht hinter Bückeburg, Braunschweig und Weimar zurückstehen wollte, ganz besonders auf ihn aufmerksam gemacht zu haben. Hatten jene Herder, Lessing, Wieland und seit 1775 Goethe, so sollte nun der Gefeierteste dieser Männer sein werden. Gerade während der Vorbereitungen zur Hochzeit, am 5. September 1776, kam der durch seine späteren Beziehungen zu dem jungen Schiller bekannte Buchhändler Schwan nach Wolfenbüttel, um ihm unter Verschweigung des eigentlichen Planes, da man von dem seit der Hamburger Zeit in Lessing tief wurzelnden Hasse gegen alles Theaterwesen eine Absage fürchtete, das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der 1763 gegründeten Pfälzischen Akademie der Wissenschaften zu überbringen. Außerdem wurde ihm eine Jahrespension von hundert

Louisdor angeboten, wenn er an den Arbeiten der Akademie teilnehmen, jährlich oder wenigstens alle zwei Jahre einmal gegen Reiseentschädigung den Versammlungen beiwohnen und in jedem Jahre eine Abhandlung für die Akademie schreiben wollte. Wenn er dann sich bei seiner Anwesenheit in Mannheim auch etwas für das neue Theater interessieren würde, so würde das dort angenehm sein. Etwas in Heidelberg angelegtes Vermögen hätte dann ohne Abgabe (Dezimation) flüssig gemacht werden können. Lessing fragte den Herzog, ob er das Anerbieten annehmen dürfe. Dieser erlaubte es gern und versprach auch den Reiseurlaub, „soweit derselbe, wie vorauszusehen, bei seinen jetzigen und seinen ihm dermaleinst noch zu bestimmenden Geschäften statthaben könne."

Aus Mannheim liefen nun weitere Wünsche ein, darunter auch der, Schauspieler zu werben. Lessing tat dies auch, teils persönlich, teils durch Vermittlung des Berliner Bruders, ohne aber wirklich bedeutende Künstler in dieser Zeit auftreiben zu können. Aus aller Welt strömten ihm nur die Gesuche der Stümper zu. In Mannheim sah man ihm mit Sehnsucht entgegen; besonders der Maler Müller, der seit einem Jahre dort lebte, war ein rückhaltloser Verehrer Lessings. Zunächst ging in Lessings Auftrage vom 17. Dezember 1776 sein dramaturgischer Schüler, der Schauspieler Großmann, von Frankfurt nach Mannheim, um mit dem leitenden Minister, Grafen Hompesch, persönlich zu verhandeln und vor allem die Seylersche Truppe aus Dresden für Mannheim zu gewinnen; denn Seylers Gattin, die frühere Madame Hensel, genoß noch immer den künstlerischen Ruf, den sie in Hamburg hatte. Endlich ging Lessing selbst dorthin. „Künftige Woche", schrieb er am 8. Januar 1777 an Karl, „reise ich nach Mannheim, und ich wollte wohl wünschen, daß ich schon wieder hier wäre. Denn mich schaudert, wenn ich nur daran denke, daß ich mich wieder werde mit dem Theater bemengen müssen." Am 17. Januar reiste er ab.

Lessings Plan wurde inzwischen weithin bekannt und auch von Fernerstehenden eifrig besprochen. Der Buchhändler Dyk schrieb am 11. Januar 1777 an Ramler: „Lessings Büste wird in dem

Theater zu Mannheim errichtet. Der Himmel gebe, daß sie Schauspieler und Dichter begeistern mag"; und am 8. Februar: „Daß Herr Lessing nach Mannheim gereist und Zachariä gestorben ist, werden Sie bereits wissen. Aber wissen Sie auch, daß die Seylersche Gesellschaft Anfang Juni nach Mannheim geht? Seyler erhält 1500 Gulden Reisegeld, 10000 Gulden jährlichen Gehalt, frei Orchester, Beleuchtung und den Gebrauch der vorhandenen Garderobe; das Engagement ist auf zehn Jahre."

Lessing war ebenfalls zuversichtlich. Unterwegs blieb er einen Tag in Darmstadt, wo er am 22. Januar eintraf und vermutlich im „Posthaus", dem heutigen „Hotel zur Traube", übernachtete. Der Prinzenerzieher und Hofdiakonus Georg Wilhelm Petersen (1744—1816) schrieb darüber in einem erst kürzlich entdeckten Brief am 10. Februar an Nicolai: „Herr Hofrat Lessing ist auf seiner Reise nach Mannheim hier über Nacht gewesen. Er hat Claudius und seine Frau zu sich ins Miethaus bitten lassen. Merck ist etliche Tage darauf in Claudius' Gesellschaft nach Mannheim gereist, um Lessing dort zu sprechen. Er hat ihn auch, wiewohl nur kurze Zeit, gesprochen und ist sehr mit ihm zufrieden." Also auch Goethes Berater und Kritiker, der Kriegsrat Merck, ist mit dem Meister der deutschen Kritik zusammengetroffen! Die Bekanntschaft war jedoch nur flüchtig, denn am 21. Mai 1777 schrieb Lessing an Claudius: „Hier sind Briefe für Sie angekommen. Merck hat sie geschickt. Was ist denn Merck? Denn ich muß ihm antworten, weil er mir auch etwas, meinen Prozeß betreffend, geschickt hat." Am 4. März berührte Lessing Darmstadt auf der Rückreise noch einmal, wie das Darmstädter „Frage- und Anzeigungsblättchen" zu melden wußte.

In Mannheim selbst lag seine einzige Freude in dem Umgang mit dem Maler Müller, der ihn auch auf einem Abstecher nach Heidelberg begleitete und alle mit Lessing geführten Gespräche pietätvoll aufzeichnete. Die Verhandlungen mit Hompesch aber zerschlugen sich. Sämtliche Pläne waren unsichere Vorspiegelungen ehrgeiziger Kreaturen gewesen, die nun zurückwichen, als es auch

finanziell Ernst zu machen galt. Empört kehrte Lessing über Göttingen heim, mißmutig über das Versagen jener Bühne, der erst Dalberg 1779 Ansehen brachte. Nun da die Pfälzer aber den Theater-Lessing verloren, mochten sie auch mit dem Akademie-Lessing wenig mehr zu tun haben. Die Tatsachen verdrehend, schrieb ihm Hompesch am 7. April: da er „eine stete Pension mit Verbindlichkeit, jährlich hierher zu reisen, ausgeschlagen und zu wünschen geschienen" habe, seine „Freiheit unbeschränkt beizubehalten", so bliebe Seiner Churfürstlichen Durchlaucht nur übrig, ihn lediglich für etwa doch ausgeführte Reisen nach Mannheim schadlos zu halten". Lessing antwortete in einem Brief, den der Herr Minister gewiß nicht gern las. Durch Vorspiegelung und Intrige behandele man ihn mutwillig wie ein Kind: „Denn nur einem Kinde, dem man ein getanes Versprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage." Sollte aber gar irgend jemand seinen Namen unwahr in dieser Sache an die Öffentlichkeit bringen, so werde er mit der vollen Wahrheit hervorkommen: „Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich ein gedrucktes vergebe." Die Mannheimer Bühne überlasse er notwendig ihrem Schicksale. „Ich dränge mich zu nichts", schloß er, „und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum Besten begegnen wollen oder können — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein." Nein, die Exzellenz hatte einen so freimütigen Brief auf ihr diplomatisches Schreiben gewiß nicht erwartet. Sie tat aber nach Lessings Wunsch und schwieg fein stille. Die Bemühungen des Malers Müller, die Dinge wieder zurecht zu rücken, lehnte Lessing freundlich aber fest ab: „Lernen Sie das Wort der Großen für das halten, was es ist." Dieser Mannheimer Zerfahrenheit setzte Wieland, gleichfalls dort genarrt, in den „Abderiten" das würdige Denkmal, indem er zugleich Euripides, d. i. Lessing, in das Theater-Schilda versetzte.

Wir besitzen eine in ihrer Offenheit köstliche, dabei summarische

Schilderung des Verfahrens der Mannheimer Regierung Lessing gegenüber, die hier unentbehrlich ist, da gerade ihr Autor die Beschlüsse seiner Gebieter auszuführen hatte. Die Memoiren des Kabinettsekretärs Stephan v. Stengel erzählen: „Meine Hauptabsicht war, der Bühne ihre ganze Würde zu geben, ihr ein moralisches Gewicht zu erhalten, und wegen ihrem Einfluß auf die Mundart darauf eine gute, reine, durch Verschiedenheit der Dialekte nicht vermischte Sprache einzuführen. Am meisten kämpfte ich deswegen gegen alle einem Direktor irgendeiner bis damals noch überhaupt wandernden deutschen Schauspielertruppe zu überlassende Entreprise: ich schlug vor, die Direktion dem damals in allgemeiner Achtung gestandenen Herzoglich Sachsen-Gothaischen Hofschauspieldirektor Ekhof zu übergeben, das Ganze aber einer unmittelbaren Theaterintendanz unterzuordnen. Der letzte Punkt dieses Vorschlags wurde angenommen, im übrigen setzte es aber Marchand durch seine Bekanntschaften und Verbindungen im Vorzimmer des Kurfürsten und bei dem Minister durch und wurde mit seiner Truppe angenommen. Indessen behielt die deutsche Gesellschaft doch immer einigen Einfluß, und ich schrieb nachher das Tagebuch der Mannheimer deutschen Schaubühne in den „Rheinischen Beiträgen". Da inzwischen die Hofkammern durch Übernahme der Baukosten wieder hatten vor den Riß stehen müssen, so nahm Minister Hompesch auch wieder Anteil an der Sache, und nun beschloß er, den bekannten Lessing nach Mannheim zu ziehen. Lessing wurde eingeladen und kam. Hompesch wandte alles an, diesem Gelehrten Deutschlands erster Größe einen würdigen Empfang und einen angenehmen Aufenthalt vorzubereiten. Ich erhielt den Auftrag, die Bedingnisse mit ihm richtig zu machen. Lessing, von vielem Weihrauche, der ihm von allen Seiten entgegendampfte, betaumelt, machte den Spröden; die Direktion der Nationalbühne zu übernehmen, schlug er rund ab, nur dazu wollte er sich noch verstehen, von Zeit zu Zeit seine Meinung zu sagen, seinen Rat zu geben. Hompesch war in Verlegenheit, Lessing konnte er so nicht fortgehen lassen, und ihn so zu behalten, schien ihm zu teuer. Jetzt fiel er

auf den Gedanken, ihm die oberste Leitung der Heidelberger Universität und der Studien überhaupt zu geben. Lessing nahm es an und ließ sich in einem Hofwagen nach Heidelberg führen, um den ersten Überblick seiner künftigen Würde zu nehmen. Aber nun brach das Wetter los: die Oberkuratel der Universität und die Direktion der Studien standen unter dem Departement des Ministers Oberndorf, der diesen unvorhergesehenen Eingriff seines Herrn Kollegen unmöglich dulden konnte. Pater Frank wurde benutzt und da mußte die Sache von der gefährlichsten Seite gepackt werden, daß es darauf abgesehen sei, die ganze Nationalerziehung einem Protestanten in die Hände zu spielen und dadurch der katholischen Religion den tödlichsten Streich zu versetzen. Da der Gedanke wirklich sonderbar und abenteuerlich und gewiß von dem ersten Berufe Lessings nach Mannheim sehr verschieden war, so war wohl vorzusehen, daß Oberndorfs und Franks Bewegungen dawider bei dem Kurfürsten Eingang finden würden. Als ich daher einige Tage nachher zum Kurfürsten kam, erhielt ich den Auftrag, die Sache einzuleiten, daß Lessing (doch mit guter Art) sich so bald als möglich zu seiner Nachhausreise bequemen möchte. Hompesch mußte nun gleichwohl in einen sauren Apfel beißen und seinen Mißgriff, so gut er konnte, mit Gold bedecken. Ich mußte Lessing sehr viel Verbindliches vom Kurfürsten sagen, ihm eine mit Dukaten gefüllte goldene Dose, dann die Folge der Kurfürsten von der Pfalz von Otto dem Erlauchten an bis auf Karl Theodor in goldenen Medaillen überbringen, dann wurden ihm seine Reisekosten besonders vergütet und sein Wirt bezahlt, und Lessing verschwand, wie er gekommen war. Dies geschah im Frühjahr 1777."

Wenig kümmerte einen Lessing die Falschheit sogenannter Gönner. Er war am Ziel. Zum neuen Jahr bezog er das uns als Lessinghaus bekannte Gebäude mit den schmucken Seitenflügeln. Am 1. Dezember 1776 hatte er an Karl geschrieben, Eva sei die einzige Frau in der Welt, mit der er sich zu leben getraute. Sie habe alles, was er an einer Frau suche. Wenn er also mit ihr nicht glücklich sei, dann würde er mit jeder andern noch unglück-

licher geworden sein. Auch Karl heiratete in jenen Tagen; durch seine Verbindung mit der Tochter des Hauses Voß knüpfte er an seines Bruders Berliner Fäden an und begründete so die länger als ein Jahrhundert währende Verbindung der Namen Lessing und Voß und ihre Bedeutung im geistigen Leben Berlins.

Da starb im März 1777 die Mutter. Lessing hatte schon am 27. November 1776 der Schwester seine Eva so geschildert, wie die Mutter gegen den Vater gewesen sei, „so herzlich gut und rechtschaffen". Beim Tod der Mutter schrieb er jetzt: „Die beste Art, über sie zu klagen, glaube ich, ist, Dich nicht zu vergessen, da Du ihr die letzten Jahre ihres Lebens so erträglich gemacht hast, indem Du Dich für uns alle Deiner Pflicht aufgeopfert." Am 1. Oktober nahm der jüngste Bruder Theophilus, der Konrektor in Pirna die Schwester zu sich.

Zärtlich als Gatte, liebevoll als Vater — so lebte Lessing, der Vielgeprüfte; nun in der Ehe mit Eva neu auf. Die Häuslichkeit gedieh unter ihren sorgenden Händen auf das beste. Ihr Taschenbuch lehrt sie ja nicht minder als ihr Briefwechsel von der hausfraulichen Seite kennen. Sie verstand es aber auch, den Hauch des Wohnlichen und Gemütlichen um sich zu verbreiten und wiederum Weltdame zu sein, wenn es der Augenblick erforderte. Die Harmonie von Herz und Verstand machte sie Lessing unersetzlich.

Die Klarheit ihres Denkens entsprach der peinlichen Ordnung des Hauswesens. Das lag ganz in Lessings Art, dessen Schreibtisch gar nicht an das bei so vielen Gelehrten erbliche geniale Durcheinander erinnerte. Pünktlichkeit war ihm selbstverständlich. Nur bei der Unterbrechung geistiger Arbeit durch die Essenszeit wurde nicht auf die Minute gesehen. Gastfrei waren sie beide. Lessing kehrte in der Geselligkeit niemals den Gelehrten heraus. Heiterer Scherz und freundliche Plauderei waren dann die Losung. Die Kinder hingen mit großer Liebe an ihm, der sie wenig tadelte und fast nie strafte. Nur zweimal erhielt Fritz, wie er selbst gesteht, mit gutem Grunde, eine Ohrfeige: einmal, als er sich gegen die Angriffe eines Knaben nicht wehrte, und ein anderes Mal, als er log.

Unter seinen älteren Freunden blieb ihm der nächste Moses Mendelssohn. Über dessen Persönlichkeit berichtet in dieser Zeit ein ungedruckter Brief von Hennings an Elise Reimarus aus Dresden, 21. August 1776: „Mendelssohn ist in Dresden. So hab ich in einer dürren Wüste einen Labetrunk gefunden. Seine Gesundheitsumstände haben ihm noch nicht wieder erlaubt, philosophisch zu arbeiten; er teilt seine Gedanken seinen Freunden Nicolai, Eberhard, Engel, Friedländer zur Bearbeitung mit. Sein äußeres Ansehen hat dadurch gewonnen, daß er sein eigenes Haar trägt. Sie wissen, welch ein edler sanfter Ausdruck in seiner Physiognomie ist. Die mancherlei Besuche, die vielen Unterredungen scheinen ihn etwas zu ermatten, aber man sieht so deutlich, daß diese Abspannung im Körper liegt, daß sein Geist immer im edelsten Gleichgewicht der Ruhe erscheint. Sein Urteil ist hell und gerade. Sein Ausdruck immer sich selbst so gleich, daß man nirgend einen höheren Beweis der Unabhängigkeit, der Selbständigkeit und der Immaterialität der Seele finden kann als in seiner Art zu denken, zu reden, zu sein."

Am 11. November meldete Mendelssohn von Hannover aus Lessing seinen Besuch an. „Sie scheinen", schrieb der weise Menschenkenner, „jetzt in einer ruhigen zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmoniert, als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte." Der Treueste der Freunde hielt sein Versprechen und sah seines Berliner Kampf- und Schachgenossen volles Glück. Dieses Beisammensein in der stillen Wolfenbütteler Bibliothekarswohnung war wie ein letztes Abendrot in Lessings Leben. „Du wirst mich," schrieb er später an den Bruder Karl, „fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden."

Jäh brach sein Glück zusammen. Am Weihnachtsabend gebar Eva einen Sohn, der nach vierundzwanzig Stunden starb und am 10. Januar 1778 die Mutter nach sich zog.

Zehn Tage lag Eva fast ohne Bewußtsein. Nur ihn erkannte

sie. Weder Tag noch Nacht wich er von ihrem Lager. Wiederholt mußte man ihn mit Gewalt entfernen, damit er der Sterbenden den Todeskampf nicht allzusehr erschwere. Mit der Hälfte seiner übrigen Tage hätte er gern, wie er selbst gestand, das Glück erkauft, die andere Hälfte in Gesellschaft der Verstorbenen zu verleben, anstatt seinen „Weg allein so fortzuduseln". Seine Briefe aus dieser Zeit, in ihrem Schmerz und in ihrer Selbstbezähmung die erhabensten, die die Welt kennt, verbieten jeden Kommentar.

An Professor Eschenburg in Braunschweig.

Wolfenbüttel, 31. Dezember 1777.

Mein lieber Eschenburg!

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Anteil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrat merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.

Lessing.

An Karl Lessing.

Wolfenbüttel, 5. Januar 1778.

Mein lieber Bruder!

Bedaure mich, daß ich diesmal so eine gültige Ursache habe, Dir während der Zeit, da Du so viel Güte für meinen Stiefsohn hast, noch nicht geschrieben zu haben. Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage verlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest

meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübnis ward von der größten Besorgnis so überschrien! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bett, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur sauer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hat sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird. Wie Du mir verzeihest, daß ich Dir seit vierzehn Tagen nicht geschrieben, so verzeihst Du mir auch, daß ich Dir jetzt nicht mehr schreibe. Ich denke ungern daran, daß Dir jetzt unser Stiefsohn mancherlei Inkommodität verursacht. Gott lasse Dich unter ähnlichen Umständen eine freudigere Szene erleben!

Gotthold.

Wolfenbüttel, 10. Januar 1778.

Lieber Eschenburg!

Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht. — Auch tut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unserer übrigen Freunde in Braunschweig Beileids versichert halten darf. Der Ihrige.

Lessing.

13. Der theologische Kampf.

Wenn ein schwüler Sommertag, der auf die Erde drückte, zur Neige geht und sich in heftigem Wetter entladet, dann empfinden wohl selbst die Ängstlichen und Zarten das Wohltuende, das in der kräftigen Auslösung unheildrohender, zusammengeballter Kräfte liegt. Viel schlimmer das dumpfe Warten als das Erwartete selbst, viel schwerer ein langes, aufreibendes Ringen mit dem Leben als ein rüttelnder, schüttelnder Kampf. „Ich bin ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein" — dieses Wort des West-östlichen Divans hätte gewiß niemand mit mehr Recht sprechen können als Lessing. Aber gerade die Kämpfe der ersten Wolfenbütteler Jahre haben etwas so Gequältes und Gedrücktes, daß der nun entbrennende frische Krieg mit der Geistlichkeit jener Zeit dem wirklichen Lebensleser wohltut. Hier sehen wir nicht Schicksalsmächte in den Schranken, die nicht zu bannen, zu fassen sind, sondern Gegner von Fleisch und Blut. Hier ist der Kampf nicht die Folge von zufälligen Erlebnissen oder literarischem Studium, sondern mit zwingender Notwendigkeit geht er aus dem innersten Ich unseres Helden hervor. Dieser Kampf ist im eigentlichen Sinne sein Kampf, die Lösung seiner Lebensgleichung, die für ihn notwendige Tat seines freien Willens. Und das ist es, was den Kampf auch ästhetisch zum Kampf macht, was uns berechtigt, ihn von der Summe aller anderen Lessingschen Kämpfe abzuziehen und auf ein eigenes Piedestal zu heben. „Lange leben ist nicht viel leben," sagte Lessing 1776 bei der Herausgabe von Jerusalems Philosophischen Aufsätzen im Vorwort. Lange kämpfen ist nicht viel kämpfen, ließe sich hinzufügen. Den Kampf mit der Lebensnot, mit Lange und Klotz könnten wir uns aus Lessings Leben hinwegdenken, ohne das Gesamtbild seines Wesens zu gefährden; den Kampf mit Goeze nicht. Zu weit liegen die Keime zurück,

zu lange hatte ihre Entwicklung gewährt, zu oft hatten sie seinem künstlerischen wie wissenschaftlichen Schaffen das Gepräge gegeben, um biographisch ausgeschaltet werden zu können. Ja dies reinigende Gewitter allein ließe sichere Schlüsse zu auf die Schwüle des ganzen Lebenstages.

Schon in dem Abschnitt von der Umgestaltung des religiösen Lebens im 18. Jahrhundert haben wir die Kräfte wirksam werden, die Wolken sich zusammenballen sehen, die Lessings Weg von seiner frommen Jugend im Kamenzer Pfarrhaus an bis zu theologischen Sturmvögeln in Amt und Ehe, bis zur Verteidigung Adam Neusers 1774 im dritten der Wolfenbütteler Beiträge bezeichnen. An diese letzteren knüpfte er in demselben Beitrag das erste „Fragment eines Ungenannten" an, das von ihm mit folgenden Worten eingeführt wurde: „Die hauptsächlichste Betrachtung, auf welche Neusers Geschichte einen denkenden Leser führet, brauche ich wohl nicht erst lange anzugeben. Sie ist es aber, die mich an Fragmente eines sehr merkwürdigen Werks unter den allerneuesten Handschriften unserer Bibliothek und besonders an eines derselben so lebhaft erinnert, daß ich mich nicht enthalten kann, von ihnen überhaupt ein Wort hier zu sagen und dieses eine als Probe daraus mitzuteilen." Indem er die Anonymität des Verfassers aufrecht hält, bemerkt er nur ablenkend, daß ihn das Manuskript an den von der Orthodoxie wegen seiner Bibelübersetzung verfolgten Joh. Lorenz Schmidt aus Wertheim († 1749) erinnere, der vor dreißig Jahren in Wolfenbüttel eine Zuflucht und „unter dem Schutze eines einsichtsvollen und gütigen Fürsten die Duldung fand, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden lassen". Nicht Schmidt aber war der Verfasser, was aus der Überschrift jedem Klugen deutlich wurde — denn Schmidts Name blieb ja nicht „ungenannt", und ungenannt ist bekannt —, sondern seiner Freunde Heinrichs und Elisens Vater, der ihnen am 1. März 1768 im Alter von 72 Jahren durch den Tod entrissen wurde: Hermann Samuel Reimarus, Professor am Akademischen Gymnasium zu Hamburg. Lessing hat ihn als gebrechlichen Greis noch kennen gelernt. Aber noch am 29. De-

zember 1796 glaubte die Öffentlichkeit, daß er jedenfalls nicht der Verfasser der Fragmente sei, wie ein Brief Kinderlings zeigt.

Reimarus gehörte zu den Zierden griechischer, orientalischer und theologischer Gelehrsamkeit im 18. Jahrhundert. Sein Lebensgang ist kurz erzählt. Er war geborener Hamburger, studierte in Jena, hielt sich 1720/1 in Holland und England auf, wurde 1723 Rektor in Wismar und 1727 Professor der orientalischen Sprachen, des Griechischen und der Mathematik an demselben Akademischen Gymnasium in Hamburg, das er einst als Schüler besucht hatte.

Wie modern er als Pädagoge dachte, verraten einige noch unbekannte Zeilen, die in der Campeschen Autographensammlung der Hamburger Stadtbibliothek erhalten sind. Da redet er zunächst einer praktischen und anschaulichen Methode das Wort, wie die Philosophische Propädeutik als Unterrichtsfach zu betreiben sei: „Die Jugend müßte billig vom 10. Jahre an in den Schulen die Definitiones der vornehmsten Begriffe durch die ganze Philosophie lernen, da ihnen die Merkmale der Definition in einem oder zweien Exemplis gezeigt werden müßten; aber mehr andere Exempel, jedoch ohne Applikation auf die Definition, hinzugesetzt wären, daß sie dabei ihre Kräfte übten. Diese deutlichen Begriffe würden mit den Jahren so fruchtbar werden, daß die Knaben von selbst sehen würden, welche Wahrheiten in diesen Begriffen steckten; auch würden sie dadurch für irrige und falsche Begriffe bewahrt werden; mehrerer Vorteile zu geschweigen." Dann spricht er bereits die heute selbstverständliche Trennung humanistischer von realistischer Erziehung als Grundsatz aus: „Die Knaben, welche nicht zum Studieren gewidmet sind, müßten in der Schule von den andern separiert werden, daß sie nicht ihre Zeit unnütze vertun und dagegen viel Nützliches lernen könnten." Reimarus war in allem ein Schüler Wolffs, ein typischer Rationalist und Aufklärer. Was er veröffentlichte, hielt sich jedoch noch im Rahmen dessen, was die Kirche von gläubigen Bekennern erwarten durfte.

Im Jahre 1754 erschien unter seinem Namen die Schrift: „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, in zehn Abhand-

lungen, auf eine begreifliche Art erklärt und gerettet", die Maimon sogar ins Hebräische übersetzte, aus Geldmangel aber in dieser Form nicht herausgeben konnte. Sie verstieß in keiner Weise gegen die Lehren der Orthodoxie, nötigte andererseits aber auch Kant die Anerkennung ab, daß sie den relativ besten Beweis für das Dasein Gottes enthalte. Mit den andern Aufklärern will Reimarus dem Glauben eine vernünftige Grundlage geben, wie er im Vorwort bekennt. Wem „eine natürliche Religion vernünftig beigebracht" sei, der könne kein Atheist sein. „Möchte ich", ruft er aus, „so manche Grübler und Zweifler von ihrer Verwirrung und Unruhe befreien und ihnen die muntere Gemütsruhe mitteilen, deren ich seit vielen Jahren genieße!" Wissen ohne Religion sei nur ein tändelnder Zeitvertreib. Menschen und Tiere seien weder von der Welt noch von der Natur geschaffen; die körperliche Welt müsse von einem andern um eines andern willen hervorgebracht sein. Diesen Gedanken beleuchten nun Beobachtungen des seelischen und tierischen Lebens, das so absichtsvoll von der Vorsehung organisiert sei, sowie ein Ausblick auf Unsterblichkeit und Religion. Derjenige sei religiös, der eine lebendige Erkenntnis von Gott habe; entströme diese der natürlichen Kraft der Vernunft, so ergebe sie die sogenannte natürliche Religion. Reimarus bekennt sich in dieser Schrift als rückhaltlosen Optimisten. Die Schöpfung sei ausschließlich auf das Wohl der Lebendigen gerichtet und verlange religiöse Anbetung. Mit Lessings Adraft, der ohne Religion, aber voller Tugenden den „Freigeist" verkörpert, würde diese Schrift nichts zu tun haben wollen, denn: „Tugend ohne Religion ist gewiß von der niedrigsten Art." Allerdings richtet sich der Satz besonders gegen La Mettries Materialismus. Mit Lessings „Nathan" stimmt die Auffassung überein, daß der Mensch zur Liebe geboren sei. Im ganzen hätte auch dieses Buch von Lessing zu jener lauwarmen Neugläubigkeit gezählt werden müssen, von der er noch weniger hielt als von der Orthodoxie. Den Schlußsatz mit seiner Jenseitstheorie hätte jeder Prediger schreiben können: „Die Religion allein macht uns, durch die Versicherung der Unsterblichkeit, unser ganzes Leben

in allen Umständen erträglich, getrost, glückselig; sie erhöht das zeitliche Vergnügen durch die gewisse Hoffnung eines noch weit besseren Zustandes; sie versüßt das gegenwärtige Leid durch die zukünftige überwiegende Freude; sie erwartet den Tod als eine neue Geburtsstunde zum vollkommenen Leben und tut unserer Natur und deren Verlangen nach einer ihr gemäßen Glückseligkeit auf alle Weise Genüge." Von hier aus aber ergab sich für Reimarus eine versteckte Brücke: natürlich vermag eine jede Religion zu sein. Das Wesentliche auch in Mohammeds Lehre, zeigt er später, laufe auf natürliche Religion hinaus.

An diese Abhandlung knüpfen bald darauf an seine „Vernunftlehre" sowie die „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Tiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe, zum Erkenntnis des Zusammenhangs der Welt, des Schöpfers und unser selbst". Mit dem Ausdruck der Freude über den Beifall, den seine erste Schrift gefunden habe, nimmt er den Faden mit der Feststellung wieder auf, daß der tierische Kunsttrieb einen sicheren Schluß zulasse auf Sein und Allmacht des Schöpfers. Soviel Arten und Stufen der Glückseligkeit es gebe, soviel innere dazu führende Bestimmungen der Seelenkräfte und damit im Einklang stehende organische Körper seien vorhanden. In dieser Definition ruhe der Begriff der Vollkommenheit der Welt, denn die Menschen hätten es mit den Tieren gemein, glückselig sein zu wollen. Ein Anhang behandelt die verschiedene Determination der Naturkräfte und ihrer mancherlei Stufen. Indem Reimarus durch seine Schrift beweist, daß Tiere Kunsttriebe haben, zeigt er zugleich, daß diese ebensoweit von der bloßen Maschine als von der Vernunft entfernt seien. Hätte die Gans etwas von der letzteren, meint er, so würde sie kein Ei von Kreide ausbrüten wollen; und wäre die Raupe nur die erstere, so würde sie ein gestörtes Gespinst nicht auszubessern suchen. Diese Triebe seien angeboren und zweckvoll, seien somit ein sprechender Beweis für das Dasein Gottes.

Schon aus den veröffentlichten Schriften geht hervor, daß hier ein klarer Kopf bei der Arbeit war; ein nüchterner, gewiß, aber

doch auch ein begeisterungsfähiger, denn „zum Erkenntnis des Zusammenhangs der Welt, des Schöpfers und unserer selbst“ gibt er dem Gedanken der Unsterblichkeit die schönen Geleitworte mit: „Wenn wir unsere Betrachtung bloß auf den Teil unserer Natur einschränken, welcher sinnlich ist, und auf dieses Leben, wiefern es in sinnlichen Empfindungen genossen und in sich darauf beziehenden Geschäften hingebracht wird, so sind wir offenbar weit schlechter daran als die unvernünftigen Tiere. Jedes Tier geht seiner Auflösung ohne die geringste Ahnung derselben, mit einer beneidenswerten Ruhe entgegen, und verläßt ein Leben, für dessen Verlängerung noch nie ein Wunsch in ihm aufgestiegen war, ohne allen Widerwillen, und schläft mit der süßesten Unwissenheit ein, ob es nie wieder aufwachen werde. Und der Mensch soll sich beruhigen, wenn die kalte Hand des Menschenwürgers den Bau seines Leibes erschüttert, ihn zu Boden wirft und die schrecklichste aller Empfindungen, die Empfindung der nahen Vernichtung, in seine arme, hilflose Seele drückt? Und Gott könnte so grausam sein, den Menschen, das vorzüglichste seiner Werke, zu dieser abscheulichen Entwicklung eines unglücklichen Schicksals bestimmt und ihm also die Vernunft und durch dieselbe die Erkenntnis und den heißen Wunsch der Unsterblichkeit gegeben haben, nur damit er durch die Versicherung, daß er nie dazu gelange, desto mehr möchte gequält werden?“ — Mendelssohn erklärte bei Herausgabe seines „Phaedon“, die Hauptgründe seines Glaubens an die Unsterblichkeit von Reimarus und Baumgarten entlehnt zu haben.

Reimarus hütete sich wohl, in den Ton der Aufklärer zu verfallen. „Lieber mag der Weise sich“, bekennt er, „des Friedens halber unter den herrschenden Meinungen und Gesinnungen schmiegen, ducken und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Äußerung unglücklich machen sollte.“ Es sei noch nicht an der Zeit, dem „gemeinen Haufen“ die Wahrheit zu sagen. Dagegen schrieb er zu seiner „eigenen Gemütsberuhigung“ länger als zwei Jahrzehnte an einem Werk, das er für den Fall orthodoxer Angriffe seinen Freunden handschriftlich zu hinterlassen,

aber erst „in aufgeklärteren Zeiten" veröffentlicht zu sehen wünschte. Keine Angriffsschrift sollte es sein, sondern eine Schutzschrift der Verfolgten. In Hamburg hatte Reimarus den Druck der orthodoxen Herrschaft kennen gelernt. Für die Hamburger protestantische Rechtgläubigkeit galt zu des Reimarus Lebenszeit derselbe Grundsatz, wie er vom Papste noch ein Jahrhundert später, 1864, in dem 15. Satz des Syllabus klar und deutlich ausgesprochen wurde: „Wer behauptet, ein Mensch dürfe diejenige Religion annehmen und bekennen, die er nach bestem Wissen für wahr hält, der sei verflucht." Es ehrt den stillen Gelehrten Reimarus, dem die Kampfesnatur Luthers fehlte, daß er Latitudinarier bleiben wollte, daß er sich nur zum Ziel setzte, für sich und die Seinen und die künftigen Geschlechter „den Glauben, der ihm so manche Anstöße gemacht, von Grund aus zu untersuchen, ob derselbe mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht". Einen Lessing stellte die Handschrift, sobald ihm der Einblick in sie gegönnt wurde, vor andere Aufgaben.

„Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" betitelt sich das hinterlassene Manuskript des Reimarus; es ist eingeteilt in zwei Hälften, nach Altem und Neuem Testament, von denen jenes in fünf, dieses in sechs Bücher zerfällt, und umfaßt im ganzen mehr als 2000 Seiten. Die Urschrift des Werkes kam, wie hier im voraus angemerkt sein möge, später in den Besitz der Hamburgischen Stadtbibliothek. Eine Abschrift stiftete J. A. Hinrich Reimarus 1814 der Universität Göttingen. Erst 1851 unternahm es Klose, die ungekürzte „Schutzschrift" in Niedners Zeitschrift für historische Theologie zu veröffentlichen; er kam aber damit nicht über den Pentateuch hinaus; im Jahre 1861 endlich veranstaltete David Fr. Strauß einen Auszug, den er den „vernünftigen Verehrern Gottes" widmete. — Mit einem Radikalismus, dessen Folgerichtigkeit wohl von keinem anderen Werke weder Deutschlands noch des Auslandes erreicht wird, ja mit unverhohlener Feindseligkeit gegen das Christentum, zugleich aber mit Scharfsinn, Gründlichkeit, Klarheit, fesselnder Lebhaftigkeit, allerdings auch mit einer jeglicher

Poesie baren Nüchternheit und mit völligem Mangel an psychologischem Verständnis für die religiösen Bedürfnisse der menschlichen Natur und für das Geheimnisvolle, Mystische im Verhältnis von Gott- und Menschheit, prüft das Werk des Reimarus die Grundlagen der geoffenbarten Religion und der biblischen Geschichte. Es gibt keine andere Offenbarung als die der Vernunft: dieser Satz ist für Reimarus das Fundament seiner Untersuchungen.

Lessing, der die Bedeutung der Schrift alsbald erkannte, wünschte, daß die Erben des Verfassers ihre Erlaubnis zu ungekürzter Veröffentlichung geben möchten. Des Verstorbenen Sohn scheute davor zurück, besonders im Interesse seiner alten Mutter, die Tochter trieb dazu an. „Das trübe Wasser", sagte der jüngere Reimarus, „darf nicht eher ausgeschüttet werden, als bis man reines hat." „Aber", erwiderte Lessing, „wer das trübe nicht ausschüttet, kann doch nie reines bekommen." Für ihn bedeutete ja, wie er selbst gesagt hat, das Suchen nach Wahrheit fast mehr noch als ihr Besitz. Seine innerliche Stellung zu der Orthodoxie war trotz mancher entgegengesetzten Anzeichen in Wahrheit doch im Lauf der Jahre immer ablehnender geworden. Zu einem Vertrauten wie Mendelssohn äußerte er sich am 9. Januar 1771, als dieser von Lavater öffentlich aufgefordert wurde, des frommen Genfer reformierten Pastors Bonnet Verteidigung des Christentums zu widerlegen oder Christ zu werden: er sei „unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können." Man wird sich indes hüten müssen, aus solchen vereinzelten Bemerkungen allzuviel zu folgern. Der Ärger über Lavater, dessen Art und Wesen ihm sehr unsympathisch war, hatte an der Fassung jener Briefstelle sicherlich einen starken Anteil.

Nach mancherlei Bemühungen erreichte Lessing, der alle Verantwortung kühn auf sich allein nahm, von Hinrich Reimarus, daß ihm unter der Bedingung strengster Wahrung des Geheimnisses der Urheberschaft gestattet wurde, sieben Stücke der ersten Fassung abzudrucken. Die von ihm ausgewählten Teile waren die

wichtigsten des Gesamtwerkes. Als erstes Fragment erschien 1774, wie wir im Zusammenhang seiner übrigen „Wolfenbütteler Beiträge" bereits festgestellt haben, im Dritten der Beiträge „Zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" die Abhandlung: „Von Duldung der Deisten". Doch war die Aufnahme kühl, so daß Lessing drei Jahre vergehen ließ, ehe er die Fortsetzung erscheinen ließ. Erst das Jahr 1777 — es war das Jahr seines Eheglücks — brachte als „Vierten Beitrag" jenes Werkes unter dem Titel: „Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend", die folgenden weiteren fünf Fragmente: 1. Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln. 2. Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten. 3. Durchgang der Israeliten durchs Rote Meer. 4. Daß die Bücher A. T.s nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren. 5. Über die Auferstehungsgeschichte. Hieran knüpfen sich ebensoviele „Gegensätze des Herausgebers". Als selbständige Veröffentlichung außerhalb der Wolfenbütteler Beiträge folgte schließlich 1778 im Verlauf des Goezekampfes das letzte Reimarus-Fragment „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger".

Die Orthodoxie und die Weltanschauung des Reimarus, sagt einmal der Reimarus des 19. Jahrhunderts, D. F. Strauß, sind verschiedene Schläge desselben Uhrpendels: sie bedingen einander; und die göttliche Uhr geht doch. Eine eingehendere Vergleichung der beiden radikalen Kritiker und der in wesentlichen Punkten von einander abweichenden Art ihrer Bestreitung der kirchlichen Überlieferung wäre gewiß wünschenswert, würde uns aber hier zu weit führen. Strauß geht ursprünglich von Hegel aus und faßt alle positiven Religionen als „Entwicklungsstufen des Gottesbewußtseins in der Menschheit nach den Gesetzen der menschlichen Natur". Seine Kritik der christlichen Glaubenslehre sucht von seinem spekulativen Standpunkt die christlichen Dogmen begreiflich zu machen, und auch die Bedeutung seines „Lebens Jesu" liegt weniger in dem schrankenlosen kritischen Radikalismus, mit dem hier die biblische Überlieferung behandelt wird, als in der spekulativen

Aus- und Umdeutung der den evangelischen Berichten zugrunde liegenden tatsächlichen oder von ihnen als tatsächlich angenommenen Vorgänge und Geschichten. Als reinen Materialisten und Sensualisten zeigt ihn sein letztes, im Jahre 1871 veröffentlichtes Buch: „Der alte und neue Glaube". Reimarus richtete seine Angriffe mehr gegen einzelne Hauptpunkte des kirchlichen Lehrsystems: den Sündenfall der ersten Menschen, den Wunderglauben, die Widersprüche in den Evangelien und der Offenbarungsgeschichte, die Gottheit Christi. Die Auferstehung nannte er Betrug; so gelangte er weiter zu einer kritischen Anfechtung und Verwerfung der ganzen kirchlichen Überlieferung, ohne jedoch gleich Strauß zu einer Verleugnung seines deistischen, im Glauben an Gott, Tugend, Unsterblichkeit beharrenden Standpunktes fortzuschreiten.

Die Kritik des Offenbarungsglaubens hatte ihren Ursprung in dem kalvinistischen Holland und England im 17. Jahrhundert, wo Grotius und Spinoza, sowie Toland, Collins und Tindal Vorläufer des Reimarus genannt werden können; auf ihren Schultern stand der Franzose Bayle. In Deutschland fand der Zweifel an der unbedingten Glaubwürdigkeit der Bibel erst im 18. Jahrhundert Eingang und nur langsam Verbreitung. Die Linie der ältern gemäßigten Kritik der Offenbarungsreligion wird hier bezeichnet durch die Namen Arnold, Mosheim, Michaelis, Spittler und Herder. Die theologische Kritik der Heiligen Schrift Neuen Testaments begann in Deutschland erst 1761 mit J. A. Ernestis „Institutio interpretationis Novi Testamenti", auf den dann 1771 Semlers „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon" folgte. Alle älteren und neueren Methoden der Kritik vereinigte und überbot die „Schutzschrift" des Reimarus. Er ist der erste, der Jesu Leben rein geschichtlich, untheologisch nimmt und das Bleibende seines Wesens nur aus seinem in der Welt fortwirkenden Geiste erfaßt, der erste, der Jesu Stellung zum Gesetz und den Entwicklungsprozeß des allmählichen Freikommens der Jünger von dieser Stellung einleuchtend darstellt, und er ist nicht der letzte, der in der Kritik des einzelnen irrte. Wenn er von der Lösung des Problems,

wie die Israeliten durch das Rote Meer gezogen seien, der biblischen Quellenscheidung, noch nichts ahnt, so ist das verzeihlich. Hätte nur sein Kopf den Gedanken bezwungen, daß die von Jesu verkündete Eschatologie nicht notwendig politisch bedingt zu sein brauchte; daß eine Offenbarung noch nicht deshalb falsch sei, weil die Buchstaben irdische sind, mit denen sie geschrieben wurde; daß es zwei Seiten einer Stickerei gebe: eine untere, verworrene, die der Mensch sieht, und eine obere, klare, die er nicht sieht, d. h. ein irdisches Evangelium einer göttlichen Botschaft.

Der Standpunkt des Reimarus ergab negativ die Verwerfung sowohl des Pantheismus, Atheismus und Materialismus als des christlichen Theismus. Nach der positiven Seite läßt sich seine Lehre so zusammenfassen: die Religion, naturnotwendiges Erzeugnis der Vernunft, verlangt klares Erkennen; auch sie bedarf eines zureichenden Grundes; das letzte Glied ihrer Kette von Erkenntnissen ist ein ewiges Wesen jenseits der Welt; immanent ist ihr der Glaube an Tugend und Unsterblichkeit: diese beiden sind ihre irdischen Grundlagen. Ihre geschichtlich verschiedenen Formen (Judentum, Christentum, Islam usw.) sind sämtlich Mißbildungen, verunstaltete Naturerscheinungen. Nur ein Wunder gibt es: die Weltschöpfung. Das Realitäts- und Kausalitätsbedürfnis sind Beweise für das Dasein Gottes: die Welt kann nicht die letzte Ursache der Existenz sein; einen anderen Beweis liefert die Zweckmäßigkeit der Schöpfung. Diese will die Glückseligkeit, aber nicht nur die der Menschen, sondern die aller Lebewesen; die Welt ist vollkommen; Unvollkommenheiten beruhen auf der Schwäche des menschlichen Verstandes und der Selbstsucht, und das Unglück dient als Erziehungsmittel dem Endzweck, der im Jenseits liegt. Man sieht: diese Lehre steht und fällt mit dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit.

Nur die von Lessing zur Veröffentlichung ausgewählten Bruchstücke der Schutzschrift gehen uns hier näher an.

In dem ersten Fragment „Von Duldung der Deisten" fordert Reimarus Duldung für die Vernunftreligion schlechthin. Wer nicht glauben wolle, werde von der protestantischen Kirche aus-

gestoßen. „Wie kann man aber", fragt Reimarus, „das als eine Pflicht und Schuldigkeit fordern und es mit einer Strafe verknüpfen, was nicht in der Menschen Macht und freier Willkür steht, ja manchem nach seiner Einsicht von sich selbst zu erhalten unmöglich wird?" „Wer ist also an der Heuchelei „so vieler bedrückter Vernünftigen anders schuld als der mit so manchem zeitlichen Unglück verknüpfte Glaubenszwang, welchen die Herren Theologi und Prediger vermöge ihrer Schmähungen und Verfolgungen den Bekennern einer vernünftigen Religion bis in den Tod anlegen?"

Der aus England kommende Deismus fußte auf dem Glauben an Gott als dem letzten Grund aller Dinge, verwarf aber jede außerordentliche Offenbarung, die Vernunftgründen widerspreche. Deist und Freidenker war im 18. Jahrhundert dasselbe. Nur eine geringe Scheidewand trennte die Deisten von den Rationalisten. Die Lehren Cherburys, Blounts, Shaftesburys, Woolstons, Bolingbrokes kamen im Hauptpunkte mit denen Tolands, Tindals, Collins' überein: „natürlich" heißt „vernünftig". Hiervon zehrten die deutschen Aufklärer. Das hohe Bewußtsein der Vernunft überrannte die Vernunft selbst. Sie übersah, daß der Mensch ein empfindendes Wesen ist, ehe er ein vernünftiges wird. Vor der modernen Psychologie muß der Deist die Waffen strecken. Die Verwässerung der christlichen Religion zur allgemeinen Vernunftreligion konnte sich nur bei solchen Völkern für kurze Zeit behaupten, deren ganze Veranlagung wesentlich verstandesmäßig gerichtet ist. Das deutsche Volk mit seiner lebhaften Einbildungskraft und seinem starken Empfindungs- und Gefühlsleben braucht mehr als dürre Gleichungen und seichte Buchstabenkritik; es kehrte denn auch alsbald nach dem ersten Ansturm des Rationalismus zu dem ihm liebgewordenen Glauben der Väter und zu den von Luther so kraftvoll und bilderreich vorgetragenen Gefühlswerten der Reformation zurück.

Lessings Stellung war denn auch nicht diejenige des Reimarus, der Glaubenslosigkeit allgemein als Grundlage der natürlichen oder Vernunftreligion forderte und den Glauben geradezu der mensch-

lichen Unnatur zuzählte. Wenn sich der Fragmentist auf die „Proselyten des Tores" berief, die dem Gesetz Mosis gemäß im alten Judentum die völlige Freiheit des Glaubens genossen hätten, so erwidert ihm Lessing, daß nachweisbar auch diese „Proselyten des Tores" gewissen Einschränkungen in Beziehung auf die herrschende Religion, der sie nicht zugetan sein wollten, unterworfen gewesen seien, und fährt dann fort: „Aber unsere Deisten wollen ohne alle Bedingung geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, die christliche Religion zu bestreiten; und doch geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Christen zu verlachen; und doch geduldet sein. Das ist freilich ein wenig viel: und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdischen Kirche erlaubt war. Denn wenn einer den Namen des Herrn lästerte, so ward er ohne Barmherzigkeit gesteinigt, und die Entschuldigung half ihm nichts, daß er nicht den wahren Gott, der die Vernunft den Menschen lehre, sondern den Aftergott gelästert habe, wie die Juden sich ihn bildeten." Auch noch manche andere Schutzwehren richtet Lessing zwischen sich und dem Fragmentisten auf. Gar sehr merke man dessen Ausführungen an, daß sie vor 30 Jahren geschrieben worden. „Wie? noch jetzt wären der gesunden Vernunft alle Wege versperret, Gott nach ihrer Einsicht, unter einem angenommenen Christennamen, zu verehren? Freilich, ein dergleichen angenommener Christenname, als Arianer, Sozinianer, ist vielleicht noch ebenso verhaßt, als er es jemals war. Allein, was braucht es auch dieser Namen? Ist der bloße Name Christ nicht weitläufig, nicht bezeichnend genug? Sind die Namen Calvinist und Lutheraner nicht ebenso verwerflich geworden? Weg mit allen diesen Namen, die uns der Einsicht eines einzigen unterwerfen! Wir sind Christen, biblische Christen, vernünftige Christen. Den wollen wir sehen, der unser Christentum des geringsten Widerspruchs mit der gesunden Vernunft überführen kann!"

Reimarus, sahen wir, war überzeugter Feind des Christentums. Lessing war es nie. Warum gab er dann die Fragmente heraus? So möchte einer fragen, in dem sich die sonderbare Vorstellung von

Lessing als dem Feinde des Christentums eingenistet hat. Darauf muß die Antwort zweifach sein. Einmal gab er sie im Rahmen seiner eigenen Kritik heraus, der „Gegensätze des Herausgebers", die er dem Abdruck der Fragmente sogleich und unzertrennlich von ihnen nachfolgen ließ. Sodann aber forderte Lessing für die Forschung Freiheit, überall, auch auf religiösem Gebiet, überzeugt, daß hierdurch auch den wahrhaft Gläubigen der beste Dienst geleistet würde. Ist der Glaube unabhängig von den Resultaten der Forschung, dann erst ist es der wahre Glaube, denn selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Wer aber diesen Glauben nicht in sich erlebt, den können auch Beweise nicht zum wahren Christen machen. Auch für ihn fordert Lessing folgerichtig Freiheit, hier mit Reimarus auf gleichem Boden stehend, und wir werden, mehr oder minder, zugestehen: wenn der Kampf der Religionen und Konfessionen und des Unglaubens zu Ende sein wird, dann kann allein Lessings Auffassung den Weg zum allgemeinen Frieden und zum persönlichen Glück zeigen, nicht aber orthodoxe Unduldsamkeit oder seichte Vernunftpredigt der Aufklärer. „Was braucht es noch die Schriften der Freigeister zu unterdrücken?" ruft er am Schluß der ersten Publikation. „Heraus damit! Sie können nichts als den Triumph unserer Religion vermehren."

Lessing hatte die Aufstellungen des ersten Fragments so stark mit Einwendungen und Bedenken verklausuliert, daß der erhoffte große Eindruck auf die Öffentlichkeit zunächst ausblieb. Das zweite Fragment — d. h. das erste der unter dem Titel: „Ein Mehreres aus den Papieren eines Ungenannten" veröffentlichten fünf weiteren Fragmente —, das, wie wir sahen, erst 1777, also drei Jahre nach dem ersten, folgte, führt dessen Thema fort und beklagt, daß von der Kanzel herab die Einsprüche der Vernunft in religiösen Dingen „verschrieen" würden. Die Geschichte von dem kläglichen Sündenfall der ersten Eltern, meint der Fragmentist, werde dazu mißbraucht, von ihr das nachherige Verderben der menschlichen Vernunft abzuleiten; das Gegenteil sei aber der Fall, und unsere Seelsorger sollten, anstatt zu sagen, daß es Eingebungen des Satans

sind, wenn jemand in göttlichen Dingen die Vernunft zu brauchen anfängt, vielmehr „allen und jeden Zuhörern die gesamte Vernunft und ihren Gebrauch als eine untrügliche Richtschnur der göttlichen Erkenntnis und eines frommen Wandels empfehlen" und ihnen sagen, „daß unsre ersten Eltern eben darum gefallen wären und sich den Versuchungen des Satans bloß gestellet hätten, weil sie keine Vernunft gebraucht." Reimarus beschließt diese Darlegung boshaft mit der Feststellung, jenes geschehe nur, um dem Glauben im Interesse der Kirche die Blindheit zu erhalten; es sei „eben derselbe hierarchische Kunstgriff, als da die Pfaffen bei den Katholiken dem Laien die Lesung der Bibel verbieten, die sie für sich allein behalten und nach ihrem Gefallen deuten wollen". — Lessing sieht sich genötigt, dem Fragmentisten bezüglich seines Vertrauens auf die alleinseligmachende Kraft der Vernunft ganz entschieden zu widersprechen. Er meint, dieser erschöpfe mit seiner Mahnung an die Seelsorger die Sache nur zur Hälfte, denn in dem mosaischen Bericht über den Sündenfall werde auch noch die Ursache angedeutet, wie und warum die Vernunft der ersten Menschen unwirksam geblieben sei. „Mit einem Worte: die Macht unserer sinnlichen Begierden, unserer dunklen Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntnis ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darin gebracht wird. Von dieser Macht berichtet die mosaische Erzählung entweder die erste traurige Erfahrung oder erteilet das schicklichste Beispiel. Factum oder Allegorie: in dieser Macht liegt allein die Quelle aller unserer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeschadet, ebensowohl anerschaffen war, als sie uns angeboren wird. Wir haben in Adam alle gesündigt, weil wir alle sündigen müssen: und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anderes tun als sündigen; daß wir es in uns haben, jene Macht zu schwächen, und wir uns ihrer ebensowohl zu guten als zu bösen Handlungen bedienen können." Eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruhe gar nicht auf dieser oder jener Schriftstelle, sondern auf dem wesentlichen

Begriffe einer Offenbarung. Heute ertönten die Kanzeln anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens von nichts als von dem innigen Band zwischen Vernunft und Glauben. Glaube sei durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft und Vernunft räsonnierender Glaube geworden. Es sei aber vergeblich, Offenbarungen beweisen zu wollen, wenn sie sich auf Zeugnisse und Erfahrungssätze gründen, denn „das Abstechende der stärksten Beweise dieser Art gegen Beweise, die aus der Natur der Dinge fließen, ist so auffallend, daß alle Kunst, dieses Auffallende zu vermindern, dieses Abstechende durch allerlei Schattierungen sanfter zu machen, vergebens ist". Der Vernunft müsse es eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit einer Offenbarung als ein Einwurf dawider sein, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. „Wer dergleichen aus seiner Religion auspolieret, hätte ebensogut gar keine. Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Ist es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?"

Die Fragen des Dritten Fragments (des Zweiten von „Mehreres") behandeln die Arten der Offenbarung näher. Wem offenbare sich Gott, einzelnen, vielen, allen oder ganzen Völkern? Alles das sei ungereimt, sucht Reimarus nachzuweisen. Eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, sei eine unmögliche Sache. Die Kinder halten die Religion ihrer Eltern für wahr — wie könnten sie auch anders! Aus dem Glauben und aus der Seligkeit werde aber damit ein Werk des Glücks, des Zufalls, des Ohngefährs. Was können andere Kinder dafür, daß ihre Eltern nicht Christen, nicht Protestanten sind? Wieviele Kinder stürben, ehe sie imstande seien, eine Offenbarung zu beurteilen und also zu einem gegründeten Glauben zu gelangen? Reimarus übersieht hier die naheliegende Folgerung, ob nicht seine ganze These, daß die Offenbarung durch Vernunftgründe beweisbar sein müsse, hinfällig wird, wenn sie auf Kinder nicht anwendbar

ist. Die Worte Christi „Selig sind die Einfältigen" und „Lasset die Kindlein zu mir kommen" jedenfalls sind für ihn nicht gesprochen. Aber nicht nur hinsichtlich der Kinder gelte, fährt Reimarus fort, das Ohngefähr in bezug auf den Zugang zum Glauben; dasselbe Ohngefähr bestehe für die Erwachsenen. Denn wenn wir alles, was etwa vor Christi Zeit einige unter den Juden von der Offenbarung geglaubt, zusammennehmen, so sei es gegen die übrige Anzahl des Volkes selbst, noch mehr aber gegen das ganze übrige menschliche Geschlecht für nichts zu achten. Wenn wir aber auf die Zeiten nach Christi Geburt kommen: „so ist offenbar, daß wiederum die Hälfte der Menschheit, welche von daher bis jetzt gelebt haben, von der Geschichte Jesu, oder der darauf gebauten Religion nicht das geringste gehöret haben. Die Mission unter den Heiden müsse schon deshalb versagen, weil die Christen selbst unter sich uneins sind und sich unter einander verketzern und verdammen; ferner da gerade die Stücke des Christentums, welche sie von allen Sekten als einstimmige Wahrheiten hören, der Vernunft des Menschen ein Ärgernis und eine Torheit sind; und da endlich die Wundergeschichten, worauf sich alles gründet, an sich unglaublich und jetzt unmöglich von Heiden zu untersuchen sind." Schon die Sprachenverschiedenheit aber lasse ersehen, daß der Mensch für keine übernatürliche Offenbarung gemacht sei: „als welche natürlich allen und jedem müsse mitgeteilt werden können". „Seit dem 15. Jahrhundert hat die europäische Christenheit das Glück gehabt, in den Besitz der Sprachen und der Wissenschaften zu kommen; allerlei Künste, insbesondere die Buchdruckerei und die Magnetnadel, zu erfinden; eine ganze neue Welt zu entdecken; die Handlung und Schiffahrt über den ganzen Erdkreis auszubreiten; Reichtümer zur Unterhaltung der Missionarien und Neubekehrten zu erwerben; so, daß die christliche Religion deshalb hätte allgemein werden müssen, wenn es an sich möglich wäre, daß eine Offenbarung, die nur einem Volke gegeben ist, oder besonders die christliche Lehre, allgemein werden könnte." Übrigens könne „auch der bewußte Glaube an eine Offenbarung unmöglich allgemein werden, weil

unter 1000 Gelehrten, ja unter 1000 Gottesgelehrten kaum einer fähig sei, die Untersuchung der biblischen Urkunden vorzunehmen, welche nötig sei, um diese für den Glauben als Heilige Schrift zu erweisen." Ihre „Schreiber", spottet er, „sind von Gott getrieben, denn sie sagen es: Beweis genug!" Nur aus Gewohnheit läsen die Menschen mit Andacht „alle die sauberen Historien von Noah, von Loth und seinen Töchtern, von Abrahams und Isaaks Preisgebung ihrer Weiber, von Jakobs Betrug und List, von Josephs Kornjuderei und Unterdrückung der Untertanen, von Mosis Stehlen, Rauben und Morden", denn von Jugend auf blickten sie mit Ehrfurcht und Bewunderung auf die Bibel. Genau so vorbereitet komme der Türke zum Koran. Unvorbereitet würden beide gleichgültig bleiben. Ich habe nicht zu viel gesagt, schließt der Fragmentist die Ausführungen des Dritten Fragments, „daß eine Offenbarung, die einem Volke im Winkel des Erdbodens und in demselben Volke nur wenigen Personen, und zu gewisser Zeit, und zwar durch Gesichte und Träume geschehen ist, kaum unter einer Million des menschlichen Geschlechts bei einem einen überführlichen Glauben wirken könne, bei allen den anderen Menschen aber unmöglich ein Mittel zur Seligkeit werden könne. Da nun Gott nach seiner Weisheit und Güte, wenn er alle Menschen selig haben will, dasjenige nicht zum notwendigen und einzigen Mittel der Seligkeit machen kann, welches denen allermeisten schlechterdings unmöglich fällt zu bekommen, anzunehmen und zu gebrauchen: so muß gewiß die Offenbarung nicht nötig und der Mensch für keine Offenbarung gemacht sein."

Lessing trifft in seinen Zusätzen wieder den Kern. „Genug," sagt er, „wenn die höchste Weisheit und Güte bei Erteilung der Offenbarung, die sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählt hat, auf welchem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen des Genusses derselben fähig werden." Es sei auch noch kein Volk erfunden worden, in dessen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrscheinlicherweise mehr gewuchert haben würde als in den Händen

des jüdischen. „Dieses unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch, in der ganzen Geschichte, schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht hat, seine Religion mitzuteilen und auszubreiten. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer hernach gefolget sind, überkamen ihn bloß, insofern sie auf den Stamm des Judentums gepfropft waren." Allerdings stimmt Lessing darin dem Fragmentisten bei, daß der Gedanke erschrecklich wäre, wenn ohne die Kenntnis der Offenbarung, die alle Menschen ja unmöglich haben können, die Seligkeit nicht zu erlangen wäre. „Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn in dieser Ökonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Anteil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte sein können." Ähnliches läßt Goethe seinen Faust sagen (Trüber Tag. Feld) auf Mephistos Hohn, die Seele Gretchens sei nicht die erste, die verloren gehe: „Jammer! Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elendes versank, daß nicht das erste genug tat für die Schuld aller übrigen in seiner windenden Todesnot vor den Augen des ewig Verzeihenden." Es sei aber, fährt Lessing fort, weder die Lehre Christi noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche gewesen, daß die Offenbarung auch für diejenigen Menschen zur Seligkeit nötig sei, die gar keine oder doch keine genügende Kenntnis davon erlangen können. Er rügt, daß Reimarus Wesen und Form durcheinanderwerfe und jedes biblische Wort für einen Pfeiler des Christentums, jedes in irgendeinem Symbolum vorgetragene System des Christentums für das einzig wahre, eigentliche ansehe: „Sätze, ohne welche das Christentum nicht bestehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehret worden, und Sätze, welche man bloß zur besseren Verbindung jener eingeschaltet oder aus ihnen folgern zu müssen vermeinet, sind ihm eins."

Über das kritische Todesurteil, das das Vierte Fragment (das Dritte des „Mehreren") an dem Mosaischen Berichte von dem Durchgang durch das Rote Meer vollzieht, können wir uns

kurz fassen. Lessing erkennt an, daß der Einwurf dieses Fragments, so oft er auch schon gemacht und beantwortet sei, doch „sicherlich noch nie so gründlich, so ausführlich, allen Ausflüchten so vorbeugend" gemacht worden sei wie hier. Er versucht dann selbst eine natürliche Erklärung des Durchzugs, fügt aber bei: „Doch dem sei wie ihm wolle. Meine Auslegung lasse sich oder lasse sich nicht verteidigen: ich bin weit entfernt zu glauben, daß der Orthodoxe genötigt sei, zu einem Einfall von mir seine Zuflucht zu nehmen. Er braucht nur auf seinem Posten sich zu behaupten, und er kann alle die sinnreichen Einfälle entbehren, mit welchem man ihm zu Hilfe zu kommen den Schein haben will und in der Tat ihn nur aus seiner Verschanzung herauszulocken sucht." Man könne die Achseln zucken über die Antwort der Orthodoxie auf die Anfechtung dieses Wunders, aber stehen lassen müsse man sie doch, wo sie steht. „Das ist der Vorteil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt. Die Konsequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit gibt. Nicht also die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende, hinkende, sich selbst ungleiche Orthodoxie ist so ekel! So ekel, so widerstehend, so aufstoßend!"

Im Fünften Fragment (dem Vierten des „Mehreren") sucht Reimarus nachzuweisen, daß die Bücher des Alten Testaments ursprünglich nicht geschrieben worden seien, eine Religion zu offenbaren. Allein schon der Mangel der Unsterblichkeits- und Vergeltungslehre gebe das an die Hand, wenn anders von einer seligmachenden Religion die Rede sein solle. Der Mensch sei dort nur Staub, der zu Staub werde, wie Salomo gesagt habe: „Alles ist eitel." Erst seit der babylonischen Gefangenschaft, wo das Volk mit der geläuterten Religion der Perser Fühlung bekommen habe, beginnt die Idee der Unsterblichkeit Wurzel zu fassen, der sich aber die gleichwohl mächtige und angesehene Sekte der Sadduzäer dauernd verschloß. — Wiederum pflichtet dem Lessing sachlich bei, ohne zu demselben Schluß zu kommen. Auf die Göttlichkeit der israelitischen Religion

müsse aus ganz andern Gründen geschlossen werden. Die tiefsten Wahrheiten könnten ebenso in den heiligen Büchern der Brahminen enthalten sein, „die es an Alter und an würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des Alten Testaments aufnehmen können". Zu allen Zeiten und in allen Ländern habe es „privilegierte Seelen gegeben, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größeren Lichte entgegeneilten und andern ihre Empfindungen davon zwar nicht mitteilen, aber doch erzählen konnten". Auch ihren Gedanken sei ein unmittelbar göttlicher Ursprung nicht nachzuweisen. Was man aber nicht nachweisen kann, kann man auch nicht widerlegen. „Und Bücher können gar wohl von Gott sein, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt sein, ob sich schon nur wenige oder gar keine Spuren von der Unsterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach diesem Leben darin finden. Diese Bücher können sogar eine seligmachende Religion enthalten. Das ist eine Religion, bei deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit soweit versichert halten kann, als er hinausdenkt." Lessing gibt Reimarus Recht bei der Auffassung Jehovas als eines zunächst israelitischen Gottes, der die Welt als solche nicht habe beglücken können. Die Tatsache aber, daß aus Jehova in der Vorstellung des jüdischen Volkes allmählich der einige Gott geworden sei, daß also der israelitische Gottesgedanke sich im Laufe der Zeit veredelt habe, sei ein besseres Anzeichen von Göttlichkeit als alles andere. Die Wahrheiten der Gesetzgeber und Propheten bewährten sich, die Abgötterei hörte auf, und so wuchs auch die Ehrfurcht vor der Einsicht dessen, der sie so weise zu lenken schien. Damit befestigte sich zugleich der Gedanke der Göttlichkeit jener Schriften, denn „man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat".

Das Sechste Fragment (das Fünfte des „Mehreren") greift die Auferstehungsgeschichte an. Die Erzählungen der Evangelisten — darauf geht die Beweisführung hinaus — stimmen mit einander nicht überein. Nach einer ins einzelnste gehenden Erörterung der mancherlei Abweichungen der Berichte der vier Evangelisten über das

Ereignis und seine begleitenden Umstände erhebt der Fragmentist die Frage: „Wie kann man denn begehren, daß, auf die Aussage von solchen vier variierenden Zeugen, die ganze Welt, das ganze menschliche Geschlecht zu allen Zeiten und an allen Orten, ihre Religion, Glauben und Hoffnung zur Seligkeit gründen soll?“ Allein es bleibe auch nicht einmal bei der Verschiedenheit ihrer Erzählung, sondern diese widerspreche sich unleugbar an vielen Stellen, und er erörtert nun zehn solcher Widersprüche, ungeachtet ihrer weit mehrere seien. In seinem Schlußwort fragt Reimarus: „Saget mir vor Gott, Leser, die ihr Gewissen und Ehrlichkeit habt, könnet ihr dies Zeugnis in einer so wichtigen Sache für einstimmig und aufrecht halten, das sich in Personen, Zeit, Ort, Weise, Absicht, Reden, Geschichten, so mannigfaltig und offenbar widerspricht?“ Am meisten widersprächen sich Matthäus und Johannes, die als Apostel Jesu den Dingen am nächsten hätten stehen sollen. Beide übergingen sogar die Himmelfahrt Jesu ganz mit Stillschweigen; Jesus „verschwindet bei ihnen, und man weiß nicht, wo er weggeblieben: gleich als ob sie nichts davon wüßten, oder als ob dieses eine Kleinigkeit wäre.“ Auch in den Erscheinungen Jesu vor seiner Himmelfahrt, deren etwa sechs aus allen Evangelisten zusammenzunehmen seien, sei es merkwürdig, daß sie insgesamt allen übrigen ehrlichen Leuten unsichtbar, allein aber den Jüngern Jesu sichtbar gewesen sein sollen: erst ganz früh morgens im Garten Josephs von Arimathia; dann auf dem Wege nach Emmaus; zweimal hinter verschlossenen Türen; wiederum auf dem Wege in Galiläa; und vor Jerusalem. „Wenn die Jünger an solchen abgesonderten Orten sind, da sie keinen andern Menschen um sich haben, so sagen sie, sei Jesus zu ihnen gekommen.“ Sie hätten nie sagen können, er sei da, sondern immer nur, er sei dagewesen. „Mein!“ ruft Reimarus hier wie oft aus, „ist er darum vom Himmel gekommen, um inkognito zu sein? um sich nicht als einen solchen, der vom Himmel gekommen sei, zu zeigen? Leiden und sterben können auch andere Menschen, aber vom Tode können sie nicht wieder aufstehen. Warum läßt er denn jenes alle Welt sehen, dieses aber nicht?“ Hätte er sich ein einziges Mal öffentlich

gezeigt, so hätten alle an ihn geglaubt, und Millionen und Abermillionen hätten ihm fortan Leben und Glück verdankt. Wollte Christus als Gottes Sohn die Menschheit erlösen, so hätte er sich nur einmal nach seinem Tode glaubwürdig zu zeigen brauchen. Wenn dies sein und seiner Jünger Zweck war, so habe ihm und ihnen die Möglichkeit dazu gefehlt.

Mit der Auffassung der Auferstehung als einer durch die Jünger bewußt eingeleiteten Täuschung, die von Reimarus hier mit größtem Nachdruck vertreten wird, hat die Kritik bekanntlich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts endgültig gebrochen. Kein Atheist, geschweige denn ein liberaler Theologe behauptet solches mehr. An der Grenze steht die Meinung, daß die Jünger sich den Meister unmöglich tot denken konnten und sich ihn mit orientalischer Phantasie wieder belebt vorstellten. Mit einer nur in der Vorstellung der Jünger vorhandenen Wiederbelebung Jesu vermochte sich die Kirche zur Not auszusöhnen; nicht aber mit dem Gedanken der Deisten, daß der Leichnam Christi gestohlen, oder dem der Rationalisten, daß Christus nur scheintot gewesen sei, denn in diesen beiden Fällen war der Wert der Auferstehung vernichtet: sie enthielt keine Zukunftswahrheit, keine Befreiungs- und Beseligungsmöglichkeit mehr. Selbst bei Strauß handeln die Jünger unbewußt unter dem Einfluß der Zeit und des Volksgeistes. Sie täuschen sich selbst, nicht andere.

Lessings Erwiderung auf die Aufstellungen des Auferstehungs-Fragments besteht zunächst in dem ersten Abdrucke der 53 Paragraphen seiner — bald darauf im ganzen herausgegebenen — Schrift über „Die Erziehung des Menschengeschlechts"; daran reihte er nur wenige Bemerkungen. Zeugen und Geschichtsschreiber der Auferstehung seien nicht die nämlichen. Widersprüche der Zeugen seien nicht nachzuweisen, jedenfalls nicht zu kontrollieren: „Was Verschiedenheit bei den Augenzeugen war, war Widerspruch bei denen, welche die Sache nur vom Hörensagen haben." Nur derjenige, dem es auf Untrüglichkeit der Evangelisten ankomme, habe Ursache, die von Reimarus aufgezählten zehn Widersprüche zu lösen. Auch hier also trennte Lessing Gotteswerk von Menschenwerk, Religion von Schriftgelehrtheit.

Von dem letzten dieser „Gegensätze" blicken wir nun erst zurück auf die wie in Erz gegossenen, programmatischen Sätze, mit denen er sie einleitet. Was gehen den Christen Hypothesen, Erklärungen und Beweise an? „Ihm ist es doch einmal da, das Christentum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlt. — Wenn der Paralytikus die wohltätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden recht hat? — Kurz der Buchstabe ist nicht der Geist; und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion Gehöriges: und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem mehreren gleich unfehlbar sein müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christentum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zustande kam. Es mag also von diesen Schriften noch soviel abhängen: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich sein, daß alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Überlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Überlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat." — Dies sei die allgemeine Antwort auf einen großen Teil der veröffentlichten Fragmente. Es sei falsch, daß schon alle Einwürfe gesagt, und noch falscher, daß sie schon alle beantwortet wären. Erlaubt aber müsse es sein, jeden Einwurf auszusprechen und anzuhören. Die einen verwechselten Religion

und Aberglauben, die andern machten sich kein Gewissen daraus, Zweifel für Unglauben, Begnügsamkeit mit dem, was die Vernunft sagt, für Ruchlosigkeit auszuschreien. Der Gottesgelehrte werde so als Pfaff und der Weltweise als Gottesleugner ungerecht verleumdet. „Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er erscheinen, der Mann, der die Religion so bestreitet, und der, der sie so verteidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert. Mit allen den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, allem dem Ernste! — Stürme auf einzelne Bastionen wagen und abschlagen heißt weder belagern noch entsetzen". Kein Feind habe noch die Feste ganz eingeschlossen; keiner noch einen Sturm auf ihre gesamten Werke zugleich gewagt, immer sei nur irgendein Außenwerk angegriffen, aber auch nicht selten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit verteidigt worden. „Wie nahe unser Verfasser dem Ideale eines echten Bestreiters der Religion gekommen, läßt sich aus diesen Fragmenten zwar einigermaßen schließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug scheint er mit seinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernst geht er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines echten Verteidigers der Religion nur eben so nahe käme!"

Lessings Tat vermögen wir aus der Geschichte der modernen Geisteskultur nicht hinwegzudenken. Sein Beweggrund war rein. Ihm fehlte auch nicht wie Reimarus jene Weihe des Blicks, die ihn befähigte, die Zusammenhänge bis auf ihre Wurzeln zu verfolgen, und die ihn daher berechtigte, das Offenbarungsproblem in neuer Form in die Welt zu werfen, ohne Bitterkeit, ohne Vorurteil. Hätte Reimarus seine Schutzschrift selbst veröffentlicht, so dürfte sie das Gegenteil von dem erreicht haben, was er beabsichtigte. In Lessings Händen wurde sein Schwert erst schlagkräftig, denn nunmehr, richtig geführt, traf es nicht die Religion und ihre Anhänger, sondern falsche Auslegungen und unwürdige Vertreter. Der Kamenzer Pfarrerssohn war gewiß weit entfernt, das Christentum oder seine geistlichen oder theologischen Vertreter als solche

anzugreifen. Mehr focht er für als gegen sie. Wer aber hätte reden sollen, wenn Lessing schwieg, und wer mit besserem Rechte? Treffend preist ihn Grillparzer:

Tapferer Winkelried! Du bahntest den Deinen die Gasse,
Dein ist, Starker, der Sieg, hast du ihn gleich nicht gesehen.

Die Stimme des Ungenannten ertönte noch einmal, als der durch die Veröffentlichung der ersten sechs Fragmente entfesselte Kampf schon im vollen Gange war. In ihn griff Lessing ein, indem er 1778 im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses zu Braunschweig das letzte Fragment „Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" gesondert mit einer Vorrede herausgab. Die Lehre der Evangelisten und Apostel sei nicht diejenige Christi, lehrt Reimarus. Jesus habe sich durchaus zur jüdischen Messiasreligion bekannt. Seine Anhänger dagegen bedurften eines ganz andern Bodens für ihr Wirken. Auferstehung, Himmelfahrt, ja, das ganze Christentum sei ihre freie Erfindung. Die Prophezeiungen des Alten Testaments seien von den Aposteln willkürlich gedeutet worden, sowenig auch diese Deutungen zutreffen wollten. Solange Christus lebte, hofften seine Anhänger auf die Aufrichtung eines irdischen Reiches Gottes, dessen Säulen sie dann gewesen wären, im Sinne der messianischen Weissagungen. Mit seinem Tode brach diese Hoffnung zusammen. Flugs machten sie aus dem siegreichen Messias den leidenden, der zum jüngsten Gericht erst wiederkehren würde. Leiden sei aber weder Jesu noch seiner Jünger Zweck gewesen, sondern siegen und herrschen. Wer die Evangelien aufmerksam lese, finde noch Spuren der ursprünglichen und eigentlichen Absicht, die menschlich so gut zu verstehen sei, wie ihre spätere geschickte Umformung. So habe freilich der Glaube der Grundstein der christlichen Kirche werden müssen, nachdem die Hoffnung auf ein weltliches Gottesreich zerstört worden sei und Christus am Kreuze gerufen habe: „Eli, Eli lama asaphthani" („Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!"). Daß bei der Ausgießung des heiligen Geistes, der mit dem Brausen eines gewaltigen Windes kam und die Jünger tausend Zungen lehrte, die Gemeinde sich zu bilden be-

gann, sei leicht begreiflich, wenn man den Text mit einigem Verständnis lese: „Es war keiner unter ihnen, der Mangel hatte, denn wie viel ihrer waren, die da Äcker und Häuser hatten, die verkauften die und brachten das Geld des verkauften Gutes und legten es zu der Apostel Füßen. Aber es ward ausgeteilt einem jeglichen, nach dem er vonnöten hatte." — „Sehet hier", ruft Reimarus sarkastisch am Schluß des Fragments aus, „dies ist der wahre Grund des Zulaufs, der so natürlich wirkt und zu allen Zeiten gewirkt hat, daß wir keines Wunders brauchen, alles zu begreifen und verständlich zu erklären: dies ist der rechte brausende Wind, der so viel Leute so geschwind zusammen wehet: dies ist die rechte Grundsprache, welche Wunder tut." — Lessing selbst geht auf den Inhalt dieses Stücks nicht ein, sondern rechtfertigt nur nochmals die Veröffentlichung im ganzen. Die Sonne sei nicht mit Schneebällen auszulöschen. Reimarus nenne nur die auf die Auferstehungsgeschichte und andern Wunderglauben gegründete Religion falsch, nicht die christliche Lehre. Denen aber, die anderer Meinung sind, ruft er zu: „Dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll." Im Verborgenen richte ein Manuskript Schaden an, nicht öffentlich, da ihm widersprochen werden könne. Die Jedermannssage habe nicht Verführungskraft. Das Christentum könne ja nach der Verheißung des Gründers auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden.

Indem Lessing die Auffassung richtig stellt, als seien Bibel und Christentum eins, nicht aber, wie Reimarus folgerte, das Christentum sei widerlegt, weil die Bibel Widersprüche zeige, befreite er die christliche Religion von der Fessel der literarischen und historischen Kritik und stellte sie auf sich selbst. Ihr innerer Wert ist ihr einziger Ausweis. Das Christentum der Schrift hätte aber gar keinen Anspruch, als Offenbarung zu gelten, wenn es nicht eben das Christentum der Liebe wäre, das sich im Gefühl, in der Nachempfindung des einzelnen offenbaren muß. Was aber für den einzelnen gilt, das gilt auch für die Gesamtheit. Gott offenbart sich dem Menschengeschlecht, indem er es zu fortschreitender christlicher Erkenntnis leitet und erzieht.

Inzwischen hatten bereits die ersten sechs Fragmente einen Sturm heraufbeschworen, wie ihn die deutsche Theologie seit der Reformation nicht erlebt hatte. Namentlich stürzte sich jeder, der sich getraute „eine Osterpredigt zu halten", auf des Ungenannten Kritik der Auferstehungsgeschichte. Die ersten Angreifer waren die schwächsten. „Krüppel will überall vorantanzen," spottet Lessing, „und er läßt mehreres drucken, was nur eben verdiente gesagt zu werden — und auch das kaum verdiente." Der Direktor des Hannoverschen Lyzeums, Joh. Daniel Schumann, war ein guter Schulmann, ein braver Beamter, aber darum noch nicht berechtigt, mit Lessing und Reimarus in die Schranken zu treten. Dem großartigen Titel seiner im September 1777 herausgegebenen Schrift: „Über die Evidenz der Beweise für die christliche Religion" entsprach nur wenig der Inhalt der Schrift selbst. Nichts dürfe an der Bibel widerspruchsvoll erfunden werden, gar nichts, sonst sinke die ganze christliche Religion in den Staub. Biblisch heißt ihm göttlich, übernatürlich heißt ihm geoffenbart. Nicht Verstandesschärfe und Wissen könnten Beweise bringen oder bekämpfen. Es gebe vielmehr nur einen Beweis: den des Geistes und der Kraft, denn Paulus schrieb den Korinthern (1. Kor. 2, 4): „Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft, auf daß euer Glaube bestehe, nicht auf Menschen Weisheit, sondern auf Gottes Kraft." Origenes habe hierauf seinen Offenbarungsbeweis gegründet: der Geist der Prophezeiungen des Alten Testaments sei wahr, denn sie hätten sich erfüllt, und Jesu und seiner Apostel Kraft, Wunder zu tun, die viele Zeugen berichten, bestätige wiederum den Geist. Gott offenbare sich mithin im Christentum unmittelbar. Zu diesem Beweis nimmt auch Schumann, wie das ganze Mittelalter, seine Zuflucht. Dabei läßt er immerhin der Wahrheitsliebe des Reimarus Gerechtigkeit widerfahren, und Lessing nennt er sogar den „in seinen Verdiensten glänzenden allgemein verehrten Herausgeber".

Lessing antwortete noch in demselben Jahre, übrigens ohne Nennung seines Namens, durch zwei Bogen, deren erster, „an den

Herrn Direktor Schumann zu Hannover" gerichtet, den Titel trug: „Über den Beweis des Geistes und der Kraft". Fast scherzhaft mutet uns seine doch so ernsthafte Frage an, ob denn erlebt und überliefert nicht zweierlei sei. Beweise des Geistes und der Kraft muß man erleben, um durch sie überzeugt zu werden. Im 18. Jahrhundert, klagt er, gebe es leider keine Wunder mehr, und darum habe der berühmte Beweis des Geistes und der Kraft, auf den sich noch Origenes berufen konnte, weder Geist noch Kraft mehr. Demonstriert könne keine historische Wahrheit werden. „Also kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstriert werden, das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden." „Ich leugne gar nicht," versichert er, „daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder getan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen werden; daß sie, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen." Diese nehme er aus anderweitigen Gründen an. Der zweite Bogen ist überschrieben „Das Testament Johannis. Ein Gespräch." Apokryphisch sei des Johannes Testament, aber darum nicht weniger göttlich, denn göttlicher könne nichts sein als das Johanneswort: „Kinderchen, liebet euch!" Christliche Liebe zu betätigen sei freilich schwerer als christliche Glaubenslehren anzunehmen und zu bekennen. Das wußte Johannes, als er, der Überlieferung des Hieronymus nach, in Ephesus, vor Alter nicht mehr fähig zu predigen, zwischen den einzelnen Kollekten nur die vorhin deutsch zitierten Liebesworte sprach: „Filioli, diligite alterutrum", und auf die Frage, warum er sich gerade auf dies beschränke, erwiderte: „Quia praeceptum Domini est et si solum fiat, sufficit", zu deutsch: „Weil es Vorschrift Gottes ist und allein schon genügt, wenn sie in die Tat umgesetzt wird." Diese christliche Liebe allein, will Lessing deutlich machen; praktisch bewährt und sei es von einem Heiden, ist mehr Christentum als

die genaueste Kenntnis und förmliche Annahme christlicher Glaubenslehren.

Von dieser Stelle aus schweift unser Blick unwillkürlich hinüber zu der Lebensarbeit und dem Bekenntnis eines Russen, der ebenfalls in fast alle Kultursprachen im 19. Jahrhundert übersetzt worden ist. Im Geiste Johannis und Lessings enträtselt er den „Sinn des Lebens". Auch Leo Tolstoi sondert die christliche Religion von der Religion Christi, dessen „herrliche, einfache, leichte und unendliches Glück spendende Lehre ganz unter einem Wust von Unsinn, Aberglauben und Massenbetrug verhüllt und begraben" sei: die Lehre, „daß sich die Menschen untereinander lieben sollen". Auch er glaubt an Gott als Urquell aller Dinge, glaubt, daß Christus Gottes Willen so klar ausgedrückt habe wie sonst niemand. Aber nur das einsame Gebet, für das Christus das Beispiel gab, könne uns unsere Verbindung mit Gott wieder zum Bewußtsein bringen und uns „den wahren Sinn des Lebens deutlich machen".

Schon im Dezember 1777 meldete Schumann sich wieder in seiner „Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft", diesmal aber mit so kläglichen Ergänzungen und so einfältiger Überhebung, daß Lessing eine Antwort nur im Manuskript begann. Vom Krankenlager Evas flocht er in eine Nachricht an Eschenburg am 7. Januar die Bemerkung ein: „Schumanns Antwort ist weit schlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, wie ich ihm wieder antworten soll, ohne ihn lächerlich zu machen; welches ich nicht möchte." In dem Entwurf der Antwort weist er darauf hin, daß Paulus nach der Bibel berechtigt war, den Beweis des Geistes und der Kraft zu führen, da er selbst ebenfalls nach der Bibel weissagen und Wunder tun konnte. . . . Wie hätte man da nicht seiner Erzählung von den Wundern seines Meisters, von der Erfüllung messianischer Weissagungen glauben sollen! Origenes durfte den Beweis nicht mehr mit demselben Recht, aber doch noch mit einem Schein des Rechtes führen, da er von Wundern frommer Christen aus ferner Zeit glaubwürdige

Kunde gehabt habe. Ohne diese Stütze hätten beide jenen Beweis weder führen können noch wollen. Der Direktor Schumann konnte sich freilich solcher Begründung nicht mehr rühmen. Karl Lessing war mit Schumanns Angriffen besonders unzufrieden: er sei „ein Gegner von der fatalsten Sorte", schrieb er dem Bruder am 24. Januar 1778, da er so süß und sanftmütig einherschleiche.

Zu den leichtern Scharmützeln, die einem großen Kriege vorauszugehen pflegen, gehört auch die Auseinandersetzung, die Lessing für seinen Ungenannten mit einem anderen Ungenannten über das Auferstehungsfragment führte. Heinrich Reß, Superintendent in Wolfenbüttel, von Lessing hinter dem Schleier der Anonymität wohl erkannt, veröffentlichte 1778 sechs Gespräche — „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christo, gegen einige im vierten Beitrage gemachte neue Einwendungen verteidigt", — in denen der glaubenssichere B einen A, den des Unbekannten Fragmente im Glauben erschüttert hatten, auf der ganzen Linie so widerlegt und überzeugt, daß A, durch Beschränktheit glänzend, natürlich eine völlige Wiedergeburt erlebt. Im Unterschied von seinem Vorgänger Schumann beschuldigt Reß den Fragmentisten absichtlicher Täuschung und forderte hierdurch jene Schärfe des Tons heraus, die man Lessings Antwort, der „Duplik", bisweilen vorwirft. Mendelssohn aber war sie eines der besten Dramen Lessings wert (an Zimmermann, 29. Jan. 1778).

Duplik ist die Antwort auf die Replik eines Klägers. Lessing nannte seine Gegenschrift so, da er in seiner Schlußanmerkung sich und die Bibel für den angegriffenen Teil erklärte, denn die Gegengründe des „Nachbarn", wie Lessing den ungenannten, ihm aber wohlbekannten, da ja an einem Ort mit ihm lebenden Verfasser jener Gespräche über die Auferstehungsgeschichte nennt, verdächtigten, meint er, die Evangelisten mehr als den Fragmentisten. Auch hieraus erklärte sich die Schroffheit der Schrift. „Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und teilnehmend werden darf: wann und wo darf er es dann?" Hinzu kam noch, daß der Zusammenbruch von Lessings Ehe- und Familienglück in die Zeit fiel, da er an der Duplik arbeitete; sie

wurde dadurch deutlich in zwei Teile geschieden. „Ich fühle es sehr wohl," sagt er am Schluß, „daß mein Blut anders umfließt jetzt, da ich diese Duplik ende, als da ich sie anfing." Das Vorwort, zuletzt geschrieben, findet es rührend, daß der schwache, abgelebte Nestor sich frech dem ausfordernden Hektor stelle, wenn kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraue. Trotzdem müsse er, Lessing, auf den Kampfplatz treten. Aber mit ehrlichen Waffen: „besonders", diesen Wunsch spricht er noch nachdrücklich aus, „bewahre uns Gott alle vor der tödlichen Zugluft heimlicher Verleumdung." Er verteidigt denn auch vor allem die redliche Absicht seines Ungenannten. „Was ist Wahrheit?" fragt er mit Pilatus. „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht; der Besitz macht ruhig, träge, stolz." — Nun folgen die berühmten Worte, berühmt sowohl durch sich selbst wie durch den wütenden Angriff der Orthodoxie, den sie heraufbeschworen: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

Die ganze Kunst Lessingscher Prosa zeigt sich in dem zweiten und dritten Teil der Einleitung, die dem eigentlichen Thema, der Erörterung der zehn angefochtenen Widersprüche, vorangeht. Eine Fülle von Figuren, Gleichnissen und Bildern belebt Lessings Stil. Er bestreitet, daß deshalb, weil er des Ungenannten Vordersatz zugegeben habe, er auch die Folgerungen ziehen müsse, die jener gezogen habe: so wenig sich in dem weiten Umkreis der Geschichte ein einziges Exempel antreffen lasse, daß eine Begebenheit von mehreren, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch

sich einer nach dem andern gerichtet hätten, ohne die offenbarsten, unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden sei, dessenungeachtet die Begebenheit selbst doch nicht bestritten werde, ebensowenig nötigten die Widersprüche, die sich in den Berichten der Evangelisten über die Auferstehungsgeschichte finden, an der Tatsache der Auferstehung selbst zu zweifeln. Man solle sich doch daran genügen lassen, daß die Religion *da* sei, die durch die Auferstehung über die heidnische und jüdische Religion gesiegt habe, und daß der Beweis der Glaubwürdigkeit der Auferstehung *damals* geliefert worden sei. Ähnlich wie mit der Auferstehung verhalte es sich auch mit den Wundern, durch welche Jesus und seine Jünger die Religion gepflanzt hätten. „Genug, daß sie die Kraft der Überzeugung gehabt hätten, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweiset das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen sein. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist!“ Die Wunder, die Christus und seine Jünger taten, seien das Gerüste gewesen und nicht der Bau: „Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! Nein, so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt!“ Warum aber habe „der Nachbar“ den Ungenannten unwissend und boshaft genannt und ihn, Lessing, selbst dadurch herausgefordert? Er trage ja doch allein die Verantwortung, denn der Ungenannte selbst habe nichts veröffentlicht, und das wisse der freundliche Nachbar. „Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber niedergeschrieben; aber Gott hatte ihn wieder zu gesunder und kalter Überlegung kommen lassen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wissen könnte und sollte, worauf sich der Ungenannte bloß im hitzigen Fieber nicht zu besinnen ver-

mochte; nämlich daß alles das nichts als abgedroschenes und längst den Flammen überantwortetes Stroh sei: nun komme ich und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen nicht einmal den Verstand hatte." Lessing will sich aber, wie er sagt, in dieser Duplik lediglich auf das einschränken, was er von den Behauptungen des Ungenannten zu dem seinigen gemacht habe: auf die Widersprüche in den Auferstehungsberichten der Evangelisten. „Von diesen behaupte ich," fährt er fort, „und behaupte noch: sie nirgends so kräftig aufeinandergehäuft, nirgends so deutlich auseinandergesetzt zu wissen. Irre ich mich, so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das ebensogut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich ein Werk nennt, worin das alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich ebensowenig gekannt hatte. Auch ebensowenig noch kenne. Denn daß, seit heute und gestern, wenigstens die Unterredungen meines guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubnis nunmehr zeigen." Hatte sich dieser zugetraut, auf alle zehn von dem Fragmentisten aufgedeckten Widersprüche eine befriedigende Antwort geben zu können, so beweist ihm Lessing nun, daß diese Antwort keinen der Widersprüche wirklich aufgelöst und beseitigt hat. Auch er schiebt ein Gespräch ein, in dem ein „Du" und „Ich" sich streiten wie des Nachbarn „A" und „B". Widerspruch ist Widerspruch — daran herumdeuten heißt nicht die Religion retten. Und wenn Reß sich entrüstet dagegen wendet, daß Widersprüche, wenn es solche gebe, früher hätten übersehen werden können, so erwidert ihm Lessing kühl: „Es ist bis jetzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen als gesehen worden. Nur Leute, bei denen alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden: und diese Leute sind der Wahrheit noch viel schädlicher als die, die Sie so sinnreich Generalpächter des Menschenverstandes, ich weiß nicht, wem nach, nennen." Bei der Auslegung der gleichzeitigen Erscheinung Jesu auf einem Berge

und am See Tiberias nach Matthäus und Johannes hatte Reß entrüstet gerufen, wer hier nicht zwei zählen könne, müsse nicht wollen. „Gott erbarm's,“ seufzt Lessing, „wir wollten gern: aber wie können wir?“ Wo solle man zu zählen anfangen, bei eins oder zwei, wenn zwei der eins widerspreche? Ein Kind sei vielleicht zufrieden, wenn man ihm denselben Pfennig zweimal in die Hand drücke und dabei zwei zähle. Trotz solchen gelegentlichen Humors aber klingt ein feierlicher Ton durch die Duplik. Wie Orgelklang geht es oft durch diese Kampfesblätter. An die Quelle der Wahrheit richtet er zum Schluß sein Wort, an den Gott seines Herzens: „Verzeihe du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen: so sind deine Goldkörner unverloren.“ Und mit schmerzlichem Blick auf das oberflächliche Weltbedürfnis fügt er hinzu: „Gott! Gott! worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen.“

Reß war nicht der einzige Geistliche im Herzogtum Braunschweig, der sich als öffentlicher Hüter der Evangelien fühlte. In Vorsfelde wirkte gut und fromm der Hauptpastor J. Lüderwald, der über die Geheimnisse seiner Religion nun soviel zu lesen bekam, daß er 1778 sich angeregt fühlte, doch auch seine Meinung wenigstens über die Hauptsache zu sagen, nämlich über „Die Wahrheit und Gewißheit der Auferstehung Jesu Christi“. Als Rezensent hatte Lessing einst von Lüderwald Notiz nehmen müssen. Jetzt durfte er sich das sparen.

Ein anderer theologischer Ritter, G. C. Silberschlag, Pastor in Berlin, griff im Unterschied zu seinen Vorgängern, die sich nur an den Unbekannten gehalten hatten, Lessing selbst an. Der weitschweifige Titel seiner ebenfalls 1778 erschienenen Schrift lautete: „Antibarbarus oder Verteidigung des christlichen Verfahrens des evangelischen Lehramts im Religionsunterrichte gegen und wider die Einwürfe neuerer Zeiten. Erster Teil.“ Des Reimarus Fragmente, sucht er darzulegen, seien barbarische Dokumente. In der

rein kritisch-sachlichen Auffassung begegnet er sich scheinbar mit Lessing, wenn er in der Vorrede sagt: „Weil es der Wahrheit an sich doch niemals zum Nachteile, sondern vielmehr allemal zum Vorteile gereicht, wenn sie angegriffen wird, so werden ihr dergleichen Sachen, zumal wie diese sind, freilich keinen Abbruch tun." Aber er ist „gänzlich der Meinung, daß eine solche Art zu denken und zu verfahren, dergleichen in diesen Fragmenten herrscht, eine wirkliche Barbarei" sei „sowohl in Ansehung der Kenntnisse als der Sitten".

Lessing begann eine Antwort, kam aber über wenige Zeilen nicht hinaus. Spöttisch hielt er ihm als Motto den Vers aus Ovid entgegen: „Barbar heiße ich, weil ich jenen nicht verständlich bin" („Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis"). Wie kann der anerkennen, der zu beschränkt ist, um zu verstehen, oder zu listig und ehrgeizig, um verstehen zu wollen! Die heidnischen Griechen haben den Begriff Barbar geprägt, also wer sollte nicht gern ein Barbar heißen wollen? Er dürfe mithin stolz darauf sein, ein Barbar genannt zu werden. So überschreibt er denn fröhlich einen offenen Brief, den er nicht vollendete, „Barbarus Antibarbaro, d. i. G. E. Lessing an Herrn Georg Chr. Silberschlag". Ihm fehlte aber die Lust, sich näher mit der seichten Gegenschrift zu beschäftigen. Und wirklich hätte er andernfalls seine Lebensstunden den flachsten Geistern opfern müssen, denn schon fiel ein anderer über ihn her, Friedr. Wilh. Mascho, Rektor emeritus in Ruppin, damals Privatlehrer in Hamburg.

Mascho lebte kärglich in einem Häuschen mit einer alten Frau. Er kochte, wie Thieß in seiner Selbstbiographie erzählt, seine Pflaumen, die er fast immer zu Mittag aß, selbst. Ein einzelner Hering dazu und ein Trunk dünnen Bieres, das war seine ganze Mahlzeit. Aber daneben lagen auch Senecas „De tranquillitate animi" und „De constantia sapientis". Er lebte nur von seinen Lehrstunden und schriftstellerischen Arbeiten. Dieses ärmliche Dasein aber war von Ehrgeiz und Selbstgefühl geschwellt. Besonders stolz war er später darauf, daß er als erster — seiner Meinung nach — gegen die Fragmente aufgetreten sei und den Namen ihres Ver-

fassers genannt habe. Sein Lehrvortrag soll reich, klar und umfassend gewesen sein. Geisteskrank ist er einige Jahre nach Lessing gestorben.

Maschos Schrift war betitelt „Verteidigung der geoffenbarten christlichen Religion". Er war Antisemit und überhäufte Lessing mit entsprechenden Liebenswürdigkeiten, die dieser mit Humor aufgriff. Die Religion des Herrn Maschо bedürfe freilich dringend der „Verteidigung". Auch hier ist Lessing nicht weit gekommen, und auch diese wenigen Zeilen waren ihm eigentlich für einen Maschо schon zuviel. Doch stehen darin die folgenden Sätze, in denen sich Lessing deutlicher als sonstwo über seine wahren Beweggründe bei Herausgabe der Fragmente ausspricht: „Ich habe den Ungenannten, vermutlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen in die Welt gezogen. Also bin ich ihm meine Vorsprache schuldig, so oft Unwissenheit oder Stolz die Nase über ihn rümpfen. Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren; und ich bekenne, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer soviel entgegenzusetzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein dritter entweder näher zusammen- oder weiter auseinanderbringen!" Belehrungen über das, was wahr ist, könnten nicht schlecht sein. Warum sollten andere nicht derselben Belehrung bedürfen wie er? Wir alle seien ja Menschen. Sich selbst hält Lessing „kein Haar besser als irgendeinen Menschen in der Welt", freilich auch nicht schlechter. Mit vollem Klang setzt hier die Ouvertüre zu „Nathan dem Weisen" ein: Homo sum, humani nil a me alienum puto. Es gelte aber auch, tapfer diesen Standpunkt zu vertreten. „Ich kann fehlen wie andere: aber andere können auch fehlen wie ich. Und wenn ja gefallen sein muß: so will ich lieber über meine eigenen Beine zu Boden straucheln als zu Boden gerissen werden."

Viel mehr als Maschos Schrift sagten auch die einer ganzen Reihe anderer Gegner, wie Blasche, Mosche, Rückersfelder, Scheibel, Schobelt, Schreiter, Velthusen, Pfeifer nicht. Gewichtiger traten Jerusalem (1779) auf in seinen „Briefen über die mosaischen Schriften

und Philosophie" und Henke (1779) in seiner Übersetzung von Bells „Untersuchung der göttlichen Sendung". Diese Gegner standen übrigens auch nicht eigentlich auf dem Standpunkt jener starren Unduldsamkeit, die im 18. Jahrhundert noch weite Theologenkreise beherrschte. Sie vertraten weniger die Lehre als ihr Amt. Aus Frömmigkeit, Ehrgeiz, Dünkel und angewöhnter Predigerautorität ersprossen Druckschriften, die im Grunde freilich der von ihnen verteidigten Sache nicht zur Ehre gereichen konnten. Es fällt ja besonders Predigern und Lehrern schwer anzunehmen, daß das Publikum anderer Meinung sein könne als sie selbst. Was bedeutet eine Religion, fragt man, die solche Vorkämpfer hat! Ein anderes ist es, wenn ein Mann aufsteht, dessen ganze Denkungs- und Sinnesart nicht nur von einer über jeden Zweifel erhabenen Rechtgläubigkeit und Gesinnungstüchtigkeit ist, sondern den die Erfahrung seiner Mitbürger von seiten seiner Geistes- und Charakteranlagen als für Streit und Kampf ganz besonders ausgerüstet, ja als echte Kampfnatur längst erwiesen hat. Schlimm nur dann, wenn auch er dem Gegner nicht gewachsen ist! Mit des derbgeistigen Hauptpastors Goeze Auftreten begann der Streit nunmehr zu einem Kampfe zweier einander entgegengesetzter Weltanschauungen zu werden, den die scharf ausgeprägte Eigenart von Lessings charaktervoller Persönlichkeit zu einer für alle Zeiten denkwürdigen Bedeutung erheben sollte.

Johann Melchior Goeze, 1717 in Halberstadt als Sohn eines Pastors geboren, hatte in Jena und Halle studiert, dann als Prediger in Magdeburg gewirkt und 1755 einen Ruf nach Hamburg an die St. Katharinenkirche angenommen. Es spricht immerhin für die geistige Bedeutung des Mannes, daß ihn der Senat der freien Reichsstadt schon 1760 zum Senior ernannte, also an die Spitze des geistlichen Ministeriums berief, wie nicht minder für seinen aufrechten Charakter, daß er 1770, als ihn die weltliche Behörde in dem Streit um die kirchliche Verlesung des Bußpsalms (s. u.) im Stiche ließ, auf das einträgliche und einflußreiche Seniorat freiwillig verzichtete. Auch wissenschaftlich betätigte sich Goeze als Forscher und Sammler auf dem Gebiet der nieder-

deutschen Bibelübersetzungen. In seiner Führung des geistlichen Amtes bekundete er sich freilich mit zunehmenden Jahren immer mehr als einen jener Eiferer des Worts, die, indem sie mit allen Strafen des Himmels und der Erde von der Kanzel herab drohen, vergessen, daß die christliche Lehre weniger eine Zuchtrute als eine liebkosende Samariterhand sein soll. An den Haaren schleppe er seine Leute gen Himmel, sagt mit treffender Charakteristik der kluge Lichtenberg von ihm. Das Jüngste Gericht war Anfang und Ende seiner Erbauungen. Bei einem besonderen Anlaß gar, wie dem Erdbeben von Lissabon (1756) malte er den Hamburgern mit Genugtuung ein ähnliches Strafgericht aus. „O Hamburg! auch für dich hat Gott Ruten, Heere und Feuerflammen, Erdbeben, Wasserfluten und tausend andere Mittel, dich zu züchtigen, dich zu verderben, dich zugrunde zu richten und ein Adama und Zeboim aus dir zu machen.“ Zeitungen und Theater waren die ihm verhaßtesten Sümpfe der Antichristen. Weder ihnen noch den Heiden, und seien sie die edelsten Menschen, sei eine Pforte zur Seligkeit offen. Ewige Verdammung schrie er seiner erschreckten Gemeinde an jedem Sonn- und Feiertage ins Ohr, und das mit einer schneidend dürren Stimme, in nachschleppendem, heulendem Tone. Dabei stellte er an seine Arbeitskraft rücksichtslos die größten Anforderungen, und hart nahm ihn das Leben mit. Eine Tochter und drei Söhne verlor er, den einen als Studenten, und als 1774 auch seine Gattin starb und ihm nur ein Sohn blieb, der als Prediger an der Johanniskirche ihn auch nur um einige Jahre überlebte, konnte sein Schicksal in jenen Jahren sich trübselig mit demjenigen Lessings messen. Die ihm angeborene Kampfbegier und Härte wurde dadurch indessen ebensowenig eingeschränkt wie seine Unduldsamkeit. Man muß weit, fast ins Mittelalter, zurückgehen, um ihresgleichen zu finden. Wie der ganze Mann entbehrt übrigens auch diese Unduldsamkeit nicht eines gewissen, Achtung einflößenden Charakters. Goezes Predigten kann stellenweise sicherlich auch der Orthodoxe des 19. Jahrhunderts nicht ohne Humor lesen, kann andererseits aber auch der Freigeist ihm nicht zu persönlichem Unglimpf deuten. In ihm ist lutherische

Starrgläubigkeit und Unduldsamkeit Fleisch geworden, durch Lessing zuerst polemisch, dann poetisch, in Stein gehauen, der nicht vergehen wird, solange des Patriarchen Worte in „Nathan dem Weisen" auf die Nachwelt wirken: „Tut nichts, der Jude wird verbrannt."

Zu seiner Zeit spottete man, er habe das Zeug zu drei Päpsten, noch einigen Kardinälen und einem spanischen Großinquisitor. Für die höchste Aufgabe des lutherischen Staates hielt er die Ausrottung Andersgläubiger. Noch immer wird er von dem einen oder andern Forscher in Schutz genommen, und in gewissen Grenzen läßt sich das, wie schon bemerkt wurde, auch vertreten, denn daß er seine Sache tapfer, ausdauernd und auch nicht ganz ungeschickt und unwirksam geführt hat, dieses Zeugnis wird man ihm nicht versagen dürfen. Aber freilich es ist noch immer zu wenig bekannt, wie wütig er auch seine eigene Gemeinde und seine geistlichen Mitbrüder, selbst seine Behörde anfiel, und wie diese über ihn dachte. Lassen wir die Akten des Hamburgischen Staatsarchivs, zunächst außerhalb des Zusammenhanges mit seinen bekannteren Streitigkeiten, einleitend das Wort ergreifen.

Protokoll-Auszug, Hamburg. Senat. 29. April 1776.

„Conclusum et commissum der wohlweisen Kirchspielherren St. Catharinae, den Herrn Pastorem Goeze noch einmal ernstlich anzuerinnern, aller persönlichen Anzüglichkeiten, wodurch das hiesige Publikum geflissentlich verleitet würde, die gerügten Irrtümer auf membra reverendi Ministerii zu applizieren, und wodurch gefährliche Faktionen und Unruhen veranlaßt werden könnten, in seinen Predigttexten oder andern öffentlichen Schriften und im mündlichen Kanzelvortrage, bei unfehlbarem obrigkeitlichen Einsehen sich zu enthalten; vielmehr ihn dahin anzuweisen: daß, wenn er etwa gegen ein oder andres Mitglied reverendi Ministerii in Lehrpunkten etwas erinnern zu müssen vermeinen möchte, er solches, den hiesigen Verfassungen nach, gehörigen Ortes anzubringen habe." — Darauf sandte Goeze eine Gegeneingabe, in der er ersucht, ihn „mit solchen harten und kränkenden Vorwürfen und Auflagen hochgeneigt zu verschonen".

Auf eine Eingabe Goezes vom 16. März 1779, die Ehe mit

der Schwester der Frau nicht zu gestatten — indirekt war das gegen einen seiner gehaßten Amtsgenossen namens Moldenhauer gerichtet —, gaben die andern Mitglieder des geistlichen Kollegiums auf Veranlassung des Präsidenten Herrnschmid (unter ihnen auch die bekannteren Winckler, Gerling, Sturm, Schröder, Schuhmacher, Palm) am 19. März einen entrüsteten Protest zu Protokoll. Darauf zeigte Goeze am 10. April an, daß Moldenhauer sich — in Erinnerung an ein früheres Amt — unbefugt als Kgl. Pr. Kirchenrat in ein Stammbuch eingetragen habe.

Am 20. Mai 1779 erließ der Senat an den wackeren Streiter folgendes Conclusum in wiederum ganz anderer Angelegenheit; er hatte gepredigt, daß weder die römisch-katholischen noch die reformierten, sondern nur die evangelisch-lutherischen Christen „erhörlich beten", und dies zu beweisen gesucht:

Protokoll-Auszug, 19. Mai 1779. „Es wird dem Herrn Pastori St^ae Catharinae Goeze hiermit folgendes eröffnet: Es sei dem Herrn Pastor aus verschiedenen, an ihn bereits ergangenen Weisungen eines Hochedlen Rats Mißvergnügen über die wenige Mäßigung bekannt, die er nur gar zu oft in seinen Predigten und Predigttexten beobachte. Die Texte vom letzten Sonntage Rogate gäben davon neue unangenehme Beweise. In dem ersten werfe er der römischen Kirche vor: »daß der Verfolgungsgeist sich insonderheit in derselben in seiner schrecklichen Gestalt, und noch schrecklichern Ausbrüchen gezeigt habe, und noch zeige.« In dem andern behaupte er: »daß weder die reformierte Religion, jedoch mit einem gewissen Unterschiede, noch auch die römisch-katholische eine rechte Anweisung gebe, im Namen Jesu zu beten ꝛc., wie solches weitläufiger im 2. Teile dieses Texts befindlich sei.« Über diesen Angriff, insoweit er die Katholiken beträfe, hätten sich des kaiserlich-königlich bevollmächtigten Ministers im niedersächsischen Kreise, Herrn Baron von Binders Exzellenz bei einem Hochedlen Rate beschwert, solchen Angriff für eine mit höchst beleidigenden, den Reichsgesetzen gerade zuwiderlaufenden Ausdrücken gefällte Schmähung erklärt, wodurch der ganzen katholischen Kirche das Vermögen, im Namen Jesu zu beten,

anmaßlich abgesprochen werde, und Senatum ersucht, da diese Schmähung öffentlich geschehen sei, auch einen öffentlichen Widerruf und eine öffentliche Genugtuung anzuordnen. Eine der ersten und vorzüglichsten Pflichten eines an irgendeinem Ort des Deutschen Reichs angestellten Predigers sei es unwidersprechlich (so fährt das Conclusum fort), sich den Reichsgesetzen gemäß zu verhalten. Diese Gesetze aber, der Westfälische Friede, manche Reichsabschiede und kaiserliche Edikte, schrieben es den Geistlichen unablässig und mit Nachdruck vor: in ihren Predigten alles zu vermeiden, was zur Verachtung der drei im Deutschen Reiche rezipierten Religionen, zu Disputationen und zur Aufbringung und Verhetzung des gemeinen Mannes Anlaß geben möchte, und sich alles Schimpfens, Schmähens und Lästerns enthalten. Es sei allerdings wider alle Pastoralklugheit, in einer Stadt, wo zwei ansehnliche Gesandten katholischer Mächte residierten, nämlich der königlich französische und der Herr Minister des allerverehrlichsten Oberhaupts des Deutschen Reichs, in einer Stadt, worin verschiedene Bürger und Einwohner dieser Religion lebten, und welche selbst in diesem Jahrhundert die empfindlichsten, noch nicht verschmerzten Wirkungen ähnlicher Ausfälle empfunden hätte, die katholische Religion öffentlich, ausdrücklich und ohne alle Veranlassung zu verunglimpfen. Diese klaren Vorstellungen würden hoffentlich den Herrn Pastor bewegen, nicht allein künftighin vor dergleichen Schritten sich zu hüten, sondern auch aus eigenem Antriebe dahin bedacht zu sein, daß er durch einen öffentlichen Widerruf oder anderweitige reine und genugtuende Erklärung die unangenehmen Folgen dieser Beschwerde noch eher von sich abwende, als solche zu einem weiteren, bisher zurückgehaltenen Ausbruche gekommen sein dürften. Ein Hochedler Rat wolle des Herrn Pastors gemessene Erklärung über die Art der von ihm zu leistenden öffentlichen und hinlänglichen Genugtuung in acht Tagen unfehlbar gewärtigen. Falls derselbe aber wider Verhoffen diese obrigkeitliche Erinnerung und Ermahnung nicht mit ebenso vieler Folgsamkeit aufnehmen würde als die Wohlgesinnung und der Glimpf, womit sie ihm erteilt

worden, erheische, so werde Senatus nicht umhin können, die erforderlichen Maßregeln ohne weitere Nachsicht zu ergreifen."

Blättern wir weiter in den Akten. Am 25. Februar 1780 erging an Goeze folgende Resolutio des geistlichen Ministeriums: (Protokoll-Auszug.) „VIII. ist die Anzeige geschehen und beschlossen, S. H. Pastor Goeze zu erkennen zu geben, wie Rev. Minist. mit vieler Befremdung und gerechtem Mißfallen aus seinem gedruckten Glaubensbekenntnis über Levit. XVIII ersehen, daß er darin nicht nur des wohlseligen Herren Senioris D. Herrnschmidts sogar nach desselben Absterben auf eine seiner Ehre sehr nachteilige Weise gedacht, sondern auch aus den Missiven von einigen Votis Rev. Minist. das Publikum benachrichtigt, welches gegen alles Recht und gegen alle Ministerialverbindungen sei, und daher von ihm als vormaligem Seniore am wenigsten zu erwarten gewesen; daher Rev. Minist. hierdurch sich äußerst beleidigt, schriftlich aber darauf sich einzulassen aus vielen Gründen für unmöglich halte, doch für die Zukunft ihn ernstlich erinnere, die dem Rev. Minist. bei seinem Eintritt in dasselbe angelobte reverentiam et oboedientiam besser wie bisher geschehen zu beobachten; zugleich auch sich gemüßigt sehe, die schon mehrmals dem Herrn Pastor Goeze geschehene Anzeige zu wiederholen: daß er niemals, weder in gedruckten noch andern an das Ministerium gerichteten Schriften die bei demselben eingeführte besondere Anrede an den Hochwürdigen Seniorem vorbei lassen oder widrigenfalls gewärtigen möge, daß keine solche Schriften, als an das Rev. Minist. gerichtet, angesehen werden. Seiner Hochwürden dem Herrn Senior ist aufgetragen worden, obiges dem Herrn Pastor Goeze in copia zu insinuieren und jedem Membro copiam zum beliebigen Gebrauch mitzuteilen."

Für uneingeschränkt ersprießlich hat Goezes Tätigkeit also selbst in der Hamburgischen Hochburg des Luthertums nicht gegolten. Wenn Kandidaten predigten, dann lag er auf der Lauer und ging bei dem leisesten Verdacht freierer religiöser Auffassung heimlich beschwerdeführend vor. Geantwortet wurde ihm von seinen Vorgesetzten schließlich nur noch, wenn es notwendig schien. So gelang es ihm

wirklich, den armen Kandidaten J. O. Thieß nach dessen Probepredigt vor ein Tribunal zu zerren. Aber die Akten enthalten Eingaben auch anderer Prediger (18. Okt. 1772: Arends usw.), deren Existenz er zur höheren Ehre Gottes zu vernichten gewußt hatte. Besser als Polizei und Aufsichtsbehörde erjagte er jede Gelegenheit, im Namen Gottes zu spionieren und anzuzeigen. Nur noch ein harmloses Beispiel hierfür, das nicht der Komik entbehrt: am 7. Juli 1775 reichte er eine Beschwerde ein mit der Nachricht, daß die Tischlergesellen bei einem Aufzuge „in Weibeskleidern erscheinen" wollten, und ersuchte, diesem „erschröcklichen Greuel" zu begegnen.

Einen erschöpfenden Überblick über die Goezekriege zu geben, ist kaum möglich. Seit den siebenziger Jahren wurde dem Hauptpastor der Angriff offenbar mehr und mehr zum Lebensbedürfnis. Außer den Streitigkeiten, die im Zusammenhang mit dem Lessingkampf zu behandeln sind, seien hier nur genannt diejenigen mit der reformierten Gemeinde in Worms, gegen deren Pastor Rediger er 250 öde Quartseiten schrieb, mit dem „rasenden Abbt", dem „brüllenden Semler", mit Leß, Döderlein, Strobel, Winkler und Rambach. Fast 100 mehr oder weniger umfangreiche Streitschriften hat Goeze in die Welt gesandt. Gegen Goethes „Werther", die „arge Mißgeburt der Finsternis", und andere Mißfälligkeiten schleuderte er kürzere „Flugblätter". Seine eigene Behörde griff er zum letztenmal noch in dem Jahre seines Todes an, als sie die gröbsten Entstellungen des Hamburgischen Gesangbuches ausmerzte. Das geistliche Ministerium lehnte seine Beschwerde am 24. Februar 1786 in den Akten kurz ab: es findet „die Bedenklichkeiten keineswegs gegründet, noch weniger kann es den Verdacht des Sozinianismi, den er (Goeze) über die Deputation zu bringen sucht, auf irgendeine Weise für billig halten". Aber noch am 20. März, acht Wochen vor seinem Tode, ist es gezwungen, einen neuen „Aufsatz Goezes" beiseite zu legen mit dem Beschluß, „bei seiner Genesung es ihm zurückzustellen."

Einzelne Fehden Goezes haben durch das Gebiet, dem sie galten, für seinen späteren Kampf mit Lessing eine besondere Bedeutung: z. B. diejenigen mit Schlosser 1768/9 über das Theater. J. L.

Schlosser, ein junger Pastor in Bergedorf, der Sohn seines Amtsvorgängers an der Katharinenkirche, hatte als Student harmlose Lustspiele geschrieben, die aufgeführt und gedruckt wurden. Ein Pastor und Lustspieldichter! In den Hamburger Freiwilligen Beiträgen eröffnete Goeze den Angriff, und als offene Briefe und Erklärungen die Sache nicht beilegten und der Professor Nölting an des Angegriffenen Seite trat, fuhr er sein schweres Geschütz auf und schrieb gegen Schlosser eine Schrift unter dem Titel: „Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne." Schon im Vorwort droht er, er könne „alles gerichtlich nachweisen". Das Theater, führte er aus, werde nie eine Schule des Edlen werden. Wenn eine kokette Schauspielerin Lessings Minna darstelle, so könne auch diese edle Rolle nur schaden. Ein „Gottseligkeit liebendes Gemüt" vermöge sich hierbei nicht zu beruhigen, obwohl manche Stücke, auch von Lessing, „zulässig und nützlich" seien. Er urteilt nach Hörensagen, denn selbst habe er auf der Bühne „dergleichen nie gesehen". Molière sei einer der „verdammlichsten Lehrer des Lasters". Niemand könne einen Schurken mimen, ohne selbst einer zu sein. Seine Gedanken empfiehlt er den ihm „so werten Herren Gellert und Lessing" zur Beachtung. Schauspiele seien „die größten Verderber der Nation". Da sich Leute fänden, die das Theater und sogar den Harlekin verteidigten, erhebe sich die Frage: „Wieviel Schritte haben wir noch bis zum völligen Heidentum übrig?" Dann wendet er sich wieder Lessing zu, den er einen geschickten und edel denkenden Mann nennt: „Das Werk lobt den Meister." Die erste Stelle verdient bei ihm der „Freigeist". Die „Juden" idealisieren ihm dieses Volk zu stark, denn den Zuschauern komme nie ein Jude vor, der mit Lessings Reisenden „nur eine entfernte Ähnlichkeit" habe. Minna ist ihm „in Absicht auf die Moral völlig untadelhaft"; der „Junge Gelehrte" sei nicht zu verwerfen. Trotzdem seien Tanz, Spiel und Schaubühne gleich verdammungswürdig. Immer wieder weist er auf das Jüngste Gericht hin. Wenn ein Student des Lehramts dramatisch dichte, so handle er unverantwortlich. „Was aber soll man nun gar zu einem Theologen sagen!"

Hierauf antwortete Schlosser in seiner „Nachricht an das Publikum", die daran erinnert, daß Goeze am 27. Februar 1769 brieflich alles Beleidigende habe „ausdrücklich widerrufen und zurücknehmen" müssen, auch gebeten habe, „alles in völlige Vergessenheit zu stellen". Er fragt, ob die Schaubühne denn wirklich die ihr von Goeze gegebenen Namen verdiene — Bordell, verpestetes Haus, Löffel vergifteten Wassers und Samen des Unkrauts —, und ob dem Hauptpastor „von der ganzen protestantischen Kirche ein oberrichterliches Amt aufgetragen sei". Er weist darauf hin, daß Goeze auch gegen die Frauenmoden wüte, obwohl er selbst seidene und mit Spitzen besetzte Priesterkleider liebe. Endlich gibt er eine Liste von Priestern, die unangefochten Schauspiele gedichtet hatten, unter ihnen Rist, Ringwald, Rebhuhn, Rivander, Hunnius, Cramer. Eine solche Antwort war für einen Goeze viel zu zahm. Dieser wandte sich nun an die Autorität der orthodoxen Göttinger theologischen Fakultät, die ihm Recht gab und ihr jetzt im Wortlaut bekanntes Urteil so schloß: „Ein frommer Mensch muß Schauspiele nicht ohne Not, nicht oft noch mit Lust besuchen." Auch hiermit war Goeze noch nicht zufrieden. Aber im November verbot der Senat jede Fortsetzung des Zanks in Wort und Schrift. Hieran knüpfte sich ein ergötzliches Nachspiel. Ein fremder Besucher Hamburgs fragte den literarischen Spottvogel Dreyer nach dem Verfasser einer Posse, wurde von ihm zu Goeze gewiesen und von diesem in höchstem Grimm aus dem Hause geworfen, worauf jener seinerseits Dreyer durchprügelte. Lessing schwieg ergötzt. Seine Auffassung dieses Theaterkrieges spricht sich in einem Sinngedicht aus:

Steht einem Prediger das Versemachen an?
Darf ein Poet wohl eine Predigt machen?
Freund, deine Fragen sind zum Lachen —
Ja doch! der, wenn er will, und jener, wenn er kann.

Nicht ohne Grund ließ Goeze seinen Grimm in jenen ersten Jahren seiner Amtsführung aus an Basedow, der in dem nahen Altona seinen Grundsatz, die Kinder erst spät mit Religion bekannt zu machen,

pädagogisch in die Tat umsetzen wollte. Dagegen hatte sich ja auch Lessing in den Literaturbriefen gewendet. Basedow war außerdem als Feind der Taufe und der Dreieinigkeitslehre bekannt. Unterstützt von Kanonikus Ziegra, dem Herausgeber der schon genannten „Freiwilligen Beiträge", der sog. schwarzen Zeitung, eiferte Goeze von der Kanzel und in besonderen Pastoralschreiben gegen Basedow und die ganze neumodische Theologie und Pädagogik. Die Aufklärer wehrten sich, unter ihnen Abbt, der 1766 seine „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht" gegen Goeze schleuderte. Dieser versicherte, er verliere Abbts wegen kein Stündlein Schlaf, und ersah sich bald ein neues Objekt seiner Streitbarkeit in dem auch von Goethe in dem berühmten „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes" weidlich verspotteten C. F. Bahrdt, Professor der Theologie in Gießen. Gegen ihn richtete Goeze 1773 eine Schrift unter dem Titel: „Beweis, daß die Bahrdtische Verdeutschung des Neuen Testaments keine Übersetzung, sondern eine vorsätzliche Verfälschung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sei, aus dem Augenscheine geführt". Freilich war Bahrdts Versuch, Bibel und Christentum zu modernisieren, indem er z. B. statt „Hosiannah in der Höh": „Er lebe, er lebe" verdeutscht, oder an Stelle des Satzes „Selig sind die Leidtragenden, denn sie sollen getröstet werden" schreibt: „Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen", der Verachtung würdig. In diesen seinen Streitsachen gegen die seichten Aufklärer Basedow und Bahrdt focht Goeze also für eine gute Sache und wäre unseres uneingeschränkten Beifalls sicher, hätte er nur nicht die Gewalt der Obrigkeit gegen jene angerufen. Durch die Betonung der äußerlichen Machtfrage verlor sein Wort die Kraft der Überredung und schadete der eigenen Partei. Er durfte sich über Antworten nicht wundern, wie sie ihm Bahrdt in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" gab.

Noch nach Goezes Tode (1786) ließ Bahrdt eine wenig bekannte parodistische „Standrede" anonym erscheinen, die von dem

Kanonikus Ziegra gehalten wird. „Deutschland, ringe deine Hände," heißt es da. „Die Harfe Davids, aus welcher Flüche über die Feinde der Kirche lieblich ertönten, hat keinen Resonanzboden mehr." Nun werden Goezes Leiden geschildert, die in den Taten der Gegner bestehen: des „Scheusals Dreyer", des „verlorenen Sohns Alberti", der „schändliche Grundsätze der Toleranz" verbreitet habe, der „verdammten Nicolaiten", die auf die innere Wahrheit in Jesu Lehre hinzuweisen gewagt hatten. „Das letzte Wort war allemal das seine", obwohl er „floh wie ein Held". Dann bestritt der „böse Semler aus der Geschichte die Echtheit des Kanons." Der „abtrünnige Teller" schrieb ein von „Vernunft" strotzendes Lehrbuch des Glaubens. Plötzlich überdeckte ihn eine Staubwolke: „Lessing war der Name des Stürmers, der ihn unter Zions Trümmern zu begraben drohte. Wahre Gelehrsamkeit, tiefer und fester Blick, Energie des Ausdrucks und treffender Witz machten ihn furchtbarer als alle. Fast wäre im evangelischen Zion nicht überblieben, der an die Wand pißt." Kein Hohngelächter und Achselzucken der Zuschauer konnte Goeze hierbei in Verlegenheit setzen, er schrie und schrieb. Dann folgten der „ruchlose Bahrdt", der „böse Eberhard", „der schändliche Diez", Dohm, der „verworfene Trappius", Knappius, Steinbart, Kant, Morus, Eichhorn, Nagel, Reinhard. Aber auch Freuden habe Goeze genossen. Ziegras Freundschaft, die Verfluchung Dreyers, Seilers „Religion der Unmündigen" habe ihn die „Wunden vergessen" lassen, die Lessing ihm geschlagen. Seine letzte Freude sei die gewesen, daß er mit dem letzten Atemzuge Lessings „Nathan" in die Flammen geworfen habe: „Fahre hin in das Feuer, das längst schon deines Verfassers Seele verzehrt."

Mehr als diese mehr literarischen Streitigkeiten schadeten dem Hauptpastor andere Dinge. Daß er sich später, als Ziegras schwarze Zeitung einging, mit dem „Altonaischen Reichspostreuter" verband, der ihn früher als einen Schurken mit der Peitsche durch die Welt jagen wollte, daß er sogar mit seinem einzigen Bruder, dem Quedlinburger Hofprediger, zerfiel, warf kein gutes Licht auf ihn. Noch schlimmer aber wirkten seine gehässigen Angriffe auf seine Hamburger

Amtsgenossen Alberti und Friederici. Goeze habe beide zu Tode gepredigt, behauptete man damals. Wenn er nicht einen Himmel für sich bekomme, so sei es unklar, wo er nach dem Tode bleiben werde, spottete Göckingks „Grabschrift" 1779. Auch der jugendliche Friedrich Leopold Stolberg bedachte den „argen Pfaffen" mit Spottversen: „Zween fromme weise Männer, seines Amts Genossen hat er frömmelnd ausgezischt und wütend ausgebrüllet, bis zuletzt sein Drachengift in ihre Wunden floß."

An derselben Kirche wie Goeze predigte der Diakonus Julius Gustav Alberti, der später mit seiner Tochter Tieck die Hausfrau schenkte. Schriftstellerisch und von der Kanzel aus fochten diese beiden gegensätzlichen Charaktere miteinander, Goeze wohlbeleibt, kräftig, grimmig, Alberti brustkrank, feingeistig, ironisch: jener streng und ernst, dieser nachsichtig und weltfreudig. Die Frage, ob das von den liberalen Theologen verbannte Bußgebet aus dem 79. Psalm — „Schütte deinen Grimm aus auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen," — ferner kirchlich verlesen werden sollte, weckte Goezes Zorn und führte ihn, als am Bußtage 1769 Alberti, der jene Verlesung auch literarisch bekämpft hatte, die Stelle ausließ, vor die Behörden und Fakultäten. Von diesen sprachen sich Wittenberg und Altdorf für, Göttingen gegen die Verlesung aus. Goeze erklärte den Niedergang des Jesuitenordens für eine Frucht jenes Bußgebets. Christi Wort „Liebet eure Feinde" dürfe über gewisse Grenzen hinaus nicht ausgedehnt werden. In drei Schreiben klagte er bei dem Hamburgischen Ministerium gegen Alberti, indem er zugleich seine Behörde der Parteilichkeit beschuldigte. Die Langmut des Ministeriums war groß: es wies den Vorwurf zurück, wobei es sich ausbedang, „in Zukunft mit dergleichen verschont zu bleiben" (Protokoll vom 19. April 1771). Diese von 17 Mitgliedern unter Herrnschmidts Führung unterzeichnete Erwiderung fraß lange an Goezes Seele. Schon am 15. August 1770 hatte er, da er sich von dem Senat nicht hinreichend unterstützt fühlte, das Seniorat niedergelegt. Noch am 23. Februar 1774 griff er in einer neuen Klagesache auf die alte Geschichte zurück in folgendem Schreiben

an das Ministerium: „Wenn man mir vorhält, daß ich mich erklärt hätte, acta nicht zu sehen, und ich antworte: es müsse determiniert werden, in welchen Fällen ich mich also erklärt hätte, so wird nach diesem Grundsatze geantwortet: das Ministerium hielte sich dazu nicht verbunden. Hier steht mein Verstand stille. Mit dieser Antwort können die gerechtesten Forderungen des Beweises imputierter Faktorum abgewiesen werden. Nach diesem Grundsatze wird mir gedroht, daß meine künftige Exhibenda beiseite gelegt oder gar zurückgegeben werden sollen, da man doch die Albertischen Schmähschriften so willig angenommen und ad acta gelegt hat. Ich muß ein solches bisher unerhörtes Verfahren erwarten, ich werde aber alsdann meine Maßregeln danach zu nehmen wissen."

Der Streit mit Alberti rief seinerzeit Lessings „Predigt über zwei Texte" hervor, d. i. über Psalm 79, 6: „Schütte deinen Grimm aus auf die Heiden" und Matthäus 22, 39: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." Was wir davon wissen, verdanken wir Nicolai, der (im Januarheft der „Berlinischen Monatsschrift" 1791) mitteilt, Alberti und Lessing hätten einander geschätzt und geliebt, obwohl sie vielfach anderer Meinung gewesen seien. Lessing habe Albertis Neuerungen nicht für notwendig gehalten und sich des von ihm verbannten, von Goeze verteidigten Bußgebetes angenommen, gerade weil die Behörde Goeze befahl, die Sache ruhen zu lassen. Als Alberti nun den Widerspruch jener beiden Schriftstellen Lessing gegenüber heftig hervorhob, ließ dieser einen Teil seiner Predigt in einem halben Dutzend Exemplare drucken, die nur wenige zu lesen bekamen. Er legt Yorick (d. h. also Lawrence Sterne) die Predigt in den Mund. In der Vorrede, die allein erhalten ist, läßt er den getreuen Trim des Obersten Shandy einem französischen Invaliden nach und nach alles geben, was er in der Tasche hat, denn der französischen Nation gilt sein „Grimm", dem einzelnen Franzosen seine Nächstenliebe, nachdem Shandy ihm erklärt hat, daß jener liebenswert sei als Mensch, Soldat, Gatte und Vater. Man könne, erklärt auch Yorick nachher, eine Nation hassen und doch deren einzelne Glieder lieben, wenn

sie liebenswert sind. Alberti, der Lessings schalkhaften Beweis gut aufnahm, räumte seinem Gegner bald das Feld: er starb im März 1772. Am 19. Dezember 1771 war das Bußgebet geändert worden; der Psalmvers zwar blieb stehen, wurde aber durch einen erläuternden Zusatz gemildert.

Allgemein nahm man an, daß Albertis ohnehin schwacher Körper den Aufregungen dieses Streites erlegen sei, und folgerte daraus gegen Goeze die Anklage, daß er seinen Tod auf dem Gewissen habe. Wie sehr dieser das zu spüren bekam, zeigen seine ungedruckten Briefe. „Man beschuldigt mich, daß ich ein Mörder des Alberti war," klagt er am 29. Oktober 1773 dem Göttinger Michaelis; ihn wundere vielmehr, daß ihn selbst nicht im Verlaufe des Kampfes (Pfingsten 1770) der Schlag gerührt habe. Dann wäre derselbe Verdacht auf Alberti gefallen. Eine scharfe Anklageschrift gegen Goeze erschien aus diesem Anlaß im Februar 1775: „Ermunterungsschreiben an Herrn Pastor Goeze von einem Freunde der Wahrheit". „Wollen Sie", heißt es da, „den ganzen geistlichen Stand, der so schon von vielen auf die unbilligste Weise gering geschätzt wird, vollends ganz in Verachtung stürzen?" In der Welt lebe niemand so wie er in Krieg und Streit, sei niemand so wie er ein „Spott und Gelächter" geworden. Er schreibe nur, um zu verleumden und zu verfolgen. „Warum haben wir uns denn von dem alten Papsttum losgemacht? Um uns unter ein neues zu demütigen?" Nicht einmal kranke Amtsgenossen schone er, und so würden auf ihn die Seufzer der zurückbleibenden Familie fallen. „Warum kommen wir denn zusammen im Hause des Herrn? Um uns gemeinschaftlich widereinander aufzubringen? Um den kleinen Funken der Menschenliebe, der so noch kaum in den Herzen weniger Menschen glimmt, zu ersticken?" Er halte andern stets das Jüngste Gericht und die Todesstunde vor, solle aber lieber an seine eigene Rechtfertigung denken, wenn einst „das Innerste der Herzen offenbar" werde.

Von weiteren Angriffen ließ sich Goeze durch alles dies jedenfalls in keiner Weise abhalten. Selbst während Alberti auf der Bahre lag, stritt der Amtsbruder noch gegen des Entschlafenen Irrlehren

Dann kam Friederici, der Hauptpastor der Petrikirche, an die Reihe, da er 1776 in Albertis und Basedows Geiste mit freieren Ansichten über christliche Pädagogik und Christi Leiden hervortrat, die doch in keiner Weise der streng lutherischen Behörde bedenklich erschienen. Goeze aber ersah sich nun in ihm ein neues Opfer und die Kanzel wiederum als Schlachtfeld. Senat und geistliches Ministerium wandten sich unwillig wie damals von Goeze ab, ohne ihm aber das Handwerk zu legen. Friedericis Tod im folgenden Jahre werden wir ihm freilich nicht wie ein großer Teil seiner Mitbürger zur Last legen. In den Akten des Ministeriums findet sich nur folgende Notiz vom 17. August 1777: „Verstarb allhier H. Joh. Chr. Friederici, nachdem er nur einige wenige Tage bettlägerig, schon aber geraume Zeit vorher unpäßlich gewesen war.“ Es ist aber für die Stimmungen des niederen Volkes und Goezes bezeichnend, daß dieser beschwerdeführend das folgende ihm aus Braunschweig zugegangene Drohschreiben vom 14. März 1777 an seine Behörde weitergeben konnte: „Abscheulicher Bösewicht, habt Ihr schon wieder den besten Lehrer von der Welt, den H. D. Friederici, ums Leben gebracht, wie muß Euer Herz beschaffen sein, schwärzer wie Euer Talar, welchen Ihr unwürdig tragt; Ihr habt schon mehr denn den zweiten Toten auf Eurer Seele, fürchtet Euch; komme ich und sehe Euch auf der Straße, so wird das Lebenslicht des abgesetzten Seniors gewiß zum Dampf ausgeblasen, darum bekehrt Euch, Euer ganzes Herz, schwarzer Bösewicht.“

Auch mit Friedericis Schatten hatte Goeze lange zu ringen. Besonders Nicolai und die Seinen nahmen sich des Verstorbenen an. Da ließ Goeze 1778 — also in demselben Jahre, in dem die Lehde mit Lessing, wie man annehmen sollte, alle seine Kräfte in Anspruch nahm — eine mit neuen heftigen Ausfällen gegen den friedlich Ruhenden gefüllte Schrift erscheinen: „Pflichtmäßige Rettung seiner Unschuld und Ehre gegen schmähsüchtige Angriffe der Allgemeinen deutschen Bibliothek in der Rezension der Friedericischen Predigt-Entwürfe.“ Er habe, beginnt er, auf solche Aus-

fälle bisher ebensowenig geantwortet — er, Melchior Goeze! —, wie sein „Herr und Heiland auf die Aussagen der falschen Zeugen und Anklagen seiner wütenden Feinde vor Pilato". Er geht nun zornig ein auf die obrigkeitliche Rüge, die ihm auch seine Predigten gegen Friederici eingetragen hatten, und poltert gegen dessen „mangelhafte und irrige" Ansichten. Ohne Glauben nach der Hamburgischen Formel (formula committendi) helfe keine gute Gesinnung und Tat zur Seligkeit. Die Stimme des Rezensenten in Nicolais Zeitschrift, die innere Reinigung im Geiste der Lehre Christi forderte, bezeichnet er als „Hundebellen". Ein Mensch wie der Rezensent sei „zu niedrig, als daß man sich mit Ehren mit ihm abgeben könnte". Da jener trotzdem von den Herausgebern der Hamburgischen Buchhändlerzeitung gerühmt worden war, fügt er hinzu: „Ich hätte also diese Messieurs gerichtlich belangen können. Doch wer wird einen Degen ergreifen, um Schmeißfliegen zu verscheuchen. Ich überlasse es also, ohne desfalls eine förmliche Klage zu erheben, der Obrigkeit."

Kaum war aber der Kampf mit Lessing beendigt, so stürzte sich Goeze in neue Streitigkeiten. Er wurde durch die in der Presse auftauchende Meinung erregt, daß Weltverkehr, Kunst und Wissenschaft an der Ausbreitung der christlichen Kultur teil hatten. Dagegen schleuderte er 1782 eine Schrift, die feststellen sollte, daß nur Missionen das vermöchten. Als dann der Kriegsrat Cranz, Herausgeber der „Galerie der Teufel", seine Eindrücke während eines Aufenthaltes in Hamburg veröffentlichte und maßvoll dabei auch Goezes Treiben kritisierte, erschien sogleich dessen „Protestation", in der er mit Fug und Recht sein in der Tat völlig einwandfreies Privatleben wiederum verteidigte, zugleich aber seine uns aus dem Streit mit Lessing hinlänglich bekannte Weltanschauung vortrug. „Ich leugne," sagt er (S. 8), „daß die Heiden und Juden aus ihrer eigenen Vernunft und Kraft das Naturgesetz auf eine Gott wohlgefällige Art vollbringen oder solche guten Werke tun können, welche in dem Gerichte Gottes als gute Werke bestehen könnten. Ich leugne, daß Gott solchen, die soviel Gutes tun, als sie tun

können, und soviel Böses unterlassen, als sie unterlassen können, das Verdienst Christi zurechne, ob sie Jesum gleich nicht kennen, nicht an ihn glauben." Hier spricht er noch klarer als im Goezestreit aus, daß der Heide, der nie etwas von Christus hat erfahren können, selbst bei untadeligem Leben verdammt sei. Mit Genugtuung weist er zurück auf seine Streitschriften gegen den Pastor Strobel und „so viele andere, die sich in ihrer Bosheit prostituiert hätten", indem sie sich gegen ihn erklärten. Er schließt wieder mit einem drohenden Hinweis auf die Obrigkeit und das Jüngste Gericht. Cranz schrieb nun dagegen den „Streit Michaels und des Drachen". Goeze suche jeden in den Augen der Welt herabzuwürdigen, der anders denke und handle als er, und richte sich selbst Brandsäulen auf. Alberti habe auf seinem Sterbelager bekannt, daß Goeze ihn aus der Welt gepeinigt habe. Goeze aber preise sich selbst in seiner Protestation „als einen um Jesu willen geschmähten Mann selig". Wenn wir ferner bei Cranz lesen, daß Goezes Streitschriften, die er auf seine Kosten habe drucken lassen, vor der Kirchentür von Trödlerknaben feilgeboten wurden, so wirft dieses auf die kirchlichen Zustände in Hamburg kein gutes Licht.

1783 folgte Goezes „Sendschreiben über Lukas 21, 27: „Und alsdann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen in den Wolken mit großer Kraft und Herrlichkeit". Das war gegen eine Hamburger Predigt gerichtet. Dann wird der 75jährige Dompastor Moldenhauer (1709—90), der die Schwester seiner verstorbenen Frau geheiratet und dadurch schon früher, wie wir uns erinnern, Goezes Grimm und Beschwerden geweckt hatte, erneut sein Opfer, da er Gottes Strafgericht nicht in Goezes Sinn predigte. Der empörte Greis schrieb kräftig zurück: Goeze solle sich schämen, sei aber gewiß keiner moralischen Empfindung mehr fähig. In der Hitze entfalle ihm der heilige Schleier. Er erinnert ihn an 2. Timotheus 2, 24: „Ein Knecht des Herrn soll nicht zänkisch sein." Das geistliche Ministerium, das wiederum auf Moldenhauers Seite stand, suchte vergeblich den tobenden Goeze zu beschwichtigen, der seiner Behörde in seiner „pflichtmäßigen Anfrage" trotzte als „ein Engel

des Herrn Zebaoth". Moldenhauer betreffen ferner seine „Abfertigung und Fortsetzung der Widerlegung". Nun nimmt er den Hinweis auf die Todesstunde, mit dem er selbst Lessing beglückte, sehr übel: „Was würde aus der Unschuld werden!"

Darauf kam der milde Pastor Sturm an die Reihe, der 1784 die Gewohnheit kritisierte, „Missetäter durch Prediger zur Hinrichtung begleiten zu lassen". Sofort war Goeze zur Stelle mit seinen „Gewissenhaften Erinnerungen", die einen neuen Federkrieg heraufbeschworen.

Seine Stellung wurde schwierig, der Spott des In- und Auslandes ergoß sich über ihn, und endlich bemächtigte sich seiner die Karikatur. Als an dieser sich eine Gesellschaft übermütiger Ärzte beteiligte, schrieb er 1784 seine „Anrede", dann eine „Anzeige" und eine neue „Abfertigung", die sich gegen Risbecks „Briefe eines reisenden Franzosen" — in Wirklichkeit Hamburgers! — richteten. Da eiferte er gegen die folgende „mehr als satanische Verleumdung": „Er ist ein abgesagter Feind von allen öffentlichen Belustigungen, aber gegen die Lustpartien hinter den Bettgardinen soll er (Goeze) sanftere Gesinnungen hegen." Auch auf den Streich, den Dreyer ihm gespielt hatte, geht er da ein. Gewiß ist ihm persönlich in vielen Dingen Unrecht getan worden. Aber er durfte sich nicht über ein solches Echo seiner Wut wundern, mit der er jeden nicht auf ihn schwörenden harmlosen Lebenswanderer anfiel. Göckingks „Grabschrift", die Goeze noch selbst las, traf den Kern:

Der Papst Hammonias liegt unter diesem Stein.
Im Himmel wird er Sokrates, den Heiden,
So wenig als den Ketzer Alberti leiden.
Gibt Gott ihm keinen Himmel allein,
So wissen wir nicht, wo er wird bleiben.

Jetzt erst sind wir imstande, Lessings Streit mit dem Hamburger Hauptpastor zu würdigen. Lessing kannte den grimmigen Streiter schon von seiner Hamburger Zeit her auch persönlich. Zum erstenmal

hatte er ihn am 24. Januar 1769 — als er schon den Ruf nach Wolfenbüttel angenommen hatte —, seiner wiederholten Einladung folgend, besucht und ihn damals im Betragen sehr natürlich und „literarisch-bibliographisch nicht uneben" gefunden. Goezes Schrift wider das Theater und den poetischen Pastor Schlosser hatte nicht die Folge sie zu entzweien, weniger deshalb nicht, weil darin von Lessing als einem geschickten und edeldenkenden Manne die Rede war und seine Dramen von der Brandmarkung ausgenommen wurden, sondern weil Lessing gerade in jener Zeit trüber Erfahrungen keine Lust verspüren konnte, sich zum Beschützer des Theaters aufzuwerfen. Ebensowenig wurden ihre Beziehungen durch Goezes Streitigkeiten mit Basedow und Bahrdt, Semler und Alberti beeinflußt. Lessing wußte wohl, welches Thema im Verkehr mit dem Hauptpastor undiskutierbar war. Goezes Gesinnung gegen Lessing war ursprünglich eine durchaus freundliche. Er schätzte ihn hoch als Gelehrten, Dichter und Menschen und rechnete ihm außerdem zu gut, daß er im Albertistreit wenn auch nur scherzhaft für ihn Partei ergriff, als alle über ihn herfielen.

Dieses gute Verhältnis wurde einige Jahre später allerdings getrübt durch einen Zwischenfall, der eine persönliche Verstimmung Goezes gegen Lessing auslöste, und über den Lessings Bruder Karl erzählt: „Goeze, der seinen Sohn in Helmstädt besuchen wollte oder ihn dahin brachte, reiste durch Braunschweig und von da aus nach Wolfenbüttel, um Lessing zu sprechen, der an eben dem Tage mit einigen Hamburgischen Freunden nach Braunschweig gegangen war. Da sie einander also verfehlt hatten, so ging Lessing, der es erfuhr, mit dem Herrn Professor Eschenburg in das Wirtshaus, wo Goeze in Braunschweig abgestiegen, aber von Wolfenbüttel noch nicht zurück war. Sie gaben also Karten ab. Den Morgen darauf reiste Goeze in aller Frühe wieder fort. Nicht lange hernach schrieb er an Lessing und ersuchte ihn, eine in der Wolfenbüttelschen Bibliothek befindliche Bibelausgabe wegen einer gewissen Stelle zu kollationieren, und, wenn diese sich so verhielte, wie er auf einem Zettel bemerkt

hätte, bloß das Wort: „Concordat“ darunter zu schreiben. Lessing versäumte, ihm zu antworten. Goeze beklagte sich darüber in der schwarzen Zeitung, nannte ihn aber nicht bei seinem Namen, sondern nur den berühmten Bibliothekar einer berühmten Bibliothek und fügte hinzu, er habe sich darauf an einen berühmten Geistlichen eben dieses Orts, den seligen Generalsuperintendenten Knittel, gewendet, der ihm sogleich mit umgehender Post alle erwünschte Auskunft gegeben habe. Lessing, da er dieses las, wollte an Goeze schreiben und sich entschuldigen; aber auch das vergaß er, und Goeze, der für solche Dinge ein besseres Gedächtnis hatte, nicht. Er erzählte diesen Vorfall der Welt und blies darauf in den schwarzen Zeitungen gegen die Fragmente, wie es einem Wächter Zions gebührt.“ Goezes Klage in der Bibliotheksache erfolgte am 25. September 1777.

Vielleicht fühlte sich Goeze jetzt nur von persönlichen Rücksichten entbunden, denn die Fragmente mußten ja ohnehin auf ihn wirken wie auf den Stier das rote Tuch. Schon im Dezember 1777 begann er in dem 55. der — nach Ziegras Tode von dem Lizentiaten Albrecht Wittenberg redigierten — Hamburger „Freiwilligen Beiträge“ den Kampf, und alsbald schloß sich ihm der „Altonaische Reichs-Postreuter“ an. Lessing wurden blöder Mutwille, blindtobende Bosheit und giftiger Haß gegen das Christentum vorgeworfen. Am 7. Januar 1778 dankte Lessing Eschenburg für die Übersendung der Blätter. Das waren jene Tage, als er in halber Betäubung seine Eva mit dem Tode kämpfen sah. Wahrlich, kein günstiger Augenblick für Goeze! Dieser ließ die Fortsetzung in Beitrag 61—63 Ende Januar 1778 und bis Ostern noch sechs weitere Aufsätze erscheinen und gab sie gesammelt mit einer „Vorerinnerung“ nochmals heraus unter dem Titel: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrats Lessing mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und den einzigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift.“ Wie einen Hirtenbrief versandte Goeze dieses Schriftstück an alle Glaubensgenossen: der Ungenannte — ein frecher, grober Lästerer,

der Herausgeber — ein Verirrter, der rechtzeitig den Weg zur Buße beschreiten solle, ehe Polizei oder Lebensende das unmöglich machten!

Gerade gegen Lessing, seine Einführungsworte und die „Gegensätze", mit denen er die Veröffentlichung begleitet hatte, richtete er den Hauptangriff; er täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß von diesen die Hauptgefahr drohe. „Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müßte, daß von der Ausbreitung dieser boshaften, vielen Seelen höchst gefährlichen und der Ehre unseres großen Erlösers so nachteiligen Aufsätze die Rechenschaft an jenem Tage von mir würde gefordert werden. Ich wünsche, daß uns der Herr Herausgeber aus den Schätzen der Bibliothek, welcher er vorgesetzt ist, künftig etwas Besseres liefern möge als Gift und Ärgernisse." Er solle nun aber wenigstens nach des braven Reß Antwort, aus der Goeze einen Teil wörtlich wiedergibt, mit Beschämung bekennen, daß er gefehlt habe. Die Evangelisten irren nicht, und wer nicht alles glaube, dürfe nichts glauben. Lessings Wort: „Der Buchstabe ist nicht der Geist," wird ausdrücklich umgestoßen: „Der Buchstabe ist der Geist, und die Bibel ist die Religion." Auch die Richtigkeit der übrigen Lapidarsätze über das Verhältnis von Bibel und Christentum, mit denen Lessing die sog. Gegensätze zu den einzelnen Fragmenten einleitet (s. ob. S. 290 f.), wird von Goeze aufs heftigste bestritten. Als Goeze die „Duplik" zu Gesichte bekam, brauste er völlig auf: also Lessing kannte den Fragmentisten, nannte ihn sogar gelehrt und tugendhaft! „Also weiß der Herr Lessing von seinem Ungenannten mehr, als er den Lesern von ihm zu sagen bisher für gut gefunden, also ist alles, was er von dem Wertheimer Übersetzer vorgegeben, Staub, den er uns in die Augen streuen wollen." Erregt fragt er, ob der Herausgeber selbst die Auferstehungsgeschichte glaube und was er unter Christentum verstehe. Von Theologie und Philosophie verstehe er nichts. Mit Bildern wolle er Beweise ersetzen: „Ist dieses bei einem Manne zu bewundern, der das Theater zu aller Zeit mit so vieler Application studiert, der eine dicke Dramaturgie, der so viel Komödien und Tragödien geschrieben hat?"

Lessings Witz sei aber „nach der Emilia Galotti etwas dumpfig geworden“. Die Lehrsätze der christlichen Religion könnten nicht so bewiesen werden wie der Satz: zweimal zwei ist vier. Allein sie sollen auch nicht so bewiesen werden! „Auf solche Weise will Jesus keine Jünger machen. Das innere Zeugnis des h. Geistes, welches sich durch die Kraft der h. Schrift an den Seelen derer offenbaret, welche der Wahrheit nicht mutwillig widerstreben (vielleicht ist dieses dem Herrn L. lächerlich? auf seine Gefahr!), muß hier notwendig die Ehre behaupten.“ Goeze schloß seine Schrift mit folgender pastoraler Mahnung: „Christen! lasset euch nicht verführen! Fordert von dem Herrn Lessing, daß er euch erst bestimmt sage: was er unter christlicher Religion versteht! ... Fordert von ihm, daß er euch bestimmt, mit eigentlichen Worten, ohne Bilder und Gleichnisse, sagen solle, was er in der Bibel für göttlich oder für menschlich hält ... Christen! werdet ihr euch eure von Gott gegebene Bibel von Herrn Lessing nehmen lassen? Eine schlechte Komödie kann er abwürdigen, aber an unserer Bibel muß er anlaufen und zu schanden werden.“

Lessing antwortete. Er durfte die Asche dessen, den er vertrat, den Goeze einen „hölliſchen Abenteurer“ nannte, nicht besudeln lassen. So wurde er wider Willen zum Kampf gegen die Orthodoxie gedrängt, und in hinreißender Sprache nahm er den Fehdehandschuh auf. Er, dem die neumodischen Theologen noch verhaßter waren als die orthodoxen, der in den Literaturbriefen Basedows Absicht angefochten hatte, den Kindern erst natürliche und später erst christliche Religion beizubringen, wechselte jetzt die Front, die bei der Herausgabe des 1. Fragments noch entschieden nach der andern Seite gerichtet war. Dazwischen liegen Evas Tod und Goezes Angriff. Trotzdem blieb er „in seines Vaters Hause“, dessen Stufen rein zu fegen er sich begnügen wolle. Der Sturm, den er heraufrief, benahm seinen Gegnern den Atem, reinigte aber die Luft. Endlich fand Goeze seinen Meister.

Versöhnenden Schimmer auf Fehden in Gebieten, in denen es keine geben sollte, wirft Lessings „Parabel, nebst einer kleinen

Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg" (1778). Die verschlungene, geheimnisvolle und doch so lichtvolle Erzählung nimmt bereits die Kunst der Ringparabel voraus: „Ein weiser, tätiger König eines großen, großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange und von ganz besonderer Architektur." Dieser Palast ist die christliche Religion. Viele Tore hat er und wenig Fenster, denn das Licht kommt von oben. Alte Grundrisse des Palastes wurden von vermeintlichen Kennern verschieden gedeutet, und jeder wollte recht haben. Nur wenige sagten: „Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllt, und daß sich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet." Als nun einst Feuerlärm ertönte, lief jeder nicht erst nach dem bedrohten Palaste, sondern nach seinem bedrohten Grundriß. Gut war es für den Palast, daß es dieses Mal ein falscher Feuerlärm war, den ein Nordlicht verschuldet hatte.

Die Parabel ist die Blume der bisher erörterten religiösen Streitschriften Lessings. In dem ersten Anhang dazu, der „Kleinen Bitte", verteidigte er wiederum seine Absichten bei der Veröffentlichung der Fragmente. Er habe als Bibliothekar ebensowenig die Pflichten eines Pastors, wie der Kräuterkenner die Pflichten eines Schäfers habe. „Der Kräuterkenner durchirret Berg und Tal, durchspähet Wald und Wiese, um ein Kräutlein aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freut er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutlein giftig ist oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind, — (und wer sagt es denn, daß sie nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind. Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur; und pflegt und schätzt diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind. So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von Bücherschätzen; und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht: ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein

mag, der jedem hungrigen Pferd das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist: so zeige ich es an." Für wen diese oder jene unbekannten Schätze gut seien, müsse ihm gleichgültig bleiben, denn „nützlich und verderblich sind ebenso relative Begriffe als groß und klein". „Sie hingegen, Ehrwürdiger Mann," fährt Lessing fort, „würdigen alle literarischen Schätze nur nach dem Einflusse, den Sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrlässig sein. Recht gut! Ich lobe Sie darum, Ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht tun: so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige tue; — oder welches einerlei ist, zu tun glaube. Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Anteil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern." Das wahre Christentum gehe ja doch seinen ewigen Gang, und auf seine ersten beiden Jahrtausende werde man einst ebenso zurückschauen wie jetzt auf die beiden ersten Jahrhunderte. An diese einleitenden Worte reiht Lessing die „Kleine Bitte", durch eine öffentliche Erklärung in den „Freiwilligen Beiträgen" ein Unrecht gut zu machen, das ihm Goeze dadurch angetan habe, daß er eine Stelle, die er geschrieben, ganz falsch wiedergegeben habe: „Ich hab gesagt, wenn man auch nicht imstande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig sei, so bleibe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben." Goeze aber habe ihm vorgeworfen, gesagt zu haben, „daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nicht antworten lasse; daß es nur umsonst sei, darauf antworten zu wollen".

Erst mit dem „Absagungsschreiben" ändert Lessing den bisher Goeze gegenüber bewahrten höflichen, ja freundschaftlichen Ton, denn inzwischen hat er die letzten Goezeschen Beiträge mit

ihren persönlichen Pfeilen gelesen: „Wahrlich, Herr Pastor, die zudringlichen Griffe, welche Sie an mich setzen, werden allmählich zu viel! ... Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrien werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meinet als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat, oder dergleichen, lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwätzen möchte." Das Joch des Buchstaben drohe noch weniger erträglich zu werden als das der Tradition, von dem Luther, der „große verkannte Mann", — „von niemand mehr verkannt," fügt Lessing hinzu, als von den „kurzsichtigen Starrköpfen", die seine Pantoffeln in der Hand, den von ihm gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig dahinschlendern, — das Christentum befreit habe. Er weiß, daß Goeze noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen habe, ob er sich gleich immer das erste genommen, und schließt daher mit „ritterlicher" Absage: „Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, soviel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren." Und er hielt Wort.

Bald erhielt der Hamburger Gewaltige denn auch jene kalten Lessingschen Wasserstrahlen, wie sie Lange und Klotz genugsam kannten, zunächst noch mehr theoretisch und ohne die ätzende Schärfe in der Polemik, die das Kennzeichen der späteren, gegen Goeze gerichteten Schriften Lessings ist: in den „Axiomata". Goeze hatte gespottet, daß sein Gegner sich darauf beschränke, Axiome auszustreuen. Diesen Spott greift Lessing im Titel auf. Einleitend erklärt er, ihn verbinde nichts, eine andere Sprache als die seinige zu reden, und er bedaure alle, die das von sich nicht sagen könnten. Die theologische Schulsprache gelte nur für Theologen, und er sei keiner. „Ich verachte alle Ausflüchte; verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht." Dann rollt er in festen Axiomen, d. h. in Sätzen, „deren Worte man nur gehörig verstehen darf,

um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln,“ jene von ihm in der Einleitung zu den Fragmenten aneinandergereihten Grundprobleme, die Reimarus angeregt und Goeze zu ersticken versucht hatte, noch einmal auf und versieht sie mit gegen Goezes Einwendungen gerichteten Erläuterungen.

1. Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört. In der Begründung weist er darauf hin, daß man ein Rabbi oder Homilet sein müsse, um die Crethi und Plethi des David oder den Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, in Beziehung zur Religion zu bringen. Das Axiom entziehe die Bibel unzähligen Einwürfen und Spöttereien und setze sie in die aufgegebenen Rechte alter Urkunden wieder ein, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig sei. 2. Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehreren gleich unfehlbar sei. Christus habe von der Schrift gesagt, daß sie von ihm zeuge, nicht aber, daß sie *nur* von ihm zeuge. „Wie, liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowohl in Ansehung ihres Inhalts als ihrer Eingebung?“ Schlimmer noch stehe es mit den andern Gegenbeweisen Goezes, der lieber kurz und gut hätte erklären sollen, daß jenes Axiom den Kompendien der Wittenbergischen Orthodoxie platterdings widerspreche. „Zugegeben,“ fügt Lessing ironisch hinzu, „und herzlich gern! hätte ich sodann ebenso kurz antworten können.“ 3. Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. „Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält als zur Religion gehört: wer kann mir wehren, daß ich sie, insofern sie beides enthält, insofern sie ein bloßes Buch ist, den *Buchstaben* nenne; und dem besseren Teile derselben, der Religion ist, oder sich auf Religion bezieht, den Namen des *Geistes* beilege? Zu dieser Benennung ist sogar der berechtigt, der das innere Zeugnis des heiligen Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugnis sich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung abzwecken: was ist billiger, als nur solcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen?“ Streife es nicht an Gottes-

läſterung, wenn man behaupten wolle, daß die Kraft des heiligen Geiſtes ſich ebenſowohl an dem Geſchlechtsregiſter der Nachkommen des Eſau bei Moſes als an der Bergpredigt Jeſu bei Matthäus wirkſam erzeige? 4. Folglich ſind die Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion. 5. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Hiergegen hatte Goeze eingewendet: „Aber doch nicht ehe eine Offenbarung war.“ „Freilich,“ erwidert Leſſing, „kann eine geoffenbarte Religion nicht eher ſein als ſie geoffenbart worden. Aber ſie kann doch eher ſein als ſie niedergeſchrieben worden.“ Von dem ſchriftlichen Dokument allein rede er ja. 6. Das Chriſtentum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb; und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zuſtande kam. Gerade aus dem geſchriebenen Wort habe man ſolange weit weniger gemacht, als ſogenannte Wundertaten und die unmittelbare Erleuchtung der Biſchöfe ſtatthatten. Es habe ſogar als Verbrechen gegolten, den Biſchöfen nicht anders als auf das geſchriebene Wort zu glauben. 7. Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſoviel abhängen; ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der chriſtlichen Religion auf ihnen beruhen. „D. i. wenn es wahr iſt“, — dieſe präziſierende, den Satz gegen falſche Auslegung verwahrende Erläuterung fügt Leſſing unmittelbar hinzu — „daß die Religion des A. u. N. Teſtaments eine geraume Zeit ſchon geoffenbaret war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde; und noch eine geraume Zeit, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir jetzt zum Kanon des A. u. N. Teſtaments rechnen: ſo muß ſie ja wohl ohne dieſe Bücher ſich denken laſſen. Ohne dieſe Bücher, ſage ich. Ich ſage nicht, ohne den Inhalt dieſer Bücher. Wer mich dieſes, ſtatt jenem, ſagen läßt: läßt mich Unſinn ſagen, um das große heilige Verdienſt zu haben, Unſinn zu widerlegen.“ Die Theologie leugne gar nicht, daß die Schriften nur gelegentlich und teilweiſe feſtgehalten hätten, was offenbart worden. Dieſes war alſo ſchon wahr, ehe es gelegentlich ſchriftlich aufbehalten worden; und

sollte jetzt nur wahr sein, weil es schriftlich aufbehalten worden? Nicht genug wundern könne er sich, fügt Lessing hier bei, über die von Goeze aufgeworfene Frage, ob, „wenn die Neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben worden und bis auf uns gekommen wären, eine Spur von dem, was Christus getan und gelehret hat, in der Welt übrig geblieben wäre?“ „Gott behüte mich“, antwortet er, „jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein; dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorsagte. Geschweige, da es mir ein Lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlst, wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirkt haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in tote Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein? Und sind Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Überlieferung nichts? ... O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes sein will und so keck vorgibt, daß du, deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Weg, den er sieht, alle anderen Wege, die er nicht sieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde.“ Das apostolische Glaubensbekenntnis sei offenbar mehr aus mündlich überliefertem Lehrbegriff entstanden als unmittelbar aus der Schrift gezogen. 8. War ein Zeitraum, in welchem die christliche Religion bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich sein, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen ge-

lehrte Religion doch bestünde. Da Goeze hierauf mit der Frage erwidert: „Woher können wir nun die Lehren und Taten Christi und seiner Apostel wissen?“ und darauf antwortet: „Allein aus den Schreiben der Evangelien und Apostel,“ sieht sich Lessing veranlaßt, sich zunächst gegen dieses „Allein“ zu verwahren. Denn der größere Teil der Christen, die Katholiken, bestreite, daß die Schrift allein die Offenbarung enthalte. Wie gegen das Christentum nur das gelten könne, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten wisse, so müsse auch nur das zum Christentum gehören, was beiden gemein sei. Goezes Widerspruch erstreckt sich aber weiter: er behauptet, die christliche Religion selbst würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangelisten und Apostel verloren gingen. „Wie?“, erwidert Lessing. „So hat man noch keinen zeitgemäßen Lehrbegriff aus diesen Schriften gezogen, der sich in anderen Schriften erhalten würde? So ist derjenige, der seinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriff hat, kein Christ? So wird niemand gesund, als wer die Arznei mit der Schachtel verschlingt? — Man gebe nur acht, nun werde ich müssen gesagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangelisten und Apostel, sondern auch alles das, was jemals aus diesen Schriften gezogen worden, verloren gehen und dennoch die christliche Religion bestehen könnte. — Nun werde ich müssen gesagt haben, daß die christliche Religion bestehen könne, obgleich die christliche Religion verloren ginge.“ Und doch dürfe man nur auf die Absicht zurücksehen, in welcher er die ganze Stelle geschrieben habe: er wolle Einwände gegen den minder wichtigen Teil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. „Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß derjenige, dessen Herz mehr Christ ist als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre; weil er *fühle*, was andere sich zu *denken* begnügen; weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt und

kaum das Land darüber zu sehen bekommt.“ Lessing schließt hieran ein anmutiges „Es war einmal“: Ein vertriebener lutherischer Prediger aus der Pfalz sei mit seiner Familie im 17. Jahrhundert durch Schiffbruch auf eine der Bermudischen Inseln verschlagen worden und habe nur den Katechismus gerettet, der nun die Grundlage der religiösen Unterweisung in der im Lauf der Jahrzehnte entstehenden und wachsenden Kolonie geworden, bis auch von ihm nur der Einband übrig geblieben sei. Auf das, was darin gestanden habe, hätten sich trotzdem alle Nachkommen berufen. Waren sie Christen? „Sie glaubten sehr lebhaft, daß es ein höchstes Wesen gebe; daß sie arme sündige Geschöpfe wären; daß dieses höchste Wesen demohngeachtet durch ein anderes eben so hohes Wesen, sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen, die Anstalt getroffen.“ Diese Leutchen könne Goeze als Christen nicht anerkennen, denn sie hatten keine Bibel. „Barmherziger Gott!“ ruft Lessing aus. „Unbarmherziger Priester! Nein; ich erzähle Ihnen von diesem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.“ Die Bibel sei ja aber ebenso vor wie nach dem 9. Jahrhundert nie in den Händen des gemeinen Mannes gewesen; die Religion habe also nicht verfallen können, weil in den Jahrhunderten vor der Reformation die Schrift fast verloren gewesen sei. Die Reformation kam weniger dadurch zustande, daß man die Bibel besser zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. 9. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Um diese Antithese zu stützen, häuft Lessing das Maß seiner Sünden durch eine neue: auch das, was Gott lehre, sei nicht wahr, weil es Gott lehren will: sondern „Gott lehrt es, weil es wahr ist“. 10. Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Überlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Überlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat! Glänzend wird Goeze durch einen Kanzeldialog ironisiert: der streitende Prediger redet, obwohl er angegriffen wird, seinen Text zu Ende, so allein auf die Einwürfe erwidernd, da er

wie ein Uhrwerk nun einmal aufgezogen ist. Dann schließt Lessing mit der Feststellung: „Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche: nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennt wissen. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische in der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre; sie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Mann weiß macht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet.“ „Und damit“, fragt er, „soll ich mich an der christlichen Religion versündigt haben? Damit? Damit, daß ich geschrieben: »Was gehen den Christen des Theologen Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christentum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlt?‹“ Müssen denn alle Christen zugleich Theologen sein? „Ich habe“, sagt Lessing scharf, „noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten.“ Am Schluß der Axiomata erörtert Lessing noch die Frage der Theopneustie, d. i. der Eingebung der Bibel durch den h. Geist. Goeze hatte gesagt, Lessing wolle die Bibel preisgeben, um die Religion zu retten, und beigefügt: „Aber welche Religion? Gewiß nicht die christliche, als welche mit der Bibel steht und fällt.“ „Das tut mir leid!“ erwidert Lessing. „Und die Bibel steht und fällt? Doch wohl mit der Theopneustie? Allerdings muß er sagen: wenn ohne Bibel kein Christentum ist; so ist ohne Theopneustie keine Bibel.“ Zur Widerlegung dieses Satzes zitiert er eine Stelle aus der „Einleitung ins Neue Testament“ von dem angesehenen Göttinger Theologen Michaelis. „Die Frage, ob die Bücher des N. T. von Gott eingegeben sind,“ meint Michaelis, „ist der christlichen Religion nicht völlig so wichtig als die vorige, ob sie echt sind. Sie steht und fällt nicht so schlechterdings mit ihr. Gesetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. T.s inspiriert, sondern Matthäum, Marcum, Lucam, Johannem, Paulum bloß sich selbst überlassen zu schreiben, was sie wußten, die Schriften

wären aber nur alt, echt und glaubwürdig, so werde die christliche Religion die wahre bleiben. Die Wunder, durch die sie bestätigt ist, würden ihre Wahrheit ebensogut beweisen, wenn auch die Zeugen derselben nicht inspiriert, sondern bloß menschliche Zeugen wären ... Es wäre also ganz wohl möglich, daß jemand an der göttlichen Eingebung der sämtlichen Schriften des N. T.s einen Zweifel hätte oder sie sogar leugnete und doch die christliche Religion glaubte.“

Wie schon bemerkt wurde, verzichtete Lessing darauf, in den Axiomata Goezes persönliche Angriffe abzuwehren. Diesen galt die unter dem Titel „Anti-Goeze“ von April bis zum Juli 1778 im Verlage der fürstlichen Waisenhausbuchhandlung, aber ohne Nennung des Verfassers und Verlegers erschienene, durchweg nicht mehr als einen Bogen das heißt sechzehn Oktavseiten starke Schriftenreihe; ihre Zahl stieg bis auf elf. Es sind Meisterstücke der Polemik, die das „Pfaffentum“, das ist nicht das Priestertum schlechthin, sondern das intolerante, augenverdrehende und heuchlerische Priestertum in unsterblichen Worten für alle Zeiten kenntlich gemacht und an den Pranger gestellt haben; die sturmesgleich das Volk aufrüttelten und ihre befreienden Dienste taten in schwerer Zeit; und die ihre befreienden Dienste noch immer tun und tun werden, solange es Goezes gibt, die ihre Theologie für die einzige Religion ausgeben, und solange es christliche Verfolger gibt, denen Lessings schneidende Apostrophe in den Axiomata den Weg weist aus dem Reich der Nächstenliebe: „Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester!“

Um die Anti-Goeze in jedem Punkte einzeln verstehen zu können, ist es erforderlich, sie sich als Antworten zu vergegenwärtigen. Der erste hat es mit dem 71. Stück der „Freiwilligen Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ vom 17. März 1778 zu tun. „Lieber Herr Pastor, poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein: ich bitte Sie,“ beginnt Lessing unter dem humoristischen Titel: „Anti-Goeze. Notgedrungener Beiträge zu den freiwilligen Beiträgen des Herrn Pastor Goeze erster, Gott gebe, letzter.“ Der zweite sowie vierte bis siebente wenden sich gegen Goezes

„Vorläufiges", während der dritte das 30. Stück des „Beitrags zum Altonaer Reichs-Postreuter" befehdet, dessen Urheberschaft indes Goeze ablehnte. Der achte knüpft an ein gegen Lessing gerichtetes Spottgedicht aus der Feder des Lizentiaten Wittenberg im 35. Stück des „Beitrags zum Reichs-Postreuter" und an das 1. Stück von „Lessings Schwächen" an. Dieser Schrift, in der Goeze einen Aufsatz im 75. Stück der „Freiwilligen Beiträge" wieder abgedruckt hatte, widmet sich auch der neunte Anti-Goeze. Der zehnte wendet sich gegen das 45. Stück des „Reichs-Postreuters", und an ihn schließt sich der elfte unmittelbar an. Die ganze Polemik rollt wie ein Knäuel festgeballt vor unsere Füße; nur die vergleichende Lektüre vermag es ganz zu lösen, vermag sämtliche Anspielungen und Streitpunkte zu erklären.

Die polemischen Spitzen, in die fast alle Ausführungen verlaufen, machen es nicht ganz leicht, den in den einzelnen Anti-Goeze wie auch dem Ganzen enthaltenen Gedankenfaden klarzulegen, den Gedankenkern herauszuschälen. „Der wahre Lutheraner", — dieser Satz befindet sich im ersten Anti-Goeze, ist aber das Leitmotiv zu der ganzen Serie — „will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geist geschätzt sein; Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen, in der Erkenntnis der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntnis andern mitzuteilen. Denn ohne diese Mitteilung im einzelnen ist kein Fortgang im ganzen möglich." Im zweiten Stück verwahrt sich Lessing energisch dagegen, daß ihm Goeze mittelbar oder unmittelbar feindliche Angriffe auf die christliche Religion schuld gebe, ohne von seiner Widerlegung dieses Vorwurfs irgendwelche Notiz zu nehmen. Der dritte „Anti-Goeze" sucht den Nachweis zu führen, daß die von Goeze selbst zugestandenen Vorteile, welche die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unserer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, objektiv aus den gegen sie erhobenen Zweifeln, Einwendungen und Einwürfen zieht, so wesentlich seien, daß dem-

gegenüber jeder subjektive Nachteil, der daraus mehr befürchtet wird als wirklich entstehe, in keine Betrachtung komme. Im Anschluß hieran stellt der vierte Anti-Goeze fest, daß, wenn die Kirche ihr wahres Bestes richtig versteht, sie sich nicht einfallen lassen könne, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgendeine Weise einzuschränken, und daß insbesondere der Vorschlag, damit der gemeine Mann nicht geärgert werde, lateinisch zu schreiben, schon aus dem Grunde zurückzuweisen sei, weil der Gebrauch der fremden Sprache gerade dem gemeinen Mann notwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken werde, die man unter seinen Augen zu behandeln sich nicht getraute; aber es widerstreite auch dem Geiste des Christentums, dessen Absicht doch unsere Seligkeit, vermittelt durch Erleuchtung, sei, wenn man lieber zur Erleuchtung so vieler nicht beitragen als wenige vielleicht ärgern wolle. Nachdem so einige grundsätzliche Einwendungen Goezes ihre Widerlegung fanden, befaßt sich das fünfte Stück mit Zurückweisung der Anklage, die Goeze in dem folgenden Satz gegen den Fragmentisten schleuderte: „Nur müßte der angreifende Teil die Freiheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Christenheit glaubt, daß sie geredet und geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiste, als Dummköpfe, als Bösewichter, als Leichenräuber zu lästern.“ „Es ist nicht wahr,“ erwidert Lessing, „daß der Ungenannte schlechthin sagt: »Christus ist nicht auferstanden, sondern die Jünger haben seinen Leichnam gestohlen,«“ sondern er sage nur, ein derartiger Verdacht sei durch die Erzählung des Matthäus nicht so völlig widerlegt, daß er nicht noch immer wahrscheinlich und glaublich bleibe. Lessing beruft sich zur Entlastung seines Ungenannten darauf, „daß die ältesten und angesehensten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Absicht geschieht, für keinen Betrug gehalten und diese nämliche Denkungsart auch den Aposteln beizulegen sich kein Bedenken gemacht“ hätten, und daß der Ungenannte eigentlich nichts anderes gesagt habe, als „daß die Apostel es ebenfalls gemacht, wie es alle Gesetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden“. Der sechste Anti-Goeze spricht

von dem unersetzlichen Verluste, den die Welt dadurch erlitten habe, daß solche Werke, wie des Porphyrius 15 Bücher *Κατὰ χριστιανῶν* („Gegen die Christen"), die auf Befehl der Kaiser Constantius und Theodosius so sorgsam zusammengesucht und vernichtet wurden, daß uns auch kein einziges Fragment davon übrig geblieben und selbst die 30 und mehr Verfasser, die wider ihn geschrieben hatten, darüber verloren gegangen seien, vermutlich weil sie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt sollte, angeführt hatten, oder das absichtlich unterdrückte Hauptwerk des Abälard, in quo, genio suo indulgens, omnia christianae religionis mysteria in utramque partem versat (in welchem er, geleitet von seinem Genius, alle Geheimnisse der christlichen Religion aufdeckt), zu ewiger Finsternis verdammt worden seien. Er beruft sich dagegen auf den Kirchenvater Hieronymus, der die seinem eigenen Urteile nach sehr gefährliche und verderbliche Schrift des Origenes *περὶ ἀρχῶν* („Von den Anfängen") ins Lateinische übersetzte und auf die ihm deswegen geäußerten Bedenken die Erwiderung gab: O imprudentiam singularem! Accusant medicum quod venena prodiderit! (Oh, über die einzigartige Unklugheit! Sie verklagen den Arzt, weil er auf die Gifte aufmerksam machte!) — eine Äußerung, der Lessing die Antwort an die Seite setzte, mit der er selbst schon im ersten „Anti-Goeze" die Veröffentlichung der Fragmente zu rechtfertigen suchte: „Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrat anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?" Ihm persönlich sei, fügt er bei, so oft er auf eine noch des Druckes wartende Handschrift stoße, zu Mut, wie einem, der ein ausgesetztes Kind auffindet; er sehe sich getrieben, es schleunigst in das Findelhaus der Druckerei zu bringen, „und wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr dergestalt verarbeitet werden mußten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig wurden." Die nun noch folgenden Anti-Goeze 7—11 sind bestimmt, den Vorwurf Goezes zu widerlegen, daß Lessing die Fragmente nicht nur gedruckt habe — das ließe sich noch beschönigen —, sondern auch die Verteidigung ihres Verfassers über-

nommen habe. Im siebenten Stück beruft sich Lessing darauf, daß er nie gesagt habe, daß er die ganze Sache des Ungenannten, völlig so, wie sie liegt, für gut und wahr halte, sondern er habe stets das Gegenteil gesagt: „daß, wenn der Ungenannte auch noch in so vielen einzelnen Punkten Recht behalte, im ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.“ Daran schließt er zum erstenmal das Bekenntnis, daß der Ungenannte selbst die Veröffentlichung hintanzuhalten den Wunsch gehabt habe, daß aber er, Lessing, zu der Veröffentlichung sich in dem Verlangen getrieben gefühlt habe, die Aufstellungen des Fragmentisten „so bald als möglich, sie noch bei seinen Lebzeiten widerlegt zu sehen“. Im achten Stück kommt Lessing auf die Geschichte von den auf die Bermuda-Inseln Verschlagenen zurück; das neunte und zehnte Stück weisen die „elende Neugierde“ nach dem Namen des Unbekannten ab, und das elfte (das letzte) gipfelt in der Erklärung Lessings, er erzeige sich so wenig als den Advokaten des Ungenannten, wie ihm Goeze vorgeworfen, daß er sich vielmehr als den Advokaten der Religion erweise, die der Ungenannte angreife.

Um von dem Reichtum an glänzenden Einzelausführungen, geistreichen Einfällen, treffenden Bildern und Gleichnissen, dialektischen Seitensprüngen, der die antigoezische Schriftenreihe wie kaum ein anderes polemisches Werk Lessings von Anfang bis zum Ende erfüllt, eine Vorstellung zu gewinnen, ist es freilich nötig, sich in diese selbst zu vertiefen. Wie sehr auch Goeze selbst unter dem Eindruck der schriftstellerischen Überlegenheit seines Gegners steht, können wir aus der beweglichen Klage sehen, die in den „Vorerinnerungen“ zu der Schrift „Etwas Vorläufiges“ über Lessings schriftstellerische Kunst sich findet. „Die Art, wie Herr Lessing streitet,“ heißt es da, „ist sonderbar. Seine Bemühungen gehen nicht dahin, den Verstand seiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern sich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen. Er bestimmt daher nichts durch richtige Erklärungen, er führt nie einen gründlichen und einleuchtenden Beweis, sondern er spielt beständig mit Gleichnissen, Instanzen und

Antithesen. Er nimmt die Worte in verschiedenen Bedeutungen, und gerade jedesmal in derjenigen, von welcher er sich die meiste Hoffnung macht, daß sie am ersten blöde Augen blenden werde. Er erlaubt sich Sophismen, Equivocen und Fallacien." Die „Theaterlogik", die freilich eine große Kraft habe, schwache Seelen zu überraschen, und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten, insonderheit in denen, welche die Wahrheit der christlichen Religion entscheiden sollen, gebraucht werden muß, seien himmelweit unterschieden. Seinen Stil, erwidert Lessing auf diese Vorwürfe im zweiten „Anti-Goeze", habe das Theater vielleicht ein wenig verdorben. Er verweile gern bei Metaphern und spinne sie häufig zu Gleichnissen: das erkläre sich aus der Sorge des dramatischen Dichters für den Dialog. Wie es sich aber auch mit seinem Stil verhalte: es sei nun einmal sein Stil, und es sei lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte, das heißt die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, dessen blendendem Stil zuzuschreiben: „Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt." „Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil so wie seine eigene Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen anderen Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Kaskaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reiflichsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so mutwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe." Sein Stil sei aber nicht seine Logik. Gute Logik aber sei immer dieselbe, man wende sie an, worauf und wie man wolle. Sie gehöre zur Predigt wie zur Komödie. „Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht, denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Molière und Shakespeare vortreffliche Predigten gemacht

und gehalten hätten, wenn sie anstatt des Theaters die Kanzel hätten besteigen wollen?“ „Ich suche allerdings durch die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken,“ heißt es im achten Anti-Goeze, wo Lessing auf den von Goeze in seiner Schrift „Lessings Schwächen“ wiederholten Vorwurf, er bediene sich einer irreführenden „Theaterlogik“, erwidert. „Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig, Gründe in Bilder zu kleiden und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle guten Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verrät, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchternen und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen und auf nichts hinauslaufen, als er. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in hohlen Wegen so heimtückisch auf und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder ungestört morden zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt und immer tut, als ob er den Begriff nicht sähe!“ Auf gelehrten Ballast, jene „Stäubchen der Literaturgeschichte“, wie Lessing im neunten Anti-Goeze spottet, komme es gewiß nicht an. Der Ungenannte „war ein selbstdenkender Kopf; und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen und jeden Pfad desselben zu finden wissen, sobald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten.“ Wenn $7 \times 7 = 49$ sei, dann sei ein 49. Teilchen des

Ungenannten noch siebenmal mehr, als man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfordere. Auf jene Mahnung Goezes, religiöse Streitigkeiten sollten nur in lateinischer Sprache ausgefochten werden, damit das Volk sie nicht lesen könne, fragt Lessing im vierten Anti-Goeze zurück: „Ist kein gewissenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Gibt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein?“ „Wenn nun Baco,“ scherzt Lessing, „der kein Latein schreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte: so hätte auch Baco diese Zweifel unterdrücken müssen? So hätte jeder Schulkollege, der ein lateinisches Programm zusammenraspeln kann, eine Erlaubnis, die Baco nicht hatte.“

Die antigoezischen Blätter erweisen Lessing indes nicht nur als glänzenden Stilisten und überlegenen Dialektiker, sondern sie sind ein neues Ruhmesblatt für ihn auch nach der rein menschlichen Seite hin. Namentlich zwei Züge sind es, die aus ihnen hervorleuchten: vor allem der ihm angeborene, für ihn stets so bezeichnende Wahrheitsdrang, sodann aber auch sein vom Vater ererbtes lebhaftes, ja leidenschaftliches Temperament in Betätigung dieses Wahrheitsdranges. Beide Züge vereint, erzeugen eine Spannung, um die der moderne Roman die „Anti-Goeze“ beneiden kann. Lessings Ehrfurcht vor der Wahrheit trat schon vorhin bei der Charakteristik seiner Schreibweise erneut hervor, und wir kennen sie ja auch als die treue Begleiterin seines ganzen Lebens. In den Anti-Goeze aber besteht sie die Feuerprobe. „Wahrheit allein gibt echten Glanz,“ heißt es im 2. Stück. Jeder noch so kleine Einwurf wird von Lessing sorgfältig untersucht; das Pedantische ist ihm fast Empfehlung. Besonders leuchtet Lessings Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe in dem offenen Bekenntnis des siebenten Anti-Goeze auf, daß er den Ungenannten wider dessen Willen ans Licht gezogen habe. Er zitiert des Reimarus Wunsch, die Schrift ruhen zu lassen, und nimmt alle Verantwortung auf sich: „Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpastor, was haben Sie da gelesen! Nicht wahr? so gar strafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? Der Ungenannte war bei aller seiner Freigeisterei doch

noch so ehrlich, daß er die Welt durch seine Einsichten nicht irre machen wollte, und ich trage kein Bedenken, sie durch fremde Ansichten irrezumachen.... Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte, und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Ärgernis.“ Als Motto steht über dem zehnten Anti-Goeze das Wort Luthers: „Ärgernis hin, Ärgernis her! Not bricht Eisen und hat kein Ärgernis. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seelen raten, es ärgere sich daran die ganze oder die halbe Welt.“ Lessing ist überzeugt, „daß Äußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können“, und „daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er (der Ungenannte) für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.“ Im elften Anti-Goeze ruft er aus: „Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr; und nichts weiter. Aber ebensooft Firnis der Tugend als Firnis des Lasters. Was frage ich danach, ob meine Darstellungen diesen Firnis haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll.“ — Lessings Temperament aber würzt die ganze Reihe der Anti-Goeze so kräftig wie keine anderen seiner polemischen Blätter. Als er sich im zweiten Stück seines Stils wegen rechtfertigt, besinnt er sich plötzlich: „Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger und wiehert Blut und Verdammung: und ich einfältiger Tropf stehe bei ihm und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide.“ Er nimmt den Herrn Hauptpastor vor in einem Ton, den dieser gewiß noch nicht vernommen hatte. „Sie tun“, redet er ihn an, „alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche tun sollten, Sie schwatzen, verleumden und poltern.“ Die Goezesche „Scharteke“ enthalte nichts als „einen zum dritten Male aufgewärmten Brei“, der längst der Katze hätte vorgesetzt werden müssen, und „dennoch sollen und

müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnüffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen." Goeze hatte in dem „Vorläufigen" geschrieben, die Vorbereitung auf die Osterpredigt lasse ihm keine Zeit, den Inhalt der „Axiomata", die er soeben erhalten, näher zu prüfen; nach dem Feste wolle er eine müßige Stunde daran wenden und zusehen, ob es der Mühe wert sei, daß er sich ferner mit Lessing einlasse. „In diesem einen Zug, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Verteidigung des Angeklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage und schlagen seinen Namen getrost an den Galgen. Nach dem Feste werden Sie sehen, ob auf seine Verteidigung der Name wieder abzunehmen ist oder nicht!" „Gegen einen solchen Mann sollte es nicht erlaubt sein, sich jeder Art von Waffen zu bedienen? Welche Waffen könnten meuchelmörderischer sein als sein Verfahren?" Er aber werde die Grenzen der Wiedervergeltung nicht überschreiten. „Sie können einen ungesitteten Gegner in mir finden, aber sicherlich keinen unmoralischen." „Jetzt ist mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten," schließt Lessing das zweite Stück. „Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Schädel fallen zu lassen."

Daß die Religion der Fanatiker nicht wahre Religion sei, ist das Positive, das eine jede Zeit aus den Anti-Goeze mit Nutzen immer wieder herauszulesen vermag. Goeze will die Kritik von der Staatsreligion fernhalten, um in beschränkten Köpfen keine Verwirrung anzurichten. Lessing traut der wahren Religion die Kraft zu, die Kritik zu überwinden. Goeze will den Dienern des Worts dieselbe Befugnis wahren wie die katholische Kirche ihren Vertretern, ohne zu überlegen, wie lächerlich das Werk der Reformation sich in solchem Lichte ausnimmt. Lessing sagt mit eiserner Folgerichtigkeit: „Herr Pastor, wenn sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastoren unsere Päpste werden; und daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; daß diese unserem

Forschen, der Mitteilung unseres Erforschten, Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht.“ „O ihr Toren!“ ruft Lessing im dritten Anti-Goeze: „o ihr Toren, die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anderes am felsigen Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! Denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu tun, ihr hättet sie denn versichert, euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu tun; um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! Da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, hingeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläst er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?“ Jede Bewegung im Physischen entwickle oder zerstöre, bringe diesem Geschöpf Tod, indem sie jenem Leben bringe, ergänzt er im vierten Stück. „Soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?“ Er zertrete vorsätzlich keinen Wurm. Aber wenn es ihm zur Sünde gerechnet werden solle, wenn er einen von ungefähr zertrete, so wisse er sich nicht anders zu raten, als daß er sich gar nicht mehr rühre, das heißt zu leben aufhöre. „Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewicht, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde, der entsage nur gleich allem Handeln, allem Schreiben.“ „O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch alles in allem war — für uns dachte und für uns aß!“ — so beginnt der fünfte Anti-Goeze. „Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen

süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen: so mögen sie fühlen."

Zum Schluß mag noch eine kurze Gegenüberstellung der verschiedenen Anschauungen in Rede und Gegenrede auf Grund der Anti-Goeze folgen. Goeze behauptet: Kein Christentum ohne Vermittlung der Theologie. Lessing: Je weniger Theologie, um so besser das Christentum. Goeze: Ohne Religionsunterricht keine Religion. Lessing: Religionsunterricht verschafft Kenntnisse, aber nicht Religion. Goeze: So du glaubst, wirst du selig. Lessing: So du in christlichem Geiste erleuchtet bist, wirst du, eben hierdurch, selig. Goeze: „Wer nicht glaubt, der wird verdammt." Lessing ergänzt ironisch: „Ihm nicht glaubt, nicht gerade das nämliche glaubt, was er glaubt." Goeze: Der gemeine Haufe wird durch Schriften, wie die Fragmente es sind, aufgehetzt. Lessing: Also ist es gleich viel, „was die Verständigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein im Geleise bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen?" Goeze: Soll der Name eines Mannes verborgen bleiben, der an der Bibel Kritik übt? „Nein, donnert er; und nochmals nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden: er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu; Amen!" Lessing: Der Name gehört doch nicht zu den Beweisen?

Ein dichterisches Gegenstück zu den Anti-Goeze bildet das Gespräch zwischen dem Patriarchen und dem Tempelherrn in „Nathan dem Weisen" (IV, 2): Der Tempelherr bittet um Rat. Der Patriarch erklärt, daß der Rat der Diener des Worts, göttlicher Befehl sei. Darauf erzählt der Tempelherr, daß ein Jude ein Christenmädchen in seinen eigenen religiösen Vernunftanschauungen auferzogen habe.

Patriarch: Mich schaudert! — Doch zu allererst
Erkläre sich der Herr, ob so ein Fall
Ein Faktum oder eine Hypothes'!
— — — — — — — — — — — — — —

Tempelherr: Ich glaubte, das
Sei eins, um Euer Hochehrwürden Meinung
Bloß zu vernehmen.

Patriarch: Eins? — Da seh' der Herr,
Wie sich die stolze menschliche Vernunft
Im Geistlichen doch irren kann. — Mitnichten!
— — — — — — — — — — — — — — Ist
Nicht alles, was man Kindern tut, Gewalt? —
Zu sagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern tut. — — — — — — — — —
— — — — — Wie, die große Pflicht
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren?
Das ist zu arg! Mich wundert sehr, Herr Ritter,
Euch selbst. . . .

Tempelherr: Ehrwürdiger Herr, das übrige,
Wenn Gott will, in der Beichte.

Patriarch: Was, mir nun
Nicht einmal Rede stehn? — Den Bösewicht,
Den Juden mir nicht nennen? — mir ihn nicht
Zur Stelle schaffen? — O da weiß ich Rat!
Ich geh sogleich zum Sultan. . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerlichen Bande
Sind aufgelöst, sind zerrissen, wenn
Der Mensch nichts glauben darf.
— — — — — — — — — — — — — — —

Tempelherr: Ich will den Sultan vorbereiten, wenn
Es Euer Hochehrwürden so gefällt.

Patriarch: O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte meiner nur
Im besten bei ihm eingedenk zu sein. —
Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zuviel tu, tu ich ihm. — Das wolle
Doch ja der Herr erwägen. — —

Leibhaftig stellen diese Verse Goeze vor uns hin in seinem Despotismus, seiner Unduldsamkeit und seiner eigenwilligen Beschränktheit. Durch sein bloßes Dasein hat der Hamburger Patriarch der Kultur einen großen Dienst geleistet, denn sie braucht stets den ihr feindlichen Typus, um sich entwickeln zu können.

Goeze befand sich in ungünstiger Lage. Gegenüber Lessings dialektischer Überlegenheit zog er mehr und mehr den kürzeren; seinen immer neuen Gründen und Argumenten hatte er stets nur immer dasselbe entgegenzusetzen, und die Folge war, daß er mehr und mehr mit Beschimpfungen um sich schlug. Dazu kam, daß der allgemeine Haß, den er sich durch seine Streitsucht zugezogen hatte, wie Elise Reimarus 1778 an den Schwager ihres Bruders, den Legationsrat Hennings in Kopenhagen, schreibt, mehr für Lessing arbeitete als die Wahrheit selbst. War es ihm gelungen, gegen Bahrdts Übersetzung des Neuen Testaments ein Verbot des Reichshofrats zu erzielen, so lag die Hoffnung nahe, daß auch die Fragmente eines Ungenannten durch ein allgemeines Reichsverbot betroffen werden möchten. Und er ließ es in seinen Schriften nicht an allerlei Anzüglichkeiten fehlen, die geeignet waren, auf die Staatsgefährlichkeit der Fragmente nicht nur, sondern auch die Gesinnung, welche zu ihrer Herausgabe führte, hinzuweisen. Im dritten Anti-Goeze weist Lessing einen solchen Anwurf treffend ab.

Einstweilen fand Goeze noch ein paar willkommene Bundesgenossen in Behns, des Lübeckschen Subrektors, anonymem „Anti-Lessing", des Lizentiaten und Mitarbeiters am Altonaer Reichspostreuter Wittenberg „geharnischtem Sendschreiben an den Herr Hofrat Lessing", den „Episteln eines Antiquars und seiner Frau an den Herrn Hofrat Lessing" und etlichen anderen Streitschriften, die aus Lessings Kriegessaat in den Anti-Goeze aufgegangen waren.

Behn fühlte sich von Lessings viertem Anti-Goeze herausgefordert, ohne es zu sein. „Darf ich denn", fragte Lessing im elften Anti-Goeze, „einen Pedanten nicht Subkonrektor nennen, weil Herr Behn Subrektor ist? So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrektor gelacht haben — et vapulat." Bei Behns Angriff handelte es sich um den Unterschied zwischen subjektiver und objektiver Religion sowie um die Forderung, theologische Streitschriften in lateinischer Sprache zu schreiben, während Wittenberg in seinem „Sendschreiben" ironisch beweisen wollte, daß die Anti-Goeze unmöglich von Lessing und die Fragmente

unmöglich von Reimarus herrühren könnten. Der „Antiquar“ aber, vielleicht der Seifersdorfer Pastor, redet Lessing traulich an: „Sie bekommen diesen Brief von einem Manne aus der ländlichen Flur Ihres Vaters, wo Ihre und meine Mutter einst Gevatterschaft tranken, wo die Ihrige in Camenz und die meinige in S . . . Kuchen und Grützwürste zum Neujahrsgeschenk bekamen.“ Lessings Werke würden bei ihm, dem Leipziger Antiquar, nicht mehr gekauft; vielmehr trügen jetzt alle Schönen „Werthers Leiden, den Siegwart und die Sophie in ihrem Müffchen“. Er bittet ihn, durch poetische Werke ihm wieder etwas zu verdienen zu geben. Den zweiten Brief schreibt die Frau des Antiquars. Ihr Mann habe ihr für ihre Lesekränzchen, die nun aufhören müßten, die Anti-Goeze gebracht. „Ich sah wohl,“ seufzt sie, „daß für meine Sehnsucht wenig mehr zu hoffen wäre, ging verdrießlich zu Bett, stand nach zwei Stunden noch mürrischer wieder auf, bekam Vapeurs und goß meinem Manne das Teewasser auf die Manschetten.“ Es gebe nur noch Werthers, Don Quixotes und Arabellen, während Klopstock, Ramler, Gleim, Jacobi, Wieland und Lessing der Poesie vergäßen. Trotzdem küßt sie ihn in Gedanken und in Wirklichkeit sein Bild. Eine andere „Epistel an den hochehrwürdigen Herr Hauptpastor Goeze in Hamburg von 'n Laien“ nimmt den Ton der niederen Stände an: Goeze solle sich nicht mehr mit Lessing abgeben. Wem nach hundert Jahren Goezes Schriften in die Hände kommen würden, müsse sich fragen: „Wer war G. E. Lessing?“ Schlage jener dann im Gelehrten-Lexikon nach, so finde er, daß sich besagter Lessing „größtenteils mit Komödien beschäftigt“ habe. „Lassen Sie“, riet er, „den guten Mann gesund werden, — hat jetzt die gelbe Sucht, kann nichts klar sehen.“

Vor allem aber setzte sich Goeze selbst wieder zum Schreiben nieder. Noch während des Erscheinens der Anti-Goeze, im Mai 1778, kommt das erste Stück heraus von „Lessings Schwächen, gezeigt von Joh. Melchior Goezen“, in dem Lessing wiederum zunächst aufgefordert wird, Buße zu tun, ehe das große Gericht über ihn hereinbreche. „Lieber Herr Hofrat,“ redet er ihn hier noch ein-

mal in alter Vertraulichkeit an. „Bemerken Sie doch," sagt er am Schluß der »Vorerinnerung«, „wie sehr Ihre sonst lieben Getreuen, die Zeitungsrezensenten, die allezeit den höchsten Ton, den sie aus ihrer Trompete herausbringen konnten, angaben, wenn eine Minna oder eine Emilia von Ihnen erschienen, gegenwärtig zurückhalten." Hierfür hält er sich aber durch den Ingrimm der eigentlichen Antwort schadlos, die indes weder den Kern der „Axiomata" trifft, noch auch die Schläge der „Anti-Goeze" zu parieren weiß.

Den Streit mit Klotz habe Lessing „mit Nachdruck, Würde und Anständigkeit geführt, jetzt aber wolle er seine Gegner zu unwissenden und mutwilligen Laffen erniedrigen". Er gaukle um sie herum und trete in die Pfützen, damit ihnen der Kot ins Gesicht fliege. Einen „Unsinn" und eine „schröckliche, zum Verzweifeln führende Lehre" nennt er Lessings Wort von der Wahrheit in Gottes Hand, dem er folgende Parodie gegenüberstellt: „Wenn Gott mir in seiner Rechten den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit aber mit dem Zusatze: mich immer und ewig zu irren, und in der Linken das allerschrecklichste Schicksal, vernichtet zu werden, vorhielte und sagte: wähle! so würde ich mit Zittern in seine Linke fallen und sagen: Vater, vernichte mich." Dann erörtert er weitläufig sein Wolfenbütteler Bibliothekserlebnis, schilt Lessings Erklärungen in der „Kleinen Bitte", daß er nicht gern der Hund sein möchte, der das Heu bewacht, und ebensowenig der Stallknecht, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt, und kann sich schließlich nicht enthalten, Lessings Anspielung auf Goezes einträgliches Pastorat damit zu erwidern, daß er die Herausgabe der Fragmente als eine „affaire des finances" bezeichnet. Zu dieser gehässigen Wendung, die wir ihm ja nicht allzu übel nehmen dürfen, hatte Lessing sie doch herausgefordert — die Erinnerung an Goezes angebliche Mitschuld an dem frühen Tod seines Amtsbruders Alberti bekam er erst später, im elften Anti-Goeze, zu lesen —, stimmt allerdings schlecht genug die Gewissensmahnung, mit der er das erste Stück von „Lessings Schwächen" beschließt, und die zu charakteristisch ist, als daß wir an ihr vorübergehen dürften.

„Lieber Herr Hofrat!“ — so lautet diese Ansprache — „Erbittern Sie sich nicht, wenn ich bei dieser Gelegenheit ein Wort aus einem ganz andern Ton .. mit Ihnen rede. Gott weiß, daß ich Sie herzlich liebe. Ich verkenne die schönen Talente nicht, die Ihnen die Güte Gottes geschenket hat .. Ich vergebe es Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie alle Ihre Kräfte anwenden, um mich .. zum unwissenden und dummen Laffen zu erniedrigen, und das müßte und würde ich sein, wenn meiner sieben nicht einem Siebenteile von Ihrem Fragmentenschreiber das Gleichgewicht halten könnten .. Sie erklären sich, und mein ganzes Herz bebet vor dieser Erklärung — daß Sie um des Druckes der Fragmente willen, und um deswillen, was Sie dabei getan haben, vor Ihrer Todesstunde nicht zittern werden. Bedenken Sie um Gottes und Ihres ewigen Heiles willen, was Sie hier niedergeschrieben haben. Ach! verschließen Sie sich den Weg zur Buße nicht selbst auf diese Art, Sie möchten ihn hernach nicht wieder finden können .. Denken Sie an die Rechenschaft, welche der HErr, dessen Ehre durch die Fragmente so frevelhaft angegriffen und gelästert worden, .. an jenem Tage, insonderheit von dieser Handlung von Ihnen fordern wird .. Stellen Sie sich vor, daß an jenem Tage nicht einer, sondern Hunderte gegen Sie auftreten und sagen werden: HErr! Wir sind im Unglauben gestorben, aber wir glaubten entweder schon an dich, oder wir würden doch zum Glauben an dich gebracht sein, denn unser Herz war noch nicht völlig verstockt, und wir hatten noch zu Zeiten starke Rührungen durch dein Wort; allein der Mann da ist Ursach, daß wir deinem Geiste hernach beständig widerstrebt haben. Bis zu dem unglücklichen Zeitpunkte, da wir die ärgerliche Schrift lasen, die er durch öffentlichen Druck gemein machte, glaubten wir. .. Und konnten wir deine Auferstehung von den Toten nicht anders als eine boshafte Erdichtung ansehen, mit welcher die Welt verblendet worden. Doch die Wirkung dieses Giftes würde uns nicht so plötzlich und so stark angegriffen haben ..; aber dieser Mann öffnete diesem Gifte den Weg zu unserem Herzen. Durch die Lobeserhebungen, mit welchen

er den Verfasser des Buches anpries, nahm er uns zum voraus zu seinem Vorteil ein. Er hatte versprochen, uns mit einem hinlänglichen Gegengift zu versehen; allein sein völliges Stillschweigen zu diesen Lästerungen überredete uns, daß er solche selbst für Wahrheit halten müsse. Noch mehr aber verstockten uns die unglücklichen Bemühungen, die er anwandte, dein Wort für unnütz zu erklären, und sein Vorgeben, daß die christliche Religion — ob er uns gleich nie gesagt hat, was er darunter verstände — dennoch und noch besser bestehen werde, wenn diese untaugliche Stütze auch gleich völlig wegfiele. Nun warfen wir unsere Bibel weg, und der öffentliche Gottesdienst wurde uns ein Greuel. Auf diese Art bemächtigte sich der Unglaube unserer Herzen völlig, und seine nachherigen fliegenden Blätter warfen immer neues Öl in dieses verderbliche Feuer. Wir lasen sie mit einer desto größeren Begierde, je größer das Vorurteil war, das wir für ihn hegten, und je mehr Künste er anwandte, uns durch seinen beständig spielenden und unsere Herzen so reizenden Witz in einer beständigen Verblendung und Trunkenheit der Seele zu erhalten. HErr! sei Richter zwischen uns und ihm! Wohlan, lieber Herr Hofrat! sind Sie auf das gewisseste und lebendigste in Ihrer Seele überzeugt, daß dieser Auftritt nie erfolgen werde, oder glauben Sie, daß, wenn er erfolgt, Ihr Gleichnis von dem Kräuterkennen und andere witzige Einfälle hinlänglich sein werden, vor dem Angesicht Jesu Christi Ihr Verhalten zu rechtfertigen? .. Ich sage es noch einmal: ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn die Fragmente durch meine Veranstaltung in so viele Hände gekommen wären .. Verkennen Sie meine redliche Absicht bei dieser Gewissensrüge nicht. Ich breche hier ab .. Ist diese aus dem aufrichtigsten und um Ihre Stellung wahrhaftig bekümmerten Herzen hergeflossene Gewissensrüge an ihnen verloren: werden Sie solche als Pfaffengeschwätz stets verachten; so bezeuge ich hiermit vor Gott und vor der Welt, daß ich rein bin an Ihrem Blute." Gewissensrügen und die Verfügung über die Seelen behielt Goeze sich stets allein vor.

Das zweite Stück von „Lessings Schwächen" folgte im Juni 1778.

Es beginnt mit der Feststellung, „daß der Herr Hofrat Lessing" „seine Drohung erfüllet und die Verwegenheit" gehabt habe, wieder einen Teil der Fragmente, jener „abscheulichen Mißgeburt", vor der selbst ein Naturalist ausspeien müsse, dem Drucke zu übergeben. Lessing sei die „Hebamme vermaledeitester Lästerungen" und verwandle die „Pest, die im Finstern schleichet, in eine Seuche". Er, Goeze, aber werde sich durch Lessings, Semlers, Nicolais und seiner Bande „Stinktöpfe" nicht von seinem Posten scheuchen lassen. Als er soweit geschrieben habe, sei ihm der achte Anti-Goeze gebracht worden: „Ach, dachte ich, wie tief ist der gefallen, der sonst in dem Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte, und auf den wir Deutschen in diesem Felde stolz zu sein Grund hatten. Wie sichtbar ist hier das gerechte Gericht Gottes." Mit Bezug auf Lessings „Kleine Bitte" sieht er sich dann genötigt zu erklären: „Noch diese Stunde kann ich nicht sagen, was Herr Lessing eigentlich von mir verlangt;" wolle er sich darüber deutlicher erklären, so „soll er finden, daß kein Mensch bereitwilliger sei das zu tun, was Wahrheit, Gerechtigkeit und Billigkeit fordern". Lessings Ton in dem „Absagungsschreiben" veranlaßt ihn zu der Frage: „Was sollen Leute, die Herrn Lessing erst aus diesen Blättern kennen lernen, sich von Herrn Lessing für ein Bild machen? Was sollen sie von ihm denken, was sollen sie ihm für einen Charakter beilegen?" Nun endlich übergehend zu der zuerst in den Axiomata von Lessing aufgeworfenen Kernfrage in dem ganzen Streite, die er in dem achten Anti-Goeze also formuliert hatte: „Kann die christliche Religion bestehen, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre?" schreibt Goeze: „Herr Lessing sagt ja, ich sage nein! Herr Lessing hat in seinen Gegensätzen, welche er dem fünften Fragmente beigefügt hat, Gründe für seine Meinung angeführt. Ich habe solche in dem ersten Abschnitt des ›Vorläufigen‹ beantwortet. Er glaubt, meine Antwort in seinen Axiomata völlig widerlegt zu haben. Nun gestehe ich, daß die Ordnung an mir sei, mich zu erklären. Allein hier erfordert die Natur das Recht,

daß ich, ehe ich mich mit ihm darüber weiter einlasse, erst die bestimmteste Erklärung von ihm fordere, was für eine Religion er durch das Wort ‚christliche Religion' verstehe und daß er uns die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennet, und deren so großer Freund und Verteidiger zu sein er sich rühmt." „Ich werde mich nicht eher in die Beantwortung der Hauptsache der Axiomen einlassen, bis Herr Lessing die gerechte Forderung erfüllt, die ich in dem Vorläufigen S. 50 an ihn getan habe, bis er mir sein vollständiges Glaubensbekenntnis vorlegt, bis ich weiß, ob ich mit einem Christen, oder Naturalisten, oder Deisten, oder Heiden streite." „Für dieses Mal", ruft er am Schluß des zweiten Stückes, nochmals mit allem Nachdrucke, „keinen Schritt weiter, bis Herr Lessing erst die oben geforderte Erklärung gegeben haben wird. Gibt er sie, so wird solches unserem Streite erst die rechte Richtung geben. Bleibt er sie schuldig, so werden verständige Leser selbst wissen, was sie daraus schließen sollen."

Lessing gab sie, die „Nötige Antwort auf eine sehr unnötige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze", die er nach dem dritten inzwischen erschienenen Stück von „Lessings Schwächen" durch der „Nötigen Antwort erste Folge", seine letzte Goezeschrift, ergänzte. Der Streitpunkt war jetzt genau formuliert. Er gipfelte in der Frage, ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre. Lessing antwortet klar und bestimmt, daß er „unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind". In einzelnen Paragraphen führt er dann den Gedanken aus, der die orthodoxen Lutheraner zum Schweigen bringen mußte: die regula fidei, der Inbegriff der ältesten christlichen Glaubensbekenntnisse, war, ehe ein einziges Buch des Neuen Testaments, ja, ehe eine Gemeinde existierte, und bildete die ersten Jahrhunderte den Felsen der Kirche. Nicht also Petrus war dieser und nicht die Schrift. Die ersten Christen kannten die Schriften des Neuen Testaments gar

nicht, die damals ohnehin keine Bedeutung hatten, vielmehr nach der regula beurteilt wurden und nicht einmal als authentischer Kommentar angesehen wurden. Was sie mehr enthalten als die regula fidei, war zur Seligkeit nicht notwendig. „Diese Sätze", fügt Lessing hinzu, „habe ich aus eigner sorgfältiger, mehrmaliger Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt; und ich bin imstande, mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen als ich; und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden und manche die Welt gern bereden möchten."

Goeze antworte im dritten Stück von „Lessings Schwächen", dessen Vorwort vom 11. August 1778 datiert ist. Er nannte Lessings Antwort papistisch und wich notgedrungen den Folgerungen aus, versuchte aber, eine Stelle aus dem Irenäus (2. Jahrh.) gegen Lessing auszuspielen, um so dessen „Gewäsche" auf einmal niederzuschlagen. Lächelnd hilft Lessing ihm in der „Folge" den lateinischen Satz, den er wohl nicht aus dem Original gezogen, sondern in irgendeiner lutherischen Streitschrift aufgelesen habe, grammatisch konstruieren, belegt dann mit weiteren Zitaten aus Irenäus den wahren Sinn der Stelle und schließt: „Würde er mich auch, wie Goeze, wegen meiner Fiktion eines Volkes, das ich ohne Bibel Christen sein lasse, verdammt haben?" —

Der Goezestreit zog weite Kreise und hatte mehr als ein Nachspiel. Die führenden Geister freilich sahen zunächst schweigend und aufmerksam zu. „Ich muß aber noch hinter dem Berge halten und will den Parteien nicht gern ins Wort fallen," erklärte Hamann bedächtig, als er die öde Goezeschrift „Lessings Schwächen" gelesen hatte. Der Hauptpastor hatte, wie wir sahen, seinen Gegner verdächtigt, daß die Herausgabe der Fragmente statt der Fortsetzung des Berengar für ihn eine affaire des finances sei. Bald darauf, am 23. Oktober 1779, erschien im „Wienerischen Diarium" ein Ein-

gesandt, in dem behauptet wurde, Lessing habe verdientermaßen von der Judenschaft zu Amsterdam ein Geschenk von tausend Dukaten erhalten. Diesem sinnlosen Gerücht verhalf der Lizentiat Wittenberg sofort zu weiterer Verbreitung, zumal da am 27. November eine zweite Notiz erschien, die das Verdienst Lessings widerrief. „Wir haben", hieß es da, „in unserer letzten Zeitung Nr. 85 einfließen lassen, daß Lessing wegen Herausgabe einiger Fragmente von der Amsterdamer Judenschaft mit tausend Dukaten sei beschenkt worden. Die Sache ist vollkommen wahr; da wir aber durch eine noch bessere Hand, als jene war, so uns diese Neuigkeit mitteilte, versichert worden sind, daß eben diese Fragmente wider die christliche Religion höchst anstößig wären und Lessing auch schon schwere Ahndungen empfunden habe, so widerruft man hiermit alles auf das feierlichste, was man bei dieser Gelegenheit zu Lessings Lobe gesagt hat; je gewisser es ist, daß Aufsätze, welche das Heilige der Religion antasten, sie mögen auch mit dem schönsten Prunk der Gelehrsamkeit prangen, nicht lobens-, nein, sondern im höchsten Grade verabscheuungswürdig waren." Im Dezember wurden diese Notizen in den „Hamburger Beiträgen" abgedruckt, was Elise Reimarus nach Wolfenbüttel meldete. Lessing erwiderte unter dem Namen seines damals gerade in Wien arbeitenden sechzehnjährigen Stiefsohnes Theodor, der selbst später versicherte, nur den Druck der Flugschrift besorgt zu haben, sogleich durch die „Noch nähere Berichtigung des Märchens von tausend Dukaten oder Judas Ischarioth, dem zweiten". Wie sollte die Judenschaft, die in den Fragmenten am meisten mißhandelt worden sei, zu dieser Belohnung seines Stiefvaters kommen, fragt König alias Lessing. Dann erzählt er den Wienern die Entstehung des Goeze-Streits: Lessings Anschauungen seien dem lutherischen Pastor zu gut katholisch gewesen, und deshalb werde er jetzt überall als Feind der christlichen Religion verschrien, selbst in der Hauptstadt des katholischen Deutschland, als ein Judas, der seinen Meister nicht um dreißig Silberlinge, wohl aber um tausend Dukaten verraten habe. Was aber die schweren Ahndungen betreffe, so handle

es sich nur um das braunschweigische Verbot, weitere Fragmente zu drucken.

Dieses Verbot war inzwischen tatsächlich von dem im allgemeinen toleranten regierenden Herzog auf die Vorstellungen des Konsistoriums vom 6. Juli 1778 dem Direktor der Waisenhausbuchhandlung, Professor Remer, übermittelt worden. Einen Schluß auf besondere Strenge der geistlichen Behörde Braunschweigs läßt das nicht zu, denn ihre Aufsicht erweist sich nach den Akten als durchaus weitherzig, ihre Tätigkeit als gesund. Überlieferte Formen und Lehrbücher wie den Katechismus zu verbessern, war ihr eifriges Bemühen. Für den zuletzt genannten Zweck arbeitete dort schon 1748 G. Ch. Niemeyer; seine Bemühungen wurden von Abt Jerusalem auf herzoglichen Wunsch eifrig aufgenommen, und diese Arbeiten gereichten dem Herzog „zu gnädigstem Wohlgefallen“. Der Lessing-Kampf aber zog politische Kreise, gegen deren Strudel der einzelne machtlos ist. Lessing wandte sich am 12. Juli brieflich an den Herzog mit der Schilderung des Herganges und mit der Bitte, der Buchhandlung ausdrücklich bedeuten zu lassen, daß die Anti-Goeze nach wie vor zensurfrei erscheinen dürften. Dieses Schreiben kreuzte sich indes mit dem folgenden des Herzogs:

„An den Hofrat und Bibliothekar Lessing zu Wolfenbüttel, das herausgegebene Fragment eines Ungenannten, Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger betitelt, betreff.

„Euch ist zwar bei Gelegenheit der von euch untertänigst nachgesuchten Erlaubnis zur Herausgabe der sogenannten Beiträge aus den Schätzen unserer Fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbütttel die Censur-Freiheit, jedoch nur allein in Ansehung dieser Beiträge, und für dasmal, wie wohl auch in dem zum Überfluß dabei ausdrücklich vorausgesetzten Vertrauen, daß nichts, was die Religion und gute Sitten beleidigen könne, darin werde abgedruckt werden, in Gnaden erteilt worden; wie ihr aber, wider solches bessere Vertrauen, nicht nur gewisse Fragmente eines Ungenannten, die Fürtrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion und die göttliche Offenbarung betreff., in diese Beiträge mit eindrucken,

sondern auch außer selbigen verschiedene andere zum Anstoß und öffentlichem Ärgernis gereichende Schriften, insbesondere ein Fragment eben dieses Ungenannten unter dem Titel Von dem Zweck Jesu und seiner Jünger, welches nichts geringeres als die christliche Religion aufs schlüpfrige zu setzen, wo nicht völlig einzureißen, zur Absicht zu haben scheinet, zum Vorschein kommen lassen; diesem ganz unleidlichen Unwesen und fast unerhörten Bestreben aber, die Religion in ihrem Grunde erschüttern, lächerlich und verächtlich machen zu wollen, nicht nachgesehen werden mag; als wird, nachdem bereits deshalb an die Waisenhaus-Buchhandlung das Nötige ergangen, euch vorerst, das mehrere vorbehältlich, hierdurch alles Ernstes befohlen, die Handschrift des Ungenannten, woraus solche Fragmente genommen, so wie sie vorhanden ist, integraliter, nebst den etwa davon genommenen Abschriften binnen acht Tagen ohnfehlbar einzuschicken und euch aller ferneren Bekanntmachung dieser Fragmente und anderer ähnlichen Schriften, bei Vermeidung schwerer Ungnade und schärferen Einsehens, gänzlich zu enthalten. Wie denn auch die euch ehmals verliehene Dispensation von der Censur hiemit gänzlich aufgehoben und die Zurücklieferung des Originals davon euch hiemit befohlen wird. Braunschw. d. 13. Juli 1778."

Lessing gehorchte, wiederholte aber seine Bitte mit dem Hinzufügen, er sei im verneinenden Falle gezwungen, die Anti-Goeze künftig außerhalb Braunschweigs herauszugeben. Im Namen des Herzogs schlug ihm das Konsistorium mit scharfer Verwarnung die Bitte ab. Inzwischen wurde der Druck der „Nötigen Antwort" in Berlin beendet, die Lessing alsbald dem Herzog einreichte mit der Frage, ob er denn auch auswärts nichts ohne braunschweigische Zensur drucken dürfe. Treffe das zu, so habe er den Befehl bereits überschritten. „Da ich nun", fügt er hinzu, „ein mehreres daselbst drucken zu lassen im Begriffe bin: so flehe ich Ew. Durchlaucht untertänigst, Höchstdero Ministerio zu befehlen, sich deutlicher über diesen Punkt zu erklären, als von welcher Erklärung allein die Möglichkeit abhängt, ob ich gehorchen kann oder nicht." Hierauf erfolgte am 17. August 1778 die ausdrückliche Bestätigung, daß

die braunschweigische Zensur auch auf seine auswärts gedruckten Schriften auszudehnen sei. Die Lösung der so geschaffenen, auf die Dauer unerträglichen Spannung, während deren Lessing Rücktrittspläne erwog, brachte aber erst das Jahr 1780 mit dem Tode des Herzogs und dem Erscheinen „Nathans des Weisen". Der frühere Erbprinz und nunmehrige Herzog, Karl Wilhelm Ferdinand, lud Lessing auf einen neuen Angriff in derselben Sache, der von dem Corpus Evangelicum, d. i. der Vertretung der evangelischen Mächte beim Reichstag in Regensburg, im November 1780 erfolgte, zu sich und antwortete darauf dorthin maßvoll ablehnend. Lessings Kampf war zu Ende, soweit er selbst in Frage kam. Goeze hat zwar noch die wenigen Jahre bis zu seinem Tode Verdammung auf die Erdenkinder herabgedonnert, und als Lessings theologischer Nachlaß erschien, lebte er noch. Aber er schwieg: von diesem Geiste hatte er genug. Lessings Grabesruhe wagte er nicht anzutasten.

Von dem Augenblick an, da Goeze gegen die Fragmente zu eifern begann, war auch die breitere Öffentlichkeit aufmerksam geworden, und als nun, noch vor dem braunschweigischen Einschreiten, das Dresdener Konsistorium Verkauf und Lektüre der Anti-Goeze bei fünfzig Talern Strafe verbot, wurden diese sowohl wie die Fragmente Gegenstand allgemeinen Interesses und Verlangens. Würdigere Stimmen der Kritik wurden laut. Pfeifer, Schickedanz und Blasche mischten sich in den Streit. Noch 1778 erschienen Döderleins „Fragmente und Anti-Fragmente". Selbst Theologe, erkennt er des Ungenannten Wert. Er dankt Lessing und hebt ebenfalls die innere Wirkung der christlichen Religion hervor. Weniger verständnisvoll zeigte sich Kleuker in seinen „Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offenbarung, Wanderung der Israeliten durchs Rote Meer und Auferstehung Christi von den Toten".

Erst spät ergriff der angesehenste Theologe der Zeit, Semler, Partei. Auch ihm gab Lessing mit der Unterscheidung der Religion Christi und der christlichen Religion die Parole. Dieser entspricht ebenso Semlers „Kerygma" wie Herders Forderung, daß sich die christliche Religion in eine Religion Christi umwandeln müsse. „Die

Christen", erklärt auch Semler, „sind nicht um der Bibel willen da, sondern die Bibel ist um der Christen willen da, daß sie, immer bessere, glücklichere Kenner des ihnen zunächst nötigen Inhalts der Bibel, ganz frei werden sollen mit Unterscheidung des ihnen Unmenschlichen." So spricht er allerdings erst 1792 in seinem „Letzten Glaubensbekenntnis über natürliche und christliche Religion" (S. 274). Andererseits verdankt auch Lessing manches der Theologie Semlers. Beide gründen von vornherein ihr Christentum auf innere Erfahrung; beide lassen sich nicht den übrigen Aufklärern zugesellen. Semlers Wort: „Die Auslegung des Neuen Testaments ist ganz frei für jeden denkenden Christen", ist aus Lessings Geist geboren. Beiden gibt die Kritik das Mittel, Falsches und Wahres in der christlichen Überlieferung zu unterscheiden. Während Semler aber nur die christliche Religion säubern will, macht Lessing dem gesunden religiösen Denken ohne jede Rücksicht die Bahn frei. Wie Semler gewirkt hat, lehrt die Frau Pastorin in Goethes „Werther", die ihn, Kennicot und Michaelis gegeneinander abwägt, lehrt auch D. F. Strauß, der 1868 in seinen „Abendglockentönen" (S. 12) von seinem Vater erzählt: „So oft er Semler nannte, fühlte man ihm die Wonne dieses Loswerdens von der Orthodoxie an."

Aber ein Reformator großen Stils wie in religiöser Hinsicht Luther, wie in kritischer Lessing — beide der Deutschen Stolz und Wonne, wie Heine jubelt — konnte Semler nicht werden. Auch er hatte etwas Angeberisches und Intolerantes in seinem Wesen, und die liberalen Päpste, die demokratischen Regenten, sind die schlimmsten. Sulzer glaubte sogar, daß nur auf Semlers Vorstellungen in Berlin bei der Königin und dem Ministerium Lessing die Fortführung des Goezestreits verboten worden sei (an Zimmermann, 24. Nov. 1778). Wir dürfen auch nicht vergessen, daß er von dem Direktorat des theologischen Seminars an der Universität Halle am 3. Dezember 1779 durch den Staatsminister v. Zedlitz enthoben wurde, weil er gegen den gehetzten Bahrdt unbarmherzig vorging, als dieser in Halle, also im Staate Friedrichs II., mit seiner Familie Schutz suchte.

1779 erschien Semlers „Beantwortung der Fragmente eines

Ungenannten, insbesondere vom Zweck Jesu und seiner Jünger". Er wendet sich entschieden gegen die Schlußfolgerungen des Reimarus, pflichtet dagegen in vielem Lessing bei, so bei der Beurteilung der Wunder und der regula fidei. Nach Reimarus blieb Jesus Jude; nach Semler überwand er sein Judentum. Die Betrugshypothese lehnt Semler schroff ab. Die Gleichnisse zeigen, daß mit Jesu Reich nur das himmlische gemeint sei. Er nennt den Ungenannten unwissend, dumm, erbärmlich, desperat, hämisch, dreist, frech, unverschämt, seine Darstellung Gewäsch und Plunder. Über Lessing urteilt er anders: „Wir müssen ihm nicht gleich das Ärgste schuldgeben. Ich glaube, er hat ein gutes Herz." Trotzdem wurde ihm diese Angriffsschrift allgemein verdacht, da der Schluß die Spitze verschärfte. Der Anhang nämlich, herausgegeben von einem Anonymus, den wir auch heute noch nicht kennen, handelte „Von dem Zwecke Herrn Lessings und seines Ungenannten". Auf Lessings Behauptung zielend, dem Feuer müsse Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden solle, wird da ein Gespräch zwischen dem Lord-Mayor von London und einem Sir Bowling mitgeteilt. Dieser Ehrenwerte wirft, als er auf dem benachbarten Boden ein brennendes Licht bemerkt, eiligst Stroh darauf und öffnet dann die Luken, weil ihm diese Kraftprobe gut erscheint angesichts seines Vertrauens zum Besitzer, zum Baumaterial des Hauses und zur Feuerwehr. Dafür wird er von Rechts wegen ins Irrenhaus gesteckt. Dieser Hieb fiel auf Semler zurück. So schrieben am 7. August die Gothaischen gelehrten Zeitungen: „Wie Herr Semler dieses Gespräch, worin Lessing, der Mann, der Deutschlands Stolz ist, ein Wahnsinniger genannt wird, hat herausgeben können, ist unbegreiflich." Lessing achtete Semlers Namen und setzte sich daher zu einer Antwort nieder, deren er andere nicht würdigte. Nur die ersten Zeilen indessen überliefert uns der Nachlaß: „Es hat Ew. Hochehrwürden beliebt, Ihre sonst ganz ernsthafte Widerlegung des Wolfenbüttelschen Fragments vom Zweck Jesu und seiner Jünger mit einem lustig-gründlichen und gründlich-lustigen Nachspiele zu beschließen und zu krönen, in welchem ich die Ehre

habe, ins Tollhaus verwiesen zu werden. Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle, mein Herr Doktor, leben, zu wohl bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die Tollhäusler der mehreren Zahl mich gern in ein eigenes Tollhaus sperren möchten."

Erst 1784 bei dem Erscheinen des theologischen Nachlasses von Lessing hat Semler die Wirkung seiner Schrift auf den großen Geistesverwandten erfahren. Da las er auch in dessen Brief an den Göttinger Professor Walch die unangenehme Bemerkung, er, Lessing, könne nicht früh genug sein Interesse von demjenigen Semlers absondern. Der erwähnte Nachlaß zeigte zugleich, nach wie vielen Seiten hin Lessing sich zu wehren hatte. Er plante eine Schrift unter dem Titel: „Briefe an verschiedene Gottesgelehrte", die Ostern 1780 erscheinen sollte. Anlaß gab dazu eben jenes Walch 1779 erschienene „Kritische Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen in den vier ersten Jahrhunderten", sowie die demselben Jahr entstammende „Auferstehungsgeschichte Jesu" von Leß. „Endlich lassen sich die großen Wespen doch auch aus dem Loche stechen," schrieb Lessing bei dem Erscheinen dieser Schriften an Elise Reimarus. Aber nur weniges ist von jenen „Briefen" Lessings auf uns gekommen wie die Fragmente einer Widerlegung von Walchs Behauptung, schon in den ersten Jahrhunderten sei die Bibel das Fundament des Glaubens gewesen. Walchs Zeugnisse werden hier unter die Lupe genommen, und auch seine Gelehrsamkeit streckt vor Lessings Kritikeraugen die Waffen. Material zu den „Briefen an verschiedene Gottesgelehrten" steckt auch bereits in einigen Entwürfen, die Lessing unter dem Titel „Bibliolatrie" zu sammeln beabsichtigt: so nennt er die Verehrung, welche man für die Bibel und besonders für die Bücher des Neuen Testaments zu verschiedenen Zeiten verschieden gefordert habe. Diese Überschrift wählte er aber, wie er ausdrücklich sagte, nicht um damit zu verstehen zu geben, „daß irgend jemand noch jetzt Abgötterei mit der Bibel treibe", sondern aus Abneigung gegen lange Titel und langweilige Umschreibungen: „Büchertitel sind ja doch nur

wie Taufnamen, die nicht zum Charakterisieren, sondern lediglich zum Unterscheiden gegeben werden." Eine umfassende Kritik des Kanons sollte folgen, gegründet auf die in Bruchstücken erhaltene „Neue Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtsschreiber betrachtet". Das Verdikt des Herzogs aber unterdrückte die Fortsetzung des Streites. Er war zu Ende.

An Lessing, dem Vorkämpfer des 19. Jahrhunderts, sind die neue Orthodoxie und die neue Vernunfttheologie des 18. Jahrhunderts rechtzeitig zugrunde gegangen. Nur dadurch, daß er des Fragmentisten stumpfere Waffen mit den eigenen scharfen vertauschte, gab er ihm dauernde Bedeutung. Er machte mit einem Schlage der religiösen Unklarheit seiner Zeit ein Ende. „Eine Art von Staunen war der Erfolg," sagt Semler. Scharfes Denken und freudiger Wille zur Weltbeglückung konzentrierten Lessings Gedanken auf die Religion der Liebe, die ihm durch Christi Lehre vorgezeichnet war. Diese ist es, die ihn davor bewahrte, andere Religionen zu verwerfen, die ihn anleitete, eine einige große Religion zu entwickeln. In seinem Geiste erträumte Schelling später eine „umfassende Kirche der Zukunft". Auf dem Grunde seiner religiösen Anschauung bauten nach ihm Herder, Hase, Marheineke, Daub, Strauß, Ferd. Chr. Baur, Renan, Bernhard Weiß, Soden, Pfleiderer, Wrede und andere weiter, ohne die Klarheit und Frische ihres kritischen Urquells zu erreichen. Durch den Nachweis der Unhaltbarkeit des protestantischen Schriftprinzips machte er der Persönlichkeit und dem Geiste Christi die Bahn frei, reichte er also seinen Nachfolgern im 20. Jahrhundert die Hand, die Christi Bild in schlicht menschlichen Zügen zu erfassen und die Entsündigung nur als Eingehen in Jesu Gesinnung zu begreifen suchten, ein von außen gegebenes, vom Himmel gezogenes Christentum aber als jüdisch und ungeistig ablehnen. Wie der sagenhafte Königssohn, der mit unstillbarem Hunger bestraft sich selbst verzehrte, hungerte Lessing nach Wahrheit. Protestantisch in seinem religiösen Empfinden und seinem Subjektivismus, durfte er frei nach Euripides das Motto schreiben:

Wie schön ist, Christus, der Dienst,
Den ich übe vor Deinem Hause,
Fromm ehrend den Sehersitz. —

Die Gelehrten, die Geistlichen, die Fakultäten, die Behörden und Fürsten hatte dieser Kampf in Bewegung gesetzt, wieviel mehr Lessings Verwandten-, Freundes- und Bekanntenkreis! Am herzlichsten war die Teilnahme des diensteifrigen Berliner Bruders, der alles meldete, was er zu hören bekam, und dafür prompt die Schriften Gotthelds zugesandt erhielt. Demnächst am meisten interessiert mußten Heinrich und Elise Reimarus sein, jener hemmend und zur Ruhe mahnend, diese fördernd und anfeuernd. Aber auch die Berliner Freunde lauschten mit Entzücken dem Kampfgetöse, das von dem stillen Okerstädtchen aus durch die deutschen Lande flog.

„Schonen Sie meiner," bat der Doktor Reimarus im März 1778, und im Juli: „Bedenken Sie Ihre eigene und anderer Ruhe." Lessing hatte aber an anderes als Ruhe zu denken. Als er nach dem Zusammenstoß mit dem braunschweigischen Hof sich mit dem Gedanken trug, sein Amt aufzugeben, schickte ihm dagegen die kluge und tapfere Tochter des Fragmentisten folgende Zeilen, die ihn in schwerer Stunde trösten mochten:

„Hamburg, den 29. Juli 1778.

So gleichgültig und ekelhaft mir die meisten Gerüchte zu sein pflegen, so unruhig macht mich eine seit gestern sich hier verbreitende Sage, daß Sie Wolfenbüttel verlassen. Und warum verlassen? Ich kann den Gedanken nicht denken ohne ein Gefühl, gleich Totschlag vorrückend, damit zu verbinden. Lieber Herr Lessing, wenn es wahr ist, daß Ihre Anti-Goezen verboten, Ihre Fragmente konfisziert sind, wenn alles wahr ist, O, so gönnen Sie doch der Dummheit nicht auch den Sieg, daß Sie fliehen. Konfiskationen sind von jeher stillschweigende Zeugnisse für die Wahrheit gewesen, und je mehr sie gewalttätig unterdrückt wird, je mehr gewinnt sie Anhänger; aber das Reich der Lügen wächst nur in der Abwesenheit des ehrlichen Mannes. Um alles daher, was Ihnen

lieb ist, nein, um Ihres ärgsten Feindes willen verlassen Sie Wolfenbüttel jetzt nicht. Vielleicht haben Sie nie daran gedacht, vielleicht ist es Unsinn, mir einzubilden, daß meine Bitten etwas über die Entschließungen eines Mannes vermögen sollten; aber wie dem auch sei, so hab' ich es meiner Unruhe nicht versagen können, mich ohne jemandes Wissen an Sie selbst zu wenden, und wenigstens vergeben Sie den Versuch Ihrer Freundin Elise Reimarus."

Elisens Liebe zu Lessing brach immer deutlicher hervor. „Schonen Sie Ihrer selbst um Ihrer Freunde willen," schrieb sie am 5. Aug. 1778.

In Berlin las Mendelssohn mit stiller Freude die Streitschriften. Er bat um Abschrift des braunschweigischen Verbots und suchte nach Kräften den Druck der „Nötigen Antwort" in Berlin zu beschleunigen; Voß eilte persönlich mit ihr zum Zensor, dem Oberkonsistorialrat Teller, und hielt auch für die Fortsetzungen begierig seine Druckpressen in Bereitschaft. Die Zeugnisse seiner Freunde stützten Lessings Stimmung. Am 21. März 1779 schrieb Gleim: „Gestern sah ich zum erstenmal im Buchladen des schändlichen Priesters zu Hamburg Ausgespieenes unter dem Titel „Lessings Schwächen" — und dachte den Gedanken, daß die Religion die einzig wahre nicht sein könne, die solch ein Priester-Ungeheuer, wie soll ich's sagen, zu einem besseren Priester nicht umgebildet hat." Campe pries in einem schon älteren Gedichte, das er ihm jetzt zusandte, den großen Lessing,

Der überall wie eine Morgenröte
Die Nacht der Dummheit niederscheucht.

Das weitaus tiefste Verständnis bekundete aber Herder, damals schon Weimarer Superintendent. „Wie sehr ich an Ihren Fragmenten und Streitigkeiten Anteil genommen, will und mag ich nicht sagen," schrieb er Lessing am 25. Dezember 1778; „ich wünschte nichts als die Ausgabe des ganzen Werks, begreife auch nicht, wie es nicht Freunde und Feinde wünschen." Später in seinem nach Lessings Tod erschienenen Nachruf in Wielands „Teutschem Merkur" bezeugt er: „Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir so sehr am Herzen als irgend jemanden: manche Stellen und Stiche des Fragmentisten haben mir weh getan, weil ich ihn

wirklich mit strenger Wahrheitsliebe las, und bei der Verwirrung, in die er alles zu setzen weiß, auf manches nicht sogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt sehr bescheiden antworten würde. Keinen Augenblick indessen ist mir ein Gedanke eingefallen, mich deshalb an Lessing zu halten, oder über ihn Rache und Verdammung auszugießen, weil ich Stellen eines Buches, das er herausgibt, nicht sogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beschäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebensten Wege. Entwickelt müssen sie werden, wenn Sache Sache, Geschichte Geschichte sein soll; und glaube man doch nicht, daß alles so schwer zu entwickeln, daß alle Zweifel so neu und unerhört seien, als sie vielleicht auch Lessing geglaubt hat. Viele sind längst gesagt und wiederholt worden, nur nicht von Christen, sondern von Juden; nicht etwa im vorigen und nicht in diesem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England ..., sondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentist manches, wenigstens den ganzen Zuschnitt der Sehart, genommen zu haben scheint. Ist dies nun alles beantwortet, gut! Ist's nicht beantwortet, was kann Lessing dafür? was darf er dafür haften? Beantwortet's jetzt! Beantwortet's stille und gesetzt, klar, rein und deutlich, daß Licht die Finsternis überwinde und der Schatten elender Lüge die glänzende Wahrheit eben nur erhebe." Und an einer anderen Stelle jenes Nachrufes heißt es: „Gibt man diesen einzigen Satz zu: »Wahrheit müsse und könne untersucht werden: Wahrheit gewinne jedesmal bei jeder neuen, freien und ernsten Prüfung, aber in dem Maß und Verhältnis als sie für uns erkennbare, folglich auch nur in solchem Maß für uns zu befolgende Wahrheit ist«, gibt man diesen Satz zu, den die Geschichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, insonderheit die Geschichte und Wahrheit der christlichen Religion überall, wo sie bezweifelt und angefochten ist, unwidersprechlich beweiset: so hat Lessing gewonnen; so müssen wir, statt von krummen, hämischen, bösen Absichten zu reden, ihm danken, daß er uns eine neue

Gelegenheit zur Untersuchung und Befestigung der wichtigsten Wahrheit, kurz zum Triumph gegeben."

Und Lessing? Auf ihm ruhte schwer die Trennung von Eva. Der Goeze-Kampf war das einzige gewesen, was ihn zeitweise ablenkte. Am 6. April 1778 schrieb er dem Doktor Reimarus: „Zusprache von meinen Freunden tut mir jetzt desto wohler, je nötiger mir sie ist. Sie werden es kaum glauben, daß ich die mutwilligsten Stellen in meinen Schnurren oft in sehr trüben Augenblicken geschrieben habe. Jeder zerstreut sich, so gut als er kann." Eschenburg teilt er am 12. Juli mit, er werde um seinen Abschied bitten müssen: „Das ist der Schluß vom Liede, der auch sein Anmutiges hat." Die Konfiskation der Anti-Goeze belustige ihn, sagt er in einem Brief an Ebert vom 25. Juli. Herzliche Dankworte erntet Elise Reimarus. „Die Erinnerung," schreibt er ihr am 2. August, „daß es Ihnen nicht gleichgültig ist, welche Wendung mein Schicksal nehmen dürfte, wird mich manchen Augenblick, in welchem der Verdruß, mit so armseligen Schurken angebunden zu haben, die Oberhand zu gewinnen droht, wieder beruhigen und aufheitern." Sie war es, die in jener Zeit die tiefsten Bekenntnisse von ihm erhielt über Empfindungen, an die niemand sonst auch nur zu rühren wagte, Lessing war lebensmüde. Seine Zeilen an Elise vom 9. August 1778 reden deutlicher, als lange Darlegungen es vermöchten: „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, teuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen, als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolierten Zustand zurückzutreten; nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu tun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch

wohl recht, daß Sie mir raten, bloß um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ah, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen, — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!" —

Der Augenblick, in dem er dies schrieb, war vielleicht der kritischeste seines ganzen Lebens. Eva tot, Wolfenbüttel öde und freudenleer, die geistige Tätigkeit, die ihn ablenkte, unterbunden, der freie Wille eingedämmt, — was hatte er denn von seinem Dasein noch zu erwarten! — So vergeht der 10. August, der Tag nach dem Abgang des Schreibens. In der folgenden Nacht aber facht die gewaltige Schaffenskraft dieses Mannes den verglimmenden Funken inneren Lebens zu einer neuen Glut an, die ihn noch mehrere Jahre aufrechterhalten sollte: er hat einen „närrischen Einfall". Ein früher von ihm entworfener dramatischer Plan kommt ihm in den Sinn, dessen Inhalt dem des Goezestreits analog ist. Tags darauf meldet er ihn bereits ganz vergnügt dem Bruder Karl: „Wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo." Und Elise ruft er hoffnungsfreudig und neu belebt am 6. September zu: „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens, noch ungestört will predigen lassen."

So entstand jenes „dramatische Gedicht", dem an gedanklicher Tiefe, künstlerischer Bedeutung und reiner Lebenskultur nur Goethes „Faust" und Shakespeares „Hamlet" zu vergleichen ist, — „Nathan der Weise". In demselben Jahre wie dieses Drama erschienen Schillers „Räuber" und Kants „Kritik der reinen Vernunft". Ein neues Jahrhundert brach für Deutschland an.

14. Nathan der Weise.

Der Atem heißen Kampfes durchzittert Lessings Leben. Wir spüren ihn in seinen Streitschriften wie in seinen Dichtungen. Dort ist es der Kampf mit geistigen Schädlingen, hier mit Leben und Pflicht inmitten rauher Notwendigkeiten. Selbst durch die heitere „Minna von Barnhelm" klingt dieser starke Ton, der Ton zugleich des Siebenjährigen Krieges mit seinem Elend. Das heitere Weltkind Goethe entzog sich der bitteren Gegenwart durch die Flucht in den Orient, und als Deutschland seine Glieder reckte, brachte der „Ost ihm frohe Kunde". Lessing griff in ähnlicher Zeit nicht zu Suleika-Liedern; das sächsische Fräulein von Barnhelm und den preußischen Major von Tellheim ließ er sagen, was alle litten. Als er seinen „Nathan" schrieb, sein Gedicht des Friedens, da hatten die Kämpfe draußen um ihn herum und in ihm drinnen ausgetobt. Nun aber suchte auch er Zuflucht im Orient. Unter Palmen, in Palästen und Tempeln wandelte er, während der Nordwind die Schneeflocken an sein niederes Wolfenbütteler Fenster wirbelte. Umkläfft von der Pfaffenmeute, gefesselt von Kleinstadt und amtlichem Gebot, gequält von Geldsorgen, träumte er mit Al Hafi von Ruhe und Freiheit, ließ er für Geldsäcke die Mameluken sorgen. Der leise Hauch des Friedens, den Lessing nie gekannt hat, geht hier über die Wunder des Orients. Wir empfinden ihn doppelt, weil er aus Lessings müder Seele kommt.

Über dem Libanon, dem Sinai steigt wolkenlos die Sonne auf, und der Jordan, der Ganges spiegeln sie glänzend zurück. Ihren klaren Schein wirft sie auf die Minaretts und die Palmen Jerusalems, zugleich die Palmen, die den Zufluchtsort friedensdurstiger Pilger, „des Auferstandenen Grab umschatten", und auf den Greis, der dort von dem Kamele steigt. Ist es ein wirkliches Stück Erde, auf dem diese Menschen wandeln, oder ein Märchen-

land, der Kinder Wundergarten? Und sind es wirkliche Menschen? Versonnt und versonnen liegt dieses „dramatische Gedicht“ vor uns da, wie eine Luftspiegelung in Leben, Denken und Dichten des Vielgeprüften.

Wir müssen den Gedanken in uns lebendig machen, daß der Schritt in das Phantasieleben des Orients Lessing sicherlich nicht wenig Überwindung kostete, die nur durch eines erleichtert wurde: die Möglichkeit, seine Weltanschauung entfalten zu können ungestört durch Behörden und ohne Rücksicht auf dramatische Gesetze. So kommt es, daß sein „Nathan“, das Hohe Lied der Menschenversöhnung, poetische Kraft zieht aus der Quelle des inneren Anschauens wie der inneren Wahrheit; daß dieses Märchen so lebenswirklich geworden ist; daß es stets der modernsten Geistesrichtung den Wind abgewinnt und doch dem Treiben des Tages entrückt bleibt in der Beschaulichkeit des morgenländischen Sonnenlebens; daß es ungreifbar wie der Regenbogen Abgründe überbrückt. Wer selbst im „Nathan“ nicht den Genius des echten Dichters spürt, der mag sich mit den streitenden Söhnen des weisen Königs getrösten: „Der echte Ring vermutlich ging verloren.“

Die Weltanschauung ist es, in deren Zeichen Nathan siegte und siegen wird. Hier schreibt Lessing seine Schutzschrift für die vernünftigen Vertreter Gottes. Sehen wir zu, was dieser Geschäfte treibende alte Jude und die zum Schlagwort gestempelte Humanitätsreligion in der Ringparabel (III, 7), der Achse des Stücks, Lessings Zeitgenossen gewesen sind und uns noch heute zu sein vermögen!

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Wert
Aus lieber Hand besaß.

Hier haben wir Lessings Urreligion im Märchenton: es war einmal. Da gab Gott mit „lieber Hand“ dem ältesten Volk der Erde, vielleicht dem jüdischen, vielleicht einem Urvolk ohne Namen, das Leben, dort in den weiten Strecken Asiens gen Sonnenaufgang, und außer dem Leben die Religion. Sie war wie das Sein natürlich, unzweifelhaft echt, mithin „von unschätzbarem Wert“. Gott

gab sie, weil er seine Geschöpfe liebte. Das Volk nahm sie, weil es den Geber liebte. Ohne diese Liebe nicht diese Religion: sie war nicht erdacht, nicht erzwungen. Geschenke darf man ablehnen, man darf sich ihrer entäußern, wenn sie nicht von lieber Hand stammen. Diese Religion unterlag keinem Gesetz, der Empfänger blieb frei. Er fühlte keine Last. Freilich, das war vor grauen Jahren, als Liebe noch sämtliche Gebote der Kirche vertrat.

Der Stein war ein Opal, der
Hundert schöne Farben spielte.

Wir zweifeln nicht daran, denn wessen ist eine unergründliche Religion, eine beseligende Liebe nicht fähig! Geschichte und Lehre birgt eine große Religion in Fülle. Denken wir nur an Nathan selbst: seine Gedanken und Gesinnungen sind so vielgestaltig und herrlich, daß er uns dem „Mann im Osten", den Träger des Ringes, hier vertreten kann.

Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug.

Die Religion belohnte den Besitzer unmittelbar, noch in diesem Leben, wenn er auf ihre Wirkung vertraute. Aber auch nur dann. Die Kraft, die das vermochte, war geheim, war Menschen nicht offenbart. Sie erlosch, sobald der Träger des Ringes die Zuversicht zu ihr verlor. Die Ethik dieser Religion ließ sich also nur in der Menschenbrust suchen, nicht etwa durch äußere Dogmen begründen. Mit dem Verlust des Glaubens verlor der Ring nicht jeden Wert, denn hundert schöne Farben, Worte der Weltweisheit und Tugend, blieben ihm.

Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten.

Die Religion gehörte nur diesem Manne, demnächst nur seinem Hause, nicht etwa der Menschheit. Von jeher war sie Nationalreligion. Es gibt keine positive Religion, die nicht den Weg nähme

vom Individuum zur Familie, zur Gemeinde, zum Volk. Wie kein Blatt dem andern gleicht, so vermag niemand genau auf dieselbe Art religiös zu empfinden und anzuschauen wie sein Nachbar. Folglich gäbe es keine allgemeine Religion. Und doch versuchte der Mann im Osten die Vervielfältigung des religiösen Segens.

Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei; und stets der liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde.

Die Religion, die Liebe gegeben, wurde durch Liebe weitervererbt. Schon dieser Mann hatte mehrere Söhne. Dem ersten Volke entstammten andere Völker, andere Geschlechter. Aber nur das in Auffassung und Sitte dem Urvolk am nächsten stehende erhielt die Religion, die Gabe seines Herzens. Nur eine echte Religion also gab es, die vor Gott und Menschen angenehm machte. Es ist dieselbe, nach der Saladin fragt. Historisch ist sie nicht, nur der weise Nathan hat Kunde von ihr. Daß der Mann des Ostens diese Verfügung der Liebe traf, gibt ihr Ansehn, Majestät. Denn was er auch anordnete, das geschah in der geheimen Kraft des Ringes, ging über Menschenkraft hinaus. Dieses Vermächtnis konnte nie umgestoßen werden, es sei denn durch einen andern Träger des echten Ringes. Auf die Geburt kam es nicht an. Der Sohn einer Negerin hätte das Vorrecht haben können vor dem Sohn einer weißen Prinzessin. Ein Vorrecht war es, denn der Träger des Ringes handelte stets angenehm vor Gott und Menschen. Aber das Vorrecht wurde erworben, ehe der Ring wirkte, und das Urteil hierüber geschah in des Ringes geheimer Kraft. Nur den Besten konnte der Ringträger lieben. Darum war ein Irrtum bei dieser Urreligion ausgeschlossen.

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,

Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht teilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.

Die Herzenskultur schritt fort: drei Söhne fanden gleiche Liebe, drei Völker wurden als gleich tüchtig erfunden. Es waren aber drei, und nicht mehr als eine Religion gab es, die auch nicht für mehr als einen zugeschnitten war. Die natürliche Urreligion, die durch ihre eigene Kraft wirkte, ließ sich nicht teilen. Wer sollte nun diese Kraft erben, da ohne sie im menschlichen Wettstreit alle gleich waren und gleiche Liebe ernteten? Hier endet des Ringes Kraft: sie endet im Problem der Liebe. Die Zweifel dieses Vaters erscheinen uns klarer als die Sicherheit der andern, ihr Lieblingskind zu bevorzugen. Die Liebe hebt das Vorrecht auf und verzichtet um ihrer selbst willen auf das Symbol der Göttlichkeit. Höher steht diesem Vater die Gesinnung als das äußere Zeichen, dem die Überlieferung geheime Kraft zuschrieb. In dem Augenblick, da der Ring, die Religion der Liebe, gegen die Liebe zu fehlen droht — wenn zwei ebenso wie der dritte Geliebte leer ausgehen sollten — wendet er sich gegen sich selbst, schwindet notwendig aber auch die Zuversicht zu seiner Kraft. Die Urreligion, dieses Privilegium der Gottbegnadeten, wurde in dem Augenblick untauglich, als die Verschiedenheit der Völker keine Stufenreihe mehr bedeutete, als sie, aus denen Juden, Christen und Mohammedaner wurden, in ihrer Weise den Forderungen des Sittengesetzes „gleich gehorsam waren".

Das ging nun so, so lang es ging. Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu tun? —

Er sendet insgeheim zu einem Künstler,
Bei dem er nach dem Muster seines Ringes
Zwei andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondere;
Gibt jedem insbesondere seinen Segen
Und seinen Ring und stirbt.

Moses, Christus, Mohammed sind, als geistige Einheit gefaßt, der Künstler, und neben die echte von Gott unmittelbar gegebene natürliche Urreligion tritt der künstliche Ersatz, das Menschenwerk, treten zwei der sogenannten positiven Offenbarungsreligionen. Ist nun die israelitische, die christliche oder die islamitische Religion die ursprüngliche, echte? Und die zweite Frage: Ist diese Lösung mit der Kraft des echten Ringes zu vereinbaren? Beide Antworten bleiben noch vorbehalten. Voraussetzung war, daß sich der echte Ring unter den dreien befand, und daß ihm ja auch die geheime Kraft verblieb, wenn der Besitzer in dieser Zuversicht ihn trug. An allen drei Religionen lassen sich jedenfalls hundert schöne Farben betrachten, so daß sie in Hinsicht des äußeren Wertes nicht zu unterscheiden sind. Die Verfügung des Mannes im Osten aber zeichnet einen Ring aus, denn nur der echte macht den Besitzer zum Fürsten des Hauses. Von ihm aus ergehen Gesetze und Richtlinien. Notwendig ergibt das den Konflikt: einer nur kann Herr sein. Wie durfte der Vater diesen Konflikt heraufbeschwören? Nathan sagte, er habe in „frommer Schwachheit" gehandelt. Stärke des Willens ist es ja auch nicht, die der echte Ring spendet: er macht lediglich vor Gott und Menschen angenehm. Lessing untersucht die Religionen von der Seite ihrer Wirkung, ihrer Beurteilung, ihrer Geltung. Es war also ein vor Gott angenehmes Werk, diesen Konflikt heraufzubeschwören. Gott sah, daß die Urreligion nicht mehr genügte. Religionen sind wandlungsfähig. So bediente er sich der nachschaffenden Menschenhand, um

der sittlich aufstrebenden Vielheit gerecht zu werden. Die Nachschaffung der Ringe ist eine bewußte Täuschung, ist Lüge. Die Liebe jedoch vermag sie zu entschuldigen. Diese vor Gott angenehme Tat war unsittlich, aber menschlich. Vollkommenheit soll der echte Ring dem Besitzer ja auch nicht verleihen; er bleibt ein Mensch mit frommen Schwächen; genug, wenn er Gott gefällt, wenn er die reine Menschlichkeit vertritt. Nun aber sind es ihrer drei. Vielleicht behielt der Goldschmied den echten Ring. Was folgen muß, ist berechtigter Streit um den Vorrang. Jede Religion dünkt sich die echte, einzig mögliche, allein seligmachende.

Kaum war der Vater tot, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der echte Ring war nicht
Erweislich; fast so unerweislich als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Damit sind wir im Glaubensstreit der Religionen. Alle drei Brüder, auch der Besitzer des echten Ringes, wollen der Fürst des Hauses sein. Jener verleugnet trotz der Ringeskraft nicht die natürlich-menschliche Selbstsucht, sei es auch in ihrer feinsten Form: der Möglichkeit, andern auf die vollkommenste Weise dienen zu können. Die echte Religion verlangt demnach nicht Entäußerung des berechtigten Willens zum Leben; sie fordert weder Dienerhaftigkeit noch Verzicht auf Erdenglück, um vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Die Zuversicht zur Ringeskraft war zunächst jedenfalls bei allen drei Brüdern vorhanden. Dann folgen genaue Prüfung, Zank, Klage. Aber die äußeren Merkmale des Wertes versagen die Kraftprobe: Judentum, Christentum, Islam, sie alle weisen die schönsten Farben auf, sie alle scheinen unmittelbar aus Gottes „lieber Hand" zu stammen. Unwesentliche Merkmale werden dem Auge an den Ringen nicht sichtbar. Die Formen der Ausübung, die Priestertracht, Ernährungs- bezw. Fastenvorschriften verschwinden spurlos in dem gleich leuchtenden Opal. Woran ist nun der echte der Ringe zu erkennen, da doch die Religionen im Gegensatz zu ihnen rein formal zu unterscheiden wären?

Und nur von seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt.
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.

So wenig wie die Söhne zweifelten an der Autorität ihres Vaters, ihrer Ahnen, so wenig pflegen die Menschen zu zweifeln an der Echtheit der ihnen überlieferten Religion. Sonst würde ja keine Synagoge, Kirche, Moschee ein Menschenalter überleben. Sonst würde ja mit jedem Geschlecht eine neue Religion geboren werden. Aber wie jeder Mensch seine Geschichte hat, die mit der Geburt beginnt und mit dem Tode endet, so auch jede Religion. In ihr wachsen wir auf wie in unserem Hause. Ihre Glaubwürdigkeit besteht nicht in inneren Gründen — wer vermöchte geheimen, übermenschlichen Kräften nachzuspüren! — sondern in dem Ansehen, das wir ihren Vertretern spenden, das heißt unsern Ahnen und Lehrern, mit einem Wort: den Unseren. Nicht auf Vernunft also gründet sich die Autorität einer positiven Offenbarungsreligion — denn eine jede hat ihre eigene Geschichtskette — sondern auf Gefühl, nennen wir es nun Pietät oder wiederum mit Nathan Liebe: auf ihr beruht ja alles in dieser Religion. Was wir aus Gefühlstiefen anerkennen, das ist! Was wir nicht nachempfinden, das ist nicht! Daß unsere Welt subjektiv sei, hat Lessing vor Kant gewußt. Die äußeren Formen der Ausübung nehmen wir dann geduldig hin — die

Liebe glaubt alles. Wo unsere Lieben nach dem Tode geblieben sind, da wollen wir auch bleiben. Für unser inneres religiöses Glück ist mehr nicht erforderlich. Hier aber wurde gefragt nach dem inneren Grund der Echtheit, und der war nicht zu finden. Die Bestimmung der fürstlichen Nachfolge trug der menschlichen Schwäche Rechnung, entsprach dem menschlichen Streben nach Macht, verhinderte aber andererseits auch die dauernde Einsetzung einer einzigen idealen, alle in gleicher Weise befriedigenden Religion, denn niemand dünkte sich, gestützt auf Anerkennung, Erfolge und gutes Gewissen, schlechter als der andere, der sich ebenfalls in seinem Kreise nur auf dasselbe stützen konnte. Wir erkennen, daß eine allein seligmachende Religion mit fortschreitender Entwicklung der Menschheit kaum zu denken ist.

Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich, und jeder schwur dem Richter
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Beteu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater
Argwohnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräter
Schon aufzufinden wissen; sich schon rächen.

Gott zu Ehren verfolgen die Religionen einander. Wie konnte aber der Träger des echten Ringes hier mit den andern mittun, da ihn doch dessen Kraft über die andern erhob? Handelten auch die Besitzer der falschen Ringe stets angenehm vor Gott und Menschen? Vergessen wir nicht die Voraussetzung der „Zuversicht". Diese verschwand in dem Augenblick, da der Zweifel an der Echtheit einsetzte, und damit wurde freilich der echte Ring einstweilen vollkommen den andern gleich; auch er wurde zu einem bloßen Symbol.

Die Wunderkraft konnte nicht zunichte werden. Aber sie war bis auf weiteres verborgen, harrend der Zuversicht des Ringträgers, vorausgesetzt, daß der echte Ring nicht in den Händen des Goldschmieds blieb. So hat denn eine der drei Religionen scheinbar den Anspruch auf Herrschaft. Als die Brüder jedoch einander verklagten, war der Wert ihrer Ringe, von der Seite der Wirkung aus gesehen, völlig gleich. Nachweisen ließ sich die Echtheit des einen nur durch den Vater selbst oder durch die Bewährung der geheimen Kraft.

Der Richter sprach: „Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Rätsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der echte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft — beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermutlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen."

Für die Brüder zusammengebunden werden hier die Vorwürfe, die Isabella in Schillers „Braut von Messina" den Sehern einzeln macht: „Betrüger sind sie oder sind Betrogene." Ohne jene Zuversicht konnte der Ring nicht wirken. Sofort trat die natürliche Selbstsucht an die Stelle der göttlichen Kraft, die über die Interessen des Ichs erhaben ist: keiner der Ringe, der Religionen erzwang die freiwillige Anerkennung, die Nachfolge der andern. Verloren war der echte Ring nicht, wie der Richter vermutet, nur für absehbare Zeiten entwertet, seines Gottesgnadentums beraubt.

Nur der Mensch selbst vermochte ihm den Wert wieder zu geben, das verlorene Gut der Frömmigkeit zu retten, und damit verwandelt sich der Kampf der Religionen um die Herrschaft in einen sittlichen Wettstreit. Die eitle Machtfrage wird verinnerlicht: Beweiset euch selbst! Nur ihr allein seid eures Schicksals Schmiede!

„Und also", fuhr der Richter fort, „wenn ihr
Nicht meinen Rat, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rat ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. — Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen."

Die wahre Frömmigkeit, die sich in dem Wandel nach Gottes Geboten widerspiegelt, war den Religionen im Laufe des Mittelalters abhanden gekommen. Dogmenstreit und Machtansprüche waren großenteils an ihre Stelle getreten. So mochte man zu Lessings Zeit glauben, daß der echte Ring verloren gegangen sei, daß die bestehenden Religionen keinen wirklichen Offenbarungswert besäßen. Alles was Form war, hatte sich erhalten und vermehrte sich. Wir übernehmen es vertrauensvoll von denen, „die von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe gegeben", und wir dürfen auch dabei bleiben, jeder mag „sicher seinen Ring den echten glauben". Wichtiger als die Schale ist aber der Inhalt. Auf das Symbol, sagt Lessing, kommt es nicht an, sondern auf die ihm zugrunde liegenden Wahrheiten. Liebe war's, die Gott veranlaßte, aus einer Religion drei zu machen, denn für den Nordländer wäre z. B. der Islam „Tyrannei". Rasse, Klima, Individualität, Geschichte schaffen eine Fülle von Vorbedingungen, die für eine einzige Religion nicht passen und sei es die echteste der Welt. Gott liebt ja nicht die Religionen, sondern die Menschheit. Jene sind für diese da, nicht

umgekehrt. Was könnte ihm, dem Geber und Schöpfer, an dem einen Ringe liegen! Wäre es so: nichts Leichteres, als sichtbar zu erscheinen, den Ring zu bezeichnen. Mit Recht verlangt der Richter, daß man ihm den Vater zur Stelle schaffe. Da aber diese Art der Offenbarung nun einmal aus guten Gründen nicht möglich ist, so bleibt nur die Zuversichts- und Kraftprobe. Hätten zwei von drei feindlichen Brüdern sich für den dritten erklärt, so wäre damit der echte Ring festgestellt worden. War er nicht doch verloren? Auch der Richter hätte den Ringträger liebend erkennen müssen. Die Christen und Juden brauchten nur zu erklären, daß sie die Mohammedaner mehr liebten als sich selbst. Dann freilich gäbe es nur eine Religion, und die Herrlichkeit des Islam wäre erwiesen. Nur diese Probe wäre völlig stichhaltig. Mochten auch alle anderen Menschen einschließlich des Richters den einen Ringträger mehr lieben als die andern: solange die beiden Brüder gegen ihn Haß im Herzen trugen, sie, die in gleicher Weise von ihrem Vater Geliebten und Gelobten, solange gab es auch drei Religionen. Der Nachweis der Echtheit durch den Ursprung war unmöglich, durch die sittliche Wirkung latent. Diese offenbar zu machen und solange in Zuversicht und sittlichem Wettstreit der künftigen Belohnung zu warten, war der einzige beschreitbare Weg. Die positiven Religionen sind äußerlich, deutet Lessing an, sind nur geschaffen, um die innere Religion zu entwickeln. Jeder Pfad, den ein guter Mensch ehrlich strebend betritt, führt zu Gott. Die Ringe können entbehrlich werden: das ist die Lösung des Problems. Wer ein guter Sohn war, soll auch ein guter Bruder sein im Vertrauen auf die Liebe des Vaters und die Echtheit des Vermächtnisses.

„Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott

Zu Hilf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich und sprechen. Geht!"

Worin also soll der sittliche Wettstreit bestehen: Menschenliebe, Vorurteilslosigkeit und Unbestechlichkeit des Urteils, Sanftmut, herzliche Verträglichkeit, Wohltun und innige Ergebenheit in Gott, vertrauensvolle Liebe zu der Macht, die uns werden ließ, völliges Aufgehn in ihren uns unbekannten Absichten, das sind die Wurzeln, aus denen der Baum der Humanitätsreligion erwächst. Nächstenliebe ist Gottesliebe. So reift die schöne Frucht der Toleranz. Nathans Religion vereinigt Vernunft und Gefühl, sie hat nur einen Teil gemein mit der faden Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Durch die eigene Empfindung und die eigene Tat adle die Religion, die du bekennst! fordert Lessing. Gib ihr selbst die Kraft, die sie nicht zur Geltung bringt, lege hinein, was nicht darin ist. Dadurch offenbart sich Gott; nicht äußerlich dir, sondern in dir und durch dich. Dann führst du deine Religion zum Siege, der auf dieser Welt liegt, nicht etwa in einem erträumten Jenseits. Auf dieser Erde wachsen unsere Leiden und Freuden. Einst mag die Echtheit der Religionen sich klären, denn die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Der Richter ist dann vielleicht die menschliche Seele schlechthin, als Allgemeinheit, als Summe gefaßt, oder auch ein gottbegnadetes Wesen, dem die Entscheidung zukommt. Das ist nebensächlich. Greif in deine Brust, da findest du Gott. Betätige im Sinne der Menschenliebe und Duldung deine von den Vätern ererbte Religion, dann ist sie echt, dann schließt sie die andern in sich ein und gibt ihrem Symbol Daseinsberechtigung. Bewähren sich aber alle drei Ringe im sittlichen Wettstreit, ohne jene Kraft an den Ringträgern wechselseitig zu erweisen, dann vertrauet auf die Entwicklung innerhalb der tausend tausend Jahre, auf die Stimme des weiseren Richters, der zu euren Kindes-Kindeskindern

sprechen wird: auch vor ihm werden sie angenehm sein wie vor Gott, und sein Urteil wird Liebe sein. —

Diese Ringparabel, mit deren Erzählung Nathan der Weise des Sultans Saladin Frage beantwortet, welche der drei monotheistischen Religionen die wahre sei, zeigt das Wesen der Religion an sich von verschiedenen Seiten, nicht aber das Wesen der Religionen. Das Thema der Parabel ist auch das Thema der Handlung.

Ein während des dritten Kreuzzugs gefangener Tempelherr, vom Sultan Saladin in Jerusalem wegen seiner Ähnlichkeit mit dessen verschollenem Bruder Assad kurz vor der Hinrichtung begnadigt, rettet Recha, die Tochter des mit einem Warentransport unterwegs befindlichen reichen Juden Nathan, aus den Flammen und sucht sich darauf ihren sowie ihrer christlichen Dienerin Daja Dankesbezeugungen zu entziehen. Nathan weiß ihn nach seiner Rückkehr zu gewinnen. Jedoch Dajas Mitteilung, Recha sei nicht sein Kind, sondern von christlichen Eltern, trotzdem aber von ihm im jüdischen Glauben erzogen, verwirrt den Tempelherrn und veranlaßt ihn, sich an den Patriarchen von Jerusalem zu wenden mit der ganz allgemeinen Frage, wie ein Christ sich hierzu zu stellen habe. Jener sendet den Klosterbruder Bonafides, denselben, der einst Recha dem Nathan übergeben hat, auf geheime Kundschaft aus, während Nathan durch den Derwisch Al Hafi, den Schatzmeister des Sultans und seinen Freund, zu Saladin berufen wird; denn dieser befindet sich wieder einmal in Geldverlegenheit, aus der ihn bisher stets seine nun aber ganz ausgesogene Schwester befreien konnte. Nathan befriedigt durch die Ringparabel das Wahrheits- und durch sein Geld das Anleihebedürfnis des Sultans und weckt zugleich wieder dessen inzwischen entschwundenes Interesse für den Tempelherrn, in dem Liebe für Recha zu keimen begonnen hat. Da sich schließlich herausstellt, daß sowohl der Tempelherr wie Recha Assads Kinder, also Geschwister und Saladins und Sittahs nächste Verwandte sind, vereinigt fortan ein natürlicher Bund diese ohnehin seelenverwandten Menschen, während der Derwisch aus dem Treiben der Welt zum

Ganges flüchtet, um den Rest seines Lebens in der Abgeschiedenheit des indischen Weisen zu verbringen.

Alle diese Personen sind von Lessing bewußt als Vertreter bestimmter religiöser Anschauungen gezeichnet worden, ohne daß die rein menschliche Gestaltung der Charaktere darunter litte. Wohl sind rein äußerlich Saladin und Sittah Mohammedaner, der Tempelherr, Patriarch, Bonafides und Daja Christen, Nathan und Recha Juden, Al Hafi Parsi. Aber einmal ist das Trennende innerhalb dieser Gemeinschaft oft größer als das Verbindende; und sodann streiten mehrfach Herkunft und Glauben mit einander. Menschen sind es, unserer wie jener Zeit, die mehr oder weniger alle Lessings Sprache reden, Menschen, wie sie Jerusalem so gut zur Zeit der Kreuzzüge wie Berlin und Hamburg unter Friedrich dem Großen aufzuweisen hatten. Goeze, dem Patriarchen, danken wir in gewissem Sinne die Entstehung des Stückes. Ihm gebührt daher auch der Vortritt.

Der Patriarch, „ein dicker, roter, freundlicher Prälat", verdeutlicht nicht so sehr das Christentum wie Fanatismus und Heuchelei schlechthin, so in der Kirche, so in Hof- und Bürgertum, Politik und Partei, Beruf und Familie. Nur der Persönlichkeit gibt hier die Religion den Charakter. Welcher Weg von den herrlichen Lehren Christi zu der Heuchelei, Unduldsamkeit, Herrschsucht, Gefühllosigkeit und Grausamkeit dieses „Kirchenfürsten"! Als einzige dunkle Wolke schwebt er am Himmelsblau. Aber der frische Ostwind fegt ihn und mit ihm den Rauch der Scheiterhaufen und die dumpfe Luft der Ketzergefängnisse hinweg, die sein Wunsch mit Opfern füllen möchte. Ehe wir ihn persönlich kennen lernen, spüren wir schon seinen Odem. Er weiß, daß Saladin, das „Aug in Tränen", den Tempelherrn allein von zwanzig Gefangenen begnadigt hat, und schließt daraus, daß Gott den Geretteten zu großen Dingen aufbehalten habe, nämlich — zum Verräter und Mörder seines Lebensretters, im Dienst der Religion; denn es „sei Bubenstück vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott". Gottes Stimme tönt aber natürlich durch seinen Mund, sein Ur-

teil ist dasjenige Gottes. Schon der äußere Prunk, mit dem er aufzieht, selbst bei einem einfachen Krankenbesuch, soll den Stellvertreter des Herrn bezeichnen. So rein äußerlich ist sein ganzes Christentum. Priestermacht ersetzt den inneren Segen der Religion, über die der Patriarch sehr logisch denkt. Gott hat dem Menschen die Vernunft gegeben. Wie also darf ich sie brauchen gegen meinen Schöpfer und „einen seiner Engel — ist zu sagen, einen Diener seines Worts"? Und wenn dieser einen Juden, der ein hilfloses Christenkind in der eigenen Weltanschauung liebreich auferzogen hat, zum Scheiterhaufen verdammt, so ist es Gott, der das Blut fordert, wie es Gott war, dem die Ermordung Saladins durch priesterliche Vermittlung erwünscht gewesen wäre. Dem Patriarchen ist es nur um den Ring als Symbol zu tun, und auch das nur insofern, als seine eigene Jämmerlichkeit aus ihm äußeren Nutzen ziehen kann. Ohne dieses haben nicht einmal religiöse Fragen irgendein Interesse für ihn. Wie Goeze allen Ernstes danach forschte, ob jener bibellosen Christengemeinde im Weltmeer eine Wirklichkeit zugrunde liege, und tadelnd von Lessings Theaterlogik sprach, so verweist auch der Patriarch den Tempelherrn mit seiner Frage auf das Theater, falls die jener zugrunde liegende Geschichte kein Faktum, sondern bloß Hypothese sei. Des Patriarchen Christentum wird durch drei Hauptpunkte bezeichnet: 1. Nur die Kirche darf über die Religion der Kinder und daher über diese selbst verfügen. 2. Kein Andersgläubiger darf einen Christen retten, also dem Christengott vorgreifen. 3. Glauben ist Christenpflicht, sowohl um der Religion als auch um des Staates willen. Sie sind durchsichtig genug, diese Hauptpunkte, in ihrem Wert für den Patriarchen und in ihrer Wertlosigkeit für eine Religion, die anstatt durch angemaßte Autorität durch sich selbst nach innen wirken will.

Wie die Religion, so der Mensch! Sehen wir den Patriarchen nicht leibhaftig vor uns mit seinen rosigen Wangen und den zugekniffenen Äuglein, deren Tücke und Gier durch den Schleier frömmelnder Demut hindurchblinzeln? Diese Salbung, wenn es in Gottes Namen etwas zu „ergattern", dieser Eifer, wenn es in

Gottes Namen zu morden und zu brennen gilt — „der Eifer Gottes lediglich“ — diese Wandlungsfähigkeit vom blutdurstigen Gewinn zur kriechenden Feigheit in Gottes Namen, dieses Temperament bei der größten Behäbigkeit, dieses äußerlich schleichende Wesen neben größter innerlicher Anmaßung, dieses Interesse für die kleinsten weltlichen Schliche und Güterchen, — sie sind in der Figur des Patriarchen unsterblich geworden. Sogar der ergebene und gehorsame Klosterbruder weiß sich dies alles nicht zusammenzureimen:

Ich hab mich oft gewundert,
Wie doch ein Heiliger, der sonst so ganz
Im Himmel lebt, zugleich so unterrichtet
Von Dingen dieser Welt zu sein, herab
Sich lassen kann. Es muß ihm sauer werden.

Dieses eine aber, der unbeschränkte, rücksichtslose, selbstsüchtige Fanatismus schließt die großen und kleinen Patriarchen des Erdballs zu einem verständnisinnigen Bunde treulich zusammen.

Dem Patriarchen am nächsten verwandt ist Daja. Auch sie vertritt den religiösen Fanatismus, auch sie ist listig und berechnend, dabei redselig und beschränkt. Ihre Liebe zu Recha ist ein Teil ihrer Selbstliebe geworden. „Recha — eine Christin!“ Daja erwartet, daß dieses Bekenntnis die Wirkung einer Bombe haben werde, und muß freilich erleben, daß bei dem Tempelherrn keine Erschütterung zu spüren ist:

So? wünsch Euch Glück! Hat's schwer gehalten? Laßt
Euch nicht die Wehen schrecken! — Fahret ja
Mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern,
Wenn Ihr die Erde nicht mehr könnt!

Die gute Daja hat kein schlechtes Herz. Wäre sie nicht gut, so hätte ihr der weise Nathan nicht seine Recha anvertraut, würde diese ihr nicht ihre Zuneigung schenken. Oft die „liebe, gute Daja“ genannt, darf sie den ersehnten Platz im Himmel erhoffen. Aber die religiösen Lehren, die irgendeine Patriarchenseele ihr beigebracht hat, überwinden ihre natürliche Güte. So verrät sie denn ihren tausendfachen Wohltäter: „Gott weiß, das Herze blutet mir, ihn

so zu zwingen." Auch sie hat ihren christlichen Stolz. Ihr Mann, ein Schweizer, ertrank zusammen mit Barbarossa, dem Kreuzzugkaiser. Bei solchen großen Erinnerungen war es demütigend für sie, „ein Judenmädchen zu erziehen". Die sittenreinste Jüdin steht ihr — sollte man fast denken — tiefer als der verworfenste Christ. Dennoch bleibt Daja uns näher durch ihre Zuneigung zu Nathan und Recha, ihre treue Sorge und Arbeit für sie und endlich durch jene Naivität, der das gläubige Nachsprechen der ihrem Gedächtnis eingeprägten Glaubensformeln selbstverständlich ist. Was sie von ihrem Partner im religiösen Fanatismus von Grund aus trennt, ist aber noch mehr: er handelt wider besseres Wissen im Dienst seiner irdischen Interessen; sie dagegen hat den naiven Glauben, sich damit den Himmel zu verdienen.

Ein Vertreter der allein seligmachenden Kirche ist auch der Klosterbruder. Jedoch kommt es ihm mehr darauf an, folgsam die Lehre zu bekennen und in ihrem Schutz geruhig zu leben, als ihren Inhalt selbst zu betrachten, in sich lebendig und nach außen wirksam zu machen. Wir bezeichnen diese religiöse Anschauung als Quietismus.

Der Klosterbruder — nicht Pater, „Laienbruder nur zu dienen" — hat mit Daja die Naivität, die Einfalt des Herzens gemein. Er vertritt die Selbstverleugnung bis zur Selbstaufgabe. Sein Ich verdampft wie fades Wasser in der heißen Lebensschale. Im Unscheinbaren verliert sich sein Herz, das besser sein möchte als gut, aber nicht die Kraft hat, im Weltsinn Nathans des Weisen gut zu sein. Treuherzig bekennt er dem Tempelherrn zunächst, er sei abgesandt ihn auszuforschen. Aber selig sind die Einfältigen: keine Weisheit der Welt vermag reinere und höhere Gesinnungen und Anschauungen hervorzubringen als sie. „Daß doch die Einfalt immer recht behält," bekennt der Tempelherr. Als Reitknecht diente der Klosterbruder Assad treu. Darauf beschirmte er nach dessen Tode die Waise. Als Nathan ihm diese Sorge abnahm, verbrachte er auf Quarantana, unweit Jericho, als friedlicher Eremit sein Leben, bis Araber ihn von dort ver-

trieben. Vom Patriarchen einstweilen aufgenommen, trachtet er doch nach dem ihm versprochenen stillen Zufluchtsort auf Tabor, um dort die Jahre seines Alters verbringen zu können. Ruhe und stilles Für-sich-hinleben sind sein einziges Ziel. Des Patriarchen Anschläge werfen ihn aus dieser selbstlosen Beschaulichkeit immer wieder heraus und drücken ihn um so mehr, als sie ihm weder moralisch noch geistig einleuchten wollen. Gehorsam, ohne zu „klügeln", kommt er dem Geheiß seiner Oberen nach, bleibt aber auch bei dem schmutzigsten Auftrag, den ihm auszuführen aufgegeben ist, in seiner Gesinnung treu und ehrlich. Das lehrt ebenso sein ständiger ängstlicher Zusatz: „sagt der Patriarch", wie seine Freude, wenn die böse Saat ohne Frucht bleibt. Seinem Namen Bonafides macht er Ehre. Ganz Friedfertigkeit, verkörpert er andererseits doch eine gewisse Verschmitztheit, die drollig wirkt, namentlich dann, wenn er die vom Patriarchen ihm aufgetragene Botschaft herzusagen beginnt. Wir könnten diesen Diener eines solchen Herrn nicht begreifen ohne den quietistischen Zug. Der Quietist hat nicht die Kraft oder den Willen, das eigene Ich dem Strom der Welt entgegenzuwerfen, wagt auch nicht mit Entschiedenheit zu wählen zwischen nicht ausgesprochenem Guten oder Bösen.

Wenn an das Gute,
Das ich zu tun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt: so tu ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverlässig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute.

Meist wird es sich ergeben, daß der Quietist dem eigenen Instinkt am sichersten folgt. So weiß auch Bonafides, daß Nathan recht getan, die Tochter seines Freundes als sein Kind groß zu ziehen, anstatt sie fremden Christenhänden anzuvertrauen, denn

Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Tieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr als Christentum.

Gesund und fromm sollte Recha aufwachsen, dann blieb sie vor Gott, was sie war. Wir sehen, wie diese „fromme Einfalt"

den Patriarchen beschämt. In ihrem harmlosen Gedankengange weist sie doch darauf hin, „daß unser Herr ja selbst ein Jude war“. Im Wesen des Quietismus liegt die Abneigung, sich mit andern Religionen als der eigenen abzugeben. Der Ring, der von den Vätern kam, ist stets der einzig echte. Und so ist denn das Höchste und Edelste, was der Klosterbruder an Nathan zu rühmen vermag, die Übereinstimmung mit den Lehren des Evangeliums, ohne daß er prüfte, ob die andere Religion nicht Ähnliches voraussetzt:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein besserer Christ war nie!

Dem gemächlichen Klosterbruder steht als Parsi-Quietist gegenüber der Derwisch Al Hafi. Des Getriebes der Menschen ist auch er überdrüssig, und Sehnsucht übermannt ihn nach Indiens friedvoller Ruhe. Seine Weltentsagung wird zur Weltflucht. Bei den Ghebern will Al Hafi untertauchen und vergessen werden, in jenen weiten bergumrankten Flächen, wo er schneller verschwinden wird als eine Wasserblase im Ozean, wo alles gleich für ihn werden soll, Erde, Volk, Nahrung — alles nur eines angesichts der verschwimmenden Linien der Wüste oder des Himalaya.

Al Hafi steht geistig höher als Bonafides. Eines aber bleibt ihnen gemeinsam: jene köstliche leidenschaftslose Betrachtung, die das Leben zurückspiegelt wie die leise bewegte Flut den Himmel. Der Klosterbruder wird zur stillen Anbetung Gottes. Nichts als ein Gärtchen wird ihn vielleicht an weltliche Güter und Arbeit erinnern. Al Hafi dagegen versinkt in dem Ruheideal der Parsi, das wir durch das verwandte Nirwana der Buddhisten am leichtesten umschreiben. Für ihn steht fortan die Zeit still. Er selbst wird ein Teil des Wüstensandes oder der Berge, ein Teil des Sonnenscheins oder der Regentropfen, und Bruder nennt er den Schakal wie den Edelhirsch und Goldfasan. Ein Bettler, das heißt ein Besitzloser will er wieder sein, den Beruf ergreifen, den alle von Natur haben, ohne es zu wissen — mit Taschen ist ja

niemand zur Welt gekommen, spottet Heine — ein Sannyasi, der den Willen zum Leben niederzwingt, der unter Menschen aber ein Mensch zu sein verlernen würde.

Wilder, guter, edler —
Wie nenn ich ihn? — Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!

ruft ihm Nathan beim Abschied nach. Mit diesen Worten charakterisiert er Al Hafi zugleich von der Seite der rein menschlichen Veranlagung. Ist Bonafides bedächtig, so Al Hafi lebhaft bis zum Überschäumen, also eine Natur, die an sich dem Quietismus Schwierigkeiten bereitet. Der schlichten Herzensgüte des Klosterbruders entspricht bei ihm das feurige Bedürfnis, seinem Edelmut grenzenlos Lauf zu lassen. Da ihn das Leben mit seinem Mangel an Mitteln und seinem Überfluß an Elend in engen Schranken hält, immer wieder in Konflikte bringt und oft genug ins Borgen stürzt, ins Borgen für andere, so verzweifelt er notwendig an der bitteren Kunst zu leben und wird des fruchtlosen Ringens müde. Gerade das Brausen des Temperaments wirft diesen kindlichen Edelmenschen an das Ufer der Lebensverneinung. In dem Augenblick, in dem sein Herz spricht, wird jede Überlegung ausgeschaltet. „Nein, so was überlegt sich nicht," erwidert er Nathan auf dessen Bitte, ihm für die Entscheidung Frist zu gewähren, ob er sich ihm im Pilgerdelk auf der Reise zum Ganges anschließen wolle:

Wer überlegt, der sucht
Bewegungsgründe nicht zu dürfen.

Ein solcher Derwisch ist wirklich ein schlechter Schatzmeister. Naiv geht er Nathan für Saladin um Geld an, um „den ganzen Plunder". Dann soll er mit ihm barfüßlern. Will Nathan aber zurückbleiben, so vertraut er, daß er oder Sittah für seine eigne Kasse bürgen würden, falls sich noch Forderungen herausstellen. Er ist ein Kind wie der Klosterbruder, so vertrauend und so bedürfnislos, und wir sähen ihn gern in die lautlose Einsamkeit der Wüste ziehen, wären seine Freunde nur nicht ebenfalls so gar edle Menschen, deren Kreis er selbst erst schließen würde. Dann

aber ginge uns auch der Ausblick verloren auf den Hintergrund dieses Stücks. Dann sähen wir nicht Al Hafi allein auf stiller Straße dem Lärm und Streit und Haß hier, der bewegten Freude am Leben dort entrinnen, sähen nicht hinter den Mauern Jerusalems in der Ferne ein stilles Fleckchen, das dem Ärmsten nicht versagt bleibt, den Zufluchtsort der Müden. Hier wird die Kraft des echten Ringes wieder sichtbar, denn der Lebenswunsch mit seinen tausend Ketten anderer Wünsche endet im Wesenlosen.

Dennoch kann uns Al Hafi nicht das Ideal verkörpern. Der Begriff edler Menschlichkeit erlischt in dem Augenblick, da die Möglichkeit aufhört, sie für Mitmenschen fruchtbar zu machen. Lessing hat die Humanität im Klosterbruder und Derwisch ins Negative gezeichnet; positiv dagegen im Tempelherrn, Sittah und Saladin, Recha und Nathan.

Der Tempelherr steht kraft jener Mischung morgen- und abendländischen Wesens, die sich durch seine Abstammung erklärt, etwas zwischen diesen Weltanschauungen. Sein heißes Blut birgt mehr als einen Tropfen nordischer Melancholie, europäischen Tugendstolzes, deutscher Wahrheitsliebe, Strenge und Herbigkeit. Sein Vater ist Saladins feuriger, abenteuerlicher Bruder Assad, der bei Askalon als Ritter „Wolf von Filnek" fiel und auf seinen Sohn den angenommenen Namen vererbte. Als Kind wurde der Tempelherr Leu von Filnek von dem Bruder seiner Mutter, Kurd, das ist Konrad von Stauffen, den Nathan kennt, an Kindes Statt angenommen und erzogen, als seine Eltern aus Deutschland, wohin Assad seiner Gattin auf kurze Zeit gefolgt war, wieder nach dem Orient übersiedelten, „von dem rauhen Himmel dort vertrieben". Auch der Oheim starb; er selbst aber ging mit der letzten Verstärkung des Templerordens als Kämpfer nach Jerusalem und geriet bei dem Sturme auf die bei Tyrus gelegene Burg Tebnin in die Gefangenschaft Saladins. Unrast zeigt die Vergangenheit des heimatlosen Knaben. Mit Gewalt zog es auch ihn, das heiße Blut des Orients, aus den rauhen schwäbischen Bergen zum Sinai, aus den schattigen Laubwäldern zu seinen geliebten Palmen, auf

deren reichen Fächerkronen das Licht so wundersam spielte. „Du deutscher Bär", schilt den Trotzigen die abgewiesene Daja. „Ich bin ein plumper Schwab", gesteht er selbst. Stämmig und fest, mit seiner herben Wortkargheit und seinem schlagfertigen Mutterwitz oft drollig, verleugnet er den Germanen nicht. Aber er ist auch vom Stamme Saladins. Er selbst empfindet es ebenso wie jener, den die Ähnlichkeit mit Assad überraschte:

Ah, Saladin!
Wie, die Natur hätt' auch nur einen Zug
Von mir in deines Bruders Form gebildet:
Und dem entspräche nichts in meiner Seele?
Was dem entspräche, könnt ich unterdrücken,
Um einem Patriarchen zu gefallen? —
Natur, so lügst du nicht! So widerspricht
Sich Gott in seinen Werken nicht! —

Kurd ist trotz seiner gemütlichen Schwabenart von starkem Temperament, das ihn Nathan und Saladin gegenüber zu ungerechten Urteilen hinreißt. Seine Jugend entschuldigt ihn vor ihren Augen, mehr aber noch sein Edelsinn, der den Sultan ebenfalls an den Bruder und Nathan an die Rettung seiner Recha erinnert. Der Tempelherr verrät Tellheims und Lessings eigene Züge: alle drei sind nicht frei von fliegender Hitze, alle drei sind treuen und echten Sinnes; und Nathan wird Kurd liebend lehren, wie man es einrichten könne, nicht aufzubrausen und doch aufrichtigen Herzens zu bleiben. Der religiöse Charakter ergänzt auch dieses Bild. „Jud' ist Jude," sagt Kurd spöttisch zu Daja. Das Christentum hat ihm die Parteibinde über die Augen geworfen, freilich nicht in gewöhnlichem Sinne. Auch er würde nicht einer der beiden Brüder sein können, die den dritten am meisten lieben. Nathans Handlungsweise Recha gegenüber erscheint ihm ungerecht vor Gott. Hinzu tritt das selbstsüchtige menschliche Begehren mit seinem Gefolge menschlicher Schwächen. Rechas Wunsch, dem Retter zu danken, abweisend, glaubt er sich sehr groß. Erst Nathan macht ihn nachdenklich und betroffen. Ohne Rücksicht auf sein Leben springt er für andere, selbst ein Judenmädchen, in die Flammen.

Ohne Rücksicht auf den erkannten Edelmut Nathans fordert er aber auch stürmisch von dem Zögernden Recha zum Weibe, bezichtigt ihn sogar des Betruges:

Er hat
Ihr einen Vater aufgebunden: — wird
Er keinen Bruder für sie finden?

Mehrfacher Rügen bedarf es, der Läuterung und Selbsterkenntnis, um ihn dieses Kreises würdig zu erhalten, mit dem ihn vor allem eins verbindet: Menschenliebe, Humanität. Sie bricht durch seine Außenseite hindurch und beweist sich durch die Tat. Seine „rauhe Tugend" macht Nathan beim ersten Anblick stutzen:

Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl,
Den guten trotzigen Blick! Den drallen Gang!
Die Schale kann nur bitter sein: der Kern
Ist's sicher nicht.

Dieser Kern ist derselbe, den der Richter in der Ringparabel aus der Hülle schält, auch in der Frage nach Gott. Nicht Minderwertigkeit ist es, die ihm das jüdische Volk verhaßt macht, sondern gerade die Gesinnung, die das Christentum des Patriarchen bezeichnet, die Anmaßung, den eigenen Gott als den einzig rechten mit Gewalt durchsetzen zu wollen.

Wann hat und wo die fromme Raserei,
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt als hier, als jetzt? —

Wir glauben den Richter zu den streitenden Ringträgern sprechen zu hören. Auch Kurd verlegt den Wert der Religion nach innen, auch ihm sind äußere Symbole nichtssagend, auch ihm ist der Mensch eher Mensch als Christ und Jude und Muselmann. Als er über seinem Wunsch, Recha zu besitzen, vergißt, auf welcher Höhe humaner Gesinnung Nathan steht, dringt er selbst auf ihn eifrig ein:

Begnügt euch doch ein Mensch zu sein.

Daß er diese Humanität nicht in ihrer ganzen Reinheit ver-

tritt, halten wir seinem ererbten Ungestüm, seiner Jugend, seiner Erziehung zugute. Er weiß die Mitte nicht zu halten und bildet so in seinem Hin und Her das Gegenstück zu Nathans abgeklärter Weisheit wie zum Quietismus. Wir halten es aber auch der herben Beurteilung seines eigenen Ichs zugute, die sich bescheiden beugt vor der Erfahrung des Alters:

Ich bin ein junger Laffe,
Der immer nur an beiden Enden schwärmt;
Bald viel zu viel, bald viel zu wenig tut.

Gerade er steht mit seinen Schwächen dem Volke näher als Grauköpfe, deren letzte Lebenstage beschienen werden von eitel Weisheit und Güte, die den Himmel erst dann bevölkern, wie Kurd spottet, wenn sie die Erde nicht mehr bevölkern können.

In die Reihe derer, die auf diese zweifelhafte Art abgeklärt werden, gehört Saladin nicht. Wohl aber stimmen seine Menschheitsideen zu der Gedankensphäre des Tempelherrn, zu der Humanitätsreligion, obwohl er Mohammedaner und Sultan ist. Seine Toleranz und Selbstverleugnung haben etwas Königliches, erhaben Verächtliches, beugen sich gerade darum aber freiwillig unter Nathans überlegene Weisheit, die ihn lehrt: nicht die Religion trennt und verbindet, sondern ihre Auffassung und Betätigung. In Saladin hat Lessing den Typus edler Menschlichkeit auf dem Thron zeichnen wollen. Ob Prinz oder Mameluk, ob Christ oder Jude, sie alle sind auch für Saladin nur Menschen, die mit Guttaten zu überschütten, neben dem Schachspiel mit seiner Schwester die einzige Freude seines Alters ist. Das Herzeleid hat auch ihn im Leben gefaßt. Sein geliebter Bruder Assad ist seit einem Menschenalter verschollen, seine älteste Schwester Lilla starb darüber aus Gram. Hart setzt ihm der Krieg zu und die Sorge um den greisen Vater, der auf dem Libanon für ihn Schätze rafft und hütet. So mögen wir seine Hinrichtung der Tempelritter leichter verstehen. Wo die Politik in Frage kommt, da ist sein Gefühl abgestumpft; fallen doch auf den Schlachtfeldern auch Tausende der Seinen, von denen der Geringste ihm ans Herz gewachsen ist. Aber dieser Herrscher

macht nur dann Unterschiede zwischen den Völkern, wenn die Pflicht ihn dazu zwingt. Nichts Dynastisches haftet ihm an, kein Ahnenstolz, kein aristokratisches Privileg, denn jeder Bettler ist von seinem Hause. So bildet er für Lessing den Typus des aufgeklärten menschenliebenden Fürsten, dem der Bedürftigste der Nächste ist. Fürsten unterliegen besonders der öffentlichen Kritik. Über Saladin ist die vox populi sich längst im Klaren.

Der allgemeine Ruf sprach viel zu gut
Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte
Als sehn,

sagt Nathan. Es scheint ihm in den Augen der Muselmänner auch nicht zu schaden, daß er vor allem für „die Spenden bei dem Grabe", für „die Christenpilger" sorgt. Wir sehen, daß er bei der Frage des Richters in der Ringparabel: „Wen lieben zwei von euch am meisten?" nicht übel bestehen würde, und auch sein schöner Ausspruch: „Ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse," macht ihn jenes Vaters, jenes göttlichen Gedankens würdig, daß eine einzige Religion, die in gleicher Weise für alle zu gelten habe, Tyrannei sei. Seine Weltanschauung fußt auf liebenswürdiger Veranlagung. Wie fein und doch hoheitsvoll weiß er sogar mit seinem Mameluken zu scherzen! Wie Al Hafi besitzt er ein heißes Temperament, ist er ein Jüngling mit weißen Haaren, dessen Edelsinn nicht Zeit zur Überlegung braucht. Und doch vertritt auch er für uns nicht das Menschheitsideal. Ihm fehlt zunächst die Besonnenheit des Wohltuns. Wo fängt dieses an, wo hört es auf? Eine solche Frage legt er sich vielleicht vor. Aber die Kraft, ihr nachzugehen und nachzuleben, findet er nicht. Die Sorge für das Elend vor seinen Augen läßt die Sorge um seinen Vater solange zurücktreten, bis die ägyptische Karawane den siebenjährigen Tribut des reichen Nil bringt. Die unsinnige Belohnung von Botendiensten, das bloße Geben ohne Bewußtsein der Menge oder des Wertes der Empfänger, nennen wir leichtsinnige Verschwendung, nicht etwa sittliche Größe. Diese Schwäche des Charakters zeigt sich überall. Er folgt trotz anfänglichen Wider-

strebens Sittahs Rat, Nathan durch die Frage nach der besten Religion um des von jenem zu erpressenden Geldes willen eine Falle zu legen. Dieselbe Schwäche tritt in seiner religiösen Auffassung zutage. Er ist weder Anhänger noch Gegner einer Religion: soweit darf Nathan ihn anerkennen. Er ist aber auch nicht der Mann, sich in die mannigfachen sittlichen Probleme der verschiedenen Religionen zu vertiefen. Um freilich Geschichten und Märchen nicht lieber zu hören als strenge Philosophie, hätte er kein Orientale sein müssen. Sein leichtherziger Spott, seine lose Skepsis zeigen so gar nichts Lessingisches. Sich prüfen, nachdenken, forschen, redlich um die Wahrheit bemüht sein und aus solchen Gründen jede Religion mit Achtung, ja mit Ehrfurcht betrachten, das ist seine Sache nicht, und darum tut er recht, das Amt des Richters abzulehnen: „Ich Staub? Ich Nichts?" Selbst in der entzückten Lobpreisung der Ringparabel, in deren Tiefe sein Geist völlig versinkt, verrät er das schwache Kind, das trauert, wenn ihm die Puppe genommen wird, und das jubelt, wenn es den Himmel voller Sterne, den Garten voller Sonne sieht. Weltsinn und Toleranz sind spielerisch bei ihm geprägt, denn ein Bild seines Assad oder nun gar die Erkennung seiner Verwandten lassen ihn Erde und Himmel vergessen.

Ich meine Neffen — meine Kinder nicht,
Sie nicht erkennen? ich sie dir wohl lassen!

In höherem Grade als irgendein anderer Fürst eines Dramas ist Saladin ein Kind, das in aufgeklärter Humanität schwelgt, das Kind der Anschauungen des 18. Jahrhunderts, das liebenswerteste Fürstenkind zugleich der Weltliteratur.

Nicht nur dem Blute nach ist Sittah seine Schwester. Nur innerhalb des in so reine Sphären erhobenen mohammedanischen Lebenskreises konnte sie sich entfalten. Ihre Weltanschauung weist auf Jugend hin, ihre Abstammung auf Alter. Von dem vor zwanzig Jahren verschollenen Assad hat sie keine Vorstellung mehr. Und im Entwurf hieß es, als Saladin ihr Kurd zuführt: „Sittah errötet und läßt den Schleier wieder fallen." Klar zutage tritt

ihre Verwandtschaft mit Saladin nach Blut und Gedanken. Seine großartige Natur ist in ihr jedoch ins Kleine abgezeichnet. Aus großen Motiven spart sie, aber durch kleine Mittel. Daß sie Saladin auf die zarteste und aufopferndste Weise hilft, ohne daß er es ahnte, daß sie seinen Edelsinn auch den Armen gegenüber teilt, ist es nicht allein, was sie ihm so ähnlich macht. Sie hat dieselbe Anschauung von der Religion wie er. Ihre Kritik des Christentums und der Christen entquillt nicht Voreingenommenheit oder gar parteilichem Haß, sondern demselben Grundsatz reiner Humanität wie die Anschauung, der wir bei ihrem Bruder begegneten:

Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen. Denn
Selbst das, was noch von ihrem Stifter her
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt; weil's Christus hat getan. —
Wohl ihnen, daß er so ein guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu' und Glauben nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden, soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu tun.

Auch Sittah spricht hier im Sinne des Richters in der Ringparabel. Es sei eine Schande, kein Christ zu heißen? Dann freilich, meint Sittah, schände Christi Name den Bekenner jeder andern Religion. Auf den Ring als den überlieferten Goldreif kam es ja auch dem Richter nicht an, sondern auf die innere beseligende Kraft. Wer sie besitzt, dessen ist das Szepter.

Sittah steht an Mildtätigkeit ihrem Bruder wenig nach. Sie ist ihm aber überlegen durch ihren praktischen Sinn, ihre haushälterische Berechnung, die sie zum Besten Saladins und der Armen sogar beim Schachspiel sich bewahrt. Ihr Nachdenken zeigt auch ein tieferes Eindringen. Dem stehen indessen Züge zur Seite, die sie unter Saladin stellen. Sie ist nicht in dem Sinne Idealistin

wie er. Nüchtern läßt sie die Dinge an sich herantreten, schwunglos nimmt sie zu ihnen Stellung. Der großherzige Saladin herrscht, wenn er handelt, und dichtet, wenn er spricht. Die neugierige Sittah bedarf der kleinen Sensation. Das ist nicht schlimm. Herzensangelegenheiten sind ihr eigenstes Spezialgebiet. Das ist weiblich.

Von gewissen Männern mag ich gar
Zu gern, so bald wie möglich, wissen, was
Sie für ein Mädchen lieben können.

Ihre Klugheit wird von Al Hafi, ihr Charakter von Recha gerühmt. Sie reflektiert gern und handelt gerade, ohne emanzipiert zu sein. Freilich kann sie das Ideal nicht sein. Liebe zur Intrige verleugnet sie ebenso wenig wie die kerntüchtige Minna von Barnhelm. Sie würde es gelassen, ja triumphierend ansehen, wenn Nathan in die Falle fiele, zu der sie riet. Mit listiger Dialektik weiß sie dies zu verhüllen, selbst das Ich zu spalten:

Die Schlinge liegt
Ja nur dem geizigen, besorglichen,
Furchtsamen Juden; nicht dem guten, nicht
Dem weisen Manne.

Es sei nicht schlecht, meint sie, „ein jedes Ding nach seiner Art zu brauchen". Der Charakter aber fordert, daß es in sittlicher Beziehung nur einen Maßstab gebe, und ruht der nicht in der Brust des andern, so hat er um so fester in unserer zu ruhen. Wir brauchen ja nur an den Kantischen Imperativ zu denken, der dieselbe Maxime des Handelns gerade deshalb von allen fordert, damit sie fähig sei, als allgemeines Gesetz zu gelten.

Es ist kein Zufall, daß unser Drama nur solche weiblichen Charaktere dem Kreise der Humanitätsreligion einfügt, deren Herz sich frei erweist von verwirrenden Leidenschaften. Schwesternliebe wird Sittah wie Recha zugewiesen. In dem klaren Geiste Rechas spiegeln sich Nathans Lehren. Sie ist sein Geschöpf, im übrigen nur Unschuld und Natur. Wenn Daja von dem Gott des Tempelherrn spricht, für den er kämpfe, so fragt sie verwundert:

Sein, sein Gott? für den er kämpft!
Wem eignet Gott? was ist das für ein Gott,
Der einem Menschen eignet? der für sich
Muß kämpfen lassen?

Auch ihr bedeutet ein solcher Kampf nur den sittlichen Wettstreit der Ringparabel. Sie weiß, daß es die Gesinnungen und Taten der Bekenner sind, die einer Religion den Vorzug vor den andern geben können, weiß, „daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt". Mit Recht hat Schiller diese wenigen Worte als Quintessenz der Humanitätsreligion und Lessings „Nathan" bezeichnet. Ergebenheit in Gott: das sind ja auch die Worte des Richters in der Ringparabel. Religion ist ihr Herzenssache, das Wähnen aber gehört dem Verstande an, und der hat sie über die Bedeutung der Ringe, der äußeren Symbole unter Nathans Führung längst aufgeklärt. Fromme Legenden wertet sie von innen heraus, weitet sie nach Gesichtspunkten, die selbst den Tempelherren überraschen. Er beginnt in der Meinung, sie wolle von ihm über die Stelle auf dem Sinai, da Moses vor Gott gestanden habe, nähere Aufklärung haben. Aber sie schneidet lächelnd ab:

Nun das wohl nicht,
Denn wo er stand, stand er vor Gott.

Nachrichten können ihr hierüber nichts sagen, höchstens darüber will sie sich belehren lassen, ob der Sinai leichteren Auf- als Abstieg biete. Diese kurze Wendung, die von jenen Verzückungen weiblicher Theosophinnen oder Glaubensfanatikerinnen so vollkommen absticht, zeichnet uns die kluge Recha mit einem Schlage. Gesunder Hunger nach Wirklichkeit erfüllt sie, obwohl sie auch zu schwärmen weiß. Ihre Schwärmereien aber sind die Träume eines Kindes. Von Nathans Ankunft hat ihr geträumt, und der Tempelritter erschien ihr als Engel des Herrn, als er sie „auf seinem weißen Fittiche" durch das Feuer trug. Wie ein Kind hält sie an der schönen Vorstellung fest,

Daß Engel sind,
Daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben
Auch Wunder könne tun.

Und kindlich vertrauend beweist sie, daß der Tempelritter ein wirklicher Engel gewesen sei, den Gott sandte: „Ich lieb ihn ja." Nathans Selbstverleugnung geht bei ihr in schwärmerischer Liebe auf, und Dankbarkeit ist ihr größter Lebensgenuß. Dies Gefühlsleben hat Sehnsucht nach dem entschwundenen Engel zur Folge, von dessen irdischem Wesen Nathan sie bald überzeugt, verhindert aber auch, daß sich irdische Liebe für den Geheimnisvollen festzusetzen vermag. Sein Wiedererscheinen beruhigt ihre schwingenden Nerven und stellt durch den Gegensatz zwischen Himmelshoheit und Erdendasein mühelos die Harmonie in ihrer klaren Seele wieder her. Mit dem Instinkt der reinen Natur betritt sie den Weg, der von der Leidenschaft zur Geschwisterliebe führt. So rasch zur Klarheit kommt aber nur die fein gebildete Seele. Ganz ist sie Empfindung, wo sie von ihrem Herzen gefordert wird. So eilt sie den gefundenen Bruder zu umarmen, so bangt sie um Nathans Verlust, völlig frei von Vorurteil:

Macht denn nur das Blut
Den Vater? nur das Blut!

Umgekehrt wehrt sich Jessica in Shakespeares „Kaufmann von Venedig": „Bin ich seines Blutes Tochter schon, bin ich's nicht seines Herzens." Nur eines kann Recha nicht entbehren: die Leitung der schönen, fast allzu zarten Anlagen ihres Herzens und Geistes durch einen festen, überlegenen Willen, damit sie in Gefahren nicht schwanke und bei rauher Berührung nicht verfalle wie die Mimose des Orients. Nathans Selbstprüfung fehlt ihr, wird ihr vielleicht erst zuteil, wenn er einst von der Erde scheidet und sie mit dem letzten Liebeswort frei auf die eigenen Füße stellt. Wohl ihr, daß ihr der Führer ward, ihr Lehrer, ihr Sorger, ihr Vater, daß er der Führer zugleich der Menschheit zu sein vermag, Nathan der Weise, das Ideal unserer Vorstellungen und Lessingischer Gestaltungskraft.

Nathan heißt der Weise, nicht der Gute: damit ist die Vernunftreligion bezeichnet. Menschen lieben heißt ihm Menschen erziehen. Die Kraft des echten Ringes gewinnt durch ihn Glaubens-

wert, denn er übt sie aus, die geheimnisvolle Kraft, Herzen zu gewinnen. Religiosität ist Sache des Gefühls, unabhängig von ihr ist aber das Erkennen. Die Linien des Herzens und Verstandes laufen nebeneinander her, solange bis sie auf der höchsten Stufe der Entwicklung eins werden. Auf dieser Stufe steht Nathan. Weisheit löst sich bei ihm ohne weiteres in Güte aus. Jene ist der Schatz, aus dem er schöpft, diese die Münze, mit der er zahlt. Daher konnte Lessing nur einen Greis als Vertreter seiner Idealreligion brauchen. Die ruhige Betrachtung dessen, was ist, was war, und was sein könnte, ergibt sich in fleckenloser Klarheit erst dann, wenn die Jahre stärksten Begehrens dahin und mit ihnen die stärksten sittlichen Anfechtungen überwunden sind; wenn das Leben drunten liegt im Tal und der Weise still hinabschaut im Abendschein.

Ein sturmdurchtobtes, an bitteren Erfahrungen reiches Leben liegt hinter Nathan. Durch harte Arbeit hat er sich emporgebracht. Wohl armer Leute Kind, früh gestoßen und geschmäht, hat er sich vielleicht scheu in sich selbst zurückgezogen, und dieses stille, schmerzliche Grübeln legte den ersten Grund zu der Weisheit seines Alters. So blieb ihm die Stirn hoch und frei, wenn Gram die Augen trübte. So vermochte er Rätsel zu lösen, die der Schöpfer Faustnaturen aufgibt. Tausendfach setzte er sein Leben aufs Spiel, wenn er mit seiner Karawane durch die Wüste zog, die der Samum und der räuberische Beduine gefährdeten. Und nicht kleine Wege zieht Nathan. Von dem letzten erzählt er selbst:

> Babylon
> Ist von Jerusalem, wie ich den Weg
> Seitab bald rechts, bald links, zu nehmen bin
> Genötigt worden, gut zweihundert Meilen.

Durch unermüdliche Tatkraft gewann er freilich auch mehr als nur sein Leben. Innerlich: er wurde vorsichtig, gewandt, ein Weltmann, der sich ruhig in der Räuberhöhle wie im Palast des Sultans umschaut, für die Wahrheit nur dann entschieden eintretend, „wenn's nötig ist und nützt"; äußerlich: sein Name wurde

zum Mittelpunkt eines weitausgedehnten Handelskreises. Sittah weiß seine Bedeutung zu rühmen:

Sein Saumtier treibt auf allen Straßen, zieht
Durch alle Wüsten; seine Schiffe liegen
In allen Häfen.

Sein Heim entschädigte ihn für alle Mühsal. Dort verbrachte er die Stunden seiner Muße mit seinem geliebten Weibe und sieben hoffnungsvollen Söhnen. Aber die Kämpfe, die das Christentum nach dem Morgenlande trug, zerstörten sein Glück. Um die Seinen zu sichern, brachte er sie in seines Bruders Haus nach Gath, jener uralten Sadt nordwestlich von Jerusalem, die allen Schlägen der Zeit standhielt. Als er sie aber eines Tages aufsuchen wollte, fand er nur einen Trümmerhaufen, der alles begraben hatte, was er liebte. Die Christen hatten dort alle Juden mit Weib und Kind gemordet und ihre Häuser in Brand gesteckt. Da hat Nathan, wie er dem Klosterbruder erzählt, „drei Tag' und Nächt' in Asch'und Staub vor Gott gelegen und geweint". — Geweint? Beiher auch wohl mit Gott gerechtet, gezürnt, getobt, sich und die Welt verwünscht, der Christenheit den unversöhnlichsten Haß zugeschworen:

Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': Und doch ist Gott
Doch war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast.
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf! — Ich stand und rief zu Gott: Ich will
Willst du nur, daß ich will! — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd' und überreichtet mir das Kind,
In Euern Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals sagtet, was ich Euch, hab' ich
Vergessen. So viel weiß ich nur: ich nahm
Das Kind, trugs auf mein Lager, küßt es, warf
Mich auf die Knie und schluchzte: Gott auf sieben
Doch nun schon eines wieder!

Diese Verse, die zu den schönsten der Weltliteratur gehören,

führen uns mitten in Nathans Wesenskern hinein. Sein Schmerz war nicht geringer und äußerte sich nicht minder furchtbar als der anderer Menschen. Endlich aber richtete ihn eine innere Kraft auf. Und welche? Nicht der Glaube, nicht die Tröstungen seiner Religion, sondern die Vernunft. Diese führt ihn wieder zu Gott, hält ihn von der Verwünschung dessen zurück, was Gott tat, gibt ihm den Glauben wieder. Erinnern wir uns nur, daß dies das Problem eines jeden denkenden Lebens ist, daß hier auch der Kampf zwischen Glaube und Zweifel in der Regel zu keimen beginnt.

Der junge Goethe, der spätere Dichter des Prometheus, begriff nicht, wie der allgütige, allwissende und allmächtige Gott ganz Lissabon durch ein Erdbeben zerstören konnte. In Griechenland entstand auf dem Boden solcher Gedanken die Schicksalstragödie, die bei uns im „Wallenstein", in der „Braut von Messina", in der „Ahnfrau" eigenartig weiterwucherte. Und verstehen denn wir ohne weiteres den Untergang Messinas oder ozeanischer Riesendampfer und andere Naturschrecken, wenn wir die Vernunft fragen? Verstehen wir Christi trübe Voraussage: „Ehe der Hahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen?" Ja verstehen wir, warum Gott die Kriege zuläßt, die, geboren aus Ungerechtigkeit, Überheblichkeit, aus Neid, aus Rachsucht einzelner, die ruhige Entwicklung friedlicher Völker stören und über ungezählte einzelne unnennbares Unglück bringen? Warum verhindert Gott denn dies alles nicht? Er ist allgütig: kann es also nicht wollen; allwissend: sieht es voraus; allmächtig: hat alle Mittel einzugreifen. Wie kann er Schuldlose verderben, während Schuldbeladene frei wandeln? Hierzu sagt die Vernunft, die auch Nathan beisteht: Gott allein kennt nicht nur den Weg, sondern auch das Ziel. Seine Allmacht denken wir uns unbegrenzt, seine Allwissenheit aber messen wir unwillkürlich mit unserem Maße, ohne zu merken, daß wir dem Begriff selbst dadurch logisch Gewalt antun. Was Nathan die Vernunft sagt, das sagt dem Einfältigen jene blinde Ergebenheit in Gott, die der Richter in der Ringparabel fordert, und die Nathan dem Klosterbruder gegenüber betont. Nur ihm vertraut er seine Tat-

Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich sie. Weil die allein
Versteht, was sich der gottergebne Mensch
Für Taten abgewinnen kann.

Nathan verlangt nicht kritisches Erkennen von der Einfalt, sondern zeigt den Weg, auf dem ein jeder zum Frieden gelangen kann; Recha verkündet die Lehre ihres Vaters, daß Ergebenheit in Gott von unserem Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhänge. Auch Lessings Religion fürchtet die Vernunft nicht, setzt sie vielmehr voraus und ist gleichwohl durchaus Gefühlsreligion. Wie könnte sie sonst Pietät gegen den Glauben der Väter gutheißen und zugleich denselben Glauben der schärfsten Kritik unterwerfen! Nathan ist Jude, wie Boccaccios Melchisedek, wie Spinoza und Mendelssohn, und wie auch Ahasver, der des Menschen Sohn von der Türe stieß, durch dessen Liebe aber gleichwohl erlöst wird.

Überall befindet sich Nathan selbst in Übereinstimmung mit der Lehre der Ringparabel. Beweise deinen Glauben, fordert auch er, durch werktätige Liebe. Das Bekenntnis ist nur Rinde, ihr Lebenssaft die Liebe. Allen, mit denen der Dichter ihn in Berührung bringt, fließt seine Güte zu. Er gibt Saladin und Sittah goldene Weisheit, verschafft ihnen ihre liebsten Angehörigen und hilft ihnen großmütig aus der Geldnot, indem er sich doch so stellt, als täten sie ihm mit der Annahme einen Gefallen. Dem Tempelherrn legt er dankbar seinen Reichtum zu Füßen und versagt ihm Recha als Braut nur, um sie ihm als Schwester zuzuführen. Für Al Hafis Verpflichtungen bürgt, für Recha arbeitet, Daja beschenkt er. Er liebt den Nächsten mehr als sich selbst und würde gerade darum die Feuerprobe bestehn bei der Frage des Richters: „Wen lieben zwei von euch am meisten?" Setzen wir den Fall, daß die Vertreter des Islam und des Christentums in unserem Stück, soweit sie als gute Menschen anzusprechen sind, wie die um den Ring streitenden Brüder die Frage beantworten sollten: sofort wäre jenes Unisono da, das der Richter voraussetzt. Er fragt ja nicht, wer den andern mehr liebe, sondern wen zwei oder alle am meisten lieben. Die Plötzlichkeit

der Frage schließt jede Täuschung aus. Nathan hätte nicht Zeit zum Sprechen: begeistert würden die andern seinen Namen rufen, und damit hätte in diesem Fall das Judentum gesiegt, — wäre Nathan nur Jude, wäre er nicht vielmehr Mensch im edelsten Sinne und nichts als Mensch. Auch er verlegt die Wunderkraft des Ringes dieser Religion nach innen.

Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.

Der Zug zum Überirdischen, Geheimnisvollen, der rohe Wunderglaube ist nichts, was einer Religion Wert verleihen könnte; denn ist unser Leben, die Natur, kurz alles, was unsere Sinne aufnehmen, für uns nicht ein einziges Wunder! Gibt dies uns Gott täglich, warum nach Wundern suchen als dem Ungewöhnlichen! Leicht könnte es kommen, daß Wunderglaube, Engelanbetung, Bildschwärmerei, Visionen, andächtige Lieder und Gebete zu der Annahme verführten, man sei sehr fromm und genüge allen religiösen Anforderungen. Recha sähe sich so gern von einem richtigen Engel gerettet, um ihm ihren Dank abstatten zu können. Nathan erst bringt sie zu der Einsicht, daß sie nur Menschen werktätig danken könne, und daß dies soviel süßer sei, denn ein Engel

wird
Nicht fett durch euer Fasten; wird nicht reich
Durch eure Spenden; wird nicht herrlicher
Durch eu'r Entzücken; wird nicht mächtiger
Durch eu'r Vertrauen. Nicht wahr? Allein ein Mensch!

Auch Kirchgang, Beichte, Gebet und Glaube beweisen nichts für eine Religion, wenn sie nicht in den sittlichen Wettstreit eintritt. Das Christentum unterzuordnen liegt Nathan wie Lessing fern. Aber der Christ, erklären beide, ist nicht schon darum besser, weil er Christ ist. Recha wird durch den Hinweis, ihr „Engel" könne krank und bedürftig geworden sein, zu der Erkenntnis geführt,

Wie viel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist, wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten

Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen.

Die schwerste Kunst der werktätigen Liebe, die Entsagung, hat der jedem äußeren Wunderglauben abholde Nathan in reichem Maße üben müssen. Das einzige, was Gott ihm gab, nachdem er ihm alles genommen, seine Recha, die seiner Rache verfallen war, als Bonafides sie brachte, auf die er sich aber nun durch ein Leben verantwortlicher Sorge und Arbeit Vaterrechte erwarb, — er ist bereit, auch dem zu entsagen, wenn rechtmäßige Ansprüche sichtbar werden sollten. Er bestrebt sich sogar, sie aufzuspüren, und macht den Willen zur Tat. Den Willen! Nathan ist nicht Fatalist, ist auch nur bedingt Determinist. Gottes Ratschluß ist unerforschlich, sein Wille geschieht, aber dem Menschen gab er Freiheit des Willens.

Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte?

Das widerspricht dem sittlichen Zwange nicht, dem Lessing in den Zusätzen zu den Abhandlungen des jungen Jerusalem Ausdruck gibt, dem Schöpfer dankend, daß der Mensch „müsse, das Beste müsse". Unser Charakter ist gegeben: so bestimmte Gott die Richtung unseres Willens, so will er, daß ich will. Gegeben ist auch die Gelegenheit, gut oder böse zu handeln. Die Neigung wird auch stets die gleiche sein. Die Wahl aber ist frei und oft genug aller Gewohnheit entgegen. Sei der Charakter wie er sei: eines bringt er mit, das rein Menschliche. Verständnis dafür, daß alle Menschen als solche vor Gott gleich seien, ist denn auch der Boden für Nathans Religion. Diese echte Humanität zu beweisen ist tausendfach Gelegenheit.

Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen.

Auch diese Auffassung, die alle Unterschiede unter den Menschen streicht, wenn sie nicht sittlicher Art sind, entspricht der Ringparabel. Vorurteilsfrei sei der Mensch bei Rang, bei Glaube, bei Vorzügen des Geistes und des Körpers; duldsam sei er gegen

fremde Meinungen, duldsam auch gegen fremde Schwächen. Aus dieser Toleranz ergibt sich dann von selbst Verträglichkeit, Anpassung an individuelle Eigentümlichkeiten. Nathan nennt ohne weiteres nicht gut, was andere tun, vermag es aber zu entschuldigen. Böse und gut gibt es überall wie Recht und Unrecht. Es gibt eine Toleranz der Verachtung, des Irrtums, des Übermuts, der Gerechtigkeit, der Frivolität, der Schwäche, der Beschränktheit, der Übersättigung und, besonders in der modernen Zeit: der „Kompromisse". Die Toleranz der Humanität, die Nathan ausübt, duldet aus Einsicht, Menschenkenntnis und Güte. Sie wird nur durch eine Nathanseele und ein Nathanleben errungen. Nur Menschenehre, keine Standesehre erkennt Nathan an. Kein Mensch darf sich vermessen, von Gott als ein besonderes Wesen geschaffen zu sein, darf glauben, daß seine Anschauungen maßgebend seien, daß er, und sei er Priester, andere Auffassungen herabsetzen dürfe. Der wahre Weise, der andern zu gebieten fähig ist, ist selbst bescheiden.

Nur muß der eine nicht den andern mäkeln;
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Nathans Weisheit wird uns aber nicht in plumpen Lehren geboten. Mit feinem Humor greift er die schwache Seite heraus, um so erzieherisch viel besser einzuwirken. Lessings Reichtum an Witz und Liebe zur Pointe, zum schlagkräftigen Kontrast, kamen ihm bei der Zeichnung dieses Charakters vortrefflich zu statten. Der große Geist gewinnt ja fast immer seinen überlegenen Humor aus seiner überlegenen Erfassung der Dinge selbst, vor allem seiner Menschenkenntnis. Der wahre Humorist ist stets ein vortrefflicher Psychologe. Mit wie feiner, wohlmeinender Ironie weiß Nathan den Tempelherrn von seiner eingebildeten Großheit des Handelns Daja gegenüber herunterzuführen: er bittet ihn, ferner doch Recha auch den Mantel zu senden, damit sie einen Dankeskuß darauf pressen könne, und stellt für des Ritters Sprödigkeit Erklärungsgründe auf, die diesen beschämen:

Ihr war't zu gut, zu bieder,
Um höflicher zu sein. — Das Mädchen ganz
Gefühl; der weibliche Gesandte, ganz
Dienstfertigkeit; der Vater weit entfernt —
Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge;
Floht ihre Prüfung; floht, um nicht zu siegen.
Auch dafür dank' ich euch.

Gerade deshalb, weil Nathan als der Unsere zu uns spricht, weil er die Waffen des Witzes nicht verschmäht, sich nicht mit Insignien gottbegnadeter Autorität behängt, gehen sein Wort und seine Tat uns so rasch zu Herzen, glauben wir so gern, daß er meint, was er sagt, und wie er es sagt. Der innere Wert freilich beruht auf der Idee des Testaments Johannis: „Kindlein, liebet euch untereinander." Und diese Mahnung ist so einfach und so leicht zu befolgen, dabei so allumfassend in ihren Wirkungen, daß wir eine Vernunftreligion auf solchem Grunde, dem Grunde der Ringparabel, ideal nennen dürfen und ideal auch ihre Bekenner. Denn jeder Mensch, wenn er recht handelt, ist ein Glied der Gemeinde Nathans des Weisen, der Gemeinde, die allein alle Völker und alle Religionen zu umfassen vermag, — denn „der echte Ring vermutlich ging verloren". —

Die Betrachtung der Ringparabel und der Charaktere der Dichtung ergab eine Weltanschauung, deren Berechtigung heute als selbstverständlich gilt. Sie ist nicht die einer bestimmten Religion allein, obwohl das eine feststeht: nur durch die Lehren des Christentums, in dem auch Lessing aufgewachsen war, vermochte er Juden und Mohammedaner hier so zu idealisieren. Christlich sind im Grunde alle diese Charaktere gefärbt: ideale Vertreter des Judentums und Islam würden anders aussehen. Das ist dem Sohn des Kamenzer Pfarrers vielleicht nicht ganz zum Bewußtsein gekommen. Wie dem aber auch sei: Lessing hat den Geist späterer Zeit in „Nathan dem Weisen" prophetisch verkörpert.

Der Gedanke Nathans des Weisen rang sich durch, langsam, aber stetig, in hartem Kampf mit widerstrebenden Weltanschauungen, aber immerhin siegend. Wie Saladin mit Juden und Derwischen auf freund-

schaftlichem Fuße verkehrt, so lernte auch der Fürst des 19. Jahrhunderts das Verdienst mehr und mehr als Grundlage seines Thrones schätzen, komme es, woher es wolle. Der Tempelherr wirbt um ein Judenmädchen: so verschwand allmählich auf der Wage, auf der Ehen gewogen werden, die Wertung des Vorurteils, und auch der „Tempelherr" des 19. Jahrhunderts durfte mehr als früher nach dem Herzen wählen. Die plumpe Äußerung sozialen Wertunterschieds wie jegliche Form der gesellschaftlichen Anmaßung gilt heute als unvornehm und unfein, ja als pöbelhaft. Die soziale Beweisung der Humanität, die Nathan von den Quietisten Al Hafi und Bonafides grundsätzlich unterscheidet, ist der Angelpunkt der inneren Politik jedes Staates und jeder Gemeinde geworden. Die einzelnen Religionen wiesen stärker darauf hin, daß wahre Frömmigkeit nicht oder wenigstens nicht allein in starren, unlebendigen Dogmen und Wunderglauben bestehe. Die Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts hat wieder zur Vernunft zurückgeführt und eine Brücke verlangt vom Glauben zum Wissen. Herz und Geist in religiösen Fragen zu versöhnen, die Kraft des Ringes zu verinnerlichen, ist die wichtigste Lebensfrage jeder Religion geworden. Die Lehre, daß keine Kultur unabhängig ist von dem Boden, auf dem sie wächst, daß ein nationaler Einschlag jeder Arbeit, jedem Menschen verbleibt, besteht im „Nathan" neben dem Weltbürgertum, denn Saladin weiß, „daß selbst der Beste seines Volkes seinem Volke nicht ganz entfliehen kann". Die Lebensführung auch des einzelnen aber wurde freier und damit persönlicher, und der von Nathan belächelte Allerweltsnörgler oder die kleine Großheit, die sich auf Millionen Socken stellen möchte, sie werden nicht einmal mehr der unreifen Jugend nachgesehen. Die Pädagogik hat sich von ihrem einseitigen Ideal abgewandt, der „kalten Buchgelehrsamkeit, die tote Zeichen ins Gehirn nur drückt," und das Erziehungsideal Nathans des Weisen: mache dein Wissen, geistig wie sittlich, zum Können, entwickle den Willen zur Tat, ist das der Gegenwart geworden. Die Erkenntnis hat sich durchgerungen, daß nichts leichter, nichts aber auch für die Menschheit überflüssiger ist als behagliche Ruhe oder andächtige Schwärmerei!

Etwas, was ganz erst unsere Zeit erkannt hat, lehrt uns doch auch schon der reiche Nathan schätzen: den Wert des Berufes. In regelmäßiger Arbeit liegen die Quellen des Glücks. Das passive Hinleben des Alters, der sogenannte „Ruhestand", früher allgemein das Ziel des Wünschens, ist arg in Verruf gekommen. Die Stunde scheint uns ebenso wertvoll wie die Kraft, und dem ständig Feiernden gelten die Tage als verloren. Die Bedeutung des Besitzes ist zurückgetreten gegen die Bedeutung einer solchen Wirksamkeit, eines solchen Sichauslebens, wie der greise Nathan es vermag. Selbst das Geld wurde anders gewertet als im 18. Jahrhundert, erhielt den Prägestempel von Nathans Weisheit. Das Geld, das er nicht lebendig macht, nicht nutzbringend umlaufen läßt, ist als wäre es nicht vorhanden, und wenn Nathan seinen Reichtum aus Gräbern gehabt hätte, so wären es, wie schon Saladin weiß, sicherlich nicht Salomons oder Davids Gräber gewesen: „Narren lagen da begraben." Der pessimistische Zug, der noch durch die Wertherzeit, dann durch die Romantik eilte und endlich von Schopenhauer zum philosophischen System ausgebaut wurde, ist von Lessings Nathan geistig schon überwunden. Obwohl ihm nichts Menschliches fremd war, obwohl ihm kein Unglück erspart blieb, wurde er weder zum Menschen- noch zum Weltverächter. Die scharfe Scheidung von Schein und Sein, die unserer kritischen Zeit natürlich sein sollte, von Gedanken und Ausdruck, von Gesinnung und Tat, lehrt auch der Klosterbruder: „Der Wille und nicht die Gabe macht den Geber." Gegen das Protzentum freilich, dem wie der Lernäischen Schlange immer wieder neue Köpfe nachwachsen, hat wahre Bildung und Innenkultur, zu der Lessing die Deutschen erziehen wollte, noch immer einen schweren Kampf zu kämpfen. Der Hunger nach Wirklichkeit und Gegenwart, der sich künstlerisch im Naturalismus bis zu Ende ausgesprochen hat, hat ihr diesen nicht leichter gemacht. Und an Stelle der mittelalterlichen Vertröstung auf ein „besseres Jenseits" rät Lessing uns Leben und Lohn auch schon von der einzigen Erde, die wir kennen, der einzigen, die unseren siebzig Lebensjahren gegönnt ist, zu erwarten. Die Worte, die er seinen

Nathan sagen läßt: „Gott lohnt Gutes, hier getan, auch hier noch", enthalten den Inbegriff der modernen Sittlichkeit, die durchaus nicht im Widerspruch steht zu einer Lebensauffassung im Geiste religiöser Innerlichkeit.

Um den Gedanken kommender Zeiten vorarbeiten zu können, mußte Lessing frei schalten mit den Völkern und ihrer religiösen Vergangenheit. Sein Liebling Bayle faßt Mohammed noch als bloßen Betrüger. Erst Reland, ein holländischer Gelehrter, begründete 1717 eine neue Auffassung des Islam in Europa durch seine Schrift „De religione Mohammedica". Lessing, dessen Anakreontik noch nur Spottverse für die Türken fand, wurde durch die 1751 von ihm übersetzten „Kleinen Schriften" Voltaires zu einer günstigeren Vorstellung hinsichtlich der Bekenner des Korans veranlaßt. Diese erscheinen bei Voltaire in sogar vorteilhafterem Lichte als die Christen; Saladin wird gefeiert als gerechter, toleranter, großmütiger Fürst. Alle Menschen habe er für seine Brüder erklärt. 1750 studierte Voltaire seinen „Mahomet" mit den Prinzen des Hofes in Berlin ein. Löwen führte ihn 1767 im Hamburger Nationaltheater in fünffüßigen Jamben auf. 1774 erschien Gleims Koran in Versen: „Halladat oder das rote Buch." Ungefähr gleichzeitig gab Turpin seine Mahomet-Biographie heraus, schrieb Goethe seine „Fragmente". Bei Reimarus lernte Lessing ebenfalls den Islam höher achten. In dem Entwurf einer Vorrede zum Nathan erklärt er, daß der Nachteil geoffenbarter Religionen gerade in den Kreuzzügen einem Vernünftigen habe auffallen müssen, und „daß es an Winken bei den Geschichtsschreibern nicht fehle, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultan gefunden". Mit Lessings Nathan und Goethes Mahometpoesie ist die Stellung zum Islam entschieden. Auf dieser Bahn schritt später in Deutschland die Romantik weiter: 1805 schrieb Bettina von Arnims Freundin Karoline von Günderode ein Mahomet-Drama. Carlyle meint in seiner Schrift „Über Helden und Heldenverehrung" (1840) von Mohammed: „Ich will soviel Gutes von ihm sagen,

wie ich nur irgend kann; das ist der beste Weg, sein Geheimnis zu ergründen."

Für Lessings „Nathan den Weisen" kam es weniger auf den historischen Mohammed und Saladin als auf die Möglichkeit an, außer dem Judentum noch eine Religion, die in dem Zeitalter der Aufklärung nicht von vornherein als lächerlich ausschied, dem Christentum gegenüberstellen zu können. Der Gedanke an Moses Mendelssohn ließ leicht den Juden über den Türken siegen. Nicht Saladins Religion übrigens, sondern nur der Sultan als Mensch forderte geschichtliche Treue, denn historisch treu müssen ja nach der Forderung des Hamburgischen Dramaturgen von dem dramatischen Dichter nur die Charaktere behandelt werden. Historische Charaktere sind in unserem Drama nur der Sultan Saladin und der Patriarch von Jerusalem Heraklius, über deren Persönlichkeit die Geschichte wie folgt berichtet. Salah-ed-din Jussuf Ibn-Ayub, Sultan von Ägypten und Syrien, Sohn eines kurdischen Häuptlings 1137 geboren, stürzte 1171 das fatimidische Königshaus Ägyptens, machte sich zum Alleinherrscher, unterwarf Syrien, schlug die Christen 1187 bei Tiberias, eroberte Akkon, Askalon und Jerusalem, kämpfte dann zwei Jahre gegen Richard Löwenherz, der ihn mehrfach besiegte, — der Bruder von Richard Löwenherz wird bei Lessing als Freier Sittahs erwähnt —, und trat endlich die Küste von Jaffa bis Tyrus den Christen ab. 1193 starb er in Damaskus. Unser Stück fällt in die Zeit nach Abschluß des Waffenstillstandes im dritten Kreuzzug, nach dem Fall Akkons im Jahre 1191, ohne daß indessen dies für Lessing chronologisch bindend gewesen wäre. Er selbst erklärt: „In dem Historischen, was dem Stück zugrunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweggesetzt, ich habe sogar mit den einzelnen Namen nach meinem eigenen Gefallen geschaltet. Meine Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollten bloß den Gang meines Stückes motivieren." So dürfen wir uns nicht daran stoßen, daß Heraklius im Jahre 1191 vermutlich schon tot war, jedenfalls nicht mehr in Jerusalem gewesen sein kann; daß Saladins Vater Ayub, der Schatzhüter auf dem Libanon, im Jahre 1191 ganz bestimmt

längst tot war; daß Recha achtzehn Jahre alt ist, obwohl ihr Vater, der bei Askalon, also 1187, fiel, sie damals als kleines Kind zurückließ; daß Daja sie seit der Kinderzeit und dem Tode ihres Gatten pflegt, obwohl dieser mit Barbarossa ertrank, also 1190; daß der zahlreichen Kinder Saladins gar nicht gedacht wird; während andererseits wirklich berichtet wird, Saladins Schwester Sittah-Alscham habe alle ihre Mittel dem freigebigen Bruder geopfert; oder: der Plan einer Heirat zwischen Saladins Bruder Malek-el-Adel und Richards Schwester Johanna von Sizilien habe wirklich bestanden. In diesen Dingen muß man objektive Geschichte und subjektive Geschichtsquelle unterscheiden. Fragen wir daher lieber, aus welchen Quellen, seien sie historischer, dichterischer oder rein gedanklicher Art, Lessing direkt geschöpft hat, und vergessen wir hierbei nicht die ungeschriebenen, denn auch das Unliterarische ist, ist um so mehr, weil es zum eigenen Fortleben der Schrift nicht zu bedürfen scheint.

Historisch war Lessings Hauptquelle Marins 1758 erschienene „Histoire de Saladin", die 1761 ins Deutsche übertragen war. Die „Deliciae orientales", 1712 übersetzt, Herbelots „Bibliothèque orientale", Abulfedas und Amadoddins Darstellungen wurden gleichfalls verwertet; ferner Bohadin, den Schiller in seine Sammlung historischer Memoiren aufnahm, weil er „zu dem verschönerten Bilde des ägyptischen Sultans in Lessings Nathan das Urbild lieferte". Die Charakterzüge des Lessingschen Saladin finden wir am vollkommensten bei Marin wieder: die Humanität, die Großmut, die Freigebigkeit, das lebhafte Temperament. Seine Gnade einzelnen Gefangenen gegenüber und seine Bewirtung christlicher Pilger werden von Marin ebenso berichtet wie seine unerbittliche Niedermetzelung der Ordensritter. Auch dem Patriarchen hat Lessing nicht zu viel getan: nach Marin verkörperte er die „Trostlosigkeit und Verworfenheit am Heiligen Ort". Lessing bedauerte daher nur, daß er in seinem „Stücke noch bei weitem so schlecht nicht erscheint als in der Geschichte". Die Tempelherren treten bei Marin als Idealgestalten der Tapferkeit auf, und bezeugt wird der Glaube des Kreuzheeres, daß Engel in ihren Reihen stritten,

in weißen Gewändern und mit flammenden Schwertern. Historisch, dichterisch und gedanklich zugleich hat Voltaire als Quelle zu gelten. Seine „Histoire de croisades", seine Dramen „Le fanatisme ou Mahomet le prophète" — uns durch Goethe nahegebracht — und „Zaïre" — von Elise Reimarus in deutsche Jamben übersetzt — sind für Lessing Fundgruben gewesen, namentlich für seine dramatische Fabel, seine Charaktere und religiösen Anschauungen. In der „Zaïre", die in Jerusalem spielt, finden sich ein gütiger und toleranter Sultan, ein aufbrausender, junger Franke, ein zartes, konfessionsloses junges Mädchen, eine Bekehrerin wie Daja namens Fatime und schließlich Proteste gegen Unduldsamkeit im Fanfarenton! Die Parallele Nereſtan-Tempelherr und Zaïre-Recha wird vervollständigt durch die Lösung des Knotens, das Geschwistermotiv, das wir auch in Voltaires „Mahomet" (Palmire und Seïde) und in den „Guèbres" (Arzemon und Arzame) finden. „Sa soeur! Qu'ai-je entendu? Dieu! serait-il possible?" ruft der Sultan Orosmane vernichtet aus. 1763 erschien Voltaires „Traité de la Tolérance", der als Einleitung zum „Nathan" dienen könnte: „Puissent tous les hommes se souvenir qu'ils sont frères! Qu' ils aient en horreur la tyrannie exercée sur les âmes." Das Drama „Les Guèbres ou la tolérance" aus dem Jahre 1769, von Voltaire „poème dramatique" genannt wie Lessings „Nathan" „dramatisches Gedicht", predigt Kampf gegen die Pfaffenherrschaft und liefert Lessings Al Hafi die Berufung auf die „Ghebern". Lessing kannte außerdem den Koran in Boysens Übersetzung so gut wie Gleims „Halladat", der, durch jenen angeregt, ebenfalls in Blankversen Menschenliebe feierte.

Eigene Vorläufer und Quellen hat die Ringparabel. Des Staufen Friedrichs II. Charakteristik Christi, Moses und Mohammeds als der drei Betrüger, gerügt durch eine päpstliche Bannbulle, wurde durch eine anonyme Schmähschrift des 16. Jahrhunderts: „De tribus impostoribus" wieder aufgenommen und ergänzt. Walther von der Vogelweide lehrt, daß Christen, Juden und Heiden demselben Gotte dienen, und Freidank schließt sich ihm an: „Si wellent

alle haben recht.“ Ein spanischer Jude hat vermutlich schon im 11. Jahrhundert die Ringparabel in — vielleicht — erster Fassung erdacht, bis dann vier Jahrhunderte später der Rabbi Salomo ben Verga im Schebet Jehuda ihr eine Gestalt gab, die uns erhalten ist. Pedro von Aragonien fragt den weisen Juden Ephraim Sanchus, ob die jüdische oder christliche Religion die bessere sei. Als dieser eine unbefriedigende Antwort gibt, erbittet er eine Bedenkzeit von drei Tagen, nach deren Ablauf er erregt erzählt, sein Nachbar, ein Juwelier, habe vor Antritt einer Reise seinen beiden Söhnen je einen Edelstein geschenkt. Diese hätten ihn nun um den Wert befragt und ihn auf seine Erklärung, man müsse die Rückkehr des Vaters abwarten, geschlagen. Da Pedro die Söhne schilt, bittet Ephraim, sich doch auch mit seiner Frage an den Juwelier im Himmel zu wenden, der beide Religionen geschaffen habe, und erntet so des Fürsten Anerkennung. Neben dieser ersten jüdischen Fassung, die für den Juden Nathan besonders in Betracht kommt, gibt es eine Reihe anderer. Schon 1185 taucht in der Provence eine gereimte Dichtung auf mit dem tendenziösen Titel „Le dis dou vrai aniel“, in dem an die Stelle des Juweliers ein Ägypter tritt, der einen heilkräftigen Ring besitzt und vor seinem Tode zwei andre Ringe nachschaffen läßt. Jenen erhält sein jüngster guter Sohn, diese die beiden schlechten Söhne. Bei dem Erbstreit beweist sich die Heilkraft sofort. Von höherer Ethik ist hier freilich keine Spur. Ähnliches finden wir 1250 bei Etienne de Bourbon. Die „Gesta Romanorum“ bringen um 1300 Neues. Das Wettschießen nach der Leiche des Vaters wird dort der Anlaß des Konflikts. Einem König hat seine buhlerische Gattin drei außereheliche Söhne und einen ehelichen Sohn geboren, der allein bei des Vaters Tode den Schuß verweigert und dadurch den Thron gewinnt. Die drei sollen Juden-, Heiden- und Ketzer-, der eine das Christentum darstellen, während der König Gott selbst ist. Uneheliche Söhne erhielten in den Gesta auch vom Vater falsche gläserne Ringe, der echte Sproß dagegen den echten, der mit Wunderkraft begabt war und ihm die Herrschaft sicherte. Also hatte „der Vater ihn mehr geliebt“. Und

so bieten die Gesta mehr als eine Version. Besonders bedeutsam ist diejenige, in der erzählt wird, der Ring „hette die tugend, wer es an der hant trug, dem must aller mengklichen hold und genädig sein". Außer dem Ringe, der den Glauben bedeutet, erhielt der jüngste Sohn, der Vertreter des Christentums, von seinem Vater, dem König Darius, noch ein Halsband und ein Tuch. Jenes heißt Zuversicht, dieses Liebe.

Lessing kannte sicherlich diese Version, da er alle Angaben der „Gesta Romanorum" an einer Stelle der Wolfenbütteler Bibliothek zusammentrug, wie er 1776 selbst erklärte. Die Reformation spaltete die eine echte Religion in drei Konfessionen, was Logau, dessen Sinnsprüche Lessing und Ramler zusammen herausgaben, im Geist der Ringparabel beklagt:

Luthrisch, päpstisch und calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christentum dann sei.

1704 gab Swift in dem Lessing so vertrauten „Märchen von der Tonne" eine neue eigene Nachahmung der Ringparabel, die sich indessen zu weit entfernt, um in diese Kette gefügt zu werden.

Für Lessing entscheidend wurde die Fassung, welche die Ringparabel auf dem Wege über Italien erhielt. Nr. 72 der „Cento novelle antiche" bringt bereits die Geldnot eines Sultans und das Bestreben, dem gefragten Juden eine Falle zu stellen, bringt als unmittelbare Antwort die Erzählung von den drei Ringen und der Nachahmung durch einen Goldschmied auf des Vaters Geheiß, der den Bitten seiner Söhne gerecht werden will, mithin „jedem insgeheim seinen Ring" gibt. Busone de Gubbios Novelle im „Avventuroso Siziliano" führt als Sultan Saladin ein, dem Gelder für den Krieg mit den Christen fehlen. Boccaccio, die direkte von Lessing selbst angegebene Quelle, hält sich in seiner dritten Novelle ebenfalls an Saladin. Dieser will seinen Schatz füllen, beruft einen geizigen Wucherer Alexandrias namens Melchisedek, der nur gezwungen zu leihen pflegt, fragt ihn nach den Religionen und hört nun die Ringgeschichte. Bei Boccaccio zuerst wird der Ring von Geschlecht zu Geschlecht weitervererbt bis zu dem

Vater jener drei Söhne, die gleich würdig sind und folglich gleich von ihm geliebt werden. Er läßt die zwei Ringe nachschaffen, so daß er selbst kaum den echten unterscheiden kann. Der Vater stirbt, der Streit der Söhne hebt an und kann nicht geschlichtet werden. „Und eben dieses", schließt Melchisedek, „sage ich Euch, mein Herr, von den drei Religionen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben hat, wegen welcher Ihr mich befraget. Ein jedes derselben glaubt sein Erbteil, seine Lehre und seine Gesetze unmittelbar von ihm empfangen zu haben. Von welchen unter ihnen aber sich dieses mit der Wahrheit behaupten lasse, das bleibt noch unausgemacht." „Saladin", sagt Boccaccio weiter, „sah wohl ein, daß der Jude sich gut aus der Schlinge zog, die er ihm gelegt hatte. Er entschoß sich demnach, ihm sein Anliegen geradezu zu eröffnen und zu versuchen, ob er ihm von freien Stücken würde helfen wollen. Er tat es und gestand ihm zugleich, was seine Absicht gewesen wäre zu tun, wenn er nicht so vernünftig geantwortet hätte. Der Jude bediente ihn völlig mit der ganzen Summe, die er brauchte, und Saladin bezahlte ihm in der Folge nicht nur seine Schuld, sondern machte ihm noch überdies ansehnliche Geschenke und behielt ihn als seinen Freund in großen Ehren und Ansehen beständig bei sich." Statt Jerusalem Alexandria! Ganz fehlen die Ringeskraft und die dazu gehörige Zuversicht, der Pflichtenstreit und damit die innere Einheitsprobe, die aus einer schlichten Erzählung erst eine göttliche Botschaft, aus Klugheit Weisheit zu machen berufen war. — Außer dieser dritten Novelle (I, 3) hat noch die 93. (IX, 3) Lessing beeinflußt, in der von einem reichen und freigebigen Orientalen, dem greisen Nathan, berichtet und die abgeklärte weise Betrachtung des Alters der ungestümen Hitze der Jugend gegenübergestellt wird. In der 55. Novelle wird eine zweijährige Waise von einem Krieger an Kindes Statt genommen, der das Töchterchen bei seinem Tode wiederum einem Freunde vertraut. Ein späterer Freier wird als ihr Bruder erkannt. In Boccaccios vorletzter Novelle schließlich erkennt Saladin einen alten Gastfreund, der gefangen ist, an einem Zuge um den Mund, und

so vermag er seinen Dank zu betätigen. Aus diesen Fabeln schuf Lessing mit derselben ursprünglichen Kraft seinen „Nathan", wie etwa Shakespeare aus der Geschichte mit den drei Kästchen einen „Kaufmann von Venedig".

Die tiefste Quelle blieb für Lessing er selbst und sein Erlebtes. Er konnte sterben gehn, als „Nathan" Leben erhalten hatte. Seine religiösen und seine materiellen Kämpfe spiegeln sich im „Nathan" wider. In dem Jammer des Greises um die verlorenen Seinen tobt Lessings Schmerz um Weib und Kind, und die Gestalten des Stückes führen auf geschaute Urbilder zurück. In Recha erkennen wir kaum Züge seiner Stieftochter Malchen, obwohl sie von dem Freundeskreise fortan geradezu so angeredet wurde. „Aber Recha muß mitkommen," schreibt am 22. Dezember 1780 F. H. Jacobi in der Einladung, die er an Lessing richtet. Der Vergleich lag äußerlich nahe. Doch abgesehen von der Bravheit des Charakters und der Innigkeit des Verhältnisses läßt sich nichts wesentlich Verbindendes finden. Malchen hatte einen derbfröhlichen Zug in ihrem Wesen, der zu Rechas scheuer Zartheit nicht ganz stimmen würde. Immerhin hat Lessing gewiß an sein Malchen gedacht, als er seine Recha schuf. Malchen war, ohne sein eigenes Kind zu sein, ein nicht geringerer Ersatz für ihn als Recha für Nathan. Im Entwurf hieß Recha noch Rahel: es ist derselbe Name, nur in die jüdische Umgangssprache gewandelt. Daja hieß da noch Dinah. Jenes wurde vorgezogen, da es nutrix, das heißt Amme, bedeute, wie Lessing selbst bemerkt. In der Verbindung Nathan-Tempelherr erkennen wir Lessing selbst, obwohl Nathan auch Züge Mendelssohns trägt. Nur müssen wir uns hier vor Vergleichungen hüten, die auf jeden dritten Menschen ebenso zutreffen können.

Daß Lessing an seinen Freund bei der Dichtung gedacht hat, sieht jeder, der beider Leben und Charaktere verfolgt. Als aufgeklärte und gute Juden kämen etwa noch Gumperz und Wessely in Frage. Aber nur Mendelssohn war so gelassen und milde, so überlegt und so stolz vor Fürstenthronen in Berlin wie in Braunschweig: „Ich bin ein Jude!" Lessing wußte auch, daß Saladin

mit dem verfolgten Juden Moses ben Maimon (1139—1205), den Mendelssohn hochschätzte, befreundet war. Auch dieser Maimonides war ein Lehrer der Verirrten gewesen: „More Nebschim". In dem Patriarchen erkennen wir mühelos den fanatischen Goeze, wenn wir die ausgesprochene Schurkerei abziehen. Hoherpriester und Patriarch sind ja feststehende Titel Goezes im Briefwechsel Lessings mit Elise Reimarus. Intoleranz, Unbarmherzigkeit und donnernde Verdammung jedenfalls sind beiden gemeinsam, und der Hinweis des Patriarchen auf das Theater — 1192 in Jerusalem! — „wo dergleichen pro et contra sich mit vielem Beifall könnte behandeln lassen," erinnert deutlich an die Goezesche Verfolgung der Bühne. Wie aus dem bloßen Boten des Patriarchen im ersten Entwurf der Klosterbruder unseres Stückes hervorging, so aus demjenigen Saladins der Derwisch, den Lessing im Leben als einen originellen Berliner Rechenmeister und öfteren Schachgenossen Mendelssohns kannte, Abraham Wulff, Sekretär des Kaufmanns Aaron Meyer. Ohne Ahnung von der wirklichen Welt, zynisch, naiv und bedürfnislos, stets in Geldverlegenheit, stand er Modell für Al Hafi, dessen Name arabisch „der Barfüßige" bedeutet. Wie Nathan für Al Hafi bürgt, so Mendelssohn für Wulff, der in dessen Hause unentgeltlich ein kleines Zimmer bewohnte. Wulff war freilich nicht so bedürfnislos, daß er nicht geheiratet hätte, aber so arm und so unfähig, an Geld zu denken, daß er seine Frau, die meist anderswo lebte, nicht ernähren konnte. Von den Anekdoten, die über diesen zerstreuten Sonderling umliefen, sei hier nur eine nach dem Mendelssohn-Biographen Kayserling erzählt: „Einst kam Abraham zu Mendelssohn, als Professor Engel bei ihm war, stand still, sah ihn an, ergriff einen Stuhl und sagte hinausgehend: „Meine Frau ist von Hannover angekommen, ich habe nur einen Stuhl." Von Mendelssohn noch ausdrücklich im Derwisch erkannt, verfiel er ein Jahr nach Lessings Tode dem Wahnsinn. Erst 1802 ist er gestorben.

Von Sittah hat man mit geringer Berechtigung auf Elise Reimarus als Urbild geschlossen. Gewiß fehlt beiden ein eigentliches

Organ für Religion, vertreten beide Vernunft und Aufklärung. Aber Elise war gar nicht intrigant wie Sittah, im Gegenteil offen und geradezu wahrheitsfanatisch. Sittah hat außerdem in ihrem Wesen etwas Liebevolles, Weibliches, Vornehmes, Hausfrauliches, Weiches, — Züge, die Elise nicht charakterisieren können. Sittahs Humor ist auch nicht der kurze ironische Witz, der wenn auch nicht gerade pikant altjüngferlichen, so doch im Ausdruck spitzen Elise, der gesucht scharfkantige Gedanken am besten gefielen. Auch Sittahs mütterliches Verhältnis zu Recha wäre mit dem Elisens zu Evas Tochter Malchen schwer für Lessings Empfinden in Einklang zu bringen; und gerade solche Zusammenhänge schweben dem Dichter bei dem Gestalten klarer vor als Einzelheiten.

Deutlich aber ist auch ohnedies, wieviel Lebenswärme „Nathan der Weise" durch Lessings persönliche Erfahrungen und Erlebnisse erhalten hat. Dieses Drama ist als Ganzes der abgeschlossene Ausdruck seines Wesens, wie es sich seit den Kinderjahren entwickelt hat. Die Entstehung des „Nathan" bedeutet die Geschichte Lessings. Linien, die zu „Nathan" aus andern Lessingschriften führen, ließen sich in Fülle aufzeigen. Natürliche Vorläufer sind die Jugenddramen „Die Juden" und „Der Freigeist". Im Jahre 1750 bemerkte Lessing im Anschluß an Werenfels' Rede zur Verteidigung der Schauspiele: „Selbst die Streitigkeiten unterschiedener Religionen können auf das nachdrücklichste darin vorgestellt werden." 1754 übersetzte er bei der Rettung des Cardanus eine Stelle aus dessen Schrift „De subtilitate", in welcher der Götzendiener, der Jude, der Christ und der Mohammedaner ihre religiösen Anschauungen vertreten. Die Lektüre Boccaccios und der Gesta Romanorum liefern dann die dichterische Achse, die Ringparabel. Die Idee keimte auf in jener Nacht vom 10. zum 11. August 1778, drei Tage nachdem er dem Herzog sein Ultimatum gestellt hatte. Der religiöse Streit befruchtete den Plan. Aber nicht nur er. Saladins Klage war lessingisch:

Das leidige, verwünschte Geld! ...
Das, wenn ich's habe, mir so überflüssig,
Und hab' ich's nicht, so unentbehrlich scheint.

Robert Browning drückt in einem seiner Briefe an seine Elisabeth Barret-Barret diesen Gedanken ähnlich aus: der Besitz des Geldes befreie uns von der Notwendigkeit daran zu denken. Von der Subskription auf den „Nathan" erhofft Lessing Hilfe in den Verlegenheiten, in die ihn besonders die Sorge für seine Stiefkinder nun aufs neue stürzte. Vielleicht aber, seufzte er am 20. Oktober, werde das Pferd verhungert sein, ehe der Hafer reif geworden. „Geld bis zu Ostern brauche ich freilich," schreibt er am 7. November 1778 an Karl, „und die Sorge, es anzuschaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen sein müßte. Aber wenn Du wirklich meinst, daß Dein anderer Vorschlag tunlich sei und sich wohl noch ein Freund fände, der mir das Benötigte zu den gewöhnlichen Zinsen vorschösse, so würde ich diesen tausendmal annehmlicher finden. Ich brauchte aber wenigstens dreihundert Taler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinsten Spuren der Zerstreuung so merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt zu geben imstande bin; meinen Wechsel; und wenn ich plötzlich stürbe, würde doch wohl auch noch soviel übrig sein, daß dieser Wechsel bezahlt werden könnte." Moses Wessely, ein jüdischer Bekannter Lessings aus der Hamburger Zeit, der 1772 über „Emilie Galotti" Briefe veröffentlicht hatte, gab wirklich das Geld her, aber erst so spät, daß Lessing im Dezember doch noch die Hilfe seiner Braunschweiger Freunde Eschenburg und Leisewitz anrufen mußte. Auf diesem Boden des Kampfes, der Not, der Unruhe erwuchs unsere harmonische leidenschaftslose Dichtung, die uns anmutet wie eine ruhige Säulenhalle, aus der jede Spur dramaturgischen Eifers, stürmischer Handlung, künstlicher Intrigen, trüber Ahnungen und Konflikte verweht ist, oder wie eine erhabene Symphonie des Friedens.

Sobald Lessings Nathanplan laut wurde, erwartete man so etwas wie einen poetischen „Anti-Goeze". Lessing trat dieser Auffassung sofort in einem Brief an den Bruder vom 20. Oktober entgegen: „Jetzt ist man hier auf meinen Nathan gespannt und

besorgt sich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, selbst Du hast Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe." Die Geschichte seines dramatischen Nathanplans skizziert ebenfalls er selbst am 7. November 1778: „Mein Nathan, wie mir Professor Schmid und Eschenburg bezeugen können, ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reise, vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgesucht, weil mir auf einmal beifiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer anderen Seite damit in die Flanke fallen könne." Sein Stück sei fertig, meldet er, bis Weihnachten aber wolle er daran feilen, damit es zur Ostermesse erscheinen könne. Gleichzeitig legt er die Fäden bloß, die von Nathan zur Theologie führen: „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu tun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verbauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen." Den Prosaentwurf beendete er im Lauf des Herbstes. Am 14. November wurde „zu versifizieren angefangen". Den 2. Akt begann er am 6., den 3. am 28. Dezember 1778, den 4. am 2. Februar, den 5. am 7. März 1779. Mitte April wurde der Schluß zum Druck nach Berlin gesandt. Die Bogenzahl wurde stärker als gedacht. „Doch ich denke," schrieb Lessing an Karl am 15. Januar 1779, als sich bei ihm selbst schon tausend Subskribenten gemeldet hatten, „wer von meinen Subskribenten einen Gulden daran hat wagen wollen, der wagt auch wohl einen Taler daran." Er erfuhr lange nichts über den Druck und die Berliner Subskription und war in Sorge, ob von dem Erlös wenigstens die dreihundert Taler an Wessely würden bezahlt werden können. „Alsdann käme ich gut an," schreibt

er dem Bruder am 16. März. „Denn ich habe an M. W. einen Wechsel darüber auf vier Monate ausgestellt, der mir sodann auf den Hals käme, ohne daß ich die geringste Anstalt desfalls gemacht hätte. Du glaubst nicht, wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe. Da ich gar nicht weiß, wieviel Bogen das Stück betragen wird, so habe ich mir nun vorgenommen, ganz und gar keine Vorrede vorzusetzen; sondern diese nebst dem Nachspiele: „Der Derwisch" und verschiedenen Erläuterungen, auch einer Abhandlung über die dramatische Interpunktion, entweder zu einem zweiten Teil oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückzubehalten." Er nennt sich später einen Sklaven dieser dramatischen Arbeit, mit der er sich fünf Monate verdorben habe. Dem unermüdlichen Ramler verspricht er, in ähnlichem Falle als Gegenleistung für dessen „Treibjagen" Subskribenten aus Marokko zu verschaffen. Dabei zweifelt er ständig an dem Erfolge. „Auf dem Theater, auf das Nathan wohl nie kommen werde, würde es wohl im ganzen wenig Wirkung tun." „Genug," meint er am 18. April, „wenn er sich mit Interesse nur liest und unter tausend Lesern nur einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt." Verdrossen bringt er das Stück zu Ende; Friedr. Heinrich Jacobi gegenüber, dem Verfasser des „Woldemar", nennt er es am 18. Mai resigniert einen Sohn seines eintretenden Alters, „den die Polemik entbinden helfen". Und doch muß er innerlich seines Werkes froh gewesen sein. Seine religiöse Weltanschauung hatte er hier ganz entwickeln können. Wie weit er mit ihr seiner Zeit vorauseilte, wußte er wohl. Diese Genugtuung kommt in dem Schluß beider Entwürfe zu einer Vorrede zum Ausdruck. In dem ersten heißt es: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen." Und in dem zweiten: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird."

Die Änderungen des uns erhaltenen Entwurfs sind auch sonst

nicht ganz unerheblich. Da sollte der Tempelherr dem Patriarchen kein Problema vortragen, sondern die Tatsachen entdecken und statt Recha später Sittah gewinnen. Von Al Hafis Indiensehnsucht ist dort ebensowenig die Rede wie von Nathans rührender Lebensbeichte. Die Religion tritt zurück, das Liebesspiel hervor. Einer Blutsverwandtschaft Kurds mit Saladin ist noch nicht gedacht. Daja wird von dem Tempelherrn, den sie ins Haus ladet, geradezu als Kupplerin behandelt.

Diese Dichtung, so wundervoll heraufgeleitet aus so mannigfachen Wässerchen, gleicht dem von Goethe in „Mahomets Gesang" geschilderten Strome, der alle Kräfte menschlichen Strebens dem Meere, seinem Schöpfer, an das Herz trägt.

Zu dem fünffüßigen Jambus, den Nathan der Weise fortan überall einbürgerte, ja zum Verse des deutschen Volkes machte, entschloß Lessing sich mit dem vollen Bewußtsein, etwas zu wagen. Ramler, dem der Nathantext zur Durchsicht vor dem Druck zuging, hatte ihn früher zum Sechsfüßler bestimmen wollen. Ihm gegenüber rechtfertigt sich Lessing in einem Brief vom 18. Dezember 1778. Die Anapäste hätten ihm niemals von selbst kommen wollen. Er habe die Verse wirklich nicht des Wohlklanges wegen gewählt, sondern in dem Glauben, der orientalische Ton würde in der Prosa zu sehr auffallen. Der Vers gestatte auch eher einen öfteren Absprung, der für seine Absicht nötig sei. Wir können uns den Nathan schwer ohne den reimlosen fünffüßigen Jambus denken, dessen Geburt in Deutschland Lessings Drama zugeschrieben wird, obwohl er schon früher verwendet wurde; so von Joh. E. Schlegel 1748 in der Bearbeitung von Congreves „Braut in Trauer" und von seinem Bruder Joh. Heinrich bei der Übersetzung von Thomsons Dramen, 1758 auch von Wieland in der „Johanna Gray", die am 20. Juli in Winterthur von Ackermann aufgeführt wurde — zum erstenmal trat der Blankvers da in deutscher Sprache auf die Bühne —, 1758 ferner von Lessing im Kleonnis-Fragment, später in der „Fatime" und im „Horoskop", und mit ihm wetteiferte Chr. F. Weiße in der „Befreiung von

Theben" und in „Atreus und Thyest". Gebraucht wurde der Vers 1757 auch von Brawe im „Brutus", der aber erst 1768 erschien, 1764 von Klopstock im „Salomo" und 1772 im „David", und 1765 im „Belsazar" von Goethe, der am 7. Dezember an Cornelia schreibt:

Dieses, Schwester, ist
Das Versmaß, das der Brite braucht, wenn er
Auf dem Kothurn im Trauerspiele geht.

Fünf Jahre vor „Nathan dem Weisen" tauchte der Vers in Gotters „Merope" auf. Vor Gotter hatte ferner Löwen Voltaires „Mahomet" in dieser Versform übersetzt.

Herder rühmte 1768 in der zweiten Ausgabe der Fragmente über die neuere deutsche Literatur (I, 5) das neue Versmaß: „Wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechslung in sich schließen, sich mehreren Denk- und Schreibarbeiten anschmiegen und ein hohes Ziel der Deklamation werden können?" Steht auch J. E. Schlegel mit dem praktischen Gebrauch des Blankverses und Wieland mit seiner öffentlichen Einführung an der Spitze — die „Johanna Gray" erschien zuerst von allen genannten Dramen —, so müssen wir doch Lessing den Vortritt geben, denn er war es, der allen voran auf England hinwies und schon 1755, wie Ramler Gleim berichtet, den Entschluß faßte, „künftig in reimfreien Jamben zu dichten"; er war es auch, der Brawes Verswahl anregte, und niemand vor ihm brachte es zu solcher Meisterschaft, daß er Verse wie den folgenden wagen konnte:

„Sie sind's! Sie sind es, Sittah, sind! Sie sind's, sind . . ."

Ohne diese Form wären Wirkungen von der Wucht und dem Umkreise nicht möglich gewesen, wie sie „Nathan dem Weisen" beschieden waren und in vielleicht noch höherem Grade beschieden sein werden. In ganz kurzer Frist folgten einander im Erscheinungsjahr 1779 drei Auflagen.

An Stimmen entschiedenen Protestes fehlte es dem Werke nicht. Erwähnt sei nur eine. Ein alter Breslauer Arzt, namens Tralles, mit poetischen Gaben, gegen den nachher Schütz für Lessing das Schwert

zog, rang die Hände über die „Dreustigkeit, ohne allen Rückhalt und vorhergegangene zulängliche Überlegung mit der Religion öffentlich ein Gespötte zu treiben". Die christliche Religion habe „ferner einen wichtigen Vorzug vor der natürlichen, daß sie uns mit der größten und untrüglichsten Gewißheit und Gründlichkeit von der Bestimmung des Menschen und von seinem Zustande nach dem Tode" belehre. Lessings Deutsch entspreche zudem nicht Gottscheds Sprachlehre, lasse sogar Vokale vermissen wie bei der „Exklamation Hm!".

Was wollte das sagen neben dem Urteil der deutschen Geisteswelt, die lange vorher auf das Erscheinen des Werkes brannte. „Lessings Nathan den Weisen habe ich noch nicht gelesen," schrieb der Staatsrat v. Gebler in Wien am 31. März 1779 an Ramler, „kaum kann ich es erwarten." Hamann „weidet sich" an den ersten Bogen (6. Mai 1779 an Herder). „Das Werk lobt den Meister, und dies ist Manneswerk," schrieb Herder. Goethe, „ordentlich prosterniert", rühmte ihn, wie Knebel 1780 in Pempelfort erzählte, „als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst." In Nathans Spuren wandeln Goethes Gedankenlyrik und Iphigenie. F. H. Jacobi tat beim Lesen „tausend Ausrufungen des Entzückens". Der engere Freundeskreis fand kaum Worte für seine Bewunderung und seinen Stolz auf seinen Lessing. Jeder wollte an ihm seinen Anteil haben. „Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht," urteilte begeistert Mendelssohn. Elise Reimarus jubelte: „So ein Tempelherr, so eine Recha, Sittah — was für Menschen! Gott!" Sie spricht zugleich im Namen der Hamburger Gemeinde: „Lange, lange muß kein Trunk Wassers in einer dürren Sandwüste so verschluckt worden sein, so gelabt haben als dieser uns." Gleims Lobbrief ist einzig auf den Ton „herrlich" gestimmt. „Das himmlischste Stück, und wir kennen's nicht; o wir Gänse," schrieb später Karoline Herder. Im 19. Jahrhundert nahm die Nathan-Begeisterung nur noch zu. Platen sang:

Hier ist alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott.

„Nathans Lächeln", sagt Laube, „ist eine der Linien, wo sich Mensch und Gott berühren." Bedenklich ist Fr. Schlegels Urteil, der „Nathan" ein „dramatisiertes Elementarbuch des höheren Zynismus" nennt, trotzdem aber bekennt: „Wer den Nathan recht versteht, kennt Lessing". Kant freilich faßte ihn, wie Hamann mitteilte, nur als zweiten Teil der „Juden" auf: er könne nun einmal „keinen Helden aus diesem Volk leiden". Trotzdem darf man sagen, daß die Aufnahme des „Nathan" als sicherer Kulturbarometer für Zeit und Volk zu gelten vermag.

Von England und Frankreich — hier besonders von Frau v. Staël — begrüßt, zog „Nathan" durch Europa. In jede Kultursprache wurde er übersetzt. Sein Erscheinen im Theater hat Lessing nicht erlebt. Erst am 14. April 1783 wurde Nathan von Döbbelin in der Behrenstraße Berlins zum erstenmal auf die Bühne gebracht, indes mit geringem Erfolg. „Wer spielt den Nathan?" fragte damals Engel, und als Döbbelin selbstgefällig sich selbst nannte, fügte der boshafte Frager hinzu: „Und wer den Weisen?"

Jahrzehnte vergingen, ehe ein neuer Versuch gewagt wurde. Am 27. Juli 1801 führte Fr. Ludwig Schmidt den „Nathan" in Magdeburg auf. Am 28. November folgte Weimar, im Frühjahr 1802 wieder Berlin, wo Iffland die Titelrolle in Schillers Bearbeitung spielte, am 2. Dezember Hamburg, im August 1804 Braunschweig, im Mai 1805 Mannheim, am 27. Mai 1814 München, wo man die Patriarchenszene strich, und endlich am 15. September 1819 Wien, wo der Patriarch zum Großkomthur und der „Glaube" in der Ringparabel zur „Wahrheit" wurde.

Goethe wünschte, daß das im Nathan ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben möchte, und hat damit den Kern des Wertes bezeichnet, dem jedermann trotz Bekenntnis und Partei zustimmen kann. Daß dies im 18. Jahrhundert noch nicht möglich war und eine Reihe von Städten, sogar Frankfurt am Main, den Vertrieb des Dramas verbot, setzt nicht in Erstaunen. Den Buchhändlern wurde der Verkauf des „skandaleusesten" Dramas „nachdrucksamst" untersagt.

Auf Anregung der theologischen Fakultät in Leipzig, wo auch der Verkauf von Goethes Werken verboten war, gelangte gegen „Nathan" ein Antrag am 27. November 1779 erfolglos an den Kurfürsten, „daß diesem Impresso der Umlauf wohl nicht zu gestatten sein dürfte," denn darin befänden sich „unterschiedene der christlichen Religion sehr anstößige Stellen, welche, ob sie gleich jüdischen und türkischen Personen in den Mund geleget sind, in den Gemütern vieler, dergleichen Schriften lesender, sonderlich junger Leute, gar schädliche Eindrücke machen möchten".

„Nathan" hat sich das Volk und die Bühne, wenn auch diese in beschränktem Maße, ja, die Völker und die Bühnen erobert. Wurde er doch schon 1842 unter dem Titel „Der weise Judengreis" in griechischer Übersetzung von griechischen Schauspielern in Konstantinopel aufgeführt unter dem Jubel der Türken, der sich bei der Ringparabel zur Höhe erhob. So hat er auch fortgewirkt in der Literatur, und nicht nur auf Goethe, dessen klassische Werke mit der Idee der Humanität, mit ihrer harmonischen Seelenruhe, ihren geklärten Empfindungen, ihrer Versform auf Nathans Schultern ruhen. Von Schillers „Don Carlos" bis zu Gutzkows „Uriel Acosta" reicht schon rein stofflich Nathans Gedankenkette, und ein Vers-Drama, das im 19. Jahrhundert nicht den fünffüßigen Jambus zeigte, gehörte zu den Ausnahmen. Vor der Erhabenheit dieser Dichtung ist das zahlreiche Heer der Nachahmer in nichts zurückgesunken. Auch nicht einer dieser Versuche hat mehr als Eintagsleben gewinnen können. So bliebe Nathan der Weise einsam, lebte er nicht mit uns allen jeden Tag.

Einst war er eine Tat. Heute ist er eine Macht. Nicht einmal die literarischen Fluten, die unter seinem Namen rollen, haben ihn wegzureißen vermocht. Je fester sich Konfessionshader einfrißt, um so mehr erstrahlt die Gestalt dieses gütigen Greises, der über unsere inneren Konflikte das Licht der Wahrheit wirft. Durch den „Nathan" wird Lessing zum persönlichsten Lebensführer, durch ihn wirkt er sogar, nicht tiefer, aber universeller als Goethe durch den „Faust". „Nathan der Weise" ist Lessings dichterisches Testament.

Solange er dieses Bekenntnis duldsamer Menschlichkeit nicht von seinem Geiste losgerungen hatte, mußte er, gedrückt durch Verbote und verfolgt durch orthodoxe Angriffe, sein Leben als unfrei, sein Wirken als verkümmert ansehen. Sein „dramatisches Gedicht" machte ihn frei, und so ist auch Nathans herrlich-demütiges Gebet vor dem Schöpfer des Alls das seinige:

Wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe! daß ich vor
Den Menschen nun so frei kann wandeln als
Vor dir, der du allein den Menschen nicht
Nach seinen Taten brauchst zu richten, die
So selten seine Taten sind ....

15. Im Reiche der Zukunft.

Die Kinder des 19. Jahrhunderts verknüpften mit den Namen „Ernst und Falk" und „Erziehung des Menschengeschlechts" oft wenig mehr als die Vorstellung, daß Lessing als Logenbruder sich schriftstellerisch auch mit der Freimaurerei und der Geschichte der Menschheit beschäftigt habe. Ohne falsch zu sein, wird diese Auffassung Lessings letzter Leistung nicht entfernt gerecht. Die Weltanschauung, die er in seinen Gesprächen „Ernst und Falk" und in den Paragraphen seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" zeichnet, ist nicht die der Loge weder seiner noch einer späteren Zeit, sondern reicht weit hinaus in eine Zukunft, die auch heute noch nicht erschienen ist. „Auch ich war", sagt stolz die Widmung zu „Ernst und Falk", „an der Quelle der Wahrheit und schöpfte. Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst." Und in der „Erziehung des Menschengeschlechtes" klingt Nathans Stimme nach: „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein entwickeln könne und entwickeln solle, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unseren Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unsern Irrtümern nicht?" Deutlich weist Lessing auf die Quelle des großen göttlichen Stromes hin, zu der er den Weg fand, zu dem ihn die Symbole der Freimaurerei nicht führen konnten; und zugleich auf die Mündung. Ein einziges Gottesreich, zusammengeschmiedet aus allen Nationen, soll die Loge der Logen sein: das Reich der Zukunft. „Sie wird kommen", heißt es im 85. und 86. Paragraphen der „Erziehung", „sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer besseren Zukunft sich fühlt,

von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird."

Nicht Tageskampf, nicht Zweifelsucht, nicht theologische Fragen stehen auf Lessings Wegweiser. Selbst die Orthodoxie kann seine Zukunftsträume jenen Unmündigen in die Hand geben, die sie in ihrem Sinne zu erziehen wünscht. Der 68. und 69. Paragraph der „Erziehung" warnen eindringlich in bezug auf die Bibel: „Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehen beginnst. Bis sie dir nach sind, diese schwächeren Mitschüler; — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas mehr ist"? Zu einem großen, schönen Reich führt uns Gott, lehrt Lessing, denn notwendig ist, was war, ist und sein wird. Nicht aber ein gestaltloses Phantom formt er: seine Weltanschauung umfaßt keine unmöglichen Ideale. Der Mensch sollte nie dahin kommen? „Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger".

Diese Weltanschauung trägt die Bürgschaft ihrer Daseinsberechtigung und Wahrheit in Lessings tiefreligiöser Gottesidee. Er ruft „keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade". Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müsse. Ruhig möge man ihn stehen und staunen lassen in „die unermeßliche Ferne, die ein sanftes Abendrot seinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt". Was unserm Auge gegönnt war, ist ja doch nur Stückwerk, Stückwerk noch mehr das, was wir schaffen.

„Nichts dauert ewig", sagt in diesem Sinne Falk, während in ganz anderem die „Erziehung" schließt, indem sie Gottinnigkeit, Naturgefühl und Weisheit in einer schlichten Frage vereint: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Wegsteine also nur sind für Lessing die Geheimnisse und Formeln der Loge. Seine Freimaurerei ist nicht diejenige der vielen, die in diesem Zeichen siegen wollen, in Wirklichkeit jedoch sich meist auf die Pflege harmloser Freuden beschränken, zu denen auch das stolze Gefühl geheimnisvoller Verbrüderung, unentwegter Hilfsbereitschaft und sicherer Führung durch einflußreiche Gönner gezählt werden mag. Trotzdem dürfen wir nicht vergessen, daß Lessing ihren Namen trug, ihren Orden öffentlich vertrat und in den „Gesprächen für Freimaurer zwischen Ernst und Falk", deren drei erste 1778 ohne seinen Namen erschienen, einen „Begriff von ihrer Wesenheit" geben wollte.

Die Freimaurerei ruht auf den Säulen reiner Menschlichkeit und vorurteilslosen Weltbürgertums. Dieser Gedanke zeigte eine so werbende Kraft, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beispielsweise in Österreich fast jede kleine Provinzstadt ihre Loge hatte. Erleichtert wurde die Entwicklung dadurch, daß fast nie politische Bestrebungen mit ihr verbunden wurden. Die Loge ist kein Zweckverein im gewöhnlichen Sinne und bleibt daher auch unberührt von der gefährlichen Zugluft des Klassenhasses und Brotneides. Nur so vermochte sie sich der Pflege und Bildung der Persönlichkeit zu widmen. Daß die romanischen Logen in mehr oder minder offenem Kampfe gegen Klerikalismus und Jesuitentum stehen, erklärt sich teils durch die unduldsame Tendenz dieser beiden, teils durch die Geschichte der Länder und den Volkscharakter: die Freimaurerei ist ja ein Kind protestantischen Geistes. Diese Unterschiede sind nicht die einzigen. Auch heute noch verwehren die Große Loge von Schweden und die mit ihr verbündete Große Landesloge von Deutschland und Dänemark den Israeliten den Eintritt, während andere diesen und den übrigen Nichtchristen nur gastlichen Zutritt gewähren. Gemeinsam aber ist allen Logen der Grundgedanke, den

Goethes Gedichte „Eins und Alles“, „Urworte“, „Geheimnisse“, „Symbolum“, und am besten „Das Göttliche“ widerspiegeln: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“; oder sein „Märchen“, das dem Wahlspruch der Maurer gerecht wird: „Weisheit leite unseren Bau, Stärke festige ihn, Schönheit ziere ihn“; auch Mozarts „Zauberflöte“ ist hier zu nennen. Gemeinsam sind allen Logen die Wahrung des Geheimnisses, das ihre Symbole und deren Auffassung und Auslegung umgibt, und die drei Grade der Lehrlinge, Gesellen und Meister. Phantasielose Aristokraten des Verstandes mochten leicht über solche Formen spotten, wie Moses Mendelssohn Lessing gegenüber (11. November 1777): „Ich bin überzeugt: was Menschen Menschen verheimlichen, ist selten des Nachforschens wert. Das Volk drängt sich nie in größere Haufen, als wenn es nicht weiß, warum!“ Und 1751 hatte auch Lessing mit deutlicher Anspielung auf die Freimaurer gescherzt:

Ich kenn ein drolligt Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren ...
Wer kein Geheimnis hat, kann leicht den Mund verschließen,
Das Gift der Plauderei ist, nichts zu plaudern wissen.

„Vernunft hat keine Zeremonien“, hielt der alte Reimarus den Freimaurern entgegen.

Auf die freimaurerische Kultur ist das Siegel des Schweigens gedrückt. Dadurch wird sie gewiß nicht verkleinert. Aber die Geschichte dieser Kultur unterscheidet sich doch von jeder anderen Geschichte dadurch, daß sie Geheimgeschichte ist, die nicht geschrieben werden kann. Auch Lessings Forschungen — gerade das Geheimnisvolle, das dem Freimaurertum anhaftete, reizte ihn frühzeitig dazu, es in den Kreis seiner Studien zu ziehen — bleiben wie frühere und spätere im Umkreise des äußeren Werdeganges der Freimaurerei stecken. Des Ordens Geschichte stürbe zugleich mit dem letzten seiner Vertreter, und nichts bliebe übrig als Schemen, die von innerer Entwicklung nichts wissen.

Die Heimat des freimaurerischen Gedankens und Namens ist England. Lessings Deutung der Namen maçon und masonry auf

eine Verwandtschaft mit mase = Tisch und massonei = Tafelrunde, mit dem Blick auf die Artussage — so daß der Begriff des Maurertums eigentlich gar nichts mit der Sache zu tun habe, der Name vielmehr „Tafelrunde" bedeute und nur durch Verwechselung infolge des Gleichklangs das Wort masonry im Lauf der Zeit an Stelle von masoney getreten sei — trifft freilich nicht zu. Die 1717 gegründete Große Loge Londons ging, wie geschichtlich feststeht, aus der geschlossenen Gilde der Bauarbeiter, der free masons, der freien Maurer, hervor, die auch den Ruhm genießen, schon im Mittelalter das geistige weltbürgerliche Band ihrer Vereinigung betont zu haben. Auch Lessings Hypothese, daß Christoph Wren (1632—1723), Präsident der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, der Baumeister der Londoner Paulskirche, als Gründer der Loge anzusehen sei, ist nicht zu halten.

Das lateinische Wort logium hat denselben Sinn wie das althochdeutsche loubja: Loge und Laube bedeuteten ursprünglich Bauhütte oder Werkstätte, d. h. sowohl die Hütte, in der die Steine zugerichtet werden, wie später in übertragener Bedeutung die von den Bauleuten gepflegte Geselligkeit. Der Begriff „Loge" taucht zuerst in dem ältesten Statut einer englischen Bauzunft auf, das in dem aus dem 14. Jahrhundert stammenden sog. Halliwell-Manuskript überliefert ist. Das Wort „freemason" läßt sich zuerst im Jahre 1396 feststellen. „Free" bedeutet die Mitgliedschaft in einer privilegierten Zunft. Das Wort „masonry" (Maurerei) steht mit maison (Haus) in unmittelbarem etymologischem Zusammenhang. Vom 14. Jahrhundert bis 1625 ist der Beitritt von nicht Zunftmäßigen zur Zunft im Sinne des beruflichen Handwerks unerwiesen. Mit dem Eintritt Ashmoles 1646 aber erweiterte sich der Begriff bereits deutlich. Diese Zunft wurde nun so etwas wie ein Geheimbund, ein Verein der Intelligenz und Wissenschaft. Dann ist ein Niedergang zu verzeichnen bis zum Zusammenschluß der alten Bauhütten 1716 in London. Im Jahre 1717 erfolgte die Gründung der vereinigten englischen Großloge, in der Männer aller Stände, von den höchsten Kreisen bis herab zum einfachen

Bürger, sich die Bruderhand reichen wollten zur Beförderung edler Menschlichkeit und Aufklärung; alles rein Zünftige war abgestreift, nur die alten ehrwürdigen Zunftgebräuche wurden beibehalten. Auf England folgten 1725 Frankreich, 1727 Portugal, 1728 Spanien, 1729 Irland, 1731 Holland und Rußland, 1733 Deutschland, 1736 Schottland und Schweden, 1737 die Schweiz, 1745 Dänemark. Zu einer Großloge traten 1735 auch die Pariser Logen zusammen. Von Paris ging die sogenannte „strikte Observanz" aus, die Anlehnung an die einstigen Tempelherren suchte und diesen Gedanken auch nach Deutschland hinüberwarf.

Eine in ihrem Ursprunge unkontrollierbare Sage, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts auftauchte, — vor 1750 ist ein Zusammenhang zwischen Freimaurerei und Templerorden nicht nachzuweisen — berichtet, daß beim Untergang des letzteren einige der alten Templer der Vernichtung entgangen seien und mit wichtigen Geheimnissen des letzten Ordensmeisters sich 1314 nach Schottland gerettet hätten, um jene in die dortigen Bauhütten zu verpflanzen und so die Grundlagen der künftigen Freimaurerei zu schaffen. Es sei hier kurz daran erinnert, daß der geistliche Ritterorden der Tempelherren im Jahre 1118 zum Schutze der nach Jerusalem wallfahrenden Pilger gegründet wurde und seine Mitglieder zu Keuschheit, kirchlichem Gehorsam, Armut, Askese und vor allem zum Kampf gegen die Ungläubigen verpflichtete. Der Templerorden, der im Laufe zweier Jahrhunderte zu hoher Blüte und großem Einfluß und Besitz gelangte, erweckte die Habgier des französischen Königs Philipp August, der den ganz von ihm abhängigen Papst Clemens V. zu bestimmen wußte, daß er aus nichtigen Gründen am 3. April 1312 den Orden aufhob, seine Besitzungen einzog und über seine Mitglieder den Kirchenbann aussprach. In Frankreich, wo der Orden besonders angesehen und begütert war, wurden seine Angehörigen grausam verfolgt und eine Anzahl von ihnen, darunter am 18. März 1314 auch der Großmeister Molay, nachdem ihnen auf Grund unerwiesener Anklage wegen Sittenlosigkeit der Prozeß gemacht worden war, auf dem Scheiterhaufen verbrannt;

ihre Güter wurden für die französische Krone eingezogen. Die Annahme eines Zusammenhanges der beiden, ihrem Charakter nach völlig von einander verschiedenen Orden, die wir auch bei Lessing finden, ruht auf nichtigen Kombinationen. Er ist auch von der großen Landesloge in Berlin entschieden abgelehnt worden.

In Deutschland können der württembergische lutherische Theologe Johann Valentin Andreä (1586—1654), von dem mehrere im Geschmack der Zeit in Romanform gekleidete Schriften zur Verbesserung von Kirche und Staat stammen — daß er den Anstoß zur Gründung des Geheimbundes der „Rosenkreuzer" gegeben habe, ist unerwiesen und beruht auf Verwechselung —, sowie der aus Mähren stammende Begründer des modernen Volksschulunterrichts Joh. Amos Comenius (1592—1671) in gewissem Sinn als Vorläufer des freimaurerischen Gedankens angesehen werden. Die Loge nahm hier durch den Eintritt (1738) des damaligen Kronprinzen von Preußen, Friedrichs des Großen, einen gewaltigen Aufschwung. Als König begründete Friedrich später in Berlin die Loge „aux trois globes". Die Aufklärung begrüßte naturgemäß die Logen als willkommene Bundesgenossen. In Österreich wurde Franz I. Mitglied. Nach seinem Tode freilich verbot Maria Theresia die Freimaurerei: aber wie hätte sie die „verbieten" können! Das Geheimnis, das die Freimaurerei umgab, erwies sich in anderen Ländern als nützlich, während es in Österreich im 18. Jahrhundert zu manchen bedenklichen Irrtümern und Verirrungen verführte, die dem Ansehen des Ordens schadeten. Da wurden Fäden gezogen, z. B. zu europäischen Schwindlern und Abenteurern wie dem Grafen Cagliostro (Giuseppe Balsamo), dem Urbilde von Schillers „Geisterseher" und Goethes „Groß-Kophta", der sich mit dem Nimbus eines Apostels des Freimaurertums umgab und in allen Ländern hochgestellte Persönlichkeiten, wie in Frankreich den Kardinal Rohan, in Mitau die Gräfin Elise von der Recke, in Zürich Lavater durch seine mystischen Gaukeleien zu täuschen wußte, 1785 aber in Frankreich in die berüchtigte Halsbandgeschichte verflochten und verhaftet, darnach aus Frankreich ausgewiesen, in Rom

auf Befehl des Papstes wieder gefangen gesetzt wurde und 1795 auf Fort Leone bei Urbino im Kerker starb. Besonders jeder Art von seichten Köpfen — und solche gab und gibt es natürlich nicht wenige auch im Freimaurerorden — mag dieser Typus freilich die Loge als Geheimnis- und Wunderquelle, die sie doch weder sein will noch kann, empfohlen haben.

Noch andere Züge gesellten sich dem Logenbilde bei. Am 4. Juli 1776 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung der dreizehn nordamerikanischen Provinzen, die an die natürlichen, unveränderlichen Menschenrechte im Sinne Rousseaus appellierte und daher viele Freimaurer auf ihre Seite zog, ja selbst zu tätiger Bruderhilfe anregte. Franklin, Washington und viele Kongreßmitglieder waren Mitglieder der Loge. Eine Flut von politischen commis voyageurs, die aus Amerika sich ergoß, durchzog nun Europa. 1776 gründete ferner der Ingolstädter Professor Weishaupt den freimaurerischen Orden der Illuminaten d. h. Aufgeklärten, dessen Organisation der des Jesuitenordens nachgebildet war. Der Weimarer Loge gehörten Wieland und Goethe an, der auch im „Wilhelm Meister" bezeugt, welchen Einfluß der Logengedanke auf ihn übte. Gleichwohl darf gesagt werden, daß die Freimaurerei von den großen Männern, die ihr angehörten, mehr wirklichen Vorteil hatte als umgekehrt diese von ihr. Auch für den Freimaurer Lessing trifft dies zu, der am 19. April 1778 über „Ernst und Falk" an Claudius schrieb: „Es soll mich verlangen, ob es am Ende doch auch nur einer verstehen wird."

In Hamburg rief 1770 der frühere Rittmeister v. Rosenberg die Loge „Zu den drei Rosen" ins Leben. Lessing hatte schon vorher den „Wissenden" Bode ersucht, seine Aufnahme zu vermitteln, aber die Antwort erhalten, daß die Fortschritte der Freimaurerei für seinen feurigen Geist zu langsam seien. Auf die skeptische Einwendung, daß er auch uneingeweiht über die Freimaurerei schreiben könne, erwiderte Bode: „Lessing! Ich möchte nicht gern in irgendeiner Wissenschaft Ihr Gegner sein; aber hier wissen Sie so wenig, daß ich es leicht haben würde, meinen Speer gegen Sie aufzunehmen."

Lessings Aufnahme in die Hamburger Loge erfolgte, wie schon früher erwähnt wurde, anläßlich eines Aufenthaltes am 14. Oktober 1771; er wurde von Rosenberg und dem Münzmeister Knorre dort eingeführt. Nach der Aufnahme fragte ihn der Meister: „Nun, Sie sehen doch, daß ich die Wahrheit gesagt? Sie haben doch nichts wider die Religion oder den Staat gefunden?" Lessing erwiderte verdrießlich: „Ha! ich wollte, ich hätte dergleichen gefunden, das sollte mir lieber sein." Der Berliner Großmeister v. Zinnendorf schrieb, sobald er von Lessings Eintritt hörte, schon am 19. Oktober 1771, einen Brief, in dem er ihn warnte, sich nicht wie Sokrates durch Überschreitung der gezogenen Schranken zu verderben, sondern er möge, eingedenk des Grundsatzes, daß nur hinter verschlossenen Türen und gegen Brüder von der Freimaurerei geredet werden dürfe, dem Berliner Oberrichter die Schrift vorlegen, welche er „vor Eintritt in den Orden durch öffentlichen Druck ganz unrecht bekannt zu machen den Vorsatz gehabt haben solle". Aus diesem Schreiben, das Lessing tief verstimmen mußte, wenn er auch sicherlich keinen Augenblick daran dachte, sich durch den Berliner Großmeister Fesseln in seiner schriftstellerischen Freiheit anlegen zu lassen, ist zu ersehen, daß schon im Jahre 1771 bei ihm der Gedanke der Veröffentlichung von „Ernst und Falk" feststand. Es ist bezeichnend, daß Lessing seit seinem Eintritt in die Hamburger Loge diese niemals mehr betrat und auch der Braunschweiger Loge, obschon ihr Großmeister seit 1772 Erbprinz Ferdinand war, fern blieb. Bode erzählt, daß Lessing es auf der Stufenleiter des Freimaurerordens bis zum dritten Grade, dem Meister, brachte — das Zinnendorfsche System hat sieben Grade —, weiter aber nicht gekommen sei, „ob das gleich nur an ihm lag". Alsbald nach ihm traten Matthias Claudius, Miller, Graf Leopold August v. Stolberg und Voß in die Hamburger Loge ein. Aber es will doch etwas sagen, daß von allen Klassikern und Dichtern nur sein Name freimaurerisch weiterlebte. 1879 wurde sogar in Valparaiso eine Lessingloge ins Leben gerufen. 1884 gründete Findel, nachdem er 1878 aus der Loge ausgetreten war, den Lessingbund mit dem Motto erhöhter, plan-

mäßiger, auch auf Religion und Politik ausgedehnter Werktätigkeit, die 1891 freilich auch eingestellt wurde. 1893 schuf der rheinisch-westfälische Logenverband den Lessingpreis, den Studierende von Bonn, Aachen und Münster für Arbeiten aus dem Gebiet der Humanität erhalten.

Lessing war Freimaurer, aber nicht Logenbruder. Durch „Ernst und Falk" gab er der Freimaurerei neuen Lebensinhalt. Für was hielt man denn damals die Logen? Für Laboratorien der Alchimie, Stätten der Magie, des Lasters und höllischer Geister. Hier war Lessing Aufklärer. Nur das Natürliche, Alltägliche, Selbstverständliche, nur die Schöpfung selbst in ihrer Einfachheit und Erhabenheit ist geheim, ist unaussprechbar, lehrt er. Daneben mochte er fühlen, daß gerade damals die freimaurerische Bewegung einen notwendigen Naturprozeß darstellte. Sinnlose, blutreiche Kriege waren vorübergebraust. Die kleinen weltlichen Höfe in Deutschland wetteiferten in Willkür und Schwelgerei mit den geistlichen, das Volk verarmte immer mehr und erstarb in Demut. Dennoch erklärte der Geschichtsschreiber und Staatsrechtslehrer A. L. v. Schlözer (1735—1809), seit 1767 Professor in Göttingen: „Unsere deutsche Verfassung ist dem Volksglück angepaßt; werden nur noch einige Wünsche erfüllt, so realisiert unser Kaiserreich mehr als die insula fortunata romantische Ideen von menschenbeglückenden Staatsverfassungen." J. J. Moser (1701—85), der freigesinnte württembergische Staatsrechtslehrer und Staatsmann, konnte sich wegen seiner fortgeschrittenen Ansichten in Frankfurt a. O., wo er von 1736—1739 an der Universität Professor des Staatsrechts war, nicht halten; der preußische Staatsminister v. Cocceji schrieb ihm tadelnd, daß das System in Mosers Compendium iuris publici „nicht nach dem goût des heutigen seculi" sei. 1751 nach Württemberg zurückberufen, wurde er ohne jedes gerichtliche Verfahren wegen seines Freimuts von Herzog Karl fünf Jahre lang (1759—64) auf dem Hohenasperg gefangen gehalten, wo ein gleiches Schicksal auch dem unglücklichen Dichter Schubart beschieden war. Diese wenigen Beispiele beweisen, wie notwendig auch auf dem Gebiet

des öffentlichen Rechts für Deutschland ein Lessing war, um dem trotz allem auch hier dem Licht und der Freiheit entgegen rollenden Rade der Zeit Antrieb und Schwung zu geben.

Weltbürgerlich, nicht national war die politische Grundrichtung der aufgeklärten Deutschen zu Lessings Zeit. In dieser Grundgesinnung waren zumal alle deutschen Freimaurer einig. 1758 schon gesteht Lessing: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das letzte ist, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich ein Weltbürger sein sollte." Wie konnte es aber auch anders sein! Nationalgefühl war ein Unding in einem Lande, das Hunderte von „Nationen" zählte, dessen Fürsten französisch gebildete Despoten waren, dessen Völker, rechtlich und politisch unfrei, den Begriff des selbständigen Staatsbürgertums nicht kannten. Selbst der Preuße hätte nicht patriotisch höher als „fritzisch" denken können, und nun gar der Sachse, der Hesse! Als Lessing aufwuchs, fehlte dem Volke alles: Selbstbewußtsein, staatliches Pflichtgefühl, Stolz, Sprache, Literatur. Ehrfurcht vor Frankreichs Kultur und Englands Macht, untertänige Demut vor der Willkür des Landesherrn war die Grundlage deutscher Erziehung. |Man weiß nicht, was lächerlicher wirkt: der Vorwurf, daß unsere Klassiker im 18. Jahrhundert kein Nationalgefühl besessen hätten, oder die Kehrseite: der stolze Hinweis, daß ja auch unsere Klassiker Weltbürger gewesen seien. Wo hätten sie wohl auch nur ein Stückchen Nationalgefühl hernehmen können, und was läge daran für die Beurteilung ihres Geistes!

Der Heidelberger Staatsrechtslehrer und deutsch-schweizerische Politiker J. C. Bluntschli, der im Jahre 1880 selbst „Freimaurergespräche" über Gott, Natur und Unsterblichkeit herausgab, hat recht mit seiner Behauptung, daß der unpolitische Lessing einen größeren politischen Einfluß in Deutschland ausgeübt habe als alle politischen Schriftsteller seiner Zeit. Groß steht er auch hier vor uns, der „Weltbürger" Lessing. Sein Schmerz um den Mangel des deutschen National-

sinns, seine Verachtung fremdländischen Wesens, seine Verteidigung des deutschen Geistes, der deutschen Sprache, halten den Vergleich mit seinem Weltbürgertum aus, und was er über den Staat sagt, berührt sich mit den Lehren von andern unpolitisch gerichteten Männern wie Aristoteles und Kant. Mehr als diesen aber ging ihm zum Reiche aller Weltbürger der Weg über die nationale Selbstbesinnung.

„Ich muß meine Schande gestehen, ich bin nur ein Deutscher!" läßt der junge Lessing in den „Juden" Christoph zu Lisette sagen. Dieser Weheruf rüttelte das Volksbewußtsein auf. Jedes von Lessings Werken trug einen Stein herbei zur Erhöhung Deutschlands in seiner Selbstachtung. Sind wir Deutschen, fragte man erstaunt, denn wirklich etwas Eigenes? Sind wir wert uns selbst zu leben? Sind wir würdig, Helden eines Trauerspiels zu werden, wie dies Lessing mit uns versuchte? Daß unsere Sprache einer solchen Kraft fähig sei, daß die andern Völker ihr lauschen, wir wußten es nicht bis auf Lessing. Nun fand man es selbstverständlich, daß Minna Riccauts dreiste Zumutung, im deutschen Lande französisch zu sprechen, ruhig und vornehm ablehnte. „Zeigen Sie sich ja als einen wahren Deutschen", schrieb Lessing an Gleim auf dessen Mitteilung, daß er jetzt, nach der Schlacht bei Roßbach, mit vielen Franzosen zusammenkomme. Wie grimmig beklagte er in der Dramaturgie, daß Deutschland noch keine Nation sei. Politisch-nationales Denken war damals aber nicht nur in Deutschland beinahe gleichbedeutend mit Kerker und Galeere. Im 18. Jahrhundert gab es in Deutschland noch keine innerpolitische Presse, keine organisierten Parteien, keine Parlamente, und der frische Lebenszug politischer Gegensätze erstickte in dem Machtwort des Alleinherrschers, in dem Untertanensinn des Volkes ohne Wehrpflicht und Bürgerrecht. Bestand doch das einzige Äußerungsrecht des Bürgers seinem Fürsten gegenüber darin, vor ihm in tiefster Ehrfurcht zu ersterben. Und doch galt es für Lessing, dem Volke etwas zu geben, worauf es zu hoffen vermochte. Die nationale Zukunftshoffnung des deutschen Volkes aber fand den Weg verlegt durch nicht weniger als dreihundert deutsche Vaterländer. So blieb denn für Lessing nur die andere übrig, die indes

ebenfalls noch dem Reich der Zukunft angehörte: der Ersatz der unzähligen gedrückten Ländchen durch ein internationales Land, in dem die Sonne nicht untergeht, wo „Patriotismus Tugend zu sein aufhört", wie Falk sagt; eine große einige Loge, die bereit ist, „jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes in ihren Orden aufzunehmen"; ein Reich, das allein angesichts der fortschreitenden politischen und religiösen Zerrissenheit einer Zukunft würdig erschien.

Aus diesem Gedankengang heraus erklärt sich wohl Lessings Interesse für das Freimaurertum, dem er sonst kühl gegenüberstand. Die Frage aber drängt sich auf, welche politische Stellung Lessing wohl eingenommen hätte, wenn er anstatt im 18. im 19. Jahrhundert geboren worden wäre. Der Lessing des 19. Jahrhunderts wäre selbstverständlich nicht derjenige des 18. Sein Wunsch geht zunächst dahin, daß „Deutschland unter einem Herrn stünde, welcher der natürlichen Billigkeit durch positive Gesetze zu Hilfe kommen könnte und wollte!" Jedoch lehrt ein Aufsatz über „Deutsche Freiheit" in den Kollektaneen, daß seine politische Lebensarbeit vermutlich mit dem Kampf gegen den Absolutismus begonnen haben würde. Das deutsche Volk sei, so sagt er hier, nur durch den fürstlichen Absolutismus so tief hinabgestürzt worden. „Daß in den ältesten Zeiten, von welchen Tacitus schreibt, die Könige und Herzoge der Deutschen ohne Zuziehung des Volkes nichts Wichtiges unternehmen dürfen, ist eine ausgemachte Sache.... Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit zwei- oder dreihundert Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Wenn aber das geschieht: sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unseren Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestieren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Tathandlungen rechtsprechen? Gilt nicht auch hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Übung zum rechten Gebrauche wird?"

In Wahrheit war jedoch Lessing kein Politiker und wollte keiner sein. So stand er auch, im Gegensatz zu dem begeisterten Klopstock, dem die Welt in Spannung haltenden Unabhängigkeitskampfe Nordamerikas kühl gegenüber. Er legt in „Ernst und Falk" dem ersteren darüber ein seltsames Wort in den Mund, das auf Franklin zurückgehen soll: „Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut wert." Für Lessings Anschauung recht bezeichnend ist auch das kleine 1780 entstandene Fragment eines „Gesprächs über die Soldaten und Mönche", wo jene, als Beschützer des Staates, mit diesen, als Stützen der Kirche, spöttisch verglichen werden, und einer der Sprechenden die Frage stellt: „Wenn der Landmann seine Saat von Schnecken und Mäusen vernichtet sieht: was ist dabei das Schreckliche? Daß der Schnecken mehr sind als der Mäuse, oder daß es der Schnecken und der Mäuse so viele gibt?" In der Anschauung, daß der Staat ein notwendiges Übel sei, begegnet sich Lessing mit vielen anderen seiner Zeitgenossen, darunter auch dem jungen Wilhelm von Humboldt, der in seinen aus dem Jahre 1792 stammenden „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen", dessen Aufgabe auf die Sicherung der Bürger gegen innere Wirren und äußere Feinde beschränken möchte. In seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung der Menschen" (1795) vertritt ja selbst Schiller noch den Gedanken, daß der Weg zur Freiheit durch die Schönheit führe, und daß diese jene sogar ersetzen könne.

Nur von hier aus können wir aber auch die Weltanschauung verstehen, die Ernst und Falk auf ihrem Morgenspaziergang in Pyrmont uns erschließen. Lessing widmete die Schrift, die er schon im Jahre 1771 geplant zu haben scheint, und deren erste drei Gespräche zu Ostern 1778 ohne Nennung des Verfassers in Göttingen bei Dietrich herauskamen, dem Herzog Ferdinand, der seit 1772 Großmeister altschottischer Observanz war, nach Veröffentlichung des 1.—3. Gesprächs jedoch die Fortsetzung untersagte, so daß das 4. und 5. Gespräch ohne Lessings nachweisbares Zutun in Frankfurt a. M. bei Börner erscheinen mußte.

Zwei Freunde, ein junger und ein älterer, sind es, die in vertraulicher Plauderei den „erquickenden Morgen“ genießen. Falk, ein ruhiger Denker und Naturfreund, läßt den weniger reifen, aber ebenso verstandesklaren Ernst Wahrheit suchen und finden. „Ist es wahr, Freund,“ fragt Ernst, „daß du ein Freimaurer bist?“ „Ich glaube es zu sein,“ erwidert der skeptisch-bedächtige Falk. Die Freimaurerei, erklärt er, ist „etwas Notwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eigenes Nachdenken ebensowohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführt wird.“ Denn die äußeren Zeichen und Gebräuche der Logen hätten mit dem wahren Wesen der Freimaurerei, die immer war, nichts zu tun. Auch das, was man von ihren Taten im einzelnen Gutes rühme, wie die Errichtung von Findelhäusern, Klöppel- und Zeichenschulen für arme Mädchen und Knaben und dergleichen, erschöpfe ihre Aufgabe nicht: „Die wahren Taten der Freimaurer sind so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann: das haben sie getan.“

Ein Schmetterling von der Wolfmilchsraupe lenkt Falk ab; er will ihn fangen und beendet daher das erste Gespräch mit dem zunächst für Ernst noch rätselvollen Ausspruch: „Die wahren Taten der Freimaurer zielen dahin, um größtenteils alles, was man gemeiniglich gute Taten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.“ Darauf eilt er hinter dem farbenprächtigen Symbol der Zukunft her, und Ernst legt sich inzwischen unter einen Baum, um den Ameisen zuzuschauen. Während jenen der ideale Falter von Strauch zu Strauch bis an den Bach lockt, ruht er und sinnt, das unregierte und doch so geordnete Ameisenvölkchen betrachtend, wie es hastet und zielkräftig zur Stelle strebt, die es sich vorgesetzt hat, instinktiv und ohne vorgeordnete Autorität. Damit beginnt die zweite Unterhaltung, an die später Herders „Gespräch über eine unsichtbare Gesellschaft“ anknüpfte. Wie die Ameisen zeigen, muß Ordnung doch auch ohne Regierung bestehen können. „Ob es wohl auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird?“ fragt Falk. So

kommt die Rede auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. „Glaubst du," fragt Falk weiter, „daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menschen sind!" Die Freunde stellen fest, daß das Glück des einzelnen das Ziel des Staates sein müsse: „Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Teil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne." Aber es sei auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereinigt, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennt. Denn es können nicht alle Menschen in der Welt in einer Staatsverfassung, und wäre es die beste, leben. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig sein. Er müßte sich also in mehrere Staaten verteilen, von denen jeder sein eigenes Interesse hätte. Aber auch Rasse und Klima, Religion und Stände trennen. Wenn auch alle Glieder eines Staates an der Gesetzgebung Anteil hätten, so könnten sie doch nicht gleichen Anteil haben. Und auch bei gleicher Verteilung des Staatseigentums würden sich bald die alten Unterschiede zeigen, denn „einer wird sein Eigentum besser zu nutzen wissen als der andere; einer wird sein schlechter genutztes Eigentum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu verteilen haben als der andere". Feuer ist nicht ohne Rauch zu denken, aber der war kein Feind des Feuers, der den Rauchfang erfand. Staaten und Religionen bedingen Trennungen, dürfen daher nicht tiefer eingreifen, als notwendig ist. Männer sind jedem solcher Kreise zu wünschen, die „über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg" sind und „genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört"; die „dem Vorurteil ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, die von bürgerlicher Hoheit nicht geblendet und von bürgerlicher Geringfügigkeit nicht abgestoßen werden". Von solchen Gesichtspunkten aus suchen die Freimaurer „jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammenzuziehen". Hier bricht das zweite Gespräch ab: die Freunde eilen zum Frühstück, das sie in größerer Gesellschaft einnehmen.

Erst abends wieder gelingt es Ernst, mit Falk, der ihm den ganzen Tag in der Gesellschaft auswich, zu sprechen. Er folgt ihm in sein Schlafzimmer. Seinen Freunden und Freundinnen, auch Falk, war seine Zerstreutheit und sein nachdenkliches Wesen aufgefallen, und er selbst gesteht, daß er nicht einschlafen könne, ohne Näheres über die Absichten der Freimaurer zu erfahren. „Absichten?“ fragt Falk. Wenn die Freimaurer vielleicht den unvermeidlichen Übeln des Staates entgegenarbeiten, so beziehe sich das nicht auf diesen oder jenen Staat oder eine bestimmte Staatsverfassung. „Mit diesen gibt sich der Freimaurer niemals ab; wenigstens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Mute, auf seine Gefahr damit befassen mag.“ Nicht Übeln, „welche den mißvergnügten Bürger machen“, sondern Übeln, „ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht sein kann“, gelte es für den Freimaurer zu steuern. Im weiteren Verlauf des Gesprächs betont Falk, daß man Freimaurer sein könne, ohne so zu heißen. Ein Grundgesetz der Freimaurer aber sei, daß jeder würdige Mann ohne Unterschied des Vaterlandes, der Religion und des Standes in den Freimaurerorden aufgenommen werden könne. In Gedanken verloren, verabschiedet sich Ernst mit der Bemerkung, daß er morgen zur Stadt fahre, bei seiner Rückkehr aber Falk noch zu sehen hoffe. Eine kurze Schlußnotiz teilt mit: „Der Funke hatte gezündet: Ernst ging und ward Freimaurer.“

Auf die positiv-günstige Ausdeutung des freimaurerischen Wesens folgt in den beiden letzten Gesprächen seine Kritik, die über die bestehenden Logen hinwegschaut in die Loge der Zukunft.

Eingeleitet wird das 4. Gespräch durch die viel umstrittene „Vorrede eines Dritten“. Wer dieser Dritte ist, wissen wir nicht. Das Manuskript hatte Lessing an Freunde verliehen, zum Lesen, aber nicht zum Drucken. Es würde ihm empfindlich sein, wenn es von andern abgeschrieben oder gedruckt würde, erklärt er Campe im November 1779. „Ich habe dem Herzog Ferdinand versprochen, beides ohne sein Vorwissen nicht zu tun, und er würde mir nimmer-

mehr glauben, wenn es geschähe, daß es ohne mein Zutun geschehen wäre." Auch Herder, Hamann und Lichtenberg erhielten das Manuskript. Es steht fest, daß der erste Druck von 1780 nicht von Lessing herrührt, denn er strotzt von Fehlern. Dagegen ist es wohl sicher, daß Lessing den Druck vorausgesehen hat. Jedenfalls hatte er nichts gegen die vollzogene Tatsache einzuwenden, die vielleicht von Campe veranlaßt wurde. Dieser trat kurz darauf aus der Loge aus.

Ernst kehrt nach Pyrmont zurück, verärgert, enttäuscht. Sein Händedruck gibt Falk das geheime Bruderzeichen. Aber in dürre Wüsten habe es ihn geführt, nicht in das gelobte Land, das Falk ihm vorgezeichnet habe. Dieser verteidigt sich: er habe ihm nicht zu dem „albernen Schritte" geraten, auch von Ernsts Entschlusse nichts geahnt; denn sonst hätte er ihn vor diesem „Gängelwagen" gewarnt. Ernsts Grimm über die freimaurerischen Träumereien von dem Stein der Weisen, dem Goldmachen, der Geisterbeschwörung, der Wiederaufrichtung des Templerordens hält Falk lächelnd das Gleichnis entgegen, das schon der Schluß der Dramaturgie brachte: Tonnen, den jungen Walfischen ausgeworfen! Da aber setzt Ernst heftiger ein: von jener weltmännischen Gleichheit, die ihm Falk als Grundgesetz des Ordens angegeben habe, keine Spur! „Laßt einen aufgeklärten Juden kommen und sich melden! »Ja,« heißt es, »ein Jude? Christ wenigstens muß freilich der Freimaurer sein. Es ist nur gleichviel was für ein Christ. Ohne Unterschied der Religion heißt nur ohne Unterschied der drei noch vom Reiche öffentlich geduldeten Religionen.« . . . Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seiner Leiste Muße genug hat, manch' guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jacob Böhme und Hans Sachs), laß ihn kommen und sich melden. »Ja,« heißt es, »ein Schuster! Freilich ein Schuster.« — Laß einen treuen, erfahrenen, versuchten Dienstboten kommen und sich melden. — »Ja,« heißt es, »dergleichen Leute freilich, die sich Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen.« Wir sind unter uns so gute Gesellschaft." Falk verteidigt die Loge nicht mehr. Ihr selbstsüchtiges

Treiben, ihre Klasse und Privilegien kenne er wohl. Die Loge verhalte sich zur Freimaurerei wie die Kirche zum Glauben. „Aus dem äußeren Wohlstande der Kirche ist für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts zu schließen.“ Das jetzige Schema der Freimaurerei sei ihr inneres Wesen nicht, und nicht immer hätten die Freimaurer sich auch Freimaurer geheißen. Die Ankunft der Gäste Falks unterbricht diese Unterhaltung.

„Endlich sind sie fort“, beginnt das 5. Gespräch. Ein Freimaurer war unter den Gästen gewesen, einer „von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten“, und der „die Grille“ habe, „daß der Kongreß eine Loge ist, daß da endlich die Freimaurer ihr Reich mit gewaffneter Hand gründen“. Falk sucht Ernsts Zweifel an der Freimaurerei zu beschwichtigen, indem er darauf hinweist, daß ihrem Wesen nach die Freimaurerei so alt sei wie die bürgerliche Gesellschaft. „Beide konnten nicht anders als mit einander bestehen. Wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft nur ein Sprößling der Freimaurerei ist.“ Der Name Freimaurer freilich sei vor dem Anfang des 18. Jahrhunderts nie gehört worden. Darüber nun kommen die Freunde auf die Entstehung des Freimaurerordens zu sprechen, über die Lessing Falk die oben mitgeteilten kühnen Vermutungen über den uralten Zusammenhang der Freimaurerei mit der Tafelrunde des Königs Artus und mit dem Templerorden vortragen läßt. Nun aber wird uns auch der tiefere Sinn deutlicher, der den Gesprächen zugrunde liegt. Das Freimaurertum, das Lessing mit stark ironischem Einschlag behandelt, bildet nur die äußere Einkleidung; aus dieser enthüllt sich als Kern die Idee von einem fernen Zukunftsreich der Humanität, in dem auch alle dem Wesen des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft anhaftenden Mängel aufgehoben sein sollen. Die Sonne geht unter“, schließt Falk, „Du mußt in die Stadt. Lebe wohl!“ „Eine andere ging mir auf,“ erwidert Ernst getröstet, „lebe wohl“.

Von dem 6. Gespräch aber, das die Schlußbemerkung ankündigt, ist nichts auf uns gekommen, so daß wir annehmen dürfen, Lessing habe ihm seine Feder überhaupt noch nicht gewidmet.

Weltbürgerlich ist Lessings irdisches Zukunftsreich. Seine Gedanken über den religiösen Unterbau dieses Zukunftsreichs, in „Ernst und Falk“ nur flüchtig gestreift, werden mit kräftigen Strichen ausgeführt in der „Erziehung des Menschengeschlechts“, deren erste 53 Paragraphen schon 1777, wie wir gesehen haben, im 4. Wolfenbütteler Beitrag veröffentlicht wurden, während die ganze Schrift erst Ostern 1780 bei Voß erschien.

Die Auffassung der göttlichen Offenbarung als einer fortschreitenden Erziehung des Menschengeschlechts, die für Lessings Schrift die Grundlage und den Ausgangspunkt bildet, läßt sich in ihrem Ursprung weit zurückverfolgen. Schon der Heidenapostel Paulus erfaßte ja das Alte Testament unter dem Gesichtspunkt eines *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν*, eines „Zuchtmeisters“ auf Christum, und ihm folgen die Kirchenväter. Irenäus, den Lessing besonders schätzte, spricht von der göttlichen Erziehung der Menschheit mittelst der beiden Gesetze, des alten mit seiner Strafknechtschaft und des neuen, das deren Bande löse. Noch deutlicher tritt der Gedanke einer fortschreitenden Erziehung in der alexandrinischen Schule zutage; Clemens Alexandrinus und Origenes sehen nicht nur in der Geschichte und Religion des Alten Testaments, sondern auch im Hellenismus, insbesondere bei Platon, eine Vorbereitung auf das Christentum. „Die Philosophie erzieht die Hellenen, das Gesetz die Hebräer zu Christus“, steht im „Paidagogos“ des Clemens. Origenes geht noch einen beträchtlichen Schritt weiter. Er vergleicht nicht nur die einzelnen Perioden der Offenbarung im erzieherischen Sinn mit den menschlichen Lebensaltern, sondern er redet auch schon von einer über das Alte und Neue Testament hinausgehenden ungeschriebenen Offenbarung. In seinem Kommentar zum Johannisevangelium aber findet sich ein Satz, der eigenartig anklingt an gewisse Stellen gegen den Schluß von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“: „Selig sind diejenigen, welche so weit gelangt sind, daß sie des Sohnes Gottes nicht mehr bedürfen als des die Kranken heilenden Arztes, nicht mehr als des Hirten, nicht mehr als des Erlösers: sondern als

der Weisheit, der Vernunft, oder was es sonst gibt, das sie nach ihrer Vollkommenheit als das Schönste an ihm zu genießen vermögen.“ Bei Origenes fand Lessing auch die an seine eigenen Gedanken anklingende Lehre von der Apokatastasis, von der dereinstigen Wiederherstellung aller Dinge, mit der zugleich auch alle Einzelseelen die in ihnen angelegte Vollendung erreichen müssen. Unter den Kirchenvätern ist hier auch noch Tertullian zu nennen. Auch er betrachtet das Christentum als pädagogische Vorstufe einer höheren, von Christus in dem Kommen des Paraklet verheißenen Offenbarung. „Die Gerechtigkeit“, sagt er im Anschluß an montanistische Lehren, „war zuerst in rohen Anfängen die Gott fürchtende Natur; von da durch das Gesetz und die Propheten schritt sie fort zur Kindheit, von da durch das Evangelium erhob sie sich zur Jugend, jetzt durch den Paraklet ordnet sie sich zur Reife.“ Ein neues „Drittes Reich des heiligen Geistes“, ein sog. „Ewiges Evangelium“, verkündeten gegen Ende des 12. Jahrhunderts, zur Zeit des Kaisers Heinrichs VI., auch die Prophezeiungen des kalabrischen Abtes Joachim von Floris: schwere Gerichte würden vorher über die Kirche kommen, durch die sie von ihrer Verweltlichung gereinigt und für ihren Bräutigam erneuert werde. Auch bei Abälard, Averroes, Montesquieu konnte Lessing einzelne, in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ weiter ausgebildete Gedanken finden. Die Idee der erzieherischen Anpassung an die Fassungskraft des zu Erziehenden spielt in ihrer Anwendung auf die göttliche Offenbarung in der Philosophie und Theologie des 17. und 18. Jahrhunderts sowohl bei Spinoza, Pascal und Leibniz als auch in der Theologie Semlers und zumal in einigen Schriften Herders eine Rolle. Des letzteren „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ (1773) und „Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit“ (1774), die Vorläufer seiner „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ (1784 ff.), haben ohne Zweifel auf Lessings Anschauung eingewirkt, wie umgekehrt dieser auf Herder einwirkte.

In hundert lapidaren Paragraphen entrollt Lessing vor uns in der nur wenige Blätter umfassenden Schrift, deren äußerer Umfang

in umgekehrtem Verhältnis steht zu der Unermeßlichkeit ihres Gegenstandes und der Fülle und Tiefe der in ihr berührten Gedanken, Vergangenheit und Zukunft der Menschheit. Von einem Hügel aus sieht der Verfasser „in eine unermeßliche Ferne, die ein sanftes Abendrot seinem Blick weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt". Die ersten Worte entfalten die Fahne, unter der die Aufrichtung des Reiches der Zukunft erfolgen soll: „Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlecht." Vernunft und Offenbarung sind die Pole, zwischen denen diese Erziehung sich vollzieht. „Erziehung", heißt es weiter, „gibt dem Menschen nichts, was er nicht aus sich selbst haben könnte: sie gibt ihm das, was er aus sich selbst haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also gibt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde: sondern sie gab und gibt ihm die wichtigsten dieser Dinge, nur früher. Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriff von einem Einigen Gott sofort ausgestattet wurde: so konnte doch dieser mitgeteilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den Einzigen, Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere und gab jedem dieser Teile ein Merkzeichen. So entstand natürlicherweise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wieviel Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben ... wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben. Da er aber einem jeden einzelnen Menschen sich nicht offenbaren konnte noch wollte: so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besonderen Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können. Das war das israelitische Volk, von dem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Ägypten hatte ...: der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden... Diesem rohen Volk also ließ sich Gott anfangs bloß als den Gott seiner

Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen. Durch die Wunder, mit welchen er es aus Ägypten führte, bezeugte er sich ihm als einen Gott, der mächtiger sei als irgendein anderer Gott." Und indem er fortfuhr, sich ihm als den Mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer sein kann — gewöhnte er es allmählich zu dem Begriff des Einigen. Zu dem wahren Begriff der Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besseren des Volkes mehr oder weniger näherten, — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ und den Einigen, d. h. Mächtigsten, in irgendeinem anderen Gotte eines anderen Volkes zu finden glaubte." Für rein moralische Erziehung war dies Volk also noch nicht reif. Gott erzog es zunächst wie ein kleines Kind durch „unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen", durch die Aussicht auf Glück und Unglück hier auf Erden. Ihm Dinge zu offenbaren wie Unsterblichkeit der Seele und Leben nach dem Tode, war die Zeit noch nicht gekommen. Wohlgemerkt, Gott wählte sich ein bestimmtes Volk, nicht einzelne erleuchtete Geister mehrerer Völker. Über Volkstum und Nation geht für Lessing der Weg in das künftige Reich. Gott mußte von unten anfangen, um die Glieder dieses Volkes um so besser „zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können".

Das Kind wuchs heran unter Schlägen und Liebkosungen. Der Gehorsam, den Gott von dem Volke Israel fordert, war ein „heroischer". Gottes Gesetze sollte es befolgen, „bloß weil es Gottes Gesetze sind und nicht weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheißen hat; sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt und die zeitliche auch nicht so ganz gewiß ist." „Ein Volk" — fragt Lessing — „in diesem heroischen Gehorsam gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor allen anderen befähigt sein, ganz besonders göttliche Absichten auszuführen? Als es zu „Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die

Fremde, damit es erkenne, wie wohl ihm zu Hause gewesen, und wie wenig es sich dessen bewußt war. Die andern Völker wanderten inzwischen ihren Weg bei dem Lichte ihrer Vernunft. Teils blieben sie hinter dem besonders erzogenen zurück, teils kamen sie infolge natürlicher Anlagen ihm voraus. Aber diese wenigen Bevorzugten sind kein Beweis dafür, daß die nicht Bevorzugten nicht der Erziehung bedurften. Ein Elementarbuch der Kinder braucht nicht alles zu enthalten, was wahr ist; so ist das Alte Testament im Rahmen dieser Betrachtung nicht deshalb als ungöttlich zu verwerfen, weil ihm die Lehre der Unsterblichkeit und der Auferstehung fehlt. Die Natur verlangt diese Lehre nicht, auch nicht das dem Menschen innewohnende natürliche Gefühl, denn „wer alt und lebenssatt starb: wie konnte er sich nach einem andern Leben sehnen?" Der Gedanke der Unsterblichkeit ist der Gedanke der Jugend. In der Gefangenschaft der Babylonier und der Perser erhellte die Vernunft den Offenbarungsgedanken des Volkes Israel. „Das in die Fremde geschickte Kind sah andere Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt: warum weiß ich das nicht auch? Warum lebe ich nicht auch so?" Die Juden lernten dort in ihrem Jehovah nicht nur den größten aller Nationalgötter, sondern Gott erkennen. Mit dieser Erkenntnis kamen sie in die Heimat zurück, jeder neuen Abgötterei unfähig, denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat. Zugleich erkannten sie nun auch die guten Eigenschaften ihres Elementarbuches, das ihren Kinderjahren so angemessene Bilder geboten hatte, z. B. „die Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moralischen Bösen in der Erzählung vom verbotenen Baume; den Ursprung der mancherlei Sprachen in der Geschichte vom Turmbau zu Babel". Sie erkannten den schönen zur kindlichen Auffassung sprechenden Stil, der einfältig, poetisch, scharfsinnig, vieldeutig und vielformig war.

Aber nur dem Kinde gebt, was des Kindes ist. „Ein besserer Pädagoge muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementar-

buch aus den Händen reißen. — Christus kam." Mit ihm beginnt der zweite große Schritt der Erziehung des Menschengeschlechts.

Diese zweite Periode bedurfte für die menschlichen Handlungen „edlere, würdigere Bewegungsgründe", als es zeitliche Belohnung und Strafen sein können. „Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, ebenso frei, ebenso geehrt, ebenso glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht." Christus wurde der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele: „zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen; zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tod, durch den er seine Lehre versiegelt hatte." Ob wir noch jetzt diese Wunder, diese Wiederbelebung beweisen können, das will Lessing dahingestellt sein lassen; jene Zeit mag solcher Erscheinungen noch für den Glauben bedurft haben, „jetzt ist zur Erklärung der Wahrheit diese Lehre so wichtig nicht mehr". Christus war auch der erste, praktische Lehrer der Unsterblichkeit: „denn ein anderes ist die Unsterblichkeit der Seele als eine philosophische Spekulation vermuten, wünschen, glauben; ein anderes seine inneren und äußeren Handlungen danach einrichten." Christi Jünger trugen diesen Glauben zu andern Völkern und heißen darum mit Recht Wohltäter der Menschheit. Das Neue Testament wurde das zweite und bessere Elementarbuch bei der Erziehung. Es erleuchtete mehr als alle andern Bücher, — „sollte es auch nur das Licht sein, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug". Die Unsterblichkeit wird jetzt als Offenbarung gepredigt, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehrt. Die Lehre von der Dreieinigkeit soll zur Erkenntnis bringen, „daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne". Und da es zum Wesen der Vollkommenheit Gottes gehört, eine Vorstellung von sich selbst zu haben, in der sich alles befindet, was in ihm selbst ist, also auch von seiner notwendigen Wirklichkeit, so läßt sich die Idee von dieser Vorstellung schwerlich faßlicher und schicklicher ausdrücken, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt. Die

Lehre von der Erbsünde will uns nur überführen, daß der Mensch auf der niedrigsten Stufe seines Wesens nicht soweit Herr seiner selbst sei, um moralischen Gesetzen zu folgen. Da Gott diese trotzdem der Menschheit nicht vorenthalten wollte, so schuf er einen Grund, Übertretungen verzeihen zu können aus Alliebe. Diesen Grund führt das Bild ein der Opferung des Sohnes: Gott erläßt Gesetze, verzeiht aber ihre Nichtbefolgung „in Rücksicht auf seinen Sohn", d. i. „in Rücksicht auf den selbständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des einzelnen verschwindet". So ist moralisches Glück wenigstens denkbar.

Geoffenbarte Wahrheiten in Vernunftwahrheiten auszubilden, ist nicht nur unser Recht, sondern unsere Pflicht, denn jene „waren gleichsam das Fazit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraussagt, damit sie sich im Rechnen einigermaßen danach richten können. Wollten sich die Schüler an dem vorausgesagten Fazit begnügen: so würden sie nie rechnen lernen und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen." Nicht Spekulationen hierüber, sondern die tyrannischen, unsinnigen Versuche, sie zu unterdrücken, haben seit jeher Unheil gestiftet. Damit kommt Lessing auf seine Vernunftreligion zurück: der Verstand „will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht". „Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchsten Stufen der Aufklärung zur Reinigkeit nie kommen? Nie? Nie? Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! Die Erziehung hat ihr Ziel...; was erzogen wird, wird zu etwas erzogen. Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jüngling eröffnet; die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu tun vermögend sei. Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab, und

die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung! Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichviel Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß haften und stärken sollten, die inneren Belohnungen derselben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird."

Vielleicht hätten schon gewisse Schwarmgeister des 13. und 14. Jahrhunderts, meint Lessing, einen Strahl dieses neuen Evangeliums aufgefangen und nur daran geirrt, daß sie dessen Anbruch schon so nahe wähnten. Vielleicht sei ihr „dreifaches Alter der Welt" und ihre Lehre, daß der Neue Bund ebensowohl antiquiert werden müsse als es der Alte geworden, keine leere Grille gewesen. „Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Ökonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts. Nur daß sie ihn übereilten; nur daß seine Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären. Eben das habe sie zu Schwärmern gemacht. „Der Schwärmer tut oft sehr wichtige Blicke in die Zukunft; aber er kann diese Zukunft nicht erwarten." Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen? „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Und laß mich dieser Unmerklichkeit wegen nicht an dir verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte nur scheinen sollten, zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du hast auf deinem Wege so viel mitzunehmen!

so viele Seitenschritte zu tun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große, langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere, schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde?" Wenn daher dieses dritte Zeitalter, das Zeitalter der Vernunftreligion nur zögernd naht, — unser Urteil ist nicht zum Richter ausersehen.

Hier setzt der Gedanke ein, der uns bei Lessing zunächst überrascht. Jeder Mensch muß die gesamte Bahn der Erziehung des Menschengeschlechts durchlaufen. Das ist aber in einem und demselben Leben nicht möglich; denn „kann er in ebendemselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ gewesen sein? Kann er in ebendemselben Leben beide überholt haben? Das nun wohl nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?" Karl Lessing glaubte sogar sagen zu können, daß sein Bruder in mündlichen Gesprächen auch die Präexistenz der menschlichen Seele in tierischen Körpern und ihren späteren Übergang in höhere als die menschlichen nicht als ausgeschlossen bezeichnet habe. Das uralte Thema der Seelenwanderung, der Wandlungsfähigkeit taucht an Lessings Lebensabend geheimnisvoll auf, doppelt geheimnisvoll, weil es in die Klarheit der Lessingstube fällt wie der plötzliche Schatten eines geschlossenen Fensterladens. Lessing, der Mystiker! „Warum könnte auch ich", fährt er fort, „nicht hier bereits alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung getan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu tun, uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?" Aber man vergesse nicht die negative Form der Frage! „Warum nicht!" Die Grenzen des menschlichen Wissens steckt Lessing ab, um den Weg frei zu machen, den die Kirche mit ihrem Hinweis auf Himmel und Hölle allein besetzt hielt und für andere versperrte. Ist denn, fragt Lessing schalkhaft, dies Wissen sicherer als jenes? Kann ich nicht wie für den Himmel, so noch einmal für die Erde erzogen werden? Warum nicht! „Warum sollte ich nicht so oft

wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe, wiederzukommen, etwa nicht lohnt?“ Das Fehlen der Erinnerung an den früheren Aufenthalt wäre auch kein Gegenbeweis. „Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben.“ Jetzt vergessen, sei indes nicht auf ewig vergessen; und wieviel Zeit gehe denn verloren, was habe er denn zu versäumen innerhalb des Unendlichen! „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“

Lessing wußte, daß niemand und sei er noch so gering, aus der Welt herausfallen könne, und daß der Gedanke, mit dem er seiner Schrift über die „Erziehung des Menschengeschlechts“ den ebenso überraschenden als großartigen Abschluß gibt, die ihres Ichs bewußten Wesen mit dem Gefühl furchtbarer Verantwortung, aber auch stolzer Genugtuung und Selbstgewißheit erfüllen müsse. Nicht um eine plötzliche Eingebung handelt es sich aber bei diesem Gedanken, sondern wir finden ihn in der geistigen Entwicklung Lessings längst vorgebildet.

„Die erste und älteste Meinung,“ sagt Lessing in der Schrift „Daß mehr als fünf Sinne sein können“, „ist in spekulativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel“. Wirklich taucht der Gedanke der Seelenwanderung bereits in den ältesten Religionen auf, und in pythagoreischer Fassung unterwarf er sich nahezu den ganzen Orient. Als Läuterungs- und Vergeltungslehre verdeutlichen ihn Pythagoras und Platon (im „Phaedrus“); von diesen wird der Seele nicht nur die Fähigkeit sich weiterzuentwickeln sondern auch durch verschiedene Leiber zu wandeln, statt eines endgültigen Beharrungszustandes, zugesprochen, und die Art und Folge dieser ihrer Wanderung wird durch ihre Handlungen bestimmt, die so von einer höheren Gerechtigkeit belohnt und bestraft werden.

Leibniz behauptete, vielleicht angeregt von des Niederländers F. M. van Helmont Schrift: „Quaestiones de renovatione animarum“, die in Deutschland 1684 neu herausgegeben wurde, es gebe eine Transformation oder „Metamorphose“, d. i. „Wandlung“

der Seele, während er die Annahme ihrer „Wanderung", d. i. Transmigration ablehnte. 1762 wies Hume in seiner „History of England" auf die Seelenwanderungslehre der britannischen Druiden hin. 1771 schrieb Sinner seinen „Essai sur les dogmes de la metempsycose et du purgatoire". 1778 übersetzte Kleuker Hollwells Abhandlung: „Merkwürdige historische Nachrichten von Hindostan und Bengalen nebst einer Beschreibung der Religionslehren und einer Abhandlung über die Metempsychose." Es ist ungewiß, ob Lessing die zuletzt genannten Schriften, die in der Wolfenbütteler Bibliothek jedenfalls nicht vorhanden sind, gekannt hat. Eifrig studiert hat er dagegen des Genfer Theologen Bonnet Werk: „La palingénesie philosophique ou idées sur l'état passé et sur l'état futur des êtres vivants", von dem 1770 noch ein besonderer Abriß erschien unter dem Titel „Recherches philosophiques sur les preuves du christianisme". Diese Schrift war es, die ihren Übersetzer Lavater zu der Aufforderung an Mendelssohn veranlaßte, ihre Gründe zu widerlegen oder sich zu bekehren. Bonnets Theorie der Palingenese oder Wiedergeburt erhofft einen pneumatischen Leib und stützt diese Hoffnung auf Gründe, die er gleich Lessing vornehmlich der Philosophie des Leibniz und erst in zweiter Linie der Naturwissenschaft entlehnte. Andere Wege beschreitet Lessing, obwohl auch er die christliche Vorstellung von der Unsterblichkeit vernunftgemäß umbilden und erklären will.

Schon im Januar 1754 stoßen wir bei ihm auf eine Äußerung zu der Frage. Er berichtete damals in der „Vossischen Zeitung" über Curtius' Schrift: „Die Schicksale der Seelen nach dem Tode": „Das zweite Buch lehret, daß die Seele nach der Trennung von ihrem Leibe weder in einen Schlaf verfalle, wie Heyn behauptet, noch nach den Träumereien des Pythagoras durch Körper der Tiere walle, bis sie endlich in einen menschlichen wieder zurückkomme, sondern daß sie mit dem völligen Bewußtsein ihres gegenwärtigen und vorigen Zustandes unsterblich bleibe und vielleicht in einen glücklicheren Planeten zu wohnen komme, wo sie die Werke Gottes tiefer und also ihn selbst näher werde kennen lernen."

Auf den Gedanken eines Fortlebens der Menschen auf einem andern Stern kommt Lessing nicht zurück. Wohl aber beschäftigte ihn im Stillen, wie anzunehmen ist, schon lange der Gedanke eines Fortlebens der Seele in anderer Hülle, die sog. Metempsychose. Dieser Gedanke wurde aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in den Gesprächen mit dem jungen Jerusalem im Jahre 1770 eingehend erörtert. Schriftlich angedeutet finden wir ihn zum erstenmal in der Abhandlung über die ewigen Strafen (1773). In den Anmerkungen, die Lessing im Herbst 1778 zu den einige Jahre zuvor erschienenen Philosophischen Gesprächen von Friedrich Campe niederschrieb, und die in seinem Nachlaß gefunden wurden, findet sich alsdann die erste ausführliche schriftliche Darstellung. Auf Campes Frage, warum Gott so große und viele Unterschiede in der Anlage und Ausbildung in der Menschheit zulasse, gibt Lessing folgende Antwort: „Wie, wenn ich aus der Unbeantwortlichkeit der Frage schlösse, daß der Gegenstand der Frage ein Unding sei? Wie, wenn ich sagte, daß jeder Mensch oder jede Seele, so lange sie als Mensch erscheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeit gelange? Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig, daß ich auf meinem Wege der Vervollkommnung erst durch mehr als eine Hülle der Menschheit durchmüßte? Vielleicht liegt dieser Wanderung der Seele durch verschiedene menschliche Körper ein ganz neues eigenes System zu grunde? Vielleicht war dieses neue System kein anderes als das ganz älteste — — —."

Die hier in Form einer lebhaften Fragestellung, wie Lessing sie liebte, entwickelte Hypothese der Metempsychose spielt dann weiterhin eine Rolle in dem unvollendeten Entwurf einer Abhandlung, die sich betitelt: „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können". Hier wird die Möglichkeit einer Umwandlung und Ergänzung der Seelenfähigkeiten in der Richtung erörtert, die Leibniz, vor allem aber Bonnet gewiesen hatten. Schon in den 1754 von ihm herausgegebenen „Vermischten Schriften" des

Mylius hatte Lessing gelesen (S. 140): „Ja ich zweifle auch nicht daß, da es an sich selbst nicht unmöglich ist, vielleicht noch mehrere Arten der Empfindungen, als uns bisher bekannt sind, unsere Seele auf das rührendste ergötzen werden." Denselben Gedanken konnte er auch durch Leibniz kennen. („Il y a quelque chose d'approchant dans l'odeur, dans le goût et dans l'attouchement et peut être dans quantité d'autre sens, qui nous sont inconnus.") In jener Abhandlung nun versucht Lessing anscheinend seiner Hypothese von der Metempsychose einen psychologischen Unterbau zu geben. Die Seele, ein endliches Wesen, aber unendlicher Vorstellungen fähig — so wird hier ausgeführt —, erlangt diese in einer unendlichen Zeitfolge nach dem Maße und der Ordnung, die durch die Sinne bedingt sind. Die Zahl der Sinne des Menschen aber sei nicht immer dieselbe gewesen, und sie wird auch nicht immer dieselbe bleiben, denn die Natur macht keine Sprünge. „Wie sehr", sagt Lessing, „erweitert sich dieser ihr zurückgelegter Weg, wenn wir den noch zu machenden auf eine des Schöpfers würdige Art betrachten." Jedes einfache Materiestäubchen müsse der Seele zu einem Sinn zu dienen vermögend sein. „Das ist, die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Teile beseelt." Wir wissen, daß es mehr als fünf Urstoffe gibt, dürfen mithin annehmen, daß dementsprechend auch mehr als fünf Sinne sein werden. „Nämlich", fährt der 17. Paragraph wörtlich fort, „so wie der homogenen Masse, durch welche die Körper in den Stand der Sichtbarkeit kommen (dem Lichte), der Sinn des Gesichts entspricht: so können und werden gewiß, z. E. der elektrischen Materie oder der magnetischen Materie, ebenfalls besondere Sinne entsprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob sich die Körper in dem Stande der Elektrizität oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angestellten Versuchen wissen können ... Es wird auf einmal für uns eine ganz neue Welt voll der herrlichsten Phänomene entstehen, von denen wir uns jetzt ebensowenig einen Begriff machen können als er sich von Licht und Farben machen konnte." „Wenn wir nur vier

Sinne hätten," heißt es weiter im letzten d. i. 22. Paragraphen, „und der Sinn des Gesichts uns fehlte, so würden wir uns von diesem ebensowenig einen Begriff machen können als von einem sechsten Sinne. Und also darf man an der Möglichkeit eines sechsten Sinnes und mehrerer Sinne ebensowenig zweifeln, als wir in jenem Zustande an der Möglichkeit des fünften zweifeln dürften. Der Sinn des Gesichts dient uns, die Materie des Lichts empfindbar zu machen und alle derselben Verhältnisse gegen andere Körper. Wie viel andere dergleichen Materie kann es nicht noch geben, die ebenfalls allgemein durch die Schöpfung verbreitet ist."

Mit Kühnheit und zugleich mit Vorsicht faßt Lessing hier die schwierigsten Probleme späterer Jahrhunderte rein geistig — nicht experimentell — an der Wurzel, untersucht sie auf ihre Denkbarkeit hin und erweitert so den Anschauungskreis bis zu einem Horizont, den nur eine unermeßlich fernliegende Zukunft ganz entschleiern kann. Durch die Hypothese der Metempsychose, wonach jedes Individuum die ganze Bahn, auf welcher das menschliche Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelange, alle niederen und alle höchsten Stufen durchlaufen müsse, so daß jedes Individuum am Fortschritt der Kultur zuletzt gleichermaßen beteiligt werde, wird unleugbar einer Hauptschwierigkeit jeder bisherigen Theodicee der Boden entzogen: der Ungleichheit in der Entwicklungsmöglichkeit der Menschen und der Menschengeschlechter. Reimarus hatte schon auf dieses Problem hingewiesen mit der Frage, wie der Ausschluß ungezählter Geschöpfe vom Segen der Offenbarung mit der Allgütigkeit Gottes zu vereinigen sei? Auch die Leibnizsche Theodicee hatte diese Frage unbeantwortet gelassen. Nicht ohne Grund ist die „Erziehung des Menschengeschlechts" „Lessings Theodicee" genannt worden.

Überblicken wir Lessings religiöses Testament — denn als ein solches können wir die Schrift von der „Erziehung des Menschengeschlechts" wohl bezeichnen — nochmals rasch im ganzen! Er schaut auf zu einem Gott-Vater, Gott-Erzieher, der seine Menschheit zur höchsten Stufe der Vollendung leiten will, denn er ist die Allgüte, und leiten kann, denn er ist die Allmacht. Zu dieser Stufe

führen viele Pfade, Religionen und Weltanschauungen, führt vornehmlich aber die Straße der christlichen Lehre, an deren erste Strecken — Altes und Neues Testament — sich die dritte anzuschließen beginnt, auf der Lessing bereits wandelt: Verwandlung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten. Das Ziel, dem die so erzogene Menschheit zustrebt, ist die Fähigkeit, das Gute um des Guten willen zu lieben. Wird dies Ziel erreicht, das Ziel zugleich der wirklichen Freimaurer, die gar nicht so zu heißen brauchen, dann freilich werden Staaten und positive Religionen ebenso entbehrlich wie die sogenannten guten Werke, die ja heute doch nur Opfer der Selbstsucht darstellen. Dem Zweifel aber, ob das Ziel erreichbar sei, begegnet Lessing erstens durch den Hinweis auf das in jedes Menschen Brust gelegte Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht und der damit verbundenen Vorstellung ihrer Güte, die für ein Nichts nicht erziehen könne. „Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger!“ Zweitens durch den als möglich bezeichneten Gedanken der Metempsychose, der Seelenwanderung, d. h. der Rückkehr des einzelnen zum Menschengeschlecht ohne Erinnerung an das frühere Dasein, auf bestimmter Stufe aber vielleicht mit Erinnerung an die durchlaufene Bahn. Nicht als Behauptung gilt das, sondern als eine Möglichkeit, die Lessing für seine Person jedenfalls zuläßt. Demnach hätte er selbst die Stufen des Juden- und Christentums im kirchlichen Sinne bereits hinter sich, vielleicht zu ihrer Überwindung ein früheres Dasein nötig gehabt, um nun zu seinem Teile die Menschheit nach Gottes Erziehungsplan weiter erziehen zu helfen. Leicht ist so die Kette unendlichen Aufwärtsstrebens und Lessings Stellung wie die unserige in ihr zu überblicken, leicht auch das sittliche Ziel zu sehen, soweit es für Menschen taugt; denn die reine, die absolute Wahrheit ist ja doch nur für Gott allein. Dieser Demut des Goezekämpfers hat sich auch der gewiß selbstbewußte, der Menschheit vorauseilende, weil von Gott vorausgesandte Erzieher des Menschengeschlechts nicht begeben. Der Verzicht gerade auf das, was dem Christen alles ist: die bewußte

Auferstehung des persönlichen Ichs von den Toten ist die größte Selbstbescheidung eines solchen Erziehers: „Ich Staub, ich nichts!“ Das Fortleben der Persönlichkeit in der uns bekannten Form bedingt Lessing sich nicht von seinem Glauben aus. Wir sehen aber, wie dieser von ihm ausdrücklich als lediglich vollkommenere Gestalt jenes Glaubens hingestellt wird, den die alten „Elementarbücher“, das Alte und Neue Testament, predigen. Mein Glaube, sagt Lessing, ist derselbe — nur ausgesprochen von einem Erwachsenen — wie derjenige der Bibel, den jene der Erziehung noch mehr bedürftigen Kinder aufsagen wie ein ihnen faßliches Gebet. Die Frage nach dem Glück des einzelnen beantwortet sich nun von selbst, denn wer das Gute um des Guten willen liebt und tut, für den ergibt sich die höchste Freiheit. Wenn erst die ganze Menschheit oder doch in ihrer Mehrzahl auf dieser höchsten Stufe angelangt sein sollte, dann würde sich die Freiheit des Handelns auch an äußeren Widerständen nicht mehr stoßen. Schon jetzt muß kein Mensch müssen. Muß vollends jeder das Gute nur deshalb tun, weil er es liebt, dann verschwindet die bittere Notwendigkeit, und die von den Freimaurern bekämpften Gegensätze lösen sich auf. Ob die Menschheit dann auch ein anderes Glücksempfinden haben wird — Lessing weiß es nicht, niemand weiß es, denn nicht vom nächsten Tage spricht er und nicht vom nächsten Jahrtausend! Ein leise fragendes „Warum nicht!“ zieht lediglich Linien, die möglich sind: die Lessings sterbenden Seheraugen noch sichtbaren Grenzen des neuen Reiches und Evangeliums.

Ganz verstanden wurde Lessing damals nur von wenigen. Herders Entzücken war groß: „Welch ein Gewinn, welche Entschädigung für ganze Jahre von Dürre, Mangel und Mißwachs.“ Der Gedanke der Seelenwanderung hatte ja auch für Goethe eine Zeitlang etwas Anziehendes. Die hierauf bezüglichen an Frau von Stein gerichteten Verse in dem Gedicht: „Warum gabst du uns die tiefen Blicke“, ergänzt Goethe in einem Brief an Wieland vom April „Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau 1776 über mich hat —, anders nicht erklären als durch die Seelenwande-

rung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib! — Nun wissen wir von uns, — verhüllt, in Geisterduft. — Ich habe keine Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All." Derselbe Goethe gestand freilich auch: „Die schönste Metempsychose ist die, wenn wir uns in andern wieder auftreten sehen," d. h. in unsern Kindern und Kindeskindern.

Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" hat auf die Philosophie der Geschichte einen nachhaltigen Einfluß geübt, ja man kann sagen, diese Wissenschaft erst ins Leben gerufen. Herders „Ideen" sind von diesem Werk besonders stark beeinflußt. Wie Hegels Religionsphilosophie, so berührt sich auch Kants Sittenlehre nahe mit Lessings Evangelium der reinen Moral. Auch der Gedanke einer Fortdauer und eigenartigen Wandlung der Seele nach dem Tode verbindet Lessing mit Kant, der in der „Naturgeschichte und Theorie des Himmels" wörtlich sagt: „Sollte die unendliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punkt des Weltraums, an unsere Erde jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines näheren Anschauens teilhaftig werden? Wer weiß, ist es ihr nicht zugedacht, daß sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes und die Trefflichkeit ihrer Anstalten, die schon von weitem ihre Neugierde so reizen, in der Nähe soll kennen lernen? Vielleicht bilden sich darum noch einige Kugeln des Planetensystems aus, um nach vollendetem Ablaufe der Zeit, die unserm Aufenthalte allhier vorgeschrieben ist, uns in anderen Himmeln neue Wohnplätze zu bereiten. Wer weiß, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinst zu leuchten."

Die Romantik knüpfte hier ebenfalls an. Friedrich Schlegels Sonett preist Lessings Evangelium:

Es wird das neue Evangelium kommen,
So sagte Lessing; doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht die aufgeschlossene Pforte.

Die Romantiker konnten leicht in Lessings „Erziehung“ eine Rückkehr vom „Nathan“, in dem keine Religion einen Vorzug vor der andern hat, zum Christentum erkennen, das hier als eine höhere, wenn auch nicht als die höchste Stufe der Offenbarung erscheint. In neuerer Zeit nahm Ibsens „Kaiser und Galiläer“ mit dem Hinweis auf das dritte Reich Lessings Gedankengang eigenartig wieder auf.

Inzwischen hat auch die Naturwissenschaft den Begriff des Unmöglichen von der Liste des ihr noch Unbekannten gestrichen. Auch ihr hat Lessing, der sich Jacobis Schwärmerei gegenüber „alles natürlich“ ausbat, die Gasse gebahnt. Wir sehen Lessings Gestalt wachsen, je weiter die Zeit rückt. Wie es auch aussehen möge im Reich der Zukunft: zu denen, die in ihm leben, wird Lessing gehören.

In der Schrift von der Erziehung des Menschengeschlechts haben wir den Abschluß und die Krone der religiösen Gedanken Lessings zu sehen. Seit dem im Jahre 1753 entstandenen Aufsatz „Das Christentum der Vernunft“, dessen Gedankengang sich eng an das Leibnizsche System anschloß, hatte seine Beschäftigung mit den religiösen Fragen niemals ganz geruht. Im letzten Lebensjahre wurde sie aber, wie wir sahen, zum Mittelpunkt seiner Arbeit und seines Denkens. Ungeachtet der zahlreichen kleineren Aufsätze und Fragmente, die auch sein Nachlaß aus dieser Zeit bietet, ist es doch keineswegs leicht, von seiner inneren Stellung zu Religion und Christentum sich ein klar umschriebenes Bild zu machen. Denn Lessing liebte nichts weniger als sich dogmatisch festzulegen. Darin lag auch nicht seine Begabung. Seine Stärke war die Dialektik, und diese befähigte ihn, Schwächen und Vorzüge aller religiösen Systeme rasch zu durchschauen. So wenig wie die Orthodoxie vermochte auch der auf Leibniz und Wolff sich stützende theologische Rationalismus mit seiner oberflächlichen Aufklärungstendenz und den seichten Versuchen, zwischen Offenbarung und Vernunft zu vermitteln, ihn auf seine Seite zu ziehen. So konnte er seine Stellung zwischen den beiden in scharfem Gegensatz zu ein-

ander stehenden Richtungen nehmen, was ihm, wie wir sahen, die Möglichkeit gab, bald zugunsten der Orthodoxie die Waffen mit dem Rationalismus, bald umgekehrt zugunsten des letzteren mit der Orthodoxie zu kreuzen und so an beiden Richtungen fruchtbare Kritik zu üben. Durch diese wirkte er aber nicht sowohl zerstörend als vielmehr reinigend und klärend, und das war es, was die gärende Zeit brauchte.

Lessings Verdienst um die Gesundung der religiösen Entwicklung ist denn auch von einzelnen Vertretern der Orthodoxie anerkannt worden. Daß er nicht der Feind des Christentums war, als welchen ihn die Herausgabe der Fragmente des Reimarus eine Zeitlang erscheinen ließ, konnte schon die „Erziehung des Menschengeschlechts" erweisen. Aber auch die folgende, in seinem Nachlaß gefundene Aufzeichnung aus den letzten Lebensjahren bezeugt es: „Ich habe gegen die christliche Religion nichts," sagt er da, „ich bin vielmehr ihr Freund und werde ihr zeitlebens hold und zugetan bleiben. Sie entspricht der Absicht einer positiven Religion so gut wie irgendeine andere. Ich glaube sie und halte sie für wahr, so gut und so sehr man nur irgend etwas Historisches glauben und für wahr halten kann. Denn ich kann sie in ihren historischen Beweisen schlechterdings nicht widerlegen. Ich kann den Zeugnissen, die man für sie anführt, keine anderen entgegensetzen: es sei nun, daß es keine anderen gegeben, oder daß alle andern vertilgt oder geflissentlich entkräftet worden." Und sehr treffend fügt er in richtiger Einschätzung seines kritisch gerichteten Verstandes hinzu: „Ich kann die Möglichkeit der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geistes nicht leugnen und tue wissentlich gewiß nichts, was diese Möglichkeit zur Wirklichkeit zu gelangen hindern könnte." Die rein vernunftgemäße Auffassung religiöser Fragen hat bei ihm nicht das letzte Wort, wie auch eine Stelle in den Kollektaneen lehrt: die Wahrheit der christlichen Religion wolle mehr empfunden als erkannt, mehr gefühlt als eingesehen werden. Dieses Gefühlsmoment ist ihm auch für die Beurteilung von Christi Persönlichkeit sowie der von ihm verkündeten Religion maßgebend, die er

aber nicht ohne weiteres mit der christlichen Religion verwechselt sehen will. Gerade aus dem Jahre 1780 liegt ein Blatt vor, in dem er zwischen der Religion Christi und der christlichen Religion in acht Paragraphen so klar und knapp die Unterscheidungslinien zieht, daß sie unverkürzt hier wieder gegeben werden können:

§ 1.

Ob Christus mehr als Mensch gewesen, das ist ein Problem. Daß er wahrer Mensch gewesen, wenn er es überhaupt gewesen, daß er nie aufgehört hat Mensch zu sein: das ist ausgemacht.

§ 2.

Folglich sind die Religion Christi und die christliche Religion zwei ganz verschiedene Dinge.

§ 3.

Jene, die Religion Christi, ist diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte; die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann; die jeder Mensch nur so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christo als bloßem Menschen macht.

§ 4.

Diese, die christliche Religion, ist diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß er mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht.

§ 5.

Wie beide diese Religionen, die Religion Christi sowohl als die christliche, in Christo als in einer und ebenderselben Person bestehen können, ist unbegreiflich.

§ 6.

Kaum lassen sich die Lehren und Grundsätze beider in einem und ebendemselben Buche finden. Wenigstens ist augenscheinlich, daß jene, nämlich die Religion Christi, ganz anders in den Evangelisten enthalten ist als die christliche.

§ 7.

Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten darin enthalten.

§ 8.

Die christliche hingegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle gibt, mit welcher zwei Menschen, solange als die Welt steht, den nämlichen Gedanken verbunden haben.

Lessing sagt hier also mit klaren Worten, daß Christi Religion nicht diejenige seiner christlichen Verkünder sei. Wie auch aus der „Erziehung des Menschengeschlechts“ erhellt, ist Christus für Lessing Führer in das Reich der Zukunft, aber nur Christus, nicht die Kirche, die sich nach ihm nennt.

Daß er die Veröffentlichung der Fragmente des Reimarus denn auch keinen Augenblick bereute, lesen wir auf einem andern Blatt des Nachlasses. Er sehe auch nicht, wie ein solcher Augenblick der Reue kommen könne, solange er bei gesundem Verstande bleibe. Den Verdruß nehme er gern hin; „aber genug, daß dieser Verdruß nur von außen kam; daß mir mein Gewissen nichts vorzuwerfen hatte.... Verleumdungen sind ja nur Verleumdungen.“ Unmißverständlich heißt es denn auch in der ungedruckten Vorrede zu „Nathan dem Weisen“: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen.“ Womit sich die geoffenbarte Religion am meisten weiß, macht mir sie gerade am verdächtigsten, sagt die Überschrift eines in den letzten Lebensjahren angefangenen Aufsatzes, nämlich ihr Anspruch, ihren Bekennern allein die Unsterblichkeit der Seele zu verbürgen. Die Lehre von der Unsterblichkeit bildete für die Menschen des 18. Jahrhunderts den Inbegriff ihres religiösen Glaubens. Schillers Ausspruch: „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auskommt,“ entspricht genau der Anschauung Lessings, der auch in dieser Frage klarer und nüchterner als seine Zeitgenossen dachte. Die Umbildung des Unsterblichkeitsdogmas in die Lehre von der Palingenese und der Metempsychose, wie sie die „Erziehung des Menschengeschlechts“ in so überraschender Weise vollzieht, kann wohl als das Ergebnis eines langen Nachdenkens Lessings über die Frage der Unsterblichkeit betrachtet werden. Töricht sei es, fuhr Lessing in jener Aufzeichnung fort, sich die Kenntnis der eigenen künftigen Schicksale herbeizuwünschen, der Schicksale in diesem Leben: nun aber gar in jenem nach dem Tode! „Über die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Toren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben

nicht ebenso ruhig abwarten als einen künftigen Tag? Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtet, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben."

Mehrere Untersuchungen widmete Lessing in den letzten Lebensjahren der Evangelienfrage. In den hinterlassenen, schon aus dem Jahre 1756 stammenden „Thesen aus der Kirchengeschichte" weist er darauf hin, daß das erste Evangelium 16 Jahre nach Christi Tod verfaßt worden sei, also nur allgemein bekannte Erzählungen zusammengestellt habe, und daß die Einreihung im Kanon chronologisch gar nichts sage. „Die ganze Religion Christi war bereits im Gange, ehe einer von ihnen schrieb. Das Vaterunser wurde gebetet, ehe es bei dem Matthäus zu lesen war. Denn Jesus selbst hatte es seine Jünger beten gelehrt. Die Taufformel war im Gebrauch, ehe sie der nämliche Matthäus aufzeichnete. Denn Christus hatte sie seinen Aposteln selbst vorgeschrieben." Diese Religion möchte Lessing herausschälen gegenüber der des Neuen Testamentes schlechthin, das tatsächlich erst 180 n. Chr. vorlag und erst um 400 zur allgemeinen Grundlage wurde. In dem Entwurf der „Neuen Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtsschreiber betrachtet" stellt Lessing die fruchtbare und von der neutestamentlichen Forschung des 19. Jahrhunderts im wesentlichen bestätigte Hypothese auf, daß die ältesten Judenchristen Palästinas, die Nazarener — als Christi-Anhänger blieben sie doch Juden —, eine geschriebene Sammlung von Nachrichten über Christi Leben und Lehren in hebräischer Sprache hatten, aus der Matthäus sich für seinen Lehrzweck einen Auszug machte und ins Griechische übersetzte, damals als er das Evangelium andern Völkern predigen wollte; Marcus und Lukas folgten seinem Beispiel in ihrer Weise, während Johannes selbständig vorging, um das Christentum nicht als jüdische Sekte erstarren zu lassen.

Matthäus schrieb das Evangelium des Fleisches — von Christus als dem Sohn Josephs und der Maria! —, Johannes schrieb das Evangelium des Geistes — Christus der Paraklet! —, während die Kirche Markus und Lukas nur als ergänzende Zwischenglieder duldete. Johannes ist es aber zu danken, wenn das Christentum „aller Anfälle ungeachtet noch fortdauert und vermutlich solange fortdauern wird, als es Menschen gibt, die eines Mittlers zwischen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben: das ist, ewig." Hierher gehört auch der Entwurf einer „Historischen Einleitung in die Offenbarung Johannis", der mit dem Nachweis beginnt, daß der Kanon sämtlicher Schriften des Neuen Testaments anscheinend aufs Geratewohl und völlig planlos zustande gekommen sei.

In dem Entwurf der schon erwähnten „Bibliolatrie" aus dem Jahre 1779 wirft Lessing bedeutsame Rückblicke auf seine religiöse Entwicklung. „Der bessere Teil meines Lebens", so schreibt er hier, „ist — glücklicher- oder unglücklicherweise? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewissermaßen Modeschriften waren." Nach ihnen habe er begierig gegriffen und er habe nicht geruht, jeder neuen Schrift habhaft zu werden und sie zu verschlingen. Dann sei eine Flut von Schriften wider die Religionen gekommen, und auch ihnen habe er mit ebenso großem Verlangen unparteiisches Gehör geschenkt. „Ich ward", klagt er, „von einer Seite zur andern gerissen", keine befriedigte mich ganz. Die eine sowohl als die andere ließ mich mit dem festen Vorsatze von sich, die Sache nicht eher abzuurteilen, quam utrimque plenius fuerit peroratum." „Je bündiger mir der eine das Christentum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je mutwilliger und triumphierender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte: desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten."

Lessings letzte Äußerungen über religiöse Dinge sind enthalten in dem zwei Monate vor seinem Tode begonnenen Entwurf der „Anmerkungen zu einem Gutachten über die jetzigen

Religionsbewegungen". Das Konsistorium eines evangelischen Reichsstandes hatte über neun Fragen ein Gutachten bei dem Corpus Evangelicorum in Regensburg eingereicht, und Herzog Ferdinand hatte dieses Lessing vorgelegt mit der Aufforderung, sich darüber zu äußern. Lessing möchte zunächst das Wort „Bewegungen" durch das Wort „Fermentationen" ersetzen. „Nicht als ob Fermentationen nicht auch Bewegungen wären; es sind nur Bewegungen, welche die Bewegung, in welcher das fermentierende Ding mit andern Dingen außer ihm steht, nicht ändern, sondern zur Aufklärung und zum Wachstum desselben beitragen." Er hält diese Fermentationen oder Gärungen also für etwas durchaus Heilsames und Wünschenswertes. Wie im Keller alle Fässer Most in Gärung kämen, wenn eines gäre, und auch nachher durchweg weder besser noch schlechter seien als vorher, so sei es mit den Religionen. Eine bewege sich nie allein. „Die nämlichen Schritte", so schließt Lessing, „zur Verbesserung oder Verschlimmerung, welche die eine tut, tut die andere bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation gesehen haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken voraus gewannen, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. — Der Einfluß des Papsttums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohltätig als der Einfluß der evangelischen Kirche. Ja, wenn man dieser verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal ebensoweit hinter dem Papsttum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen."

Auch hinsichtlich der Frage, zu welchem philosophischen System sich Lessing bekannt habe, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Die Wahrheit ist, daß er ebensowenig wie auf eine einseitige theologische Richtung, auf ein bestimmtes philosophisches System eingeschworen war. So groß die Verehrung war, die Lessing der Person und der Philosophie Leibnizens zollt, — meinte er doch schon in dem Aufsatz „Pope als Metaphysiker", „Der Wahrheit und Leibniz näherkommen", sei ein und dasselbe —:

dem Leibnizschen System steht er doch, obschon es seine Gedankenrichtung von Hause aus gewiß am meisten bestimmte, frei und selbständig gegenüber. Und sicherlich gewann auf sein philosophisches Denken mit dem Fortschritt der Jahre Spinozas ἓν καὶ πᾶν, der Gedanke der Gleichsetzung von Gott und Welt, wachsenden Einfluß. Die Anmerkungen, mit denen er die Aufsätze des jungen Jerusalem begleitete, insbesondere lassen keinen Zweifel an seiner Hinneigung zu einer Weltanschauung des Determinismus, des Gebundenseins des menschlichen Willens im Sinne des arbitrium servum Luthers und Spinozas. Viel gestritten wurde später darüber, welches „System" wohl Lessing im Auge gehabt haben mag, wenn er in jenen Anmerkungen zu dem Aufsatz des jungen Jerusalem über die Willensfreiheit sagte, es sei davon in seinen Gesprächen mit letzterem so viel die Rede gewesen (vgl. oben S. 225). Vielleicht hat Lessing damit auf die Metempsychose anspielen wollen, in die wir die Schrift über die „Erziehung des Menschengeschlechts" ausmünden sahen. Liegt aber nicht die Annahme näher, mit jenem System, durch welches den Einwendungen gegen den Determinismus der Boden entzogen werden sollte, sei eben nichts anderes als der Spinozismus gemeint gewesen? Auch in der Erziehung des Menschengeschlechts finden sich leise Anklänge an diesen. Wenn dort als die höchste Stufe, auf welche die Aufklärung das menschliche Geschlecht zu bringen habe, eine solche „Reinigkeit des Herzens" bezeichnet wird, „die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht," wenn mit Nachdruck und Begeisterung verkündet wird, „die Zeit der Vollendung werde kommen, werde gewiß kommen, da der Mensch das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind": so mag man an Spinozas Ethik denken, wo derselbe Gedanke, nur in anderer Form, ausgesprochen wird, — an Sätze wie: „Die Glückseligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst" (Beatitudo non praemium virtutis sed ipsa virtus), oder: „Wer Gott liebt, kann nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe" (Qui deum amat, conare non potest, ut deus ipsum contra amat).

Trotz solcher — ohnehin unsicheren — Berührungspunkte zwischen ihm und Spinoza geht es sicherlich zu weit, Lessing zum „Spinozisten" schlechthin zu machen, obwohl diese Meinung noch heute von beachtenswerter Seite vertreten wird. Die eigentlichen Grundlagen von Lessings Weltanschauung liegen von denen des Spinozismus weit ab. Lessings von Leibniz ausgehende Weltanschauung bekennt sich, mag sie auch von Spinozas *Ἓν καὶ πᾶν* stark berührt worden sein, letzten Endes doch entschieden zu einem über- und außerweltlichen Gott, der mit Spinozas Substanz wenig Gemeinsames hat, und zu einer Teleologie, der die rein mechanistische Grundanschauung Spinozas durchaus feindlich gegenübersteht. Noch größer sind die Verschiedenheiten im einzelnen.

Spinoza denkt Gott a priori. Lessing steigt vom Endlichen mit Hilfe sinnlicher Anschauung auf zum All und will „sich alles natürlich ausgebeten haben". Bei Spinoza ist das All zugleich causa sui, bedeuten also die Einzelwesen gar nichts; bei Lessing ist die Individualität ein sittlich notwendiger Bestandteil der Weltentwicklung. Spinozas Ewigkeit muß sich bei Lessing die Teilung in ein irdisches und ein künftiges Leben gefallen lassen. Gott selbst ist bei Spinoza nur eine Gedankenform ohne Leben und Charakter, die Verbindung von Ursache und Wirkung; bei Lessing dagegen eine zweckvolle, sittlich wollende und erziehende Macht. Spinozas Gott erkennt sich nur, solange die endlichen Wesen sich erkennen; Lessings Gott ist von ewigem Selbstbewußtsein untrennbar. Mit Spinoza verurteilt Lessing wohl jedes Vorurteil, preist die Gottesliebe, die alles umfaßt und in Wahrheit sein *Ἓν καὶ πᾶν* ist, wie es das Nathans des Weisen wäre; mit Spinoza fordert er methodisch strenge Gedankeneinheit. Aber nicht vom Pantheismus, sondern vom Kritizismus kommt er her.

Näher als Spinoza steht Lessing doch immer noch Leibniz, dessen Monaden er mit der absoluten Substanz, mit Geschichtsphilosophie und Christentum zu verbinden sucht. Er sowohl wie Leibniz vertreten einen individualistischen, durchaus konkreten Monismus, und die Metempsychose, die Spinozas Philosophie völlig

widersteht, ist mit Leibnizens Perfektibilitätslehre eng verwandt. Der Pantheismus hat mit dem Verzicht auf die Individualität etwas Orientalisches, das schlecht zu Lessings kräftiger occidentalischer, germanischer Geistesart stimmt. Die Eigenart des Subjekts, lehrt Lessing, ist unzerstörbar, während bei Spinoza das Subjekt im Objekt aufgeht und nur so fähig ist, sein Wesen zu erhalten.

Lessing hat als einer der ersten Spinoza gekannt, aber nicht bekannt. Nicht als ob er sich vor dem Fluche gescheut hätte, der tatsächlich auf Spinozas Namen damals lastete. Gegen den Verdacht des Spinozismus hatte sich noch Wolff ängstlich verteidigt. Mit Professor Hollmann erklärte die öffentliche Meinung jeden Spinozisten für einen „elenden und verworfenen Menschen"; und F. C. Laukhardts Vater, der Prediger war, konnte nicht tiefer sinken, wie der Sohn erzählt, als in den Abgrund der „Bücher des berüchtigten Spinoza, wodurch er ein vollkommener Pantheist ward". Solchen Verruf hätte Lessing gern auf sich genommen, hätte er nur überhaupt gedanklich sich in ein System hineingefügt, sei es nun das des Leibniz oder Spinoza.

Und doch sollte der Name des Vielberufenen mit dem seinigen für immer verbunden werden durch den sogenannten Spinoza-Streit. Der äußere Anlaß war der junge Wolfgang Goethe und sein bis dahin nur in engstem Kreise bekannt gewordenes „Prometheus"-Gedicht:

Ich dich ehren? Wofür? Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?

Der junge Goethe hatte seine Dichtung zunächst gar nicht spinozistisch gedacht. Mit Lessing wollte er gern „auf einem Scheiterhaufen" brennen, selbst Schöpfer und Erzieher von Geschlechtern, die ihnen gleich seien. Allerdings aber bekannte er sich sonst

zu Spinoza, und das „ewige Schicksal“ begriff er nicht lessingisch, sondern pantheistisch. In seinem bekannten, während des Spinoza-streites geschriebenen Brief an Jacobi sagt er: „Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten und überlasse euch alles, was ihr Religion heißt. Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva spricht und sagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum: so geben mir diese wenigen Worte Mut, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde, und was mir zugeschnitten ist.“

1785, also vier Jahre nach Lessings Tode, erschien anonym eine Aufsehen erregende Schrift unter dem Titel „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn“, von der jedermann sofort wußte, daß kein anderer ihr Verfasser sei als Friedrich Heinrich Jacobi. Sie stellte Lessing als überzeugten Spinozisten hin auf Grund von Gesprächen, die Jacobi mit ihm gelegentlich eines Besuches in Wolfenbüttel in den Tagen vom 5.—7. Juli 1780 gehabt hatte.

Es war am Morgen des 6. Juli, als Jacobi ihm Goethes Gedicht „Prometheus“ reichte. Jacobi gibt in einem Brief an Moses Mendelssohn vom 4. Nov. 1783 über das Gespräch, das sich aus diesem Anlaß zwischen ihm und Lessing entspann, einen längeren Bericht, der um der Unmittelbarkeit willen, wie er Lessing zu Wort kommen läßt, von dem sonst Gespräche kaum aufgezeichnet sind, aber auch durch seinen Inhalt selbst so merkwürdig ist, daß er trotz seiner teilweise gewiß recht fragwürdigen Zuverlässigkeit wenigstens in den Hauptstellen wörtliche Wiedergabe verdient. „Lessing, nachdem er das Gedicht gelesen, und indem er mir's zurückgab: Ich habe kein Ärgernis genommen; ich habe das schon lange aus der ersten Hand. Ich. Sie kennen das Gedicht?

Lessing. Das Gedicht hab ich nie gelesen; aber ich find es gut. Ich. In seiner Art, ich auch; sonst hätte ich es Ihnen nicht gezeigt. Lessing. Ich mein es anders ... Der Gesichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigener Gesichtspunkt. ... Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. *Ἓν καὶ Πᾶν*! Ich weiß nichts anderes. Dahin geht auch dies Gedicht; und ich muß bekennen, es gefällt mir sehr. Ich. Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden. Lessing. Wenn ich mich nach jemandem nennen soll, so weiß ich keinen anderen. Ich. Spinoza ist mir gut genug: aber doch ein schlechtes Heil, das wir in seinem Namen finden! Lessing. Ja! wenn Sie wollen! ... Und doch ... Wissen Sie etwas Besseres? ..." Die Unterredenden wurden hier durch den Eintritt eines Besuches, des Dessauischen Direktors Wolke, unterbrochen und begaben sich in die Bibliothek. Der Faden der Unterhaltung wurde erst am folgenden Tag wieder aufgenommen; Jacobis Bericht fährt darüber fort: „Den folgenden Morgen, als ich, nach dem Frühstück, in mein Zimmer zurückgekehrt war, um mich anzukleiden, kam mir Lessing nach einer Weile nach. Ich saß unter dem Frisieren, und Lessing lagerte sich unterdessen am Ende des Zimmers stille an einen Tisch hin. Sobald wir allein waren und ich mich an der anderen Seite des Tisches, worauf Lessing gestützt war, niedergelassen hatte, hub er an: Ich bin gekommen über mein *Ἓν καὶ Πᾶν* mit Ihnen zu reden. Sie erschraken gestern. Ich. Sie überraschten mich, und ich fühlte meine Verwirrung. Schrecken war es nicht. Freilich war es gegen meine Vermutung, an Ihnen einen Spinozisten oder Pantheisten zu finden; und noch weit mehr dagegen, daß Sie mir es gleich und so blank und bar hinlegen würden. Ich war großenteils gekommen, um von Ihnen Hilfe gegen den Spinoza zu erhalten. Lessing. Also kennen Sie ihn doch? Ich. Ich glaube ihn zu kennen, wie nur sehr wenige ihn gekannt haben mögen. Lessing. Dann ist Ihnen nicht zu helfen. Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es gibt keine andere Philosophie als die Philosophie des Spinoza. Ich. Das mag wahr sein.

Denn der Determinist, wenn er bündig sein will, muß zum Fatalisten werden: hernach gibt sich das übrige von selbst. Lessing. Ich merke wir verstehen uns. . . ." Nach einer — hier übergangenen — Darlegung Jacobis über seine Auffassung der Lehre Spinozas geht die Wechselrede weiter: „Lessing. Über unser Credo also werden wir uns nicht entzwein. Ich. Das wollen wir in keinem Falle. Aber im Spinoza steht mein Credo nicht. Lessing. Ich will hoffen, es steht in keinem Buch. Ich. Das nicht allein. Ich glaube eine verständige persönliche Ursache der Welt. Lessing. Oh, desto besser! Da muß ich etwas ganz Neues zu hören bekommen. Ich. Freun Sie sich nicht zu sehr darauf. Ich helfe mir durch einen Salto mortale aus der Sache; und Sie pflegen am Kopf unten eben keine sonderliche Lust zu finden. Lessing. Sagen Sie das nicht; wenn ich's nur nicht nachzumachen brauche. Und Sie werden schon wieder auf Ihre Füße zu stehen kommen. Also: wenn es kein Geheimnis ist — so will ich es mir ausgebeten haben." (Die Wiedergabe des Gesprächs nach Jacobis Darstellung erfolgt von nun an mit stärkeren Kürzungen.) „Lessing. Gut, aber nach was für Vorstellungen nehmen Sie denn Ihre persönliche extramundane Gottheit an? Etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist." Ich. Reden Sie im Ernste? Lessing. Zweifeln Sie daran im Ernste? Leibnizens Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er es nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser seiner Darlegungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen; und es ist bei dem größten Scharfsinn oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so wert; ich meine: wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien, oder denn auch wirklich hatte. Ich. Ganz recht. Leibniz mochte gern „aus jedem Kiesel Feuer schlagen". Sie aber sagten von einer gewissen Meinung, dem Spinozismus, daß Leibniz derselben im Herzen zugetan gewesen sei. Lessing. Erinnern Sie sich einer Stelle des Leibniz, wo von Gott gesagt ist: derselbe befinde sich in einer immerwährenden Expansion und

Kontraktion: dieses wäre die Schöpfung und das Bestehen der Welt? Ich. Von seinen Fulgurationen weiß ich; aber diese Stelle ist mir unbekannt. Lessing. Ich will sie aufsuchen, und Sie sollen mir dann sagen, was ein Mann wie Leibniz dabei denken — konnte oder mußte. Ich. Zeigen Sie mir die Stelle. Aber ich muß Ihnen zum voraus sagen, daß mir bei der Erinnerung so vieler anderer Stellen eben dieses Leibniz, so vieler seiner Briefe, Abhandlungen, seiner Theodizee und nouveaux Essais, seiner philosophischen Laufbahn überhaupt — vor der Hypothese schwindelt, daß dieser Mann keine supramundane, sondern nur eine intramundane Ursache der Welt geglaubt haben sollte. Lessing. Von dieser Seite muß ich Ihnen nachgeben. Sie wird auch das Übergewicht haben. Und ich gestehe, daß ich etwas zu viel gesagt habe. Indessen bleibt die Stelle, die ich meine — und noch manches andere — immer sonderbar. — Aber nicht zu vergessen! Nach welchen Vorstellungen glauben Sie denn nun das Gegenteil des Spinozismus? Finden Sie, daß Leibnizens Principia ihm ein Ende machen? Ich. Wie könnte ich: bei der festen Überzeugung, daß der bündige Determinist vom Fatalisten sich nicht unterscheidet? ... Übrigens kenne ich kein Lehrgebäude, das so sehr als das Leibnizische mit dem Spinozismus übereinkommt; und es ist schwer zu sagen, welcher von ihren Urhebern uns und sich selbst am mehrsten zum besten hatte: wiewohl in allen Ehren! ... Mendelssohn hat öffentlich gezeigt, daß die Harmonia praestabilita im Spinoza steht.... Ich getraue mir aus dem Spinoza Leibnizens ganze Seelenlehre darzulegen.... Im Grunde haben beide von der Freiheit auch dieselbe Lehre, und nur ein Blendwerk unterscheidet ihre Theorie. Lessing. Ich lasse Ihnen keine Ruhe; Sie müssen mit diesem Parallelismus an den Tag.... Reden die Leute doch immer von Spinoza, wie von einem toten Hunde.... Ich. Sie würden vor wie nach so von ihm reden. Den Spinoza zu fassen, dazu gehört eine zu lange und zu hartnäckige Anstrengung des Geistes. Und keiner hat ihn gefaßt, dem in der Ethik eine Zeile dunkel blieb.... Eine solche Ruhe des Geistes, einen solchen Himmel im Verstande,

wie sich dieser helle vom Kopf geschossen hatte, mögen wenige gekostet haben. Lessing. Und Sie sind kein Spinozist, Jacobi! Ich. Nein, auf Ehre! Lessing. Auf Ehre, so müssen Sie ja bei Ihrer Philosophie aller Philosophie den Rücken kehren. Ich. Warum aller Philosophie den Rücken kehren? Lessing. Nun, so sind Sie ein vollkommener Skeptiker. Ich. Im Gegenteil, ich ziehe mich aus einer Philosophie zurück, die den vollkommenen Skeptizismus notwendig macht. Lessing. Und ziehen dann wohin? Ich. Dem Lichte nach, wovon Spinoza sagt, daß es sich selbst und auch die Finsternis erleuchtet. — Ich liebe den Spinoza, weil er mehr als irgendein anderer Philosoph zu der vollkommenen Überzeugung mich geleitet hat, daß sich gewisse Dinge nicht entwickeln lassen, vor denen man darum die Augen nicht zudrücken sondern sie nehmen muß, wie man sie findet. . . . Ich habe keinen Begriff, der weniger als der von den Endursachen wäre; keine lebendigere Überzeugung, als daß ich tue, was ich denke; anstatt, daß ich nur denken sollte, was ich tue. Freilich muß ich dabei eine Quelle des Denkens und Handelns annehmen, die mir durchaus unerklärlich bleibt. Will ich aber schlechterdings erklären, so muß ich auf den zweiten Satz geraten, den, in seinem ganzen Umfange betrachtet und auf einzelne Fälle angewandt, kaum ein menschlicher Verstand ertragen kann. Lessing. Sie drücken sich beinah so herzhaft aus, wie der Reichstagsschluß zu Augsburg; aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte »den mehr viehischen als menschlichen Irrtum und Gotteslästerung daß kein freier Wille sei«, worin der helle reine Kopf Ihres Spinoza sich doch auch zu finden wußte. Ich. Auch hat Spinoza sich nicht wenig krümmen müssen, um seinen Fatalismus bei der Anwendung auf menschliches Betragen zu verstecken, besonders in seinem 4. und 5. Teile, wo ich sagen möchte, daß er dann und wann bis zum Sophisten sich erniedrigt. — Und das war es ja, was ich behauptete: daß auch der größte Kopf, wenn er alles schlechterdings erklären, nach deutlichen Begriffen miteinander reimen und sonst nichts gelten lassen will, auf ungereimte Dinge kommen muß. Lessing. Und wer

nichts erklären will? Ich. Wer nicht erklären will, was unbegreiflich ist, sondern nur die Grenze wissen, wo es anfängt, und nur erkennen, daß es da ist: von dem glaube ich, daß er den mehrsten Raum für echte menschliche Wahrheit in sich ausgewinne. Lessing. Worte, lieber Jacobi, Worte! Die Grenze, die Sie setzen wollen, läßt sich nicht bestimmen. Und von der anderen Seite geben Sie den Träumern, dem Unsinne, der Blindheit freies, offenes Feld. Ich. Ich glaube, jene Grenze wäre zu bestimmen. Setzen will ich keine, sondern nur die schon gesetzte finden und sie lassen. Und was Unsinn, Träumerei und Blindheit anlangt ... Lessing. Die sind überall zu Hause, wo verworrene Begriffe herrschen. Ich. Mehr noch, wo erlogene Begriffe herrschen. Auch der blindeste, unsinnigste Glaube hat da seinen Thron. Nach meinem Urteil ist das größte Verdienst des Forschers, Dasein zu enthüllen und zu offenbaren. Erklärung ist ihm Mittel, Weg zum Ziel, nächster, niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was sich nicht erklären läßt: das Unauflösliche, Unmittelbare und Einfache. ... Lessing. Gut, sehr gut! Ich kann das alles auch gebrauchen; aber ich kann nicht dasselbe mit machen. Überhaupt gefällt Ihr Salto mortale mir nicht übel; und ich begreife, wie ein Mann von Kopf auf diese Art Kopfunten machen kann, um von der Stelle zu kommen. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht. Ich. Wenn Sie nur auf die elastische Seite treten wollen, die mich fortschwingt, so geht es von selbst. Lessing. Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopf nicht mehr zumuten darf." Die Fortsetzung der Unterredung hat für uns wenig Interesse mehr, weil darin hauptsächlich Jacobi zu Wort kommt. Am Schlusse fügt dieser hinzu: „Was ich erzählt habe, ist nicht der zehnte Teil von dem, was ich hätte erzählen können, wenn nur mein Gedächtnis, in Absicht der Einkleidung und des Ausdrucks, genug hätte bestehen wollen. Aus eben diesem Grunde habe ich in dem Erzählten Lessing so sparsam als ich konnte, redend eingeführt. Wenn man ganze Tage, und von sehr vielen sehr verschiedenen Dingen, spricht, muß sich die Erinnerung des Urteils

verlieren. Hinzu kommt noch dieses. Da ich einmal ganz entschieden wußte: Lessing glaubt keine von der Welt unterschiedene Ursache der Dinge; oder, Lessing ist ein Spinozist — so drückte, was er nachher darüber nur auf diese oder jene neue Weise sagte, sich mir nicht tiefer ein als andre Dinge. . . ." Außer den Einzelheiten des Gesprächs druckte Jacobi in seiner Schrift zum erstenmal Goethes „Prometheus" ab, den aber dessen Freund Merck handschriftlich schon seit mehr als einem Jahrzehnt kannte.

Um Lessing richtig zu verstehen, müssen wir uns die Umstände, unter denen die Unterredung stattfand, vergegenwärtigen. Jacobi kam zu ihm, um seine Hilfe gegen den Freigeist Spinoza anzurufen, der ihn in seiner Ruhe und in seiner Gefühlsphilosophie störte. Sofort steht der „Retter" Lessing auf des Angegriffenen Seite. Warum soll er in diesem Augenblick nicht Spinoza vertreten, wenn er „sich nach jemand nennen soll". Aber er nannte sich nach niemand. Jede Übertreibung hob er durch eine andere auf. Seine Liebhaberei, andere zum Sprechen zu bringen, wird auch in dieser, von Jacobi allzu harmlos aufgefaßten Unterhaltung deutlich. Er wollte von seinem Gast erfahren, wie er sich seine persönliche, außerweltliche Gottheit denke, und setzte deshalb den Webstuhl des Spinozismus durch einen leichten Tritt in Bewegung. Sogar Jacobi hätte Lessings ständige Wiederholung des Wörtchens „wenn" auffallen müssen, hätte ihn persönliche Eitelkeit nicht verblendet. Dem genialen überirdischen Erkennen des Gottes der Geniezeit warf er das kühle, philosophische Denken entgegen, wie es ihm niemand leidenschaftsloser und logisch strenger als Spinoza bot. Er ergriff lediglich Partei für den objektiven Gedanken gegenüber subjektiver Gefühlsphilosophie.

Jacobi teilte die Unterredung zuerst Elise Reimarus (21. Juli 1783), dann (4. November 1783) Lessings altem Freunde, Moses Mendelssohn, mit, der nach fruchtlosem Briefwechsel zuerst in den „Morgenstunden" gegen die ungeheuerliche Behauptung auftrat, sein kritischer Lessing habe sich auf Spinozas System festgelegt, und das allein einem Manne gegenüber, den er soeben erst kennen gelernt

hatte. Da Jacobi sah, daß er Mendelssohns in Arbeit befindliches Lessingsbuch nicht durch seinen Geist zu färben vermochte, griff er zur Selbsthilfe und gab die oben genannte Schrift heraus.

Einleitend bezieht er sich da auf Lessings Freundin Elise Reimarus, die er als Zeugin des Streites anruft, aber Emilie nennt. Lessing, erklärt er dann, habe ihm gesagt, daß er „sein eigenes System nie gegen Mendelssohn behauptet" habe. Darum habe er nach Lessings Tode sich für verpflichtet gehalten, Mendelssohn einen Wink zu geben, er solle in Lessings Ehrendenkmal gewissen Materien ganz ausweichen. Er veröffentlicht nun Elisens Antwort, die Mendelssohns Bitte um bestimmtere Aufklärung enthält, und den darauf folgenden Briefwechsel mit Mendelssohn vom 4. November 1783 bis zum Jahre 1785. Als er erfahren habe, daß Mendelssohn allgemeine Darlegungen über den Spinozismus plane, sei er ihm mit seiner Schrift zuvorgekommen. Die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Briefe hatte er freilich nicht eingeholt. Es ist klar, daß Jacobi rechtzeitig die Fahne des Spinozismus in Lessings Hand zeigen und Mendelssohn den Ruhm nehmen wollte, Lessings geistiger Vertrauter zu sein. „Ich vergebe", schreibt Mendelssohn am 21. Oktober 1785, „dem Herrn Jacobi so wie Sie ihm vergeben, aber entschuldigen kann ich ihn nicht, seinen Privatumgang kann ich nicht mehr wünschen."

Mendelssohn stand von vornherein auf dem Standpunkt, den er auch nach der Lektüre von Jacobis Schrift nicht änderte, daß Lessing ebenso wenig ein Spinozist wie etwa Pope ein Metaphysiker gewesen sei. Lessing sei in der Laune von Paradoxie und Widerspruch die Geistesgymnastik wichtiger gewesen als die Sache selbst (17. August 1783 an Elise). Gerade im Gespräch sei Lessing gewohnt gewesen, die „fremdartigsten Ideen zusammenzupaaren, um zu sehen, was für Geburten sie erzeugen würden". In seiner Antwort an Jacobi, die unter dem Titel „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings, ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza" nach seinem Tode mit einem Vorwort von Engel erschien, sprach sich Mendelssohn hierüber wie folgt

aus: „Unser Freund, der die ehrliche Absicht des Herrn Jacobi gar bald mochte gewittert haben, war schalkhaft genug, ihn in der Meinung, die er von ihm gefaßt hatte, zu bestärken. Teils auch kann er an dem Scharfsinn Vergnügen gefunden haben, mit welchem Jacobi die Lehre des Spinoza vorzutragen und zu verteidigen wußte. Sie wissen, daß unser Freund mehr Vergnügen fand, einen ungereimten Satz mit Scharfsinn behaupten, als die Wahrheit schlecht verteidigen zu hören. Er spielte daher vollkommen den aufmerksamen Schüler, widersprach nie, stimmte in alles mit ein und suchte nur den Diskurs, wenn er ausgehen wollte, durch Witzelei wieder in den Gang zu bringen. Daher mußte auch ich, ob ich gleich sein vertrautester Freund war, von diesem großen Geheimnisse nichts wissen, darum konnte auch Gleim kein Anteil an dieser metaphysischen Komödie gegeben werden. Der offene joviale Gastfreund, dem die Philosophie und die Laune seines Gastes nicht unbekannt war, würde der Schäkerei bald ein Ende gemacht haben."

Mendelssohn ist nicht aus Gram über den Verlust von Lessings Vertrauen dahingestorben, obwohl es sicher ist, daß diese unerquickliche, ihm um Lessings willen zu Herzen gehende Auseinandersetzung seine ohnehin geschwächten Lebenskräfte weiter erschütterte. Seine Antwort wurde trotz seiner Körperschwäche von ihm fertiggestellt. Als er die Handschrift bei starker Kälte persönlich zu seinem Verleger Voß trug, erkältete er sich, und die Folgen dieser Erkältung hat er nicht mehr überwinden können. H. A. O. Reichardt (1751—1828) erzählt in seiner Selbstbiographie von einem Besuch bei dem Kranken: „Als ich vor dem Verfasser des Phädon stand und die kränkliche, gebrechliche, in sich geschrumpfte Hülle des Weltweisen nicht ohne inneres Mitleid betrachten konnte, brachte zufällig jemand die Rede auf die soeben veröffentlichten Jacobi-Lessingschen Briefe, welche damals soviel Streit und Aufsehen erregten; da funkelten plötzlich die Augen des Philosophen, da kam Leben und Kraft in die hinfällige Maschine wie Licht in eine Laterne. Es war eine Verwandlung, die an Zauberei grenzte,

und sie wurde bewirkt durch den Ausbruch der Entrüstung, welche die bloße Erinnerung an die Behandlung des verstorbenen Freundes in ihm erweckte."

In seiner Sofaecke hingekauert, unter seines Lessing Büste, die später ihm gegenüber auf der Kommode steht, wird er täglich kränker und schwächer, und so, die erlöschenden Augen auf den Freund gerichtet, ist er am 4. Januar 1786 gestorben. Ergreifend schilderte dies Erlöschen sein Arzt Marcus Herz im Vorwort der genannten, nun von Engel herausgegebenen Schrift Mendelssohns.

Mendelssohn wurde in diesem Streit Goethe nicht gerecht, dessen Name bei der Nachwelt Jacobis Sache förderte. Unsere Verehrung Goethes darf uns aber nicht bei der Beurteilung Lessings beeinflussen. Zwei starke Stämme brauchen einander nicht zu gegenseitiger Stütze; sie bedürfen im Gegenteil des freien Bodens zur Eigenentfaltung. Was hat denn Lessings abfälliges Urteil über Goethes Werke mit Goethes Wert zu tun, und ebenso: welchen Wert hat Goethes Anerkennung für die Beurteilung der Lessingschen Weltanschauung! Es kommt nicht darauf an, zu wissen, wie Goethe und Herder, damals zwei Spinozisten, Jacobis Schrift aufnahmen, sondern es kommt darauf an, zu wissen, ob Lessing Spinozist war. Ziehen wir Jacobis Schrift ab, so bleibt nur ein glattes Nein übrig. Nicht ein einziges Wort Lessings gibt es, das ihn als überzeugten Pantheisten erscheinen läßt, so viel er auch über Spinoza gesagt und geschrieben hat. Und da sollen wir ein Gespräch — nicht etwa einen Brief, nein ein Gespräch über dies und das und auch über Spinoza — als ein unbedingtes Bekenntnis Lessings zu Spinoza ansehen, und das trotz seines literarischen Testaments, der „Erziehung des Menschengeschlechts", einer Schrift, die schon durch ihren Titel dem Spinozismus ins Gesicht schlägt? Diese Annahme hätte eine starke Überschätzung der Bedeutung jenes einmaligen flüchtigen Gesprächs und außerdem das Vertrauen auf ein phänomenales Gedächtnis Jacobis zur notwendigen Voraussetzung, zumal doch eine philosophische Beichte Lessings so gar nicht dessen Art war. Gewiß: warum soll Lessing nicht Goethes

herrliche Dichtung und Spinozas System gerühmt haben! Von da aber zum Spinozisten Lessing führt der Weg über eine weite Gedankenkluft, die weder Goethes „Dichtung und Wahrheit" noch die Dichtung und Wahrheit Jacobis überbrücken kann. Wohl können Spinoza und Lessing einander dort die Hand reichen, wo es gilt abzulehnen, seien es nun Beweise für das Dasein eines persönlichen Gottes oder Dogmen der Kirche. Beiden konnte selbst Kant nicht viel mehr sagen, als sie wußten. Beide auch nehmen Christi Bild an, um an ihm den Weg zu Gott zu zeigen, Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts", Spinoza in den Epistulae (74, 4): „Solo namque Christi spiritu duci possumus in amorem iustitiae et caritatis", zu deutsch: „Nur durch den Geist Christi können wir zur Liebe der Gerechtigkeit und des Wohltuns d. h. zu Gott geführt werden." Andererseits brauchen wir nur an Lessings Individualismus zu denken, der noch über die Monadologie des Leibniz hinausgeht, an seine Gedanken über Seelenwanderung, über die Erziehung durch den Gott, der das Alte Testament gab und Christus und die Apostel sandte, Gedanken, die jedem ehrlichen Spinozisten die fliegende Hitze ins Gesicht bringen müssen, um uns zu fragen, wer wohl entsetzter über die Jacobische Zumutung gewesen wäre: Spinoza oder Lessing; und um vor der Tatsache zu erstaunen, daß dieses wohlgemeinte Jacobi-Erzeugnis den Wert einer wissenschaftlichen, infolge unzweifelhaften Beweises unwiderleglichen Abhandlung hat behaupten können. Es war doch für Jacobi jedenfalls nicht unvorteilhaft, als Lessings Vertrauter zu erscheinen.

Die Wirkungen des Spinozastreits waren sehr verschieden. Uneingeweihte nahmen um des Neuen willen Jacobis Partei, und im 19. Jahrhundert deckte ihn der Glanz, der von Goethes Genie ausging und im „Prometheus" zur Titanenlohe emporflammte. Goethe war aber mit der Tendenz von Jacobis Schrift nicht einverstanden und empfing später wie ein Freund Mendelssohns Söhne, Schwiegertöchter und Enkel, besonders Felix Mendelssohn-Bartholdy, obwohl er im allgemeinen den Juden abgeneigt war. Im 15. Buch

von „Dichtung und Wahrheit“ hat er nur flüchtig des „Prometheus“ als „Zündkrauts einer Explosion“ gedacht und es bitter beklagt, daß Mendelssohn, „einer unserer würdigsten Männer“, ihr zum Opfer gefallen sei. Der engere Lessingkreis wandte sich dagegen entrüstet von Jacobi ab, dem auch seine Schrift „Wider Mendelssohns Beschuldigungen in dessen Schreiben an die Freunde Lessings“ nicht die erhoffte Anerkennung einbrachte. „Man sollte doch“, schrieb Lessings alter Lehrer Kästner am 22. Oktober 1876 an Nicolai, „Hn. Jacobi gedruckt sagen, daß Lessing ihn zum besten gehabt hat. Alle Leute, die Lessing gekannt haben, werden dieses bestätigen.“ Gleim klagte am 13. November 1785 Herder:

Mein Lessing Atheist! Wer sagt's? Wer gab's zu lesen?
Jacobi! Gott erbarm's! Wär's Goeze noch gewesen.

Garve nannte Jacobis Schrift „Finsternis“. „Pfui über Jacobi“, rief Elises Schwager Hennings Bernstorff zu. Lessings Bruder Karl schrieb empört am 24. Oktober 1785 an Mendelssohn: „O lavaterischer Jacobi! so zu salbadern hättest du gegen meinen Bruder dich nicht getraut! Daß du ihn zum Spinozisten gemacht, weil du seine Schraubereien nicht recht verstanden, ist kein großes Unglück; aber daß er dein vertrauter Freund vor der Welt gewesen zu sein scheinen muß, schade!“ Jacobi hat denn auch vorsichtig die Mitteilung der Briefe Lessings für die Veröffentlichung 1793 verweigert. Von Lessings Spinozismus ließen sich aber auch Fernerstehende wie Hamann nicht überzeugen, der am 1. Dezember 1784 freundlich, aber deutlich genug an Jacobi selbst schrieb: „Was Lessing anbetrifft, so beruhigt mich sein letztes Geständnis, vermöge dessen dies sein gewesenes Lieblingssystem, das vermutlich in seinem Kopf eine ganz andere Gestalt als im Cartesianischen und Jüdischen gehabt, ihm selbst nichts erklärt hat, sondern ihm am Ende nicht mehr als die Substitution einer Formel für die andere zu sein schien, wodurch man auf neue Irrwege gerät, ohne dem Aufschluß näher zu kommen.“ Mendelssohn aber erstand der Rächer in Schelling, der seinem Zorn zuerst in Briefen Luft machte und in seinem „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen“ noch

stärker über den „konfusen Schwätzer" Jacobi herfiel, als dieser einst über den „Halbkopf" Mendelssohn.

Ganz geklärt kann dieser Streit nie werden, weil sein Hauptzeuge nicht aufgerufen werden konnte. Es kommt ja auch nicht darauf an, recht haben zu wollen, sondern Lessings unantastbar eigenen Worten ihr Recht werden zu lassen, die uns auch ein Mendelssohn nicht ersetzen könnte, geschweige denn ein Jacobi. Lessings Weltanschauung bedarf nicht unsicherer Luftspiegelung, denn in „Ernst und Falk", in der „Erziehung des Menschengeschlechts", in „Nathan dem Weisen" hat sie sich unwandelbar kristallisiert. Lessing hat uns sein geistiges Testament in klaren Worten hinterlassen und ist es wert, daß wir jede andere Handschrift als die seinige und jeden andern Vollstrecker seines letzten Willens als ihn selbst ablehnen. Der Spinozismus, auf seinen Namen gestützt, begann einen unerhörten Siegeszug, und niemand sprach mehr von dem Juden im Haag „wie von einem toten Hunde". Aber die Weltanschauung Lessings ist die der Menschenliebe und der sittlichen, göttlich gewollten Menschenentwicklung, und sie sagt uns mehr als die ganze Substanz samt Attribut und Modus, denn von ihr geht ein heller Glanz aus, uns ein Morgenlicht, ihm, dem Sterbenden, das Abendrot.

16. Lebensende.

„Ach, lieber Freund! diese Szene ist aus." Sie zeichnen ihn so ganz, den Sterbenden, diese schlichten Worte an Mendelssohn: sein Leben — nur eine Szene! Taten vergehen, wußte er, Worte verhallen. Aber der göttliche Wesenskern der Menschheit, zu deren charaktervollsten Vertretern er gehörte, vergeht nicht.

Lessing selbst ist uns mehr als sein Werk. Der Mensch Lessing, erklärte schon Friedrich Schlegel, sei mehr wert als alle seine Talente. Lessing vermochte sich selbst in seinen Werken nicht ganz zu geben, und so blieben sie hinter ihm zurück. Neben den strengen Gedanken des Forschers und den erhabenen oder anmutigen des Dichters haben aber auch die kleinen Züge, in denen sich eine Persönlichkeit wie Lessing auswirkt, Bedeutung, und dieses Kleine aufzusuchen, ist nicht nur den Freunden des Alltags köstlich. In der Tat, es wäre eine falsche Verehrung, die uns vergessen ließe, daß auch unsere Größten den Bedürfnissen des Lebens unterworfen sind und bestimmte Gewohnheiten haben wie wir. Gerade aber das Bild Lessings zeigt uns liebenswürdige und edle Züge, auch wenn wir es von der rein menschlichen Seite betrachten, und wenn wir den Gedanken an den großen Gelehrten und Forscher, den unermüdlichen Wahrheitssucher und Wahrheitsstreiter, den unsterblichen Dichter für einen Augenblick ganz zurücktreten lassen.

Außer anderen Zeugen haben besonders Lessings Stiefkinder, zum Teil durch die Feder jenes Braunschweigers Carl W. Schiller, der im vorigen Jahrhundert Lessings unter Moos und Erde versteckten Grabstein wiederentdeckte, die Persönlichkeit und den Lebensabend des Wolfenbütteler Einsiedlers anschaulich geschildert.

Lessing hatte einen harmonisch gebauten, gesunden, ein wenig gedrungenen Körper von etwas über Mittelgröße. Seine Haltung war gerade und ungezwungen. Nie, auch nicht im engsten Familien-

kreise, gab er sich nachlässiger Bequemlichkeit hin. Beim Schreiben und Denken erschien sein Oberkörper stark vorgebeugt, was seiner Brust nachteilig war. Seine Gesichtsfarbe war blühend, aber nicht ausgesprochen rot. Friederike Jerusalem, die literarisch gebildete Tochter des Abtes Jerusalem, rühmte noch im Jahre 1833 seine Physiognomie als die „allerausdrucksvollste, die man nie vergessen" könne. Seine Züge hatten etwas Herzgewinnendes, bisweilen Schalkhaftes. Charakteristisch war insbesondere seine Art, das Haupt frei aufzurichten. Aus den klaren, offenen, tiefdunkelblauen Augen blitzte ein entschiedener und scharfer, dabei unbefangener Blick. Bereits von fern pflegte er Personen und Gegenstände fest zu fixieren. Leuchtende Heiterkeit thronte im Auge. In der ganzen Erscheinung lag etwas Wohltuendes, in allen seinen Bewegungen etwas Anmutiges. Sein Haar war von der Stirn nach dem Nacken zu weggekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke gekräuselt und endete hinten in einem Haarbeutel, dem er seine Rettung dankte, als er einst in Hamburg bei einer Kahnpartie ins Wasser fiel. Eine Perücke hat er nach der Meißener Schulzeit nie getragen. Die Farbe des Haares war lichtbraun; die letzten Jahre zogen dann einige Silberfäden hindurch. Die zum Herzen dringende Stimme hielt einen klangreichen Ton inne zwischen Tenor und Bariton. Sein ganzes Wesen war entschieden und hatte doch wieder etwas unbeschreiblich Freundliches, überlegen Gütiges. Nichts in seinem Äußeren verriet den Gelehrten. Er gehörte nicht zu der Mehrzahl großer Männer, deren persönliche Erscheinung unsere Phantasie enttäuscht. Sein Auge verriet Weltsinn, und die Welt umspannten auch seine Gedanken. Einmal schlug er Ramler im Scherz vor, sich mit ihm zu Schiffe zu setzen und ein paar tausend Meilen in die Welt hinein zu schwimmen: „Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesünder wieder, als wir ausfuhren — oder auch gar nicht, welches auf eins hinausläuft." In nichts war er Pedant, nicht einmal in der Orthographie. Wie er sich dagegen sträubte, irgendeine Mundart für die beste zu erklären, so hielt er es auch für töricht, sich mit der Schreibart nach der Aussprache richten zu wollen.

In seinem Äußeren erschien er stets tadellos. Elegant und sehr sauber, aber nicht stutzerhaft war seine Kleidung. Durch Reichtum an Kleidern und Wäsche fiel auch sein Nachlaß auf. Er ging immer ohne Mantel. Auf eine bestimmte Tracht war er nicht eingeschworen. Seine Lieblingsfarbe war ein unauffälliges Grau. Rock und Weste liebte er von gleichem Stoff. Die häusliche Einrichtung war vornehm und stets geordnet, selbst — was manches werdende Genie enttäuschen wird — der Schreibtisch.

Das Tagewerk Lessings war genau geregelt. Um 6 Uhr morgens stand er auf; nur als er den Nathan schrieb, schon um 5 Uhr; seine Stiefkinder pflegte er selbst zu wecken.... Er arbeitete dann bis zum Mittagessen, das er um ½1 Uhr einnahm. Pünktlichkeit auf die Minute aber war ihm unangenehm. Gegen 9 Uhr nahm er das Abendessen ein, das aus höchstens einem warmen Gang bestehen durfte, und zwischen 10 und 11 Uhr ging er zu Bett. Eine eigentliche Mittagsruhe gab es für ihn nicht. Fest und gesund war sein Nachtschlaf, wenn es auch nicht ganz zutrifft, daß er nie geträumt habe. Das Gegenteil wird unter anderm auch von D. L. W. Meyer bezeugt. Völlige Traumlosigkeit wird ohnehin schon von Kant in seiner „Anthropologie" als unmöglich bezeichnet, und die neuere Physiologie bestätigt das. Bisweilen arbeitete er auch vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen durch, bisweilen arbeitete er tagelang gar nicht. Manches blieb daher liegen. „Lessing ist ein Aufschieber und hat noch gar nichts gemacht", seufzte dann wohl ein Verleger wie Nicolai. Seine Gastfreiheit war allbekannt. Überraschte er die Seinigen mit Gästen, so sagte er wohl, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen: „Ich habe die Leute bitten müssen; wenn ihr nicht reicht, so gebt nur Schinken und Eier." Leckerbissen verschmähte er ohnehin. Nur kräftige Hausmannskost kam auf seinen Tisch, wie schon sein Lieblingsgericht verrät: Linsen mit Rauchfleisch. Bei Tisch liebte er, besonders wenn Gäste da waren, ein Glas Wein. Trank er etwas mehr als gewöhnlich, so konnte das als eine Auszeichnung für jene gelten. Als Seiler ihn besuchte und abends bei einer Flasche

Wein im Gasthof noch mit ihm plauderte, zog Lessing auf das Bedenken des Gastes, ob es nicht zu viel würde, die Uhr und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Zählen Sie einmal, wieviel Schläge mein Puls in einer Minute macht." „Achtzig", erwiderte Seiler. „Ei nun," fuhr Lessing fort, „bis es zu neunzig kommt, darf ich immerhin trinken. Kellner! Noch eine Bouteille Tokaier." Daß sein Puls bei völliger Ruhe die Stärke eines Fieberpulses hatte, wissen wir von Elise Reimarus. Das Tischgespräch lenkte er stets von gelehrten in heitere, rein menschliche Bahnen. So war ihm denn auch immer unheimlich zu Sinne, wenn ihn in Hamburg Klopstock in eine Ecke nahm. Sprudelnder Witz zeichnete ihn aus. Er wußte es freilich so einzurichten, daß er mehr andere zur Unterhaltung anregte, als daß er selbst sprach. Bisweilen erschien er gesprächiger, bisweilen aber auch kurz abgebrochen. Das hing von der Gesellschaft wie vom Thema ab. Jedes Gespräch über Theatersachen pflegte er abzulehnen; gern dagegen unterhielt er sich über Shakespeare. Bonmots ohne Tiefe waren ihm verhaßt, noch mehr Geschwätzigkeit. Jedoch erkundigte er sich geradezu nach Menschen, die Humor hätten. Sie suchte er auch ungeladen auf. Zur Erregung ließ er es selten in der Unterhaltung kommen. Von Natur zu Heftigkeit geneigt wie sein Vater, übte er doch in dieser Hinsicht eiserne Selbstbeherrschung. „Der Ausbruch seines Zornes" erzählt Franz Horn, „war fürchterlich, denn er schien dabei ganz kalt, und die Flammen seines Unwillens knisterten stets in satirischem, witzigem Salz."

Seine Persönlichkeit, sein gerader Sinn und sein gewinnendes Auftreten entwaffneten bald den Haß oder die Abneigung seiner Gegner. Als Seyler auf seinen Reisen als Schauspieldirektor über Wolfenbüttel kam, um Lessing dort zu besuchen, fand er ihn nicht zu Hause. Am nächsten Morgen suchte Lessing ihn im Gasthofe auf, in dem er mit dem dramatischen Dichter Klinger ein Zimmer bewohnte. Dieser teilte den Groll des Goethekreises, zog die Bettvorhänge zu und bat Seyler, zu sagen, er sei nicht da. Lessing fragte diesen, ob er nicht seinen jungen Dichter mit sich habe. Auf

die Antwort, er sei schon ausgegangen, bedauerte Lessing es sehr und sprach mit solcher Wärme von der anerkannten Genialität, die mitten durch alle Exzentrizitäten aus seinen Arbeiten hervorleuchte, daß auf einmal die Bettvorhänge sich öffneten und ein Kopf erschien, dem Hofrat Lessing einen freundlichen guten Morgen wünschend. Dieser wurde nicht wenig über diese Vision froh, nahm den jungen Mann mit in die Bibliothek, behielt ihn den ganzen Tag bei sich und zog ihn so an sich, daß er höchst ungern Wolfenbüttel wieder verließ. Es war kein Wunder, daß sein Umgang allgemein begehrt war. Elise Reimarus klagte, man werde seiner selten ganz froh, da er immer schon von andern belagert sei, die sein Geist erquicke. „Mehr gesunden, gleich dem Blitz gerade durchfahrenden Menschenverstand," sagt sie ein anderes Mal von ihm (16. Oktober 1778, an Hennings), „glaube ich, gibt's selten unter dieser Erde Bewohnern."

In Wolfenbüttel war ihm am nächsten befreundet der Drost von Döring; außerdem verkehrte er mit Geheimrat v. Hoym, dem Präsidenten v. Praun, Rektor Heusinger, Professor Leiste, Abt Häseler, Konsistorialrat Knittel. Sein liebster Spaziergang war um den Schloßwall in Begleitung v. Dörings. An Lustpartien in größerer Gesellschaft beteiligte er sich nicht. Umso lieber stellte er sich den Kindern als Spielkumpan zur Verfügung. Sonst bildete seine Lieblingszerstreuung eine Partie Schach, in Wolfenbüttel mit seinem buckligem, witzigen Hausarzt Topp, der bald nach ihm starb, in Hamburg mit Büsch und Klopstock. Dieser wurde sehr unangenehm, wenn er verlor, und erheiterte Lessing dadurch besonders. Bei geistiger Erschöpfung zog er das Kartenspiel vor. Der Tabak stand bei ihm nicht in Gunst. Er schnupfte gar nicht und rauchte meist nur kalt unter Rauchern. Als Goethe, der ja meinte, ein genialer Mann könne nie rauchen, sich hiernach bei Lessings Haushälterin erkundigte, erwiderte diese: „Ja smöken und schrieben konne hei wol, aber tau weiter was hei nich tau bruken." Nach anderem Bericht hat sie einigen Freunden Lessings gesagt: „Nee, nee, smöket hat hei nich, wenn hei man sonst was

getaugt hätte." Sie wollte ihn damit als Unchristen charakterisieren. In diesem Sinne ist ja auch der geistreiche plattdeutsche Abzählreim aufzufassen:

De Düwel kam einmal up Erden
Und wollte gern ein Blankschmied werden,
Doch hatt' hei weder Zinn noch Messing,
Drum nahm hei den Professor Lessing.

Zweifellos hat Lessing Tabakrauchen in seinen Zimmern nicht gern gesehen, und in denen seiner Freunde soll er Tür und Fenster geöffnet haben, wenn er Rauch spürte. Rauchen nannte er „schmurgeln". Nach Gräves Darstellung soll Lessing stundenlang an öffentlichen Orten zu sehen gewesen sein, wie er dichte Tabakwolken um sich verbreitete, obwohl wir sein eigenes Wort haben, daß er nur auf der Schule geraucht habe, weil es da verboten gewesen sei. Lichtenberg erklärte, er könne sich Leibniz und Lessing gar nicht rauchend denken. In den letzten Jahren indessen hat Lessing bisweilen geraucht, auch in der Bibliothek, wie Leisewitzens Tagebuch gleichfalls bezeugt.

Um Lessings Wanderungen in der Umgebung zu verstehen, ist es ratsam, einmal in Gedanken von Braunschweig nach Wolfenbüttel zu marschieren auf der schönen mit Linden bestandenen Straße. Hinter den Schlössern Alt- und Neu-Richmond, die dem Herzog von Cumberland gehören, biegt der Weg ab durch Ackerland. Mascherode und die Wälder von Elm und Asse werden sichtbar, bald auch die Harzberge, an klaren Tagen sogar das Brockenhaus. Neben uns plätschert bereits die Oker dahin. Durch das liebliche Malverode eilen wir dem Dorfe Groß-Stöckheim zu, treffen aber vorher ein zweistöckiges Gebäude an mit hohen Fenstern: das „Große Weghaus", in dem Lessing oft weilte und auch Zachariäs Hochzeit mitfeierte. Durch den breiten Eingang treten wir in den Hausflur, von dem aus an beiden Seiten Stufen zu den Gastzimmern führen. Mit dem Konsistorialrat Knittel, dem bekannten Finder des Wulfila-Fragments, wanderte er oft hinaus aus Wolfenbüttel, das hohe Festungsmauern damals noch einengten, durch das

Lechtumer Holz zum großen Weghause. An bestimmten Tagen versammelten sich hier auch die Braunschweiger Freunde, unter ihnen der junge Jerusalem, ehe er nach Wetzlar versetzt wurde. Lessing aß da gern zu Mittag und begleitete zuweilen die anderen nach Braunschweig. Er übernachtete dann in dem Eckhaus am Ägidienmarkt, das er als ständiges Absteigequartier gemietet hatte, nicht ahnend, daß es sein Sterbehaus werden würde. Gearbeitet hat er dort nicht.

Braunschweig bot, wie geographische Werke jener Zeit zeigen, manches Anziehende. Die mit Maulbeerbäumen bepflanzten Wälle luden zu Spaziergängen ein. Büsching preist in seiner „Erdbeschreibung" naturgemäß besonders „das schöne Gebäude des Collegii Carolini, welches 1745 errichtet worden". „Die Stadt", sagt er, „ist von ansehnlicher Größe, aber größtenteils von altmodischer Bauart, doch wird sie von Zeit zu Zeit sowohl durch neue Gebäude als durch besseres Pflaster verschönt". Die bekannte Braunschweiger Mumme findet schon in Krebel (1767) ihren Lobredner. „Ein Liebhaber guter Getränke", sagt er in seiner Schrift über die „Vornehmsten europäischen Reisen," „kann sich in Braunschweig mit einem Glas delikater Mumme ergötzen, welches Bier von seinem Erfinder also benennt ist und wegen seiner Stärke selbst bis Asien, ohne zu verderben, verführt wird."

Lessings Bedürfnis nach geistiger Anregung trieb ihn oft genug aus Wolfenbüttels Mauern hinaus. Die leiseste Annäherung eines von ihm gern Gesehenen machte den sonst recht Schweigsamen zum fröhlichsten und unterhaltendsten Gesellschafter. Wilhelm Raabe und sein Kreis, die „Kleiderseller", hatten ihren Abendschoppen in demselben Zimmer Braunschweigs, in dem Lessing mit seinen Freunden manchen fröhlichen Abend verplauderte.

Am ältesten war die Freundschaft mit Johann Arnold Ebert (1723—95), von dem schon wiederholt die Rede war. Unmittelbar nach den Leipziger Studien, die ihn in nähere Beziehung zu Klopstock und den Bremer Beiträgern brachten (1748), wurde er zum Lehrer am Carolinum in Braunschweig berufen. 1753 rückte er zum Professor der englischen Literatur auf, 1780 erhielt er den Hofratstitel. Bekannter als seine Lyrik wurden seine

Übersetzungen aus dem Englischen; unter ihnen erlangte die von Youngs „Nachtgedanken" eine außerordentliche Verbreitung; auch ihre literargeschichtliche Bedeutung war groß. Ebert galt pädagogisch als großer Anreger und war zumal in höheren Zirkeln beliebt als ausgezeichneter Vorleser. Von kleiner Figur und freundlichem Antlitz, trug er meist gelbseidene Strümpfe, eine steif frisierte Stutzerperücke, einen niederen Hut, „Chapeaubas" genannt, einen großen Regenschirm und bei Kälte einen noch größeren Muff. Er liebte die Freuden der Tafel und heitere Geselligkeit, jedoch nicht auf Kosten geistiger Beschäftigung. Der ernste Hamann, der ihn persönlich kennen lernte, nennt ihn einen „sehr gefälligen, treuen und ehrwürdigen Mann". Eberts Gattin war sehr belesen, lebte aber trotzdem mit dem Dativ und Akkusativ in schwierigeren Fällen auf gespanntem Fuß und klagte auch einmal Lessing ihr Leid: „Wo man ‚mir' sagen soll, sage ich ‚mich', und wo man ‚mich' sagen soll, ‚mir'. Können Sie mir da keine Regel geben?" „Jawohl," erwiderte Lessing, „machen Sie's umgekehrt."

Eng schloß sich an Lessing Joh. Anton Leisewitz (1752—1806) an, der Dichter des „Julius von Tarent". Er war ein auffallend schöner schlanker Mann mit tiefdunklen, seelenvollen Augen und melodischer Stimme, geistvoll, dabei ein männlich fester Charakter. In Göttingen, wo er studierte, wurde er Mitglied des Hainbundes. Er kam 1778 als Landschaftssekretär nach Braunschweig, wo seine Schwester mit dem Kaufmann Winkelmann verheiratet war. Er selbst vermählte sich 1781 mit der als Schönheit gefeierten Sophie Seyler, der Tochter des Lessing so wohlbekannten Hamburger Theatergründers. 1785 wurde er Erzieher des Erbprinzen Karl, 1801 Geheimer Rat. Nach seinem Erstlingswerk, durch das er große Hoffnungen erweckte, brachte er trotz vieler Entwürfe nichts mehr fertig. In späteren Jahren wurden er sowohl wie seine Gattin, die ihn lange überlebte, menschenscheu. Seinen literarischen Nachlaß ließ er verbrennen. Zu erwähnen ist noch seine Jugendfreundschaft mit Albrecht Thaer.

Ebenso nahe stand Lessing der feinsinnige, zartfühlende Joh.

Joachim Eschenburg (1743—1820). Er war ein geborener Hamburger und zählte die Professoren H. S. Reimarus und Büsch zu seinen Lehrern, dann studierte er in Leipzig, wo er mit Weiße, Engel und Garve Freundschaft schloß. 1773 wurde er Professor am Carolinum, als dessen Leiter er hochbetagt starb. Für die Literatur wichtig wurde seine Neubearbeitung von Wielands Shakespeare-Übersetzung. Ein hervorragendes Verdienst erwarb er sich ferner durch die Sichtung und Herausgabe von Lessings Nachlaß sowie durch die Ergänzung des unvollendeten 5. Wolfenbütteler Beitrags.

Auch Eschenburgs Schwiegervater, der gelehrte Professor Konrad Arnold Schmid (1716—89), gehörte zu diesem engeren Freundeskreise. Da er Rektor in Lüneburg gewesen war, scherzte er, sein Ruhm gehe bis Lüneburg, aber nicht weiter. Er war es, der Lessing durch seine Entdeckung und Herausgabe der Wolfenbütteler Handschrift eines Briefes Adelmanns, des Brixener Bischofs und einstigen Mitschülers Berengars, an diesen den Anstoß zum Funde der Berengar-Handschrift gab; es ist der „Freund", von dem Lessing sagt, daß er selbst nicht wisse, wieviel er wisse.

Dem weiteren Bekanntenkreise Lessings in Braunschweig ist Joh. Fr. Wilhelm Jerusalem (1709—89), der 1742 zum Hofprediger und Erzieher des damals siebenjährigen Erbprinzen ernannt wurde, zuzuzählen. Sein großes dauerndes Verdienst war die Gründung des Collegium Carolinum. Ein edler Menschenfreund, von mildem, versöhnlichem Charakter, wurde er allgemein verehrt. Friedrich II., den er selbst den größten der Könige nannte, versuchte vergeblich, ihn als Generalsuperintendenten des Herzogtums Magdeburg zu gewinnen. Auch die ehrenvolle Berufung nach Göttingen an Stelle Mosheims lehnte er ab. 1793 erschien seine von ihm hinterlassene Selbstbiographie. Am bekanntesten ist er wohl durch seinen unglücklichen Sohn Karl Wilhelm sowie durch seine Schrift über die deutsche Literatur geworden, die sich gegen Friedrichs des Großen Abhandlung „De la litérature Allemande" richtete; Goethe urteilte darüber: „Jerusalems deutsche Literatur ist da. Wohlgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, kalt und arm."

Vertrauter als mit dem stets korrekten Abt Jerusalem ging Lessing mit dem fröhlichen Kammerherrn v. Kuntzsch um, einem Lebemann, dem es nie an Leichtsinn und Liebesabenteuern, aber stets an Gelde fehlte. Kuntzsch hatte Lessing zuerst bei Hofe vorgestellt, und bei ihm hatte Lessing logiert, ehe er nach Wolfenbüttel reiste. Als Eva König noch in Hamburg lebte, wurde sie von Kuntzsch gebeten, ihn in Damenzirkel einzuführen, in denen ihm eine „gute Partie" winken könnte. 1773 vermählte er sich mit einem Fräulein v. Düring. Ein Jahr nach Lessings Tode ist er wegen Schulden entflohen und für immer verschollen.

Besonders gern verkehrte Lessing mit Fr. Wilhelm Zachariae (1723—77). Er war gleich Ebert ein Mitglied der Bremer Beiträger, Verfasser des „Renommisten"; 1748 wurde er Lehrer am Carolinum und 1761 Professor der Poesie. Außer ihm starben vor Lessing aus diesem Kreise noch Rautenberg, Oeder, Mittelstedt und Wagler.

Durch seinen Rang ragte hervor der Geheime Rat G. S. A. v. Praun, der Lessing in sein Amt eingeführt hatte. Er war ein rechtschaffener, bescheidener Mann, der Gelehrsamkeit und besonders der Numismatik sehr ergeben. Ein Anhänger der absoluten Monarchie, wahrte er sich doch höheren Ortes die eigenen Anschauungen. „Ich bin", sagt er in seiner Selbstcharakteristik, „meinem Herrn völlig und allein ergeben gewesen, aber nie habe ich gesucht, sein Favorit oder sein Vertrauter zu sein." Dem Prinzen Hettore gegenüber in Lessings „Emilia Galotti" hätte er sich an Pflichtgefühl von Camillo Rota nicht übertreffen lassen. 1767 erschien von ihm eine fromme Schrift: „Méditation sur l'excellence de la religion chrétienne". Dem orthodoxen Goeze konnte er aber schon deshalb kein willkommener Bundesgenosse sein, da er in zweiter Ehe mit der Schwester seiner verstorbenen Frau verheiratet, also nach Goezes Meinung ein Verlorener war. Vielleicht kam das Lessing im Goezestreit anfangs zugute. 1786 ist Praun im Alter von 85 Jahren gestorben.

Dieser Braunschweiger Kreis wird durch die Briefe beleuchtet,

die Leisewitz an seine Braut schrieb, um sie auf die Mitglieder der Gesellschaft ein wenig vorzubereiten. Man darf dabei freilich nicht vergessen, daß diese Zeichnung rein persönlich und sehr subjektiv ist und auch selbst auf objektiven Wert keinen Anspruch erhoben hätte. Immerhin stammt sie von einem der nächsten Freunde Lessings, und dieser Gesichtspunkt öffnet ihr hier die Pforte. Da lernen wir zunächst den „dicken, runden, feierlichen, salbungsvollen" Domprediger Feddersen und seine Gattin, den „Geist des Widerspruchs", kennen. Dann kommt Ebert an die Reihe, „ein Esser von Profession, der Gottes Gaben mit der größten Dankbarkeit genießt und aus jedem Stäubchen des Essens den Wohlgeschmack heraussaugt; er widmet sich diesem Geschäfte so ganz, daß er auch den interessantesten Diskurs nicht anhört, um nicht distrahiert zu werden". Auch eine Grabschrift ist für ihn schon bereit: „Was werden wir essen, was werden wir trinken?" und für seine geizige, „rechthaberische, allgemein verhaßte, geschwätzige" Gattin: „Womit werden wir uns kleiden?" Wir sehen, unser Gewährsmann hat eine scharfe Zunge. Aber er wird dem Ehepaar auch in anderer Weise gerecht. Ebert sei gelehrt, gründlich, feinsinnig, ein vorzüglicher Gesellschafter; Frau Ebert sei musikalisch und talentvoll. Ihre Eltern allerdings, der Kammerrat Gräf und Frau, hätten ebenfalls den Geist des Widerspruchs in sich. Nun folgen in Briefen aus verschiedener Zeit der ehrgeizige Kavalier und Hofprediger Schulz, der mit der Moral besonders bei Frauen Geschäfte mache, der Pedant Gärtner mit seiner Frau, einer bösen Sieben, samt Sohn und Tochter, die Assessoren Biel und Hartken, die Herren Eggeling, Koch, Klosterrat v. Voigts, der die Bouteille liebe, sowie die Frauen Haußen, Sartorius, Hogreve. Eschenburg, kein Genie, aber ein Vielwisser, wird charakterisiert als ehrlich, heftig, witzig, lustig, leicht arbeitend und schön trotz seiner Schwächlichkeit. Seine Gattin sei „leicht affiziert". Sie fiel Leisewitz einst mit einem Kuß um den Hals, als er von seiner Braut sprach. Was war aber ein Kuß im 18. Jahrhundert! Frau Eschenburgs Vater, der Professor Schmid, erhält die Prädikate „gutherzig, kindlich,

bescheiden, ehrenhaft", aber „wenig charakterfest": eine Einschränkung, die wohl durch den Blick auf die vortreffliche, jedoch herrschsüchtige Frau deutlich werden soll. Auch deren übrigen Töchter und ihr Sohn werden genannt. Der Abt Jerusalem endlich wird bis auf den Hang zur Verschwendung nur gerühmt; er sei universell, edel, witzig, frisch, fein. „Er könnte", sagt Leisewitz, „sitzen, wenn man das Geistreiche malen wollte, und keine Empfindung ist so fein, die seine Muskeln nicht ausdrücken sollten." Auch seine drei Töchter werden erwähnt.

Lessings Freunde gehörten, wie er selbst, jenem Verein an, der in Rönkendorffs Weinkeller, dem späteren Hotel d'Angleterre, in der Breiten Straße tagte und sich 1780 in einen festen Klub umwandelte. In diesem sogenannten Großen Klub von Braunschweig, dem von näheren Bekannten Lessings auch Friedrich Henneberg, der spätere Schwager seiner Stieftochter Malchen, und General Warnstedt, sein Begleiter auf der italienischen Reise, ferner der nachmalige preußische Staatskanzler von Hardenberg, Graf Marschall, Oberstallmeister Bothmer, Professor de Gasc, Sommer und Brückmann angehörten, führte damals der unternehmende Kuntzsch den Vorsitz. An der Lessing-Ecke ging es gewöhnlich besonders hoch und heiter her. „Die Heiden toben gewaltig", rief ihnen dann Hardenberg scherzend zu.

Ein Saal mit drei angrenzenden Zimmern war bereits bei dem Bau des Hauses von Rönkendorf im Erdgeschoß des Hintergebäudes für den Klub eigens hergerichtet. Die vier Zimmer dienten im einzelnen dem Essen, Spielen, Rauchen und der Unterhaltung. Diese Räume waren täglich von 1 Uhr mittags bis 12 Uhr abends für die Mitglieder geöffnet. Journale, Broschüren, enzyklopädische Werke und Landkarten bildeten den Stamm einer kleinen Handbibliothek. An jedem ersten Montag eines Monats gab es ein gemeinschaftliches Essen, das Gedeck zu 20 Silbergroschen. Die Tischordnung ist uns in mehreren Fällen überliefert. Am 3. März 1780 saßen an der einen Spitze der Tafel Lessing, links Warnstedt, rechts Leisewitz. Genau so war es am 2. Oktober. Vom 6. November, als 50 Personen

zusammen speisten, berichtet Leisewitz: „Ich saß zwischen Schrader und Krull, stand aber zuweilen auf und ging an das lustige Ende, wo Kuntzsch, Eschenburg, Warnstedt, Veltheim, Lessing u.s.w. saßen.“ Schrader war der Kammerpräsident, dem später die verwitwete Gattin seines Freundes Leisewitz den Haushalt führte. Dem Münzgraveur Krull danken wir Lessings Totenmaske, Gedächtnismedaille und auch seine Büste, die dem Klub verblieb. Der Berghauptmann v. Veltheim wurde durch seine Abhandlungen über die Portland-Vase und die Vasa Mussina bekannt.

Den Vorstand, in dem stets Adlige, Offiziere, Gelehrte und Kaufleute vertreten sein mußten, bildeten damals außer dem Vorsitzenden Kuntzsch noch Graf Marschall, General v. Schetz, Eschenburg und Kaufmann Kalm als Beisitzer, Leisewitz als Schriftführer. Das Protektorat des Klubs wurde kurz nach Lessings Tode (am 2. April 1781) von Herzog Ferdinand, dem Sieger bei Krefeld und Minden, übernommen. Der Klub entwickelte sich auch später günstig. Bei dem fünfzigjährigen Stiftungsfest 1830, an dem über hundert Personen teilnahmen, saß noch ein Mitglied des Urstammes an der Tafel, Joh. Chr. Thiers. Am 1. Juli 1864 betrug die Anzahl der Mitglieder bereits 515 Einheimische und 70 Auswärtige. Lessing, der dem Klub auf Wunsch ein jetzt verlorenes Wappen mit der Inschrift „Symbolorum collatores. Brunsvicenses“ stiftete, blieb ihm bis in die letzten Tage hinein treu. Dem Klub galt sein letzter Ausgang; denn da er vom 4. Februar 1781 ab sein Zimmer in Braunschweig nicht mehr verlassen konnte, fordert Leisewitzens Tagebuchnotiz vom Tage vorher hier ihr Recht: „In den Club, wo ich mit Jerusalem, Lessing, Schmid, Ebert und Eschenburg viel konversierte. Ich plauderte soviel mit Biel in der Grotte, daß ich abends da essen mußte. Viel mit Lessing, der nicht weit von mir saß. Jerusalems Antwort an den König von Preußen ist heraus, er gab sie mir heute, ich mußte sie aber hernach an Lessing geben.“

Auch in seinen Briefen gibt uns Leisewitz anschauliche Erinnerungen an das Leben mit Lessing und den anderen Freunden.

Am 15. Februar 1778, der ein Sonntag war, ging er mit Lessing, Eschenburgs, Schmids, v. Marschalls und v. Kuntzsch „in einen der elendesten hiesigen Bauernkrüge", „um in einem erbärmlichen Marionettenspiele zu sehen, wie der Prinz Castilio aus Castilien seine Prinzessin Emelia von einem ungeheurigen Drachen erlöset, welches Stück mit vielen geistreichen und lieblichen Reden des kleinen und großen Hanswurstes durchwirkt ist; — hiezu ward Bier aus irdenen Krügen getrunken und Tabak geraucht".

Ein anderes Mal klagt Leisewitz aber über die „Braunschweigische Langeweile" (13. Juni 1779).

Musikalische Vorträge floh Lessing nicht, er suchte sie aber auch nicht auf, und unterhielt sich mit Leisewitz und anderen während des Spiels in genügender Entfernung von den Vortragenden. Auf die Länge ermüdete und beklemmte ihn die Musik, und sie spannte ihn schließlich so ab, daß er vor ihr flüchten mußte mit der Verzweiflung eines Fontenelle: „Sonate, que me veux-tu!" Er selbst spielte kein Instrument, und in seinem Hause fehlte das damals schon überall heimische Klavier. Um so lieber plauderte er. Mancher harmlose Scherz Lessings ist bekannt geworden. Als der prachtliebende Zachariä sich eine vergoldete Equipage anschaffte, auf deren Türen ein großes Z gemalt war, und die allgemein bewundert wurde, spottete Lessing: „Wenn er wenigstens das Z weggelassen hätte, könnte man noch glauben, es sei etwas dahinter."

Im Familienkreise war Lessing zärtlich und nie verdrießlich. Als Knabe und Jüngling schrieb er an seine „hochzuehrende Frau Mutter", als Mann an seine „liebste Mutter". Der herzliche Ton durchdringt auch die nüchternen Briefe an Eva. „Unmöglich", schreibt er ihr einmal, „können Ihre Postillons so oft geklatscht haben, als ich an Sie gedacht und Ihnen in Gedanken guten Weg und gute Fahrt nachgerufen habe." Daheim bei den Seinen war ihm am wohlsten. Seelenvergnügt ließ er da sein herzliches Lachen hören. Er tadelte und strafte die Kinder fast nie, hielt sie aber zur Arbeit an mit der Bemerkung, sie könnten nie genug lernen, denn sie lernten nicht nur für diese Welt. Als Frau Eva starb,

überraschten ihn die Kinder betend an ihrer irdischen Hülle. Seitdem arbeitete er nur noch in ihrem Sterbezimmer, dessen Fenster auf das Gärtchen blickte. Seine Einsamkeit teilte später sein Kätzchen auf dem Schreibtisch, für das er treu sorgte. Er wurde auch nicht böse, als es einst, krank wie sein Herr, das Manuskript des „Nathan" beschmutzte, so daß er zur Abschrift gezwungen war.

Seine Herzensgüte kannte jedermann. Gegen die Bedienten war er stets freundlich. Nur einmal erhielt eine Magd eine Ohrfeige, als sie versäumt hatte, eine Medizin für Eva während ihrer letzten Krankheit zu holen. Sein Diener Mackwitz — sein Name sei das einzig Witzige an ihm, lachte Lessing — rühmte nach Lessings Tode, „wie gut der selige Herr gewesen wäre, wie er alles weggegeben hätte, so oft er von Notleidenden wäre angesprochen worden". Nie sprach Lessing Nachteiliges über andere hinter ihrem Rücken, vielmehr nahm er stets die Partei des Abwesenden. Sein Geld schien er nur für andere übrig zu haben. Für sich selbst brauchte er es lediglich zum Ankauf von Büchern und Kunstsachen. In Wolfenbüttel unterblieb auch das. Wenn man ihm sagte, daß Bittende seiner Unterstützung nicht würdig seien, fragte er wohl zurück, was wir alle haben würden, wenn wir nur das besäßen, was wir vor Gott verdienten. Geistig arbeitende Menschen unterstützte er bis zur Aufopferung. Den Livländer Könemann beherbergte er samt seinem großen Hunde bei sich fünf Monate lang, damit dieser sein philosophisches Werk vollenden könne. „Den Hund", entschuldigte sich Lessing andern gegenüber, „hat der Philosoph verschmachtet auf der Landstraße gefunden, als er selbst nur zwei Wecken besaß, und hat ihm die eine davon gegeben. Darum, solange ich noch einen Wecken habe, soll der Philosoph die Hälfte davon haben." Wir denken da an Justs Pudel in „Minna von Barnhelm". Als der Jude Daveson, der in Braunschweig einen Kunstladen hatte, die Kabinettsjustiz des Herzogs Ferdinand zu spüren bekam und ins Gefängnis geworfen wurde, — es ist nicht ganz klar, aus welcher Ursache; anscheinend weil sein Vorgänger, der Herzog Karl, dort zu Ausgaben veranlaßt

wurde, die nach dem Urteil seines Nachfolgers Verschwendung waren —, nahm ihn Lessing nach seiner Befreiung zunächst in sein Haus auf, um ihn dann Mendelssohn zu empfehlen. Davesson führte später unter allerlei angenommenen Namen — Lindemann, Lang, Karl Julius Lange — ein unruhiges Publizistenleben, wurde nach Bayreuth, Altona, Berlin verschlagen; in der preußischen Hauptstadt redigierte er 1806 den im französischen Fahrwasser segelnden „Telegraph". Er machte also Lessing wenig Ehre. Aber dieser spendete seine Hilfe, wo er Not sah, ohne nach der Würdigkeit zu fragen. Von seinen Dienern wurde er oft bestohlen. Er begnügte sich damit, sie zu entlassen, ohne das Gericht zu beschäftigen. Als eine ihm in Rom geschenkte Gemmensammlung ihm so entwendet wurde und der nichts ahnende Käufer sie Lessing zurückgeben wollte, verzichtete er sofort darauf, da sie jenen ja Geld gekostet habe. Karl Lessing sagt, der Edelmut seines Bruders sei nahezu zur Schwäche geworden.

Hören wir die brüderliche Schilderung, die teilweise schon Gesagtes bestätigt, mit ihren eigenen Worten: „Die Verteidigung der Unglücklichen trieb er fast bis zur Sophisterei. Sein gröbster Beleidiger war, in Not, vor der geringsten Miene seines Tadels sicher. Sein Zorn oder Widerwille war dann wie abgeschnitten; Unglück war in seinen Augen ein Altar, an dem man auch den Schuldigen unangegriffen lassen muß. Kurz, den Grund alles Edlen und Geselligen hatte die Natur so tief in ihm gelegt, daß er einer von den christlichen Schwärmern zu sein schien, welche die guten Werke sehr streng und eifrig ausüben, aber keinen großen Wert darauf setzen. Von seiten seines Herzens ließe sich nichts tadeln, als ein Übermaß von Großmut. Diesen Fehler wagten seine abgeschmacktesten und armseligsten Gegner nicht zu rügen. . . . Ihnen zwar war die Herzensgüte fremd; aber selten wird das menschliche Gefühl so stumpf und der Witz so aberwitzig, daß der, welcher hart wie Stein ist, nicht immer eine heimliche Ehrfurcht gegen die Großmut behielte und seine Mißbilligung derselben unterdrückte. Man hat Lessing daher lieber als Spieler

und Verschwender ausgeschrieen. Er war aber beides im eigentlichsten Verstande nicht. Er war von Jugend auf zur frugalsten Lebensart gewöhnt, und was man Vergnügen der großen und kleinen Welt nennt, erweckte ihm gar bald Überdruß und Mißbehagen. Fand man ihn aber ja darin, so war es Neugierde und Verlangen, nicht aus Beschreibungen, sondern aus Erfahrung alles kennen zu lernen, was den geselligen Menschen beträfe. Sein moralischer Charakter ist also immer schätzbar und liebenswürdig und unter den guten einer der vorzüglichsten, wenn auch jeder nach seiner Denkweise Flecken darin bemerkt. Lessing affektierte weder einen Engel in menschlicher Gestalt, noch einen gelehrten Bravo, der sich über alle gesellschaftliche Sitten und Konkurrenz wegsetzt. So wie sein ganzes äußerliches Betragen bis auf die Kleidung nichts Hervorstechendes, nichts Zurückstoßendes hatte, so war auch sein Geist. Man gewann ihn lieb, je länger man mit ihm umging. Selbst die, welche keine Gelehrten, noch witzige Köpfe waren oder sein wollten, fanden in ihm den verständigen und gutmütigen Mann; und viele, die ihn am dritten Orte zufällig kennen lernten, verwunderten sich daher, daß er Lessing sei. Denn die Sucht, bei allen Gelegenheiten zu glänzen, den Gelehrten auch da, wo es nicht nötig ist, hervorschimmern zu lassen wie ein gefallsüchtiges Mädchen den Busen unter ihrem Flortuche, war seine Sache nicht. Er richtete sich gern nach jeder Gesellschaft oder vermied diejenige ganz, worin er keine Unterhaltung für sich vermutete. Er drängte sich auch zu nichts, noch weniger machte er sich kostbar und ließ sich suchen. Er strebte nicht Eitelkeit zu verbergen, sondern keine Eitelkeit zu haben. Er hatte keinen Stolz; er konnte aber auch keinen vertragen. Er war leutselig, freundlich, gütig und dienstfertig, aber das alles auf eine männliche Weise, wenngleich oft mit vieler Lustigkeit und Schalkheit."

Über allen diesen Zeugnissen dürfen wir nicht vergessen, wie Lessing über sich selbst urteilte. Daß er sich nicht als Dichter fühlte, oder daß er sich zu dem heftigen Temperament seines Vaters bekannte, wissen wir bereits. Gerade aber aus dem letzten Jahrzehnt

seines Lebens sind Äußerungen erhalten, die in seinen Werken jetzt unter der Überschrift „Selbstbetrachtungen und Einfälle" wandeln. Da finden wir die Beteuerung, er sei nicht gelehrt und habe es nie sein wollen, ebensowenig wie er je reich zu sein wünschte: „Bare Kasse ist gut — aber ich mag sie nicht mit mir unter einem Dache haben." Dort spricht er eingedenk seiner Breslauer Erfahrungen auch über das Spiel, das eine Unterredung höchstens ersetzen könne. „Es kann daher", fährt er fort, „nur denen erlaubt sein, die Karten beständig in Händen zu haben, die nichts als das Wetter in ihrem Munde haben." Tiefe Wahrheiten schließen sich an, die seinem eigenen harten Lebensgang gelten können: „Bergab ist lustig wandeln. Aber doch werden bergab mehr Hasen gefangen als bergauf."

Es gibt viele, die von Lessing mit Geringschätzung zu sprechen sich anmaßen, weil sein Geist zu universell gerichtet, nicht genug spezialisiert sei. „Der Mann kann doch alles, was er will," schrieb bewundernd über ihn Boie an Gotter (30. September 1778). Heute fällt wohl mit einem Blick auf Aristoteles und Leibniz das Spottwort werdender Genies: „Der Vielwisser!" Nur gut, daß die Spezialforscher auf ihren Gebieten von diesem Vielwisser überholt worden sind. Lessing selbst schneidet die Frage mehrfach an. In den sogenannten Selbstbetrachtungen sagt er: „Ist es besser, nur ein Ding zu wissen oder mehrere? Welche Frage! Wenn man nur unter diesen mehreren auch dieses eine weiß. Es kann überflüssig sein, mehrere zu wissen: aber es wird darum nicht besser, nur eins zu wissen. Freilich, wenn es ausgemacht ist, daß man mehrere Dinge unmöglich so gründlich, so fertig wissen kann als ein einziges, dem man alle seine Zeit, alle seine Kräfte gewidmet hat. Wenn es ausgemacht ist! Ist das denn aber so ausgemacht, als man annimmt? Und doch gesetzt, es wäre. Auch alsdann fragt es sich noch, ob es besser sei, nur ein Ding vollkommen gründlich, vollkommen fertig zu wissen, als mehrere weniger gründlich, weniger fertig." Diese Worte werden mit jedem Tage wahrer, den wir erleben. Wenn mit dem steigenden Wissen die Spezialisierung steigt,

so gewinnt gewiß das Fach. Aber der Mensch als solcher verliert unsäglich. Im Dilettantismus, im Laientum sieht schon Lessing die einzige Rettung der Menschheitsidee. Ergänzt werden die Selbstbetrachtungen in dieser Beziehung durch die wenigen Notizen, die von dem Entwurf der Vorrede zu der von ihm um 1763 geplanten, aber nicht verwirklichten „Hermaea“ noch erhalten sind: unter diesem Titel wollte er allerlei „Ableger des Laokoon“ und vieles andere drucken. Zur Erklärung der Titelwahl sagt er: „Hermaea hieß bei den Griechen alles, was man zufälligerweise auf dem Wege fand. Denn Hermes war ihnen unter anderem auch der Gott der Wege und des Zufalls. Man denke sich einen Menschen von unbegrenzter Neugierde, ohne Hang zu einer bestimmten Wissenschaft; unfähig, seinem Geiste eine feste Richtung zu geben, wird er, jene zu sättigen, durch alle Felder der Gelehrsamkeit herumschweifen, alles anstaunen, alles erkennen wollen und alles überdrüssig werden. Ist er nicht ganz ohne Genie, so wird er viel bemerken, aber wenig ergründen; auf mancherlei Spuren geraten, aber keine verfolgen; mehr seltsame als nützliche Entdeckungen machen; Aussichten zeigen, aber in Gegenden, die oft des Anblicks kaum wert sind. Es sind Reichtümer, die ihn ein glücklicher Zufall auf dem Wege, öfter auf dem Schleichwege als auf der Heerstraße finden lassen. Denn auf den Heerstraßen sind der Finder zu viel, und was man auf diesen findet, hatten gemeiniglich zehn andere vor uns schon gefunden und schon wieder aus den Händen geworfen.“

Wie über das Arbeitsgebiet, so spricht sich Lessing auch über seine Arbeitsweise freimütig aus. Er gehört zu den Menschen, bei denen die Aufnahme eines Stoffes, sei es durch Lektüre oder durch späteres Nachdenken, sich sofort in eigenes Schaffen umsetzt. In dem Entwurf „Über eine zeitige Aufgabe“, der aus den letzten Jahren stammt, bekennt er: „Nur schade, daß ich nicht nachdenken kann, ohne mit der Feder in der Hand.“ Auf ihn trifft auch das Bekenntnis Leibnizens zu: „Mir fällt nicht leicht etwas ein. Aber wenn ich etwas lese oder sehe, so fällt mir leicht etwas Besseres ein.“ Die Vorstellung eines bestimmten Nutzens ist ihm wie jedem

arbeitenden Genie fremd. „Ich denke", scherzte er, „nur zu meiner eigenen Belehrung. Befriedigen mich meine Gedanken am Ende, so zerreiße ich das Papier. Befriedigen sie mich nicht, so lasse ich es drucken." Daß Lessing von seinen eigenen Arbeiten nicht befriedigt wurde, hat er oft erklärt. Ihn hier wörtlich zu nehmen verbietet sich. Tatsächlich haben alle gedruckten Gedanken und Dichtungen etwas Problematisches. So wenig nun Lessing auf äußere Ernten ausging: nie hat er die Feder geführt, ohne dafür Honorar zu beanspruchen, wie er selbst ausdrücklich hervorhebt. Auch hier steht er warnend vor der Gefahr, daß die Arbeit des Schriftstellers äußerlich geringer als irgend eine andere gewertet werde. Diese Gefahr wächst im Verhältnis zu den Strömen von Druckerschwärze, die sich jährlich über die lesende Welt ergießt, und zu dem Geschick, mit dem unbefugter Nachdruck und literarische Ausbeutung betrieben werden. Die Forderung hohen Entgelts hebt den Schriftsteller, sie setzt seine Arbeit nicht herab, denn wir leben auf der Erde, auf der geatmet und gegessen wird. In dem „Projekt für Schriftsteller und Buchhändler" „Leben und leben lassen" sagt Lessing: „Wie? es sollte dem Schriftsteller zu verdenken sein, wenn er sich die Geburten seines Kopfes so einträglich zu machen sucht, als nur immer möglich? Weil er mit seinen edelsten Kräften arbeitet, soll er die Befriedigung nicht genießen, die sich der gröbste Handlanger zu verschaffen weiß — seinen Unterhalt seinem eigenen Fleiße zu verdanken zu haben. . . . Oder sollen ihm die Amtsbesoldungen das zugleich mit gut machen? Der Staat oder Regent bezahlt ihn nur gerade für das, was er wegen seines Amtes zu wissen und zu können notwendig braucht, welches oft wenig genug ist. Was er mehr weiß, ist für seine Rechnung: und wenn er über dieses mehr noch mehr wissen will, das geht den Staat vollends nichts an. Daß gleichwohl soviel junge nichts Gemeines versprechende Gelehrte in ihrem Amte, das sie anzunehmen sich nicht enthalten können, wie man zu sagen pflegt, verbutten und versauern, kommt größtenteils daher, weil ihre Besoldungen nicht hinlänglich sind und sein können, um sich die Bücher und

Instrumente anzuschaffen, welche zum Fortschreiten in einer Wissenschaft unentbehrlich sind. Warum diesen die Quelle eines Zuflusses verstopfen oder verleiden, der noch oft der einzige für sie ist."

Die Tröstung, daß der Schriftsteller sein Genügen finde in dem Adel seiner Arbeit, daß ihn sein Geist unmittelbar entschädige, ist hinfällig, denn dem stehen ebenso große Schmerzen und Mühen gegenüber, von denen der Alltagskopf nichts ahnt. Darin stimmt Lessing freilich mit Schopenhauer überein, daß der schöpferische Geist die ganze Welt kosten lerne, nur eines ihrer größten Übel nicht: die Langeweile. Wir Menschen sind wunderbar organisiert, wie die Beobachtung des Tages lehrt. Die Mehrzahl schwankt zwischen Sorge und Langeweile hin und her und taumelt so, auf das bessere Morgen, das schöne Einst hoffend, dem Grabe zu. Ist aber das mit deutlichem, ruhigem Bewußtsein verknüpfte Gefühl des Gegenwartglückes nicht vielen beschieden: wie wenigen nun gar der innere Reichtum, der sie ganz ausfüllt, ihren Weg ruhig, sicher und heiter macht und sie nur im Alleinsein des Glückes bewußt werden läßt! Sie empfinden jene Langeweile nur in anderer Gegenwart und versuchen, der Last sich durch Flucht in ihr Ich zu entledigen. Das Wort „Zeitvertreib", das ein Vergnügen jedenfalls nicht bezeichnen könne, lenkt Lessings Blick in den „Selbstbetrachtungen" auf die „Gesellschaften, in welchen wir aushalten müssen, und in welchen uns die Zeit ebenso unerträglich langweilig wird als auf dem Krankenlager". Dieses Gefühl macht den geistig Reichen nicht stolz; und wenn er selbst, meint Lessing, jemals übermütig werden sollte, so wünsche er alles Schlechte in einem Buche gesammelt lesen zu können, das über ihn und seine Werke geschrieben worden sei, andererseits bei Niedergeschlagenheit alles Gute. Aber Lessings Stolz erhob sich nur bei angemaßter oder ererbter „Hoheit" oder bei niedriger Gesinnung. An den Maßen der Bescheidenheit gemessen, schien er trotz allen Bessermachens dem dürftigsten Geiste nachzustehen. Nur durfte ihn niemand herausfordern, wo eine Wahrheit auf dem Spiele stand, wo es galt, die Menschheit gegen den Menschen zu verteidigen: dann erhob er sich

stolz und führte so den Schlag, daß auch die Geschlagenen unsterblich wurden.

Im Herbst 1778 riß sich Lessing gewaltsam von dem Wolfenbütteler Einerlei los, um sein altes Hamburg wieder einmal zu besuchen. Mit seiner Stieftochter Malchen traf er dort am 12. September ein, freudig begrüßt von der in Elisens Briefen oft genannten „Gemeinde", die sich nun persönlich um den Goezestreiter an dem Teetisch der klugen Tochter des Reimarus scharen konnte. Aus den geplanten vierzehn Tagen wurden volle fünf Wochen, zum Teil freilich mit Rücksicht auf eine vorübergehende Erkrankung der Tochter. Joachim Heinrich Campe (1746—1818) empfing freudig den Gefeierten. Unter denen, die seinen uns allen vertrauten, Weihnachten 1778 zum erstenmal herausgegebenen „Robinson" als Geschenk erhielten, war auch Lessings Stiefsohn Fritz. Gerade damals erzog Campe jene Knaben, die sein Jugendbuch redend und handelnd einführt. 1776 war er ans Dessauer Philanthropin berufen worden; 1777 hatte er vor den Toren Hamburgs sein Privaterziehungsinstitut gegründet, das nicht über zwölf Zöglinge aufnahm. Seit 1787 braunschweigischer Schulrat, hat er seinen Einfluß aufgeboten, Lessings Grab würdig zu erhalten. Mit ihm und seiner Frau Lotte verbrachte Lessing damals vergnügte Stunden, die auch durch der letzteren herrenhuterische Anwandlungen nicht gestört wurden. Lessings Scherzwort stellte stets völlige Harmonie her, so auch als Frau Lotte in frommer Rührung erzählte, wie bei dem Auferstehungsfest auf dem Barbyer Kirchhof die Namen aller verstorbenen Schwestern und Brüder aufgerufen worden seien. „Und sie antworteten eins nach dem andern: Hier!" ergänzte Lessing fröhlich. In Gesellschaft mit Campe und Frau Lotte besuchte er in Wandsbeck auch Claudius und Voß; Klopstock traf er in Hamburg.

Die Reise tat ihm wohl. Doch auch in Hamburg hatte sich jene Schlafsucht gezeigt, die schon seit 1777 von Eschenburg und Leisewitz an ihm bemerkt wurde. In einer Gesellschaft bei Büschs legte er im lebhaftesten Gespräch plötzlich den Kopf auf den Tisch.

„Als er erwachte," so wird uns erzählt, „war er verlegen, seine schönen hellen Augen hatten allen Glanz verloren, und er redete wehmütig mit Klopstock über diese Schwäche, von der er durch die Reise Heilung gehofft hatte." Der Bruder Karl berichtet darüber weiteres: „In den heitersten Zirkeln seiner Freunde, wenn diese abends um ihn her laut wurden, überfiel ihn ein unüberwindlicher Trieb zum Schlummer, aus dem er sich endlich, angeregt oder von selbst, gewöhnlich mit der Frage: ‚Nun, was gibt's?' wieder aufraffte." Als er zurückgekehrt war, schien das Übel verschwunden zu sein, so daß er Elisen fröhlich schrieb: „Meine Schlafsucht hat sich ganz verloren, und wenn Sie dieselbe nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden, so habe ich von Glück zu sagen." Er nahm auch seine weitere Korrespondenz wieder auf. Indessen war diese Besserung nicht von Dauer. Namentlich die Augen wurden sehr schwach, und starke Gläser mußten die schwindende Sehkraft stützen. Im Sommer 1779 folgten starke Fieberanfälle, die sich bis zum Tode wiederholten. Karl Lessing berichtet darüber: „Das Übel verschlimmerte sich bald wieder von Tag zu Tage. Er wurde dabei äußerst engbrüstig und war nicht imstande, zwanzig Schritte zu gehen, ohne sehr müde zu werden und ausruhen zu müssen. Das Feuer seiner Augen verlosch, und die Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung wurde immer seltener. Er hatte fast keine einzige heitere Stunde mehr."

Während Lessing in Hamburg war, wurde diesem ihm am nächsten stehenden Bruder Karl ein Sohn und Stammhalter geboren. Um dieselbe Zeit wurde Theophilus Konrektor in Chemnitz, und die Schwester Dorothea wanderte nun in ihr altes Kamenz zurück. Unermüdlich unterstützte Lessing sie, indem er ihren Klagen nach Kräften gerecht wurde. „Gott weiß es," schreibt er ihr am 28. Dezember 1778, „daß ich dich nicht vergessen, sondern allezeit mit Wehmut sehr oft an dich gedacht habe ... Nimm indes mit beigehenden 5 Louisd'or vorlieb. Ich hoffe dir ehestens mehr zu schicken." Zu Anfang des Jahres 1779 meldete sich, nachträglich noch zu Evas Tod sein spätes Beileid aussprechend, der Bruder

Gottlob, Justitiar in Namslau bei Breslau; der Kampfeslärm des Fragmentenstreites war endlich auch bis zu ihm gedrungen. „Bei Lesung deiner Duplik", schrieb er treuherzig, „und der übrigen dahin einschlagenden Schriften dachte ich: warum gibt sich doch der Bruder mit diesem Schreiber ab?" Sein Los war freilich ein anderes, friedlicheres, glücklicheres: „Mich quält nunmehr nicht mehr", meinte er, „der Gedanke zu hohen Ehrenstellen und großen Reichtümern; gern verborgen in einem abgelegenen Winkel will ich mein leichtes Pfund in meinem Amte und unter den Meinigen wuchern lassen und zufrieden und vergnügt sein, wenn mir ein ehrliches Begräbnis den Namen eines ehrlichen Mannes hinterläßt." Wie ein Ton von einer stillen Insel in glattem See mochten solche Zeilen Lessing anmuten.

Über Lessings Schweigsamkeit beklagt sich am 9. Dezember 1778 Elise: „Ist es doch, als ob Sie sich lebendig auf Ihrer Bibliothek begraben hätten, seitdem Sie Hamburg verlassen haben. So oft die Gemeinde zusammenkommt, ist's eine der ersten Fragen: Hat denn niemand von Lessing gehört? Und immer bleibt die Antwort: Niemand." Hatte Lessing nichts wirklich Wesentliches mitzuteilen, so schrieb er keinen Brief, nicht einmal an Elise. Ihm selbst brachte das Erscheinen seines „Nathan" und bald darauf der „Freimaurergespräche" und der „Erziehung des Menschengeschlechts" natürlich eine Menge Briefe ins Haus. Im Juli 1779 teilte Gleim mit, er habe in Leipzig Kleists Neffen kennen gelernt, denselben Hauptmann von Blankenburg, der uns Lessings Faustplan übermittelt hat. Im August traf ein Brief von Fr. Heinr. Jacobi ein, der ihn als „König unter den Geistern" feiert und die Absicht seines baldigen Besuchs ausspricht. „Sehen Sie, lieber Lessing," schreibt Elise am 17. November im Hinblick auf die lieblich aufblühende Tochter Malchen, die ihm die Wolfenbüttler Einsamkeit mehr und mehr verschönte, „so lohnt sich doch das Jahr, was Sie einst teuer erkauft hießen, noch mit einigen Zinsen. Sorgen Sie nicht für das, was nachher kommen kann. Es ist einer, der für die Zukunft sorgt, und an diesen Einen glauben Sie gewiß, so ungläubig Sie sonst sein mögen." Sie hofft, wieder bald „ein

friedliches Linsengericht" mit ihm essen zu können. Auch ihr Bruder sei krank gewesen, teilt sie am 29. Januar 1780 mit. Herzliche Teilnahme für Lessing, ja wohl noch etwas mehr spricht auch aus diesen Zeilen: „Sie aber, armer lieber Lessing, was gäb' ich nicht darum, daß mir einer auch erst von Ihnen schreiben könnte: ‚Er ist krank gewesen'." Das Bild der zärtlich Besorgten führt der Schluß jenes Briefes uns greifbar vor Augen; sie wacht am Bett der gichtkranken Mutter und seufzt: „Meine Mutter schläft, ich schreibe neben ihrem Bette, und das Wachslicht, welches ich kümmerlich stellen mußte, fällt mir aufs Papier. Werden Sie das wohl übel nehmen?" — Ein begeisterter Brief von Herder am 1. Juni 1780 schloß mit den Worten: „Es ist niemand in Deutschland, der Sie mehr hochschätze und teuer halte als ich."

Lessings Zustand aber wurde ernster, wenn er auch noch im Sommer 1779 ihn nicht gerade für gefährlich hielt. Bei dem Empfang von Briefen lachte er bitter; es war das Lachen eines Tellheim, Odoardo oder einer Orsina, das Lachen des Lebensüberdrusses. „Ach," schrieb Jacobi einem Freunde, „nach einem solchen Lachen kann unser geliebter Lessing nicht lange mehr leben, wir verlieren ihn gewiß bald." Im August schob Lessing die Schuld seines Übelbefindens auf den Mangel an genügender Bewegung und Zerstreuung; so in einem Brief an den Hamburger Campe: „Ich bin versichert, wir würden beide sehr gesunde Leute sein, wenn wir ebensoviel Schritte machten als Buchstaben. Einander alle halbe Jahre einmal zu Fuße zu besuchen, das wäre mein Vorschlag. Gleichwohl bilde ich mir ein, daß Zerstreuung und Aufheiterung mir noch mehr fehlt als Ihnen. Ihre Wünsche schiebe ich Ihnen ganz wieder zurück: denn was ist das Leben, wenn man den Genuß desselben so ausmäkeln muß? ... Ich empfehle mich ihrer Frau Gemahlin und der Gemeinde. Wenn ich mir jetzt einmal wünschte, Linsen, mein Lieblingsgericht, zu essen, so ist immer ein zweiter Wunsch dabei, es in Ihrer Gesellschaft zu essen." Am 28. Dezember 1779 klagt er Eschenburg über sein Flußfieber. Dann aber wird es schlimmer. Am 22. Januar 1780 ist er noch immer nicht gesund. Am 25. Februar klingt

es trüber in einem Briefe an Karl: „Dieser Winter ist sehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar tödlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letzte, — der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war; und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja; so sei es denn Glück, auch nur vegetieren zu können."

Die Geschäfte des Bibliothekars wurden ihm erleichtert durch die Anstellung E. Th. Langers, eines Kommilitonen Goethes aus der Leipziger Zeit. Auf Gellerts Empfehlung war Langer als Nachfolger Behrischs Hofmeister des Grafen v. Lindenau geworden. Lessing stellte ihn dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand vor. Langer wurde nach Lessings Tode sein Nachfolger, siegte also über Leisewitz, Joh. Müller, Eschenburg, Bahrdt und andere. Auf Langer folgte F. A. Ebert. Schon am 17. Juli 1780 traf Leisewitz in Lessings Hause Langer an. Gleim wußte (Brief an Eschenburg vom 5. März 1781), daß Lessing „einen Freund gehabt hat, einen Langer, den er zu seinem Nachfolger im Dienst an der Bibliothek dem Herzog hat empfehlen wollen". Die bibliothekarische Aufgabe im engern Sinn, für deren Erfüllung Lessing, zu stark in Anspruch genommen von seinen literarischen Arbeiten, immer weniger die Zeit erübrigen konnte, die Sorge für die Neuanschaffungen, das Katalogisieren und Verleihen, kam nun in die rechten Hände.

Lessings Stiefkinder machten ihm, wie man nicht anders erwarten kann, manche Freude, aber doch fast mehr noch Sorge. Sie waren alle schön von Gestalt und hatten auch einen guten Charakter. Aber der Aufenthalt in der Hamburger Pension während Evas Aufenthalt in Wien scheint körperlich wie geistig nicht gut auf sie gewirkt zu haben, und außerdem krankten sie alle mit einziger Ausnahme von Malchen an dem gefährlichen Erbübel der Familie Evas, der Anlage zur Schwermut. Theodor Heinrich, 1757 geboren, war nicht mehr so ganz jung damals, als er

Sofa und Stühle mit dem Ausruf zu prügeln pflegte: „Wollt ihr Lessings Sohn ärgern!“ Er war in Mathematik und Sprachen gut vorgebildet und wollte Soldat werden; Lessing bemühte sich 1778 persönlich bei seinem Herzog, dem ein Kommando in dem drohenden bayerischen Erbfolgekrieg zugedacht war, um Theodors Eintritt in die damalige braunschweigisch-englische Armee. Daraus scheint aber nichts geworden zu sein, denn im Jahre 1778 befand sich Theodor in Wien, wo er ja den Druck der gegen die Märchen von 1000 Dukaten gerichteten Flugschrift besorgte. Damals empfahl Lessing den Sohn auch dem Freiherrn von Gebler mit einem Schreiben, in dem er diesem nachträglich noch Mitteilung von seinem kurzen Eheglück machte. Von dem Jüngling hören wir dann aber nichts mehr, und selbst die Kunde, er habe als Kaufmann 1809 in der Nähe Hamburgs seinem Leben im Wahnsinn ein Ende gemacht, ist unverbürgt. Um acht Jahre jünger war Johann Engelbert, den Lessing in der Pension des Kantors Stegmann in Wolfenbüttel unterbrachte. Seine Geschwister schilderten ihn als leicht erregbar. Er trat in österreichische Heeresdienste; gleich seinem älteren Bruder soll auch er geisteskrank geworden und in einer Wiener Irrenanstalt — man weiß nicht, ob durch eigene Hand — gestorben sein.

Von dem dritten Bruder Fritz wissen wir etwas mehr als von seinen beiden Brüdern, zumal ihm ein langes Leben beschert war; er hat von 1768—1855 gelebt. In seiner Kindheit zeigte er Anlagen, so daß Lessing zunächst große Hoffnungen auf ihn setzte; dann traf ihn aber das Unglück, daß er im buchstäblichen Sinne des Worts auf den Kopf fiel, wodurch er geistesschwach, jedenfalls sehr zerfahren wurde. Noch als Knabe versuchte er sich einmal, gegen das scherzhafte Versprechen seines Stiefvaters, einen Gulden dafür zu geben, mit der Verfertigung eines Lustspiels „Der betrügliche Bräutigam“. Da Lessing jedoch gesagt hatte: „Den Gulden sollst du haben, wenn du für einen jeden Schreibfehler mir einen Pfennig geben willst,“ und nun das beginnende Werk lächelnd ansah, hielt Fritz den Handel für

zu gefährlich und löste den Vertrag noch rechtzeitig. Als er mit seinen juristischen Studien nicht weiterkam, kaufte man für ihn eine Vikariatstelle des St. Blasienstiftes, die er bis zu seinem Tode innehatte. Seine Liebhaberei waren Violinspiel und Sammlung von Mineralien, die noch jetzt im Besitz der Familie Henneberg sind. Man kannte ihn überall als Sonderling. Stets befand er sich in lebhaftem Selbstgespräch mit Gestikulationen. Als C. W. Schiller einst bei feierlicher Gelegenheit am Grabe Lessings redete, störte ihn der Vikar durch fortwährendes Klappern mit dem Gelde in einer Tasche. Nach der Rede jedoch trat der Störenfried auf ihn mit Ausdrücken des Entzückens, jedoch auch des Bedauerns zu: der Redner habe nicht erwähnt, daß Lessing immer nur mit Rabenfedern geschrieben habe.

Amalie oder Malchen König (1764—1848), die ein Jahr nach Lessings Tode den braunschweigischen Postrat Georg Henneberg heiratete, hat denn auch ihren hilflosen Bruder Fritz zeitlebens bemuttert. Sie bittet ihn in ihren Briefen, sich zu schonen, sich keine Sorgen zu machen, gibt ihm auch praktische Ratschläge und sucht ihm das Gefühl der Schwäche und des eigenen Unwertes zu nehmen. So schreibt sie ihm 1801: „Du klagst, daß Du so in den Tag herein lebst und Dich Deinem Schicksal überlassen mußt. Das ist ja eben, wie ein Christ nach der Bibel leben soll"; er solle nicht für den kommenden Tag sorgen und frohen Mutes sein. Malchen war von dem erwähnten Familienübel frei, das sich erst wieder bei ihren sechs Kindern zeigte. Auch von ihr starb ein Sohn im Irrenhause. Ein anderer namens Silvester schloß 1819 in Neapel mit Grillparzer Freundschaft; ihr Neffe Ludwig, mit Hoffmann v. Fallersleben befreundet, vermählte sich mit Sophie Brockhaus, der Tochter des Verlagsgründers. Ihren Gatten hatte sie laut Familientradition in einer kleinen Gesellschaft kennen gelernt, in der ihr der neben ihr sitzende Gleim gegenüber den traurigen Witwer Henneberg zeigte mit der Bemerkung, sie könne jenen gewiß trösten. Henneberg († 1820) entstammte einer in Braunschweig sehr angesehenen Familie. Seine religiöse Mutter

soll dem Ehebunde ihres Sohnes mit der Stieftochter des freigeistigen Lessing erst zugestimmt haben, als sie bei einem Gottesdienst wahrnahm, daß Malchen mit schöner Stimme alle Kirchenlieder mitsang, ohne einen Blick in ihr Gesangbuch zu werfen. Im Alter wird Malchen als lebhaft, zu Scherzen aufgelegt, gesprächig und heiter geschildert. Ihre Tochter hielt sie dazu an, ein Tagebuch mit moralischen Betrachtungen zu führen. In ihrer Jugend, aus der kein Bildnis erhalten ist, rühmte Jacobi ihr madonnenhaftes Gesicht und ihre blauen Augen. Von Eva wurde sie verständig erzogen. Einmal (1772) schrieb ihr die Mutter: „Wer seine Zeit nicht gut anzuwenden weiß, wendet sie oft schlecht an."

Mit ihrem Stiefvater Lessing war sie durch kindliche Pietät und herzliche Zuneigung verbunden. Lessing scherzte gern mit seinem Malchen. Eine Zeitlang fing er die Briefe auf, die zwischen ihr und ihrer Herzensfreundin, einem Fräulein v. Brandenstein, hin und her gingen. „Ich wollte dich zur ersten Dichterin heranbilden, wenn du nur Ausdauer haben wolltest", sagte er einst scherzend zu ihr. Poetisch veranlagt war Malchen freilich nicht.

Die Liebe zu Eva übertrug Lessing herzlich auf seine aufblühende Tochter, die allein ihm die Wolfenbütteler Öde und die Jahre seiner Krankheit erträglich machte. Doch blieb dieses schöne Verhältnis zwischen Vater und Tochter nicht vor Mißdeutungen sicher. Solche Gerüchte drangen sogar nach Hamburg. Elise Reimarus, die getreue Beraterin Lessings, sandte ihm einige warnende Zeilen, an denen vielleicht etwas Eifersucht mitarbeitete. Lessing, der väterlich für sein Malchen sorgte und auch schon ihre Zukunft an der Seite ihres erwählten Gatten ins Auge gefaßt hatte, mußte nun auch noch mit diesem unsinnigen Anwurf fertig werden. Seine Antwort zeigte ihn uns so vollkommen als Vater wie als pflichttreuen Menschen selbst im Kleinsten — nicht einen Pfennig des Einkommens oder des Vermögens seiner Stiefkinder verwandte er für sich —, daß sie hier wörtlich wiedergegeben werden soll.

„Wolfenbüttel, den 7. Mai 1780.

Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für den freundschaftlichen Wink Ihres letzten Briefes! Aber liebe, liebste Freundin, sollte ich nicht ein wenig schmälen (oder haben Sie lieber, wenn ich Sie ganz in der Stille bei mir ein wenig auslache?), daß ein solch Gerede seiner Ruchbarkeit wegen, endlich auch bei Ihnen Glauben gefunden? Und womit beweiset man es, daß ich in meine Stieftochter verliebt bin? Weil ich mich nicht von ihr trennen will? Nun womit beweiset man denn, daß ich mich nicht von ihr trennen will! Weil ich sie noch nicht von mir gestoßen habe? Denn, wahrlich, nicht viel weniger als von mir stoßen hätte ich sie müssen, wenn ich sie dem kalten Anerbieten ihrer Anverwandten sofort hätte überlassen wollen! Oder weiß man es etwa, daß ich Ursache bin, daß sie meinetwegen bereits eine Partie ausgeschlagen? Kann sein, daß sie an einem lustigen Abend in Hamburg schon mehrmals versprochen worden, worüber man den Gecken von Stiefvater in äußerster Verzweiflung zu sehen geglaubt! Hier ist uns so was noch nicht vorgekommen. Kurz, liebste Freundin, denn ich plaisantiere nicht gern über etwas, worüber sich leicht plaisantieren läßt — kurz, schaffen Sie dem armen guten Mädchen einen Mann; oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt, sie zu sich verlangt; oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg sie bei sich zu haben wünscht; und sehen Sie, wie ich dann handeln werde! Nur antragen soll sie, mit meinem Willen sich, keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht sein, der sie nötigt, sich stockfremden Leuten in die Arme zu werfen, oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter aus sehr guten Gründen so ungern zurück wollte. Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen, wie er will! Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe gern, daß mir das Mädchen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwidert. Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnere, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häuslichen Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich

leider so fortführen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht getan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, ob ich ihn schon, meines eigenen Nutzens wegen, keinen Augenblick verschieben will. Denn ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können als ehedem, und der ich also zu entgehen, mich leicht auf das andere Ende werfen könnte; so daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen habe; als ein Landstreicher, und als ein weit ärgerer als ehedem, indem mich die Lust zum Studieren auch nicht einmal so lange mehr an einem Orte halten würde, als sie in meiner Jugend, in der Neugierde und Ehrgeiz alles über mich vermochten, getan hat. — Nun gut! werden Sie mir ins Wort fallen. „Gesetzt daß Sie ohne Ihre eigene Gefahr ein junges reizendes Mädchen länger um sich wissen können, denken Sie doch an „das Mädchen selbst"! — Ich habe daran gedacht, meine Beste! — Und sehen Sie, da hat sich ein Zufall meiner Tugend angenommen und hat mich auch hier in dem Glauben bestärkt, daß sich der Zufall immer der Tugend eines Mannes annimmt, der mit Gewalt kein Schurke sein will. Ich bin nämlich hinter ein Geheimnis ihres kleinen Herzens gekommen, aus welchem ihr dreiundfünfzigjähriger Stiefvater zur äußersten Kränkung freilich seiner Eitelkeit ersehen, daß er es nun ganz und gar nicht ist, der ihr gefährlich werden könnte. Der einzige, der es ihr werden könnte, kann es aber auch nicht; denn es hat eben die Bewandtnis mit ihm, in welche Rousseau seinen Emil zu setzen wünschte, um ihn vor den üblen Folgen einer sinnlichen Liebe zu schützen; er ist so weit von ihr entfernt, daß sie in einem Taumel der Leidenschaft sich nicht erreichen können. Ich könnte Ihnen mehr davon sagen: aber ich sehe, ich bin schon am Schlusse der vierten Seite meiner Verteidigung, die mich zum Gespötte eines Kindes machen müßte, wenn es was davon zu lesen bekäme. Lassen Sie mich also nur noch mit einem Worte das Ding auch von der dritten Seite betrachten, von der es betrachtet werden könnte. — Diese dritte Seite ist das Publikum, in dessen Augen das Mädchen doch immer ver-

lieren könnte; denn was ich darin verlieren kann, will nicht viel sagen. Von mir ist es doch nun schon das Schlimmste zu glauben geneigt, und nun erst anzufangen, mich nach seinen Capricen zu richten, würde mir nur eine schwache Seite mehr geben. — Also das Mädchen, dem ich so wohl will! — Ach, meine Freundin! Ein Mädchen ist bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines einzigen, nicht durch die Stimme des Publikums zu machen, und was die Augen dieses einzigen nicht sehen, das hören sie nicht. Wir sehen nur mit unsern Ohren, wenn wir für alle Liebe untauglich zu werden anfangen. Aber bin ich nicht ein Tor, liebe Freundin, daß ich vergessen zu haben scheine, die schlimmste Anklage sei in gewissen Dingen eigene Verteidigung? Lessing."

Von dem denkwürdigen Besuch Friedrich Heinrich Jacobis war schon die Rede. Er hatte sich am 1. Juni 1780 in einem „zutraulichen Brief" angemeldet: „Es ist Fülle der Liebe, die sich endlich gehen läßt und gehen lassen muß." Er wollte Lessing zugleich bewegen, mit ihm nach „Berlin, Dresden, Leipzig und da weiter herum" zu reisen. Bitter hatte Lessing erwidert, sein Wunsch sei das auch, aber er wünsche sich alles „mit soviel vorher empfindender Freude", daß das Glück vermutlich der Mühe überhoben zu sein glaube, den Wunsch zu erfüllen. Jacobi kam, wie vor ihm schon sein Bruder Johann Georg, mit seiner Halbschwester Helene. Der enthusiastische Verfasser des „Allwill" und des „Woldemar" mochte auch das Bedürfnis gefühlt haben, seinen schwindenden Ruhm als Goethe-Freund durch den neuen als Lessing-Freund zu ersetzen. Was Jacobi fehlte, besaß Lessing in höchstem Maße: jene überlegene, ruhige Klarheit des Geistes, die Licht und Wärme auch auf andere ausstrahlt. In Erinnerung an den großen Eindruck, den er von Lessings Persönlichkeit mit fortnahm, schrieb der Gast von der Weiterreise aus Hamburg am 23. Juli an ihn, nach der Versicherung, er werde am 10. oder 11. August wieder in Wolfenbüttel sein: „Freuen Sie sich, daß Sie die Gabe der ewigen Ruhe schon im Leben empfangen haben." Jacobi suchte mit hohem Interesse auch das Haus Reimarus auf. Hierüber berichtete Elise

an Lessing am 26. Juli: „Noch vorgestern saß er da, neben dem nämlichen Sopha, auf dem Sie nicht zu schlafen pflegten; und hätten wir Geister zitieren können, Sie hätten drinnen gesessen.“ „Im Ernst“, fügt sie vorwurfsvoll und sehnsüchtig hinzu, „Sie können's nicht mehr verantworten, daß Sie um Ihrer Feinde willen Ihre Freunde so vernachlässigen, die Lebenden um der Toten willen. Wer wird's Ihnen denn im Grabe danken? Gewiß nicht die, die außer Ihren Schriften Sie selbst lesen konnten.“

Wirklich kam Jacobi auf der Rückreise nochmals nach Wolfenbüttel, und es gelang ihm, nun doch Lessing in seiner und seiner Schwester Begleitung zu einem Ausflug nach Halberstadt zu bestimmen, um den alten treuen Gleim zu besuchen. Gleims Freude war groß; geringer das gegenseitige Verständnis. Jacobi erzählt damals: „Gleim sah uns an, als ob wir unklug wären; wie er denn die dreimal vierundzwanzig Stunden, die wir bei ihm zubrachten, große Not mit uns gehabt hat, ohne müde zu werden, uns beständig nur seine heitere sinn- und geistreiche Laune, seinen lachenden Witz und immer liebevollen, scharf treffenden Scherz entgegenzusetzen.“ Einen Winkel des am Stadtwall liegenden Gartens erkor sich Lessing als Lieblingsplatz, den Gleim noch ein Menschenalter später jedem Besucher zeigte. Auf die Tapetentür des Gartenhauses schrieb Lessing, andern folgend, seine Stammbuchnote: „*Ἓν καὶ πᾶν*“: „Eins ist alles“; dies vielleicht, um den Charakter der Jacobireise und das Spinozathema der Erinnerung zu erhalten; und ferner sein Lieblingswort der letzten Jahre: „Dies in lite“, d. h. „Die Tage vergehen im Streit“. Die alte Harmonie war es doch nicht mehr. Gleim klagte später gegen Herder, daß beide Gäste „krank und milzsüchtig gewesen“, so daß sie ihn nicht so erquickt hätten, wie es sonst der Fall gewesen wäre. „O daß ich bei Ihnen gewesen wäre“, schrieb Herder an ihn nach Lessings Tode, „da er Sie zum letzten Male besuchte und er alle die Blasphemien sprach! Gott hab' ihn selig den guten, braven Theologen, wenn ich Gelegenheit wüßte, sendete ich ihm den philosophischen und theologischen Doktorhut nach.“ Immerhin konnte Lessing nach der Rückkehr am 17. August 1780 der Stief-

tochter, die sich in Eschweiler bei Verwandten aufhielt, mitteilen, daß die kleine Reise ihm „ausnehmend wohl bekommen" sei. „Jacobis kamen", schreibt er, „kurz nach deiner Abreise und schleppten mich mit nach Halberstadt, wo ich einige Tage nicht unangenehm zugebracht habe. Der alte Gleim wollte sich gar nicht zufrieden geben, daß du nicht mitkämst."

Die Besserung war indessen nur vorübergehend. Müdigkeit und Übelbefinden fanden sich bald wieder ein. Lessing raffte sich am 7. Oktober 1780 noch einmal auf und ging wieder für mehrere Wochen nach Hamburg. Freilich war das nur durch ein Darlehen des Münzmeisters Knorre möglich, seines Hamburger Freundes und Wirtes: der Wechsel über 200 Taler, der nach Lessings Tode präsentiert wurde, zeigt das Datum des 16. September, so daß wir annehmen dürfen, daß Lessing unmittelbar nach der Halberstädter Reise, deren Erfolg er spürte, sich zu dieser entschlossen habe. Schubacks, Büschs und Knorre, vor allen aber Elise und die übrigen Mitglieder der Reimarus-Gemeinde, empfingen ihn mit freudigem Willkommen. „Lessing ist hier", schrieb Elise an Nicolai am 9. Oktober, „und sei es, daß der Umgang mit lebendigen Freunden ihm doch besser bekommt, als der mit den Toten oder selbst der Streit mit Feinden — er ist fast ganz der Alte. Was das sagen will, brauche ich Ihnen nicht zu erklären." Nach vierzehn Tagen hofft sie ihre früheren trüben Ahnungen noch immer bannen zu können, wie einige frohe Zeilen an Hennings zeigen: „Jeden Tag, daß er hier ist, hat er gewonnen, teils durch den Umgang mit Freunden und teils durch körperliche Bewegungen, wozu Arzt und Freund ihn hier verdammen. Doch steh ich nicht dafür, daß er nicht in seinen Seelenschlaf zurückfällt, sobald das ewige Einerlei seiner Lage in Wolfenbüttel wiederkommt, und dazu seine Bequemlichkeit, nichts zu tun, was ihn aus dieser Lage reißt." Am 30. Oktober klagt sie ihrem Schwager Hennings wieder, es sei ein Jammer, Lessing in seiner Zerbrechlichkeit zu sehen, er sitze immer da, als ob er einschlafen wolle. Lessings eigene Stimmung war zunächst gedrückt. In jenem Brief an Malchen seufzt er: „Ganz gesund werde ich hier doch

nicht, und ich sehne mich schon gewaltig wieder in meine Ordnung." Acht Tage später klingen leise Hoffnungen durch: er schreibt der Tochter, daß es mit seiner Gesundheit „recht gut" stehe und er sich einen „fleißigen Winter" verspreche. Dabei mochte er an den im August 1780 geschlossenen Vertrag gedacht haben, der ihn verpflichtete für das Schrödersche Theater in Hamburg jährlich zwei Stücke gegen ein Honorar von je 50 Louisd'or zu schreiben; natürlich ist daraus nichts geworden. Schröder selbst erschrak bei dem Anblick von Lessings Verfall. So manche Erinnerung mögen sie aus der Zeit vor vierzehn Jahren ausgetauscht haben. Lessing widmete ihm folgenden Reisesegen:

Daß Beifall dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fühlers Sache,
Denn auch dem Blinden brennt das Licht,
Und wer dich fühlte, Freund, verstand dich darum nicht.

Am 1. November schrieb Schröder betrübt an Dalberg: „Lessing ist drei Wochen hier gewesen, seine Gesundheit hat gelitten, und ich befürchte, sein Geist auch — fürs Theater haben wir wenigstens nichts zu erwarten."

Ungern kehrte Lessing nach Wolfenbüttel zurück. „Das erste, was ich fand, war ich selbst," schrieb er bitter an Elise, die einzige, die ihm jetzt noch etwas war. Alle acht Tage will er ihr über sein Befinden berichten. Sehnsüchtig denkt er zurück an den Hamburger Kreis: „Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! — Wer aus dieser Gesellschaft nur einen einzigen hier hätte!" Elise versucht ihm wieder das Leben lebenswert zu machen und faßt ihn wehmütig und tapfer zugleich bei seinem Mannesstolz. Er dürfe der Krankheit gegenüber nicht den Mut verlieren: „Es wär' das erstemal in Ihrem Leben, daß Sie einem Feinde nachgegeben, bedenken Sie das!" Lessing aber fühlte nur zu sehr, wie seine Krankheit um sich griff, wie sich, mit seinen Worten vom 15. November, die „materia peccans völlig von dem Körper auf die Seele geworfen". Am 28. November schreibt er Elise, eine Krisis sei noch nicht eingetreten, aber was nicht sei, das könne noch werden,

und der Tod selbst sei ja wohl auch eine solche Krisis. Derselbe Brief schließt mit Worten, die sein Verhältnis zu Elise klären: „Behalten Sie mir Ihre Freundschaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen oder höher zu stimmen versuchen werde." Die Festigkeit des Tones, Lessings Charakter und Elisens männlich vergeistigtes Wesen lassen den Schluß auf stumme Resignation nicht zu, etwa in dem Sinne, daß ein kranker, alternder Mann nicht heiraten oder auch nur Freundschaft in Liebe umzuwandeln versuchen dürfe. Wir sind gewiß, daß auch der gesunde Lessing Elise Reimarus nie zur Lebensgefährtin gewählt, daß sie aber seine Werbung nicht ausgeschlagen haben würde. Um dringende Nachricht bittet sie ihn in ihrem ersten Dezemberbrief: „Auch zur Beruhigung derer, denen Ihr Schicksal näher am Herzen liegt, als Sie glauben können."

Inzwischen nämlich war von dem Corpus evangelicorum in Regensburg dem Herzog der Antrag übermittelt worden, den „Herausgeber und Verbreiter des schändlichen Fragments ‚Von dem Zwecke Christi und seiner Jünger' zu verdienter Strafe zu ziehen". Freundschaftlich und beruhigend setzte der Herzog persönlich Lessing hiervon in Kenntnis. In einem Brief vom 4. Dezember an Jacobi, der sich im November wieder gemeldet hatte, bezog sich Lessing auf ein neues unduldsames „Proclama oder wie die Scheußlichkeit sonst heißt" der Jülich-Bergischen Geistlichkeit. „Gott! die Nichtswürdigen!" ruft er aus. „Sie sind es wert, daß sie von dem Papsttum wieder unterdrückt und Sklaven einer grausamen Inquisition werden." Es handelte sich um einen Synodalbeschluß, der wider die Verächter von Gottesdienst und Abendmahl Geld-, ja Leibesstrafen und Landesverweisung beantragte. Auf diesen Brief, der auch über seine Gesundheit nicht viel Gutes berichtete, folgte am 22. Dezember eine herzliche Einladung Jacobis nach seinem schönen Landsitz Pempelfort, an dessen Gastlichkeit sich Goethe noch in späten Jahren gern erinnert, in dessen Behaglichkeit Hamann der letzten Tage seines Lebens froh werden sollte; leise Munterkeit, ruhiges Leben, herzliche Pflege, grenzenlose Freiheit sowie

Gelegenheit zum Reiten, Fahren und Billardspiel wurden Lessing versprochen. Recha d. i. Malchen solle mitkommen. Dann könne man auch reisen, vielleicht bis Paris. „Wahrhaftig, mein lieber Lessing," redete er auf ihn ein, „Sie gehen in dem Wolfenbüttel zugrunde, und das sollen Sie mir nicht, beim großen Pan und bei allen seinen Elementen."

Es war Lessing nicht vergönnt, so freundlichen Anerbietungen auch nur brieflich nachzugehen. Den notwendigsten Pflichten vermochte er kaum nachzukommen. Vom 14. Dezember ist jenes Empfehlungsschreiben datiert, das er dem jüdischen Emigranten Daveson für Mendelssohn auf den Weg mitgeben wollte. Der Unglückliche, schrieb er, sei an seiner Lage nicht ganz unschuldig, da er es an Klugheit immer habe fehlen lassen, jetzt aber wolle er den kürzesten und sichersten Weg erfragen nach dem europäischen Lande, wo es weder Christen noch Juden gäbe; er selbst werde dann folgen. Indem er auf die gemeinsamen Jugendjahre zurückblickt, gesteht er, daß er an des Freundes letztem Briefe noch immer „kaue und nutsche" und so etwas sehr nötig habe. „Ich glaube nicht," schließt er, „daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungerig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tötend, doch erstarrend. — Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen; und bin jetzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! diese Szene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!"

Es sollte nicht sein. „Kränker als jemals", ja „so gut wie blind", richtete er am 21. Januar 1781 an Elise seine letzten Zeilen, die zu schreiben ihm nur eine „neue herrliche Brille" ermöglichte. In kleinen, stoßweise zu Papier gebrachten Absätzen ringen sich seine Gedanken und Klagen los. Am 26. Januar schreibt

er noch an Herder. Am 28. rafft er sich auf und fährt nach Braunschweig. Den Abend verbringt er im Klub. Am 29. ist er bei Eschenburg mit Leisewitz zusammen. Am 1. Februar speist er noch bei dem Herzog in Hoftracht, am 2. bei der Herzogin-Mutter. Der Tochter schreibt er tags vorher, er befinde sich leidlich. Am 3. Februar erhält er von Leisewitz jene schon erwähnte Erwiderung des Abtes Jerusalem auf Friedrich II. offenen Brief vom November 1780 zugestellt, über die er sich aber nicht mehr äußert.

Dann kam der Abend, den er im Klub und bei Davison verbrachte, — dieser hatte trotz des Lessingschen Empfehlungsbriefes Braunschweig nicht verlassen. Hier befiel ihn ein Stickfluß, und die Zunge versagte für einige Zeit den Dienst. In sein Quartier in dem Hause des Kaufmanns Angott am Ägidienmarkte gebracht, verbittet er sich den Arzt und befiehlt dem Diener, ihn allein zu lassen und das Zimmer zu verschließen. Lassen wir nun Leisewitz das Wort: „Er hat", erzählt dieser, „eine höchst üble Nacht gehabt, und gleichwohl trifft ihn einer seiner Bekannten den andern Morgen unter den Händen des Friseurs an, weil er fest entschlossen ist, nach Wolfenbüttel zu fahren, das er wahrscheinlich nicht erreicht hätte. Es kostete Mühe, ihn davon abzubringen und ihn zu überreden, den Leibmedikus Bruckmann kommen zu lassen. Dieser ließ ihm sogleich eine Ader schlagen und Zugpflaster legen. Er fing nun auch an, Blut auszuwerfen, schien sich doch aber gleich den folgenden Tag ziemlich erholt zu haben. Während seiner Krankheit war er sehr ruhig, gelassen und zuweilen munter, oft und lange außer Bett, nahm viele Besuche an und ließ sich vorlesen. Zu einer Zeit schien er sich seinen Tod sehr nahe, zu einer andern sehr entfernt zu denken. Auf seine gänzliche Genesung hoffte er unterdessen nicht und erklärte einmal, er sei auf Leben oder Tod gefaßt. Er hatte in seinem ganzen Leben einen ungemein folgsamen Schlaf, der sogleich kam, wenn es ihm nur einfiel, die Augen zu schließen, und versicherte oft, nie geträumt zu haben. Dieses Glück behielt er bis an sein Ende und sagte noch kurz vorher: Wenn er den ganzen Tag geschlafen

hätte, freue er sich doch auf die Nacht. Unterdessen kamen die Anfälle der Engbrüstigkeit von neuem wieder, und es war umsonst, daß seine Ärzte, Leibmedikus Bruckmann und Hofrat Sommer, alles anwandten, was die Freundschaft fordern und die Kunst leisten konnte."

Inzwischen war Malchen aus Wolfenbüttel herbeigerufen worden, um den Stiefvater zu pflegen. Auf und ab schwankte sein Zustand. Aber die Brustwassersucht und die bereits allzu weit vorgeschrittenen Verknöcherungen ließen keiner Besserung mehr Raum. Lessing selbst war gefaßt. Seinen zu einem Begräbnis bestellten Lohndiener forderte er auf, sich zu beeilen, denn nun komme an ihn die Reihe. Doch freute er sich an Besuchen. Nur den Abt Jerusalem wollte er zunächst nicht empfangen, weil er argwöhnte, er möchte im Priestergewand kommen. Gern hätte er die Hamburger noch einmal gesehen. Hatte er doch erst vor kurzem ein klagendes Schreiben Elisens erhalten mit der wiederholten Bitte: „Wenn Sie uns noch im geringsten lieb haben, so schreiben Sie bald." Den letzten der uns erhaltenen Briefe, der vom 9. Februar datiert ist, empfing er von Herder, der von der nahen Katastrophe nichts ahnte und mit dem Wunsche schloß: „Leben Sie wohl, lieber Lessing, und werden Sie bald und völlig gesund."

Der 15. Februar kam heran. Morgens fühlte sich Lessing so wohl, daß er wieder Besucher vorließ, unter ihnen auch Leisewitz und mit ihnen scherzte. Er ließ sich sogar ankleiden und verbrachte dann einen Teil des Tages in Gesellschaft Davesons, der ihm aus Schlözers in Göttingen erscheinendem „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts" vorlas, einer von Lessing geachteten Zeitung, die zensurfrei der Aufklärung dienen durfte. Dieses Mal betraf die Lektüre die Strafdrohungen der Jülich-Bergischen Geistlichkeit für die Verächter des kirchlichen Gottesdienstes, über die sich Lessing, wie wir sahen, schon am 4. Dezember 1780 entrüstet geäußert hatte. Gegen Abend erschienen andere Freunde, die ihn zu sehen wünschten. Lessings Herzensgüte ließ keine Ablehnung zu. Bekümmert ging Malchen in das Besuchzimmer und weinte an

der Schwelle. „Da öffnet sich", wie sie als Greisin erzählte, „die Tür, und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz, schon durch hippokratische Züge markiert und von kaltem Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke drückt er seiner Tochter die Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte. Aber die Füße versagen den Dienst." Rasch wird er in sein Zimmer zurückgeführt. Sein müdes Haupt lehnt er einen Augenblick an den Türpfosten, tröstet aber die angsterfüllte Tochter: „Sei ruhig, Malchen." Zu Bett gebracht, reicht er ruhig den Arm zum Aderlaß und lächelt, als man ihm zuspricht, nichts zu fürchten. Davenson beginnt nochmals vorzulesen, hört aber plötzlich ein Röcheln, sieht auf das Bett und findet Lessing im Sterben. Ein Schlagfluß macht unmittelbar darauf, kurz nach 7 Uhr abends, Lessings Leben ein Ende. Er starb nach dem Bericht des dankbaren Davenson „entschlossen, ruhig, voll Besinnung bis in den letzten Augenblick", und übertraf so das Wort, das er einst Goeze gegeben: er hat weder vor noch in seiner Sterbestunde gezittert.

Der nächste Tag trug zu den Braunschweiger Freunden die Kunde, daß Lessing nicht mehr war. Langsam ging der Ruf weiter, Bestürzung und Trauer verbreitend. Am 20. Februar wurde seine sterbliche Hülle auf Staatskosten im Beisein von Leisewitz, Eschenburg, Ebert, Schmid, Kuntzsch und dem Grafen Marschall zur Erde bestattet. Der immer heitere, klare und warmherzige Freund war ihnen entrissen; und nicht nur ihnen! „Es werde Finsternis! sprach Gott, und Lessing starb," klagte Gleim. Klopstock ging Lessings Tod „innig nahe"! Goethe schrieb an Frau von Stein, ihm hätte am 20. Februar nichts Fataleres begegnen können, als die Todesnachricht, da er eine Viertelstunde vor ihrem Eintreffen einen Plan gemacht hätte, Lessing zu besuchen, und fügte hinzu: „Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben." Herder schrieb an Gleim: „Ich kann nicht sagen, wie mich sein

Tod verödet hat; es ist, als ob dem Wanderer alle Sterne untergingen und der dunkle wolkige Himmel bliebe." Er, der Weimarer Generalsuperintendent, bot nun Mendelssohn, dem Berliner Juden, um Lessings Andenken zu ehren, seine Freundschaft an. Hamann beugte sich ehrfürchtig vor dem großen Toten: „Wie lange wird's sein, daß für Deutschland wieder ein Lessing geboren wird!" Wielands „Deutscher Merkur" brachte im Märzheft die Grabrede und im Oktoberheft die Gesamtwürdigung des Unersetzlichen. Beide hatte Herder verfaßt. „Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unserer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohltätig sein will oder sein kann; am meisten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlicher Seele naget. Dies Ungeheuer und ihre fürchterliche Brut gingst du, wie ein Held, an und hast deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voller goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, solange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er geschaffen ist, bleibet, — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde." Mit Recht schrieb der Großherzog Karl August von Weimar an Herder: „Sie haben Lessing ein herrliches Denkmal gesetzt." Auch Mendelssohn, der den einzigen, den „edelsten Freund" in ihm verlor, zollte Herder freudige Anerkennung. Sein Brief an Karl Lessing mag hier an Stelle der Biographie Platz finden, die die Welt vergeblich von Mendelssohn erwartete:

„Nicht ein Wort, mein Bester, von unserm Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, den wir verloren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! Ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohltat, daß sie mich so früh, in der Blüte meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, die ich vorhatte, bei jeder Zeile, die ich hinschreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu tun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischt, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mitteilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen; denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Überhaupt war seine Mildtätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden; sondern er spornte den Fleiß an und ließ verdienen, was er gab. Alles wohl überlegt, mein Liebster, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit: sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zur rechten Zeit. Fontenelle sagt von Kopernikus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der

Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb „Nathan den Weisen“ und starb. Von einem Werke des Geistes, das ebensosehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht; und dies tat er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit, ihm zu schreiben, er solle sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werkes verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch fünfzig Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der Tat mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhundert zuvorgeeilt.“

Auch andere Stimmen wurden laut. Kein Denkmal wurde fürs erste dem Großen zuteil, obwohl schon 1788 der Schauspieler Großmann und dann 1792 Nicolai Aufrufe zu einem Monument an Lessings Grabe erließen. Schwere Kriegsläufte kamen über Deutschland, das, wie Frau Rat Goethe meinte, jetzt zuviel an die Lebenden zu denken habe. Das Warten belohnte sich aber. Im Jahre 1853 vollendete Ernst Rietschel, Lessings engster Landsmann — er stammte aus dem zwei Stunden von Kamenz entfernten Pulsnitz —, das wahrhaft monumentale Werk für Braunschweig, das Lessing in der Tracht seiner Zeit in ungezwungener und doch würdevoller Haltung, durchaus lebenswahr und doch zugleich von sieghafter Größe wiedergab; zwei figürliche Sockelreliefs stellen die dramatische Poesie und die Kritik dar. Die Inschrift lautet: „Dem großen Denker und Dichter das deutsche Vaterland.“ Anläßlich der 100. Wiederkehr von Lessings Todestag im Jahre 1881 erhielt auch Hamburg sein Lessing-Denkmal, 1890 Berlin; ersteres von Fritz Schaper, gleich dem in Braunschweig aus Bronze, stellt den Dichter sitzend dar; dieses schuf Otto Lessing, der Urgroßneffe des Toten, in Marmor. Lessing, von kräftiger, gedrungener Gestalt, hat seine

rechte Hand in die Seite gestützt, während die linke ein Buch hält. Sein Auge schaut sinnend ins Weite. An der Vorderseite des Sockels von rötlichem Granit befinden sich, in Bronze gegossen, der geflügelte Genius der Humanität, auf der Rückseite eine allegorische weibliche Figur, die Kritik darstellend, daneben als Symbol der Weisheit eine auf Büchern und Pergamenten ruhende Eule; an der rechten und linken Seite des Sockels die Reliefporträts von Mendelssohn und E. v. Kleist.

Schneller waren die Bühnen zu Lessings Ehrung bereit. Als erster ließ Döbbelin am 24. Februar 1781 eine von Engel gedichtete Elegie in seinem Berliner Theater vortragen.

Wenn er ein Deutscher nicht, wenn er ein Brite wäre,
Da schlösse seinen Sarg die Gruft der Könige ein.

In Hamburg veranstaltete Schröder eine würdige Feier. In die Hamburger Presse aber durfte kein Gedicht zu Lessings Lobe eingerückt werden: „O der dicken, dicken Dummheit," ruft Elise aus, die selbst einige Verse einer Lichtgestalt, der Wahrheit, in den Mund legt.

Ich bin die Wahrheit! Hier ist Lessings Grab.
Wie Sonnen untergehen, sank er hinab,
In vollem Glanz und leuchtet andren Welten.

Auch ein Gedicht von dem Wolfenbütteler Schulmann Heusinger „Auf Lessings Tod", das als Flugblatt erschien, wurde, wie Leisewitz mitteilt, bezeichnenderweise vom Herzog in Braunschweig verboten. Lessing wird eingeführt, wie er Gott um Suchen nach Erkenntnis bittet mit den Worten der Duplik: „Vater gib! das reine Licht der Wahrheit ist ja doch für dich allein."

Die ew'ge Weisheit aber sprach: du irrst.
Die reine Wahrheit ist für mich: doch die,
Die so wie du sie suchen, finden sie
Bei mir: um dich zu überführen, komm!

Auch das 19. Jahrhundert hat es an Gedenkfeiern nicht fehlen lassen. Der hundertjährige Geburtstag Lessings wurde besonders in Berlin, Braunschweig und Kamenz festlich begangen. Begeisterte Leipziger

Studenten widmeten bei dieser Gelegenheit „Dem Andenken Lessings“ ein Bändchen gut gemeinter, wenn auch unreifer Gedichte unter dem Klopstocktitel „Wingolf“:

Des Lichtes Freunde folgten alle
Dem Helden auf der großen Bahn,
Der sich bei ihrem Siegesschalle
Schwang zu den Sternen hoch hinan.

Am hundertjährigen Todestage wurde im Berliner Schauspielhaus die „Emilia Galotti“ gegeben, nachdem Julius Wolff einen Prolog gesprochen hatte:

Wir ehren uns, wenn wir Dir Kränze winden.

Bei einer Lessingfeier am 16. März 1850 sprach Emil Devrient in Dresden einen Prolog, in dem Berthold Auerbach Lessing feierte als „unabhängig von dem Schmuck prunkender Erscheinung, unabhängig von dem Druck hergebrachter Meinung“:

Sein Name schon ist zur Idee verklärt.

Die Tat ist es, die den Ausschlag für die Beurteilung der Menschengröße gibt, und nur feineren Augen bleibt der Blick vorbehalten in jene Tiefen der Seele, die noch Köstlicheres bergen. Aber Lessings Tat leuchtet weithin sichtbar für alle. Um jene von jedem Vorurteil freie Menschlichkeit, die in allen Ländern der Katechismus des 20. Jahrhunderts geworden ist, hat er sich dank der Klarheit seines Denkens, der Lauterkeit seiner Gesinnung und der Tapferkeit seines Herzens verdienter gemacht als irgend ein anderer Deutscher im 18. Jahrhundert. Alle Bekenntnisse, alle Rassen verstanden den Geist, der dieser Menschlichkeit zugrunde lag, denn es war das Testament Johannis: „Kindlein, liebet euch untereinander!“ Dem deutschen Volk aber hat Lessing noch weit mehr gegeben: die uralten deutschen Eigenschaften der Selbstbesinnung, des nationalen Stolzes, des Gefühls für Freiheit auf jedem Gebiet hat er aus dem Schlummer eines Jahrtausends erweckt. Wo Lessing war, da war Wahrheit, war Sieg. Schönheit und Kraft, wie sie seit Luther die deutsche Sprache nicht mehr atmete, strömten aus

seinen Schriften, die das Rotwelsch des 17. Jahrhunderts ein für allemal vertrieben. Deutscher Geist redete aus seinen Dramen auch im Kostüm der Antike oder der Renaissance. Seine Kritik, so unbarmherzig scharf, rottete das Unkraut, gleichviel wo es wuchs, und war es verschwunden, so sprossen unter seinem Fußtritt Blumen.

Und nicht nur leere Predigt sind seine Worte; sie wirken ganz anders fort als die Werke Voltaires, der ihm drei Jahre im Tode vorausging — waren sie doch ein Abbild des ganzen Mannes, der gleich weit entfernt von Starrsinn wie von Weichheit blieb. Nie verlor er sich selbst. Kein Wort haben wir von ihm, das irgendwie pietätvoller Aus- und Umdeutung bedürfte. Liebevoll, dankbar und ehrfürchtig gegen die Eltern, aufopfernd, wo es ihre und der Geschwister Not galt, zärtlich und sein ganzes Leben darbietend als Gatte, treu als Vater, als Freund — so steht er vor uns. Aber er steht auch vor uns, derselbe Lessing, unerschrocken und tapfer im Kampf, fest und zuverlässig in Gefahren, denen er die Stirn bot.

Nicht nur Philologe, Journalist, Denker und Dichter war Lessing: er war noch größer als Persönlichkeit, die sich rettend der Schwachen annahm und männlich zufaßte, wo der Übermut angemaßter Stärke sich ihm zu stellen wagte. Gerade dann, wenn alle schönen Geister Deutschlands in Sorge um Existenz und Gönnertum vor dem Gegner krochen, gerade dann schlng Lessing zu, den Seinen die Gasse bahnend. Und derselbe Mann grüßt uns im Frieden der Familie, im Kreise der Freunde. Sonnigen Auges bietet er Willkommen, plaudert er, spielt er mit Kindern, und jeder Bettler ist von seinem Hause. So haben sie ihn gekannt, die ihn liebten. Der Nachwelt bleiben seine Taten, seine Werke und sein Bild, und denen er Freund wird, denen bleibt noch sein Grab.

An der Ostseite der altersgrauen Stadt Braunschweig, nicht weit von der Stelle, wo 1809 Schills Offiziere von französischen Kugeln getroffen und bestattet wurden, liegt der Magnikirchhof, auf dem Lessing nach wilder Lebenshetze Frieden fand. Lange Zeit

streckte nur eine Tanne ihre Zweige über sein Grab. Dann pflanzten Freundeshände eine Pappel und eine Akazie, bis das Herzogliche Hoftheater den Gedenkstein errichtete, der nun zu Häupten steht mit Lessings Namen und Relief in Bronze. Von der Ruhebank aus fällt der Blick auf das Grab des Stiefsohnes Fritz König und des Braunschweigers Carl Schiller — der sich namentlich um das Rietschel-Denkmal Lessings verdient gemacht hat —, während das entferntere des besonders der Jugend wohlbekannten Schriftstellers Friedrich Gerstäcker verhüllt wird durch das dichte Laub dieses trautesten aller deutschen Friedhöfe. Zwischen belebten Straßen und bewohnten Gebäuden, aus denen helle Stimmen halblaut herübertönen können, eingebettet in reich wucherndes Grün, beschattet von Ahorn, Eiche und Linde, scheint der Efeuhügel freundlichem Leben das Wort zu reden und davon zu zeugen, wie die Alten, wie der Tote selbst einst den Tod sich gebildet. In dem Geist der fortschreitenden Menschheit aber kann Lessing niemals sterben, unersetzlich heute wie einst, da Herder klagte: „Ihr werdet nimmer seinesgleichen sehn."

Ende

Anmerkungen.

Anmerkungen.

S. 7. Brandes. Am 9. Juni 1768 schrieb Lessing aus Hamburg an den Bruder Karl: „Jetzt bekommen wir die Brandes hierher, denen es in Leipzig nicht gefallen will.“ Lessing war auch Pate bei ihrer Tochter Wilhelmine, die sich ihm zu Ehren später Minna nannte. Als Mensch wird Brandes nicht günstig beurteilt. Vgl. J. Klopfleisch, J. C. Brandes (Halle 1906).

S. 8. „Bühnen“. In den siebziger Jahren sah Laukhard in Wetzlar eine Aufführung der „Emilia Galotti“: „Da agierte Odoardo wie ein betrunkener Korporal, Marinelli wie ein Hanswurst und der Prinz natürlich wie ein Schuhknecht. Dem aber ohngeachtet klatschten die Wetzlarer Herren und Damen als spielte ein Garrik.“

Die Göttinger Theaterverhältnisse sind jetzt von Berstl gründlich dargestellt worden (vgl. auch Meyers „Schröder“, Hamburg 1819, und Theatergesch. Forschungen XI, S. 156). Da die Komödianten in Göttingen nicht zugelassen wurden, ließen sie sich in dem damals noch hessischen Bovenden nieder. Ackermann und Schönemann gelang es, in der Stadt selbst vorübergehend spielen zu dürfen. Der erstere schlug 1764 seine Bühne in einer Scheune auf. Das Benehmen der Studierenden war gesittet und die Gesellschaft betrug sich gut, worüber der Prorektor Achenwall — derselbe, dessen Tagebuch aus der Hofmeisterzeit im ersten Bande verwertet wurde — ein ehrenvolles Zeugnis ausstellte. Besser als durch allgemeine Wendungen werden die Zustände an einem Beispiel durch die folgenden Verfügungen selbst beleuchtet, die das Göttinger Stadtarchiv mir freundlichst zur Veröffentlichung überlassen hat.

An Bürgermeister und Rat in Göttingen.

4. August 1749.

Unsere freundliche Dienste zuvor, Ehrbar-Fürsichtiger, günstiger, guter Freund.

Euch ist bekannt, wasmaßen dem Hof-Komoedianten Schönemann die Erlaubnis Komoedien daselbst zu spielen auf 4 bis höchstens 6 Wochen verstattet worden: Falls nun gedachter Schönemann, dem Vernehmen nach, bereits eine geraume Zeit daselbst agiert, und bei dessen längeren Verweilen, allerhand Unordnungen zu besorgen sind, des veranlassenden Aufwands und Distraction bei denen Studiosis nicht zu gedenken: so finden wir nötig, daß

der Hof-Komoediant Schönemann seine Schaubühne innerhalb 3 Tagen nach Empfang dieses aufheben, und ihm solches von Obrigkeitswegen bekannt gemacht werde. Wir sind euch zu freundlichen Diensten geneigt.

Hannover, den 31. Juli 1749.

Denen Ehrbar-Fürsichtigen, unsern günstig-guten Freunden,
Bürgermeistern und Rat der Stadt Göttingen.
Münchhausen.

Am 4ten August 1749.

Ist dem Hof-Komoedianten Schönemann vorstehendes Reskript eröffnet, und ihm befohlen, seine Schaubühne allhier am nächsten Mittwoch aufzuheben.

Unsere freundliche Dienste zuvor, Ehrbarfürstigliche,
günstig gute Freunde.

Wir vernehmen, daß zu Bovenden sich eine Bande Comoedianten aufhalten sollen, welche von denen Studiosis zu Göttingen in großer Anzahl besuchet werden. Da wir aber nicht gerne sehen, daß dieselbe die edle Zeit nebst dem Gelde solchergestalt unnützlich verbringen: So werdet ihr nicht nur den Druck der Comoedien „zetteln" welcher bei dortigen Buchdruckern geschehen soll, sondern auch deren Distribution bei namhafter Strafe verbieten. Wir sind euch zu freundl. Diensten geneigt.

Hannover, den 15ten Jan. 1752. Münchhausen.

Aus einem Reskript Münchhausens vom 3. Juli 1764.

„Wir vernehmen, daß der Comoediant Ackermann sich flattire, als würden wir ihn nach Ablauf der auf Vierwochen eingeschränkten concession teutsche Comoedien alldort aufführen zu dürfen eine weitere Verlängerung derselben bewilligen.

Da aber gedachter Entrepreneur hierzu nicht die geringste Hoffnung zu machen hat, indem wir die längere Fortsetzung seiner Comoedien an einem Ort wie Göttingen ihm weder erlauben können noch werden; so ist ihm solches beizeiten gehörig zu bedeuten."

S. 9. Hamburger Nationaltheater. Vgl. für die folgenden Abschnitte besonders die Biographie, die F. L. W. Meyer seinem Freunde Schröder gewidmet hat. Ferner B. Litzmann, „Fr. L. Schröder" (Hamburg u. Leipzig 1894); Litzmanns „Theatergeschichtliche Forschungen" sind auch für diese Zeit unentbehrlich. O. D. Potkoff, „J. F. Löwen" (Hamburg 1904). W. Wittekindt, „J. C. Krüger" (Berlin 1898). Devrients „Geschichte der Schauspielkunst" bleibt nach wie vor wertvoll. Hingewiesen sei auf die Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. Gute Dienste leistet R. Schlösser, „Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne" (1895). Löwens Geschichte des deutschen Theaters und Flugschriften über das Nationaltheater sind seit

1905 als Neudruck jedem zugänglich gemacht von H. Stümcke in den „Neudrucken literarhist. Seltenheiten" (Nr. 8), die F. v. Zobeltitz herausgibt. Vergessen sei hier nicht die brave „Hamburgische Theatergeschichte" (Hamburg 1794) von J. F. Schütze.

S. 28. Die Familie Reimarus. Die hier gegebene Darstellung ruht zum größten Teil auf ungedruckten Dokumenten des Campeschen und Henningsschen Nachlasses, die sich in der Hamburger Stadtbibliothek befinden. — Von der Familie Joh. Alb. Hinrichs entrollt uns Böttiger ein anziehendes Bild. „Nichts", schreibt er, „ist in der Tat fröhlicher und genußreicher als eine Teetischkonversation im Kreise dieser Familie, zu der ich während meines Aufenthalts in Hamburg so oft eilte, als ich mich anderswo fortschleichen konnte. Während Vater Reimarus im Kaftan und mit der Pfeife bald mit einsitzt, bald in dem benachbarten Zimmer Arzneien zubereitet, aber auch von da durch die geöffnete Tür den Faden des Gesprächs festhält, sitzt die Mutter Reimarus am dampfenden Teeständer, ihr zur Seite die ehrwürdige Elise und zwei unverheiratete Töchter des Doktors." Er erzählt, daß F. H. Jacobi, wenn er nach Hamburg kam, gewöhnlich bei Reimarus gespeist habe. „Ein anderes Mal", sagt er, „las der Buchhändler Fromman aus Züllichau, mit dem ich mittags bei Reimarus gespeist hatte, in diesem Teezirkel einen Aufsatz aus Lessings literarischem Nachlasse vor, wobei ich den feinen Takt der Zuhörerinnen verschiedentlich zu bemerken Ursache hatte." — Der Henningssche Nachlaß enthält besonders aus späterer Zeit bisher ungewertete Stücke, die für diese Stelle nicht mehr in Betracht kommen. Aus der Campeschen Autographensammlung sei noch einiges hier mitgeteilt; zunächst die Grabschrift, die Joh. A. Heinrich Reimarus für sich gewählt hatte:

„Wir fühlen wahrlich schon die Flügel in
Dieser Raupenhülle stecken, die hier zerfällt."

Seine Gattin Christiane Sophie Luise geb. Hennings (1742—1817) wählte diese:

„Ruht hier an ihres Mannes Seite
Und ging in seinen Himmel."

Als sie „nach seinem Tode seine Briefe wieder las", schrieb sie folgende Verse nieder:

„Geleite mich zu jenen Räumen,
Wohin dein Auge forschend sah,
Laß mich nicht hoffen, sehnen, träumen,
Nein, bringe mich der Wahrheit nah.

Verlassen auf der weiten Erde
Will ich nichts weiter als dein Grab,
Da kühlt sich Jammer und Beschwerde
Im süßen Todesschlummer ab.

Dort von der Erdenlast entbunden
Vereinigen die Seelen sich,
Und was du ahnend hier empfunden
O das empfinde dann auch ich.

Von Stern zu Stern sind dann die Wege
Ein lichter Glanz ins bess're Land,
Und wenn ich dann mich zu dir lege,
So gehn wir wieder Hand in Hand."

S. 31. Hamburger Verkehr. Nicht übersehen werden darf die 1847 anonym erschienene Schrift „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer".

S. 37. Dodsley & Cie., alias Schwickert. G. Wustmann („Aus Leipzigs Vergangenheit") hat den Sachverhalt aufgedeckt. Da Anfang und Ende der „Dramaturgie" immer gelesen würden, bleibe ja Dodsleys Name unsterblich. Vgl. im übrigen E. Kundt, „Lessing und der Buchhandel" (Heidelberg 1907). Die Honorare der Autoren waren sehr mäßig. Der Verlagsvertrag, den Ramler über seine Catullübersetzung mit dem Grafen Hertzberg als Geheimsekretär der preußischen Akademie abschloß, bestimmt für 22 Bogen 44 Friedrichsd'or nebst 30 Freiexemplaren; honoriert wurde die Schrift aber ohne Rücksicht auf die Auflagenziffer nur dieses eine Mal (5. Februar 1793. Goethe-Schiller-Archiv, Weimar).

S. 43 f. Herzog Karl und seine Familie. Herzog Karl war mit Friedrich dem Großen doppelt verwandt, denn er hatte dessen Schwester Philippine Charlotte und jener Karls Schwester Elisabeth Christine geheiratet. Diese Frauen haben politisch nur eine geringe Rolle gespielt, um so größeren Einfluß aber in Bildungs- und Religionsfragen ausgeübt. Ähnlich wie die schöne und gebildete Schwägerin, die geistige Freundin des Abtes Jerusalem, der ihren Sohn erzog, schwärmte Elisabeth Christine (1715—94) für Literatur. Sie war auch Schriftstellerin. Am bekanntesten wurden „Le Chrétien dans la solitude", „Sage résolution" und die „Réflexions". Mit ihrem Bruder, dem Herzog, blieb sie in dauerndem Briefwechsel, der sich aber mehr auf Geldangelegenheiten bezog. Karl freilich war nicht immer in der Lage „faire payer les sommes, épuisé par les malheurs de la guerre" (14. Febr. 1766). Auch an diesen Fürstenhöfen ging nicht immer alles so glatt, und Zahlungssorgen waren ihnen nicht fremd, denn die brutale Aussaugung der italienischen Renaissancefürsten war denn doch in dem Deutschland des 18. Jahrhunderts nicht mehr heimisch. Die Geldnot, die auch in der ersten Lessingzeit auf die Höfe und das Volk drückte, wird durch ein Schreiben Donners vom 13. September 1740 (Staatsarchiv, Wolfenbüttel) beleuchtet, das im Auftrage der Elisabeth Christine an den Hofrat v. Schrader, Karls Geheimen Rat in Braunschweig, gerichtet wurde:

„Ihre Majestät die Königin wollen die bewußten 1000 Mark sogleich bezahlen, als S. Maj. der König von Dero Reise wieder zurückkommen, und die sämtlichen Schulden auszahlen lassen; inzwischen lassen Sie Ew. Hochwohlgeboren gnädigst grüßen und ersuchen bis dahin noch Geduld zu haben und auch den Juden ferner zu befriedigen, daß er noch solange warte, und danken vielmals, daß Sie abermal die Interessen solange entrichtet haben, Sie wollen alsdann sowohl die Capitalia als Interessen richtig abführen lassen."

Karl hatte mehrere Schwestern und Brüder, unter denen der Feldmarschall Ferdinand als Herzensfreund und Förderer der Gelehrten und Künstler hervorragte. Aus eigener Tasche zahlte er Joh. Bach und der Karschin Pensionen. Karls Kinder außer dem Erbprinzen waren der ebenfalls schriftstellerisch — auch in Dramen — tätige Friedrich (1740—1805), Albrecht Heinrich (1742—61), Wilhelm Adolf (1745—70), Maximilian Julius Leopold, Lessings späterer Reisebegleiter in Italien, die kluge Sophie Caroline Marie (1737—1818), durch ihre Memoiren bekannt als Markgräfin von Bayreuth, und endlich Anna Amalia, die Mutter Karl Augusts von Weimar und Gönnerin Goethes.

Der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand (1735—1806), über den Jos. Ettlingers Constant-Biographie 1909 neues Material gebracht hat, kam 45 Jahre alt zur Regierung. Er hob Handel und Gewerbe und besserte die Finanzen, freilich auch durch Verkauf von Landeskindern an England, so noch 1795. Zur Reformierung des Schulwesens berief er Campe, Stuve und Trapp. In der Kriegskunst war er Friedrichs II. Schüler. Er siegte im Siebenjährigen Kriege bei Hastenbeck, Crefeld und Herford. Er liebte die französische Kultur über alles und hörte auch ruhig die dreiste Schmeichelei eines Franzosen bei Tisch an: „C'est singulier, Monseigneur, il n'y a que Vous d'étranger ici", — nahm auch französische Emigranten wie Constant freudig auf. Aber sein Lehrer Jerusalem verteidigt den damals Achtzehnjährigen in einem ungedruckten Brief an Gottsched gegen den Vorwurf der Ausländerei (15. Mai 1753): er sei „für nichts weniger als für das ausländische faux brillant eingenommen". Auch um die Förderung des Stadtwesens machte er sich verdient. Er ließ 1797 die Wälle von Braunschweig und Wolfenbüttel abtragen und schuf die Wallpromenaden. Der Krieg wurde ihm zum Verhängnis. Schon in der Champagne fiel 1793 sein und der Branconi natürlicher Sohn neben ihm. Er selbst verlor durch einen Schuß bei Auerstädt (14. Okt. 1806) beide Augen und litt noch 27 Tage. Als er Napoleon bitten ließ, ihm zu erlauben, daß er im Schlosse seiner Väter sterben dürfe, ließ dieser ihm höhnisch antworten: „Der General suche sich ein Vaterland jenseits des Meeres." Am 10. November starb er. Seine Gemahlin, die englische Prinzessin Auguste, wird als beschränkt, phlegmatisch, neugierig, un-

wissend geschildert. Auch sie litt an dem welfischen Erbübel — Ausnahmen sind zahlreich — der Kurzsichtigkeit. Sie überlebte ihren Gatten um sieben Jahre. — Das ist der herzogliche Kreis, in dessen Dienst und Nähe 1770 Lessing trat. (Vgl. auch S. 149 ff.)

S. 51. Laokoon. Eine Reihe von neueren Schriften, denen auch diese Arbeit besonders verpflichtet ist, sei hier zunächst aufgezählt; vor allem natürlich Carl Justis große Winckelmann-Monographie; sodann W. Amelung, „Die Skulpturen des Vatikanischen Museums", Bd. II (Berlin 1908). Diese Prachtbände geben Bild und Text. Tafel 20: Cabinetto di Laocoonte (Cortile del Belvedere 74). — R. Förster, „Laokoon". Jahrbuch des kais. deutsch. archäologischen Instituts (Berlin 1906) u. „Die Laokoongruppe". Neue Jbb. f. d. klass. A. 1914. Bd. 23, Heft 10, S. 686 ff. — G. Haar, „Parentheſen zu Lessings Laokoon" (Hanau 1908). H. sieht in der Epik die subjektive Darstellung des Objektiven, in der Lyrik die subjektive Darstellung des Subjektiven, in der Dramatik die objektive Darstellung des Subjektiven und Objektiven. — A. Frey, „Die Kunstform des Lessingschen Laokoon" (Stuttgart und Berlin 1905). — Rausch, „Die Form der Darstellung in L.s Laokoon" (Halle 1906, Ehrengabe der Latina, W. Fries dargebracht). — A. Schmarsow, „Erläuterungen und Kommentare zu L.s Laokoon" (Leipzig 1907). — F. Bulle, „Franziskus Hemsterhuis und der deutsche Irrationalismus des 18. Jahrhunderts" (Diss. 1911); vgl. dazu auch H.s „Simon ou des facultés de l'âme" (1792). H.s Nachlaß ist noch immer unzugänglich. — E. Brachvogel, „Der Gedankengang des Laokoon", (Progr. Pr. Stargard 1900). — F. Pomezny, „Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts" (hrsg. von B. Seuffert. Hamburg und Leipzig 1900). — Friedland, „Über das Verhältnis von Herders erstem Krit. Wäldchen zu L.s Laokoon" (Bromberg 1905). — E. Elster, „Das 16. und 17. Kapitel in L.s Laokoon" (Zs. f. vgl. Lit.Gesch., Bd. 13, S. 135 ff. 1899). E. setzt für „Gegenstand": „Inhalt unserer Auffassung", für „Handlungen": „Vorgänge", kommt demnach zu folgender Fassung: „Inhalte unserer Auffassung, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen, heißen Vorgänge." — Becker, „Zu L.s Laokoon". Neustrelitz 1915. Progr. — Auf Leonardo da Vincis Malerbuch (Codex Vaticanus 1270; teutsch von M. Herzfeld, Jena, Diederichs) hat zuerst hingewiesen Georg Rosenthal in einem Berliner Vortrag d. Ges. f. dtsche. Literatur, in d. Voss. Ztg. u. in d. Neuen Jbb. d. klass. Altert. 1916, Bd. 37/38, Heft 9. Ob direkter Einfluß anzunehmen ist, bleibt zweifelhaft; jedenfalls aber ist der „Laokoon" z. T. ein Anti-Leonardo und hat L. das Malerbuch gekannt (Kollektaneen). Vgl. auch Rosenthal über den Schönheitsbegriff bei Lessing und Kant (Kantstudien 1915) sowie in den „Neuen Jbb." 1912 über „L. u. d. niederländ. Malerei", ebd. 1915 über „L. u. d. Cinquecento". — Von älteren Arbeiten seien noch hervorgehoben Asmus, „Zur Entstehungsgeschichte von

L.s Laokoon" (Euph. 4, 39. 1897). — Rocheblave, „Essai sur le comte de Caylus" (Paris 1889). Caylus lebte 1692—1765.

Abseits von dieser ganzen Reihe sei der eigenartigen, aber nicht zu umgehenden Schrift Th. A. Meyers gedacht über „Das Stilgesetz der Poesie" (Leipzig 1901). Problem und Zweck seines Buches decken sich mit denen des „Laokoon". M. will noch einmal das, woran L. sich gewinnreich mühte, durchführen „mit den reichen psychologischen, sprachphilosophischen und ästhetischen Erkenntnissen unserer Zeit", also eine Behandlung des Laokoon auf moderner Grundlage systematisch liefern. Die Poesie sei die Kunst der überanschaulichen sprachlichen Vorstellung. Nicht innere Sinnenbilder, sondern die Worte und Gedanken der Sprache selbst seien das Darstellungsmittel der Poesie. Sobald man die sprachliche Vorstellung als Mittel der Poesie erkannt habe, breche die poetische Theorie des Laokoon zusammen; denn da die sprachlichen Vorstellungen zur Einheit aufeinander im Satz und Redeganzen bezogen und ohne diese Beziehungseinheit gar nicht denkbar seien, falle damit Lessings Forderung konsekutiven Inhalts und konsekutiver Darstellung. L.s Grundirrtum sei die Bezeichnung der poet. Mittel als artikulierter Laute in der Zeit. Nicht die konsekutive Darstellung z. B. bei dem Schild des Achilles, sondern „die Höhe und Kräftigkeit des Lebens" in der Darstellung ergäben den dichterischen Maßstab. Durchweg will M. so L.s Stilgesetz neue Grundlagen liefern. — M.s gedankentiefe, in ihren Voraussetzungen durchaus richtige Arbeit ist ein Beweis dafür, daß auch die neueste Zeit ohne Beziehung auf den „Laokoon" kunsttheoretisch gar nicht zu denken vermag, daß ganz selbständige Arbeiten auf diesem Gebiet Ableger Lessingschen Geistes bleiben.

S. 82. Antiquarische Briefe. Den antiken Gemmen hat A. Furtwängler drei Prachtbände gewidmet (Berlin und Leipzig 1900): „Geschichte der Steinschneidekunst im klassischen Altertum". Winckelmann schrieb schon 1760 seinen Gemmenkatalog der Sammlung Stosch, der 3444 Nummern enthielt, den ersten seiner Art. Freilich deutete er 302 Glaspasten als antike die modern sind. Über L.s Antiqu. Briefe urteilt auch F., sie seien „ein Muster scharfsinniger Kritik und methodischer Untersuchung". „Über manche dunklen Punkte der Gemmenkunde", sagt er, „besitzen wir nichts Gründlicheres und Besseres, als was Lessing vorgebracht hat."

Zu Klotz vgl. C. R. Hausens Biographie (Halle 1772). Die Senckenbergische Korrespondenz, die mir von der Universitätsbibliothek Gießen zur Durchsicht teilweise zugesandt wurde, enthält neben interessanten ungedruckten Briefen Pufendorfs, Mosheims, Cottas u. a. auch solche von Klotz. — Zu Riedel vgl. K. F. Wizes Dissertation (Berlin 1907): „F. J. Riedel und seine Ästhetik".

S. 93. „Wie die Alten den Tod gebildet." Hier sei hingewiesen auf die ausgezeichnete Abhandlung (Halle 1902) über Lessings Schrift von

Eduard Clausnitzer und Bruno Wehnert, der auch diese Arbeit verpflichtet ist, sowie auf Julius Lessings Dissertation (Bonn 1866): „De mortis apud veteres figura". Dieser Lessing gehört zu den semitischen Trägern des Namens (vgl. oben Bd. I, S. 4): „Fidei addictus sum iudaicae." Seine Schlußfolgerung stehe hier wörtlich: „Jam propositum finem assecuto hoc affirmare licebit et Graecos et Romanos Thanati vel Mortis figuram nisi singulari ex consilio non repraesentavisse. Singularia autem illa nimis premenda non sunt. Immo vero, quod licuit Mortis figuram repraesentare neque tamen saepius illa invenitur, id ipsum luculentissime docet, veteres a Mortis figura repraesentanda abhorruisse."

Zu L.s Sprachkunst vgl. noch W. Mummenhoff, „Die Darstellungsweise L.s in seinen prosaischen Schriften" (Recklinghausen 1903).

S. 104. Hamburgische Dramaturgie. Daß Calepio als Vorläufer Lessings anzusehen ist, hat überzeugend Oskar Walzel nachgewiesen. — Zu dem Begriff des Tragischen vgl. Theodor Gomperz, „Aristoteles' Poetik", übersetzt und eingeleitet. Mit einer Abhandlung: Wahrheit und Irrtum in der Catharsis-Theorie des Aristoteles von Alfred Frhr. v. Berger (Leipzig 1897). — Jakob Bernays, „Zwei Abhandlungen über die Aristoteles'sche Theorie des Dramas" (Berlin 1880). — Rud. Lehmann, „Poetik" (in Matthias Handbuch d. dtsch. Unterrichts, München, C. H. Beck). — J. Volkelt, „System der Ästhetik" (München 1910, II, 333 ff.) und „Ästhetik des Tragischen" 3. Aufl. (München 1917); ferner O. Walzel, „Lessings Begriff des Tragischen", Voss. Ztg., Sonntagsbeil., 1908, Nr. 38 f., S. 300 u. 307 und „Formen des Tragischen" (Internat. Monatschrift, Jan.-Heft 1914). Vgl. auch Anz. f. deutsch. Altertum u. deutsch. L., Bd. 17, S. 65 ff. — H. Bahr, „Dialog vom Tragischen", Berlin 1904. — K. Borinski, „Die moderne Dramaturgie und Lessing". Bühne und Welt VI. Jahrg. II. Halbj., Nr. 17 (1904), S. 715. — J. Petersen, „L.s Hamburg. Dramaturgie", reich kommentiert (Bong & Cie.). — Weißes Vorlage für Richard III. hat Meisnest 1910 im Euphorion 17, 545 ff. nachgewiesen. — Zur Gespensterfrage macht R. Petsch aufmerksam auf W. Ridgeway, The origin of Tragedy with special reference to the Greek Tragedians (Cambridge, University Press, 1910). — Die Entwicklung der Einheiten ist neuerdings von E. Teichmann beleuchtet worden: „Die drei Einheiten im französischen Trauerspiel nach Racine" (Leipzig 1909). — Den „Gegenwartswert der Dramaturgie", besonders für die Schule, hat 1901 (Berlin) F. Seiler untersucht. In demselben Jahre hat R. Regeniter dem von Lessing im 96. Stück gerühmten, aber inzwischen fast vergessenen „K. F. Romanus" eine Monographie gewidmet. — Nicht vergessen seien schließlich Goldsteins schönes Buch über Mendelssohns Ästhetik sowie der Abdruck des Lessing-Mendelssohnschen Briefwechsels über das Trauerspiel von R. Petsch in der Philosoph. Bibliothek. Von älteren histor. Darstellungen verdient Erwähnung Alfred Klaars „Geschichte

des modernen Dramas in Umrissen", Leipzig 1883—84), I, 59 f. u. 63 ff. — Der Untersuchung, die Lessing über das Verhältnis der Geschichte zur Dichtung in der Hamburg. Dramaturgie führt, hat Lambeck eine aufschlußreiche Abhandlung gewidmet.

S. 144. „Emilia Galotti". J. Volkelt unterscheidet geradezu zwischen zwei Gattungen des Tragischen: der des einfachen und des verschuldeten Leidens. Erstere werde z. B. durch Goethes „Egmont", Hebbels „Siegfried", Shakespeares „Romeo und Julia" und Oedipus' „Antigone" vertreten: der angeborene Charakter befindet sich im Widerstreit mit den Umständen und zufälligen Ereignissen. Damit fiele die Frage nach dem Zufall und die hiernach gerichtete tragische Wertung bei der „Emilia Galotti" weg. Hierzu sowie zu der Tötung Emilias vgl. besonders Mich. Bernays, „Über den Charakter der Emilia Galotti" (Morgenblatt, 1864, 58. Jahrg., Nr. 13/14), R. M. Werner, „L.s Emilia Galotti" (Berlin 1882) und Lublinski, „Emilia Galotti" („Bühne und Welt", Oktober 1908). Vgl. ferner O. F. Walzel, „Die Kunstform der Emilia Galotti". BllDTh. 3, N. 36. — Chr. Fischer, „Die Bühnengeschichte von Emilia Galotti". BllDTh. 3, N. 36. — Als „Odoardo und seine Tochter" erschien 1799 eine eigenartige Bearbeitung der Tragödie von Ramdohr, neu gedruckt im Euphorion, 17, 555. — Im Euphorion (Bd. 18, S. 91, 1911) steht auch die zitierte Beurteilung der Contifigur durch Chodowiecki, in den nachgelassenen Papieren entdeckt und veröffentlicht von H. Gilow; Lessing müsse „keinen rechten Künstler gekannt haben", zürnt der Meister; „ich habe nie begreifen können, warum Lessing so eine ridicüle und zugleich niederträchtige Figur einen so geschickten Künstler spielen läßt". — Selbst bei der ersten Aufführung zum Geburtstag der Herzogin wagte man die Tragödie nicht ohne leichtes Nachspiel zu geben. Es berührt mehr als eigenartig, daß nach der tragischen Entblätterung der Rose Emilia das große Ballett „Philemon und Baucis" folgte (vgl. Neue Braunschweigische Zeitung, 16. März 1772).

S. 187. Wolfenbüttel. Das Protokoll über Lessings Einführung und der Wortlaut seines Amtseides stehen in Otto v. Heinemanns Erinnerungen (S. 185 ff.), die auch die den Nachlaß betreffenden Akten enthalten. In dem großen neunbändigen Handschriftenkatalog Heinemanns ziert den ersten Band die Abbildung der alten Bibliothek, den zweiten die des Lessinghauses, d. i. seiner letzten Wohnung. Über „Lessings Wohnungen in Wolfenbüttel" brachte neue Aufschlüsse R. Kohlrausch in „Bühne und Welt", Nr. 14 (9. Jahrg., 1907).

S. 193 ff. Philologische Arbeiten. Der Titel der geplanten Zeitschrift „Das Beste aus schlechten Büchern" fußt vielleicht, wie R. M. Meyer vermutet, auf des Abbé Trublet Vorschlag in seinen Essays (1754), einen „Extrait des livres qu'on ne lit point", zu schaffen. — Den äußeren Anstoß zu Lessings Berengar-Fund gab des Braunschweiger Professor Konr. Arn.

Schmid 1770 in der Schulbuchhandlung zu Braunschweig erschienene Schrift: „Adelmanni Brixae Episc., de veritate corporis et sanguinis Dom. ad Bereng. epist. ed. K. A. Schmid." Siehe darüber Lessings Vorrede. Vgl. ferner oben S. 496. — Zu Boner vgl. Gottschick, „Boner und seine lat. Vorlagen" (Progr., Charl. 1901) und „Vorlagen zu Fabeln Boners", Zs. f. d. A. u. d. Lit. (1912), S. 274. Er bestätigt L.s Resultate. — Zu Adam Neuser vgl. Johann Sylvanus und sein tragisches Ende, in den Hist.-pol. Blättern CXXI (1898) 250—266. — Neue Quellen für eine Aktenrevision des Prozesses gegen Sylvanus und seine Genossen, im N. Arch. f. d. Gesch. d. Stadt Heidelberg u. d. rhein. Pfalz VIII (1910). — Beza, Ep. theolog. L. I, 1573 (Genes.). — Mieg, Monumenta I 209. — N. Paulus, „Eine kalvinistische Ketzerhinrichtung", in „Germania", Bll. f. Lit., Wissensch. u. Kunst, 23. Febr. 1911. — A. Kluckhohn, Briefe Friedrich des Frommen II 1, Braunschweig 1872, 424 f. — Wagner, „Der Hundert und Erste Psalm. Vom Stande und Ampt der Weltlichen Obrigkeit", Dresden 1579, O 6a. — Selneccerus, „Paedagogia Christiana" I, Francofurti 1577, 187. — Wiegandus, „De persecutione piorum", Francofurti 1580, 201. — Schlüsselburg, „Catalogus Haereticorum" XI, Francofurti 1599, 16 f. — Die Biblia pauperum ist 1906 von R. Ehwald neu herausgegeben worden. Vgl. auch K. Wolff, „Joh. Trithemius und die älteste Geschichte des Klosters Hirschau" (1863) und H. Blümner im 66. Bande der Dtschen Nat. Lit. (1883/6). — Zur Ölmalerei: Fiorillos Angriffe wurden von Waagen und Ilg zurückgewiesen. — „Altdeutscher Witz und Verstand": das von Lessing („Priameln", Nr. 8) zitierte Lied „Von dem Zinken" usw. wird in Hauffs „Lichtenstein" von dem Pfeifer von Hardt den Landsknechten vorgesungen.

S. 226. Eva. Ihre äußere Erscheinung wird uns durch mehrere Bilder nahe gebracht. Das eine, wohl von dem Münchener Maler G. Desmarées gemalt, befindet sich im Besitz von Frau Sanitätsrat Dr. M. Brückner, geb. Henneberg, in Darmstadt; eine vorzügliche Kopie bei Herrn Prof. Dr. R. Henneberg, Berlin. Ein anderes Bild, das wohl von Calau oder Smissen stammt, wurde erst vor einigen Jahren entdeckt und gehört jetzt Herrn Major Fritz Lessing in Rendsburg. Es zeigt vorteilhaft Evas schönes Profil und ihre graubraunen Augen. Ihr Kleid ist blau, mit weißen Spitzen eingefaßt. Die Familie Henneberg, Evas Nachkommenschaft, bewahrt außerdem von Lessing eine Haarlocke, eine Brieftasche, die Eva ihm schenkte, und ein Bild (im Besitz von Frau Anna Spangenberg, geb. Henneberg, in Hameln), von Eva ferner das Bild ihres ersten Gatten sowie ihr Taschenbuch (vgl. Voss. Ztg. 22. Jan. 1911 u. 14. Febr. 1909 sowie Darmst. Tgbl. 2. Febr. 1911).

Aus dem mir von Frau Minna Brückner freundlichst anvertrauten Taschenbuch seien zunächst noch notierte Namen angegeben: v. Thiereck, Trésorier (München), Horst & Söhne, Voigts, Pflüger, Kaupert (Gotha),

Kratzer, Seidel, Baum, Kehler, J. F. Cramer, Toscono (Augsburg), Enselin, Pilgram u. a. An den kulturhistorisch nicht uninteressanten Kochrezepten (z. B. Kornblumensaft, gut für Halsweh, — Spanische Semmel, Krammetsvögelsuppe) müssen wir leider vorübereilen. Nur das Rezept zur Linsensuppe, Lessings Lieblingsgericht, sei als Kuriosität der Vergessenheit entrissen:

„Die Linsen wasche sauber und siede sie in Wasser. Richte dir eine Shüe (= Gallert); wenn die L. stark eingesoden, so schütte die Shüe daran und laß sie sieden, bis sie schön weich sind. Eine Zwiebel, 3 oder 4 Schnitt Weißbrot in Butter gebraten, tue in die Linsen, laß es recht gut kochen, dann schlage sie durch. Mache mit Butter eine schöne braune Einbrenn. Wer den Knoblauch leiden mag, tut eine Zwiebel recht fein zerdrücken und läßt ihn in der Einbrenn mit anlaufen. Brenne die L. ein und salze sie, so ist sie fertig. Du kannst auch eine wilde Ente braten, aber nicht beizen. Die Füße und den Kopf läßt du daran, die Flügel schneidest du weg. Wenn sie gebraten, kannst du die Suppe darüber anrichten. In Butter gebratenes Weißbrot tust du in die Suppen."

Vgl. die „Geschichte der Familie Henneberg" von R. und B. Henneberg (als Manuskript gedruckt, Gießen 1909, mir freundlichst überlassen von Prof. Dr. Franz Lehmann, Göttingen, dessen Gattin eine geborene Henneberg ist), ferner R. Thiele, „Eva Lessing, ein Lebensbild" (Halle a. S. 1881. Mehr als trockene Daten findet man hier nicht); K. Borinski, „Eva Lessing". Volksbildung, 30. Jahrg. (Berlin 1908), S. 130. — Pentzhorn, „Eva K. König", Sonnt.Beil. z. Voss. Ztg. 1885, Nr. 65.

Eva machte ihr Verhältnis zu Lessing im Interesse ihrer Kinder abhängig von ihrer wirtschaftlichen Lage. Die Ehe dieser beiden Verstandesmenschen hiernach oder sonst rein äußerlich zu beurteilen, wäre jedoch falsch; vgl. etwa Kurella („Die Intellektuellen und die Gesellschaft", Wiesbaden 1913), der bei ihnen nur eine Ehe in zivilrechtlichem Sinne gelten läßt und bemerkt (S. 78): „Wie eine Hamburger Regenwoche wirken diese Briefe auf einen modernen Leser." Nein, gewiß nicht.

S. 231. Ernestine Reiske. Sie war die Tochter des Kemberger Superintendenten A. Müller. Lessings Brief an sie verdanken wir R. Buchwald („Lessing und Ernestine Chr. Reiske", „Zeitschrift für Bücherfreunde", 1912/13), der ihn auf Schloß Kreinitz bei Strehla in Sachsen entdeckte. Vgl. ferner zur Reiskin die von ihr herausgegebene Selbstbiographie ihres Mannes (Leipzig 1783) sowie: Geiger, „Dichter und Frauen" (Berlin 1899), S. 226 ff.; — „Nachrichten über die Familie Müller von der Neustadt auf der Heide" (Berlin 1911 bei C. H. Müller); — A. F. Geisler, „Galerie edler deutscher Frauenzimmer" (II, 1785); — Hirschings Hist.-lit. Handbuch (IX, 2 S. 48 ff.). R. Förster hat Jakob Reiskes Briefe veröffentlicht in Bd. XVI der „Abhandlungen der philol.-histor. Klasse d. Kgl. sächs. Ges. d. Wissenschaften" (1897);

zu Reiske vgl. noch Kämmel, „Geschichte des Leipziger Schulwesens“ (Schr. d. Kgl. sächs. Kommission f. Geschichte) S. 403.

S. 241. Das Weghaus und Zachariä. Der Vater von Zachariäs Braut pachtete das Gasthaus 1749 für jährlich 1000 Taler. Vgl. P. Zimmermann, F. W. Zachariae (Wolfenbüttel 1896).

S. 244. Reise nach Wien. Was eine Reise damals bedeutete, und wie man sich auf sie vorbereitete, ersieht man aus Krebels Buch über „Die vornehmsten europäischen Reisen“, Hamburg 1767; auch Lessing, der in diesem Jahre in Hamburg lebte und bald darauf eine italienische Reise plante, mag es gekannt haben. Der zweite Band enthält die Karten und Hauptreiselinien zwischen den Großstädten, unter denen Wien und Rom nicht fehlen. Vgl. auch G. H. Stuck, „Verzeichnis von älteren und neueren Land- und Reisebeschreibungen“ (Halle 1784). Über Wien selbst enthält Nicolais Nachlaß (Kgl. Bibliothek, Berlin) den Anfang eines Manuskripts, das wohl ein Seitenstück zu seinem Werk über Berlin werden sollte. — Wiens städtische Sammlungen beginnen handschriftlich erst um 1790, bringen also für die Zeit, in der Lessing sich in Wien aufhielt, wenig Material. Von Gebler liegt dort nur, abgesehen von Diplomen u. dgl., ein Brief an Nicolai von 1784; von Sonnenfels freilich mehr, aber kein Brief aus einem früheren Jahr als 1786. Hingewiesen sei jedoch auf die von H. Schlitter (nach dem im Budapester Nationalmuseum befindlichen Originalmanuskript) herausgegebenen Khevenhüllerschen Denkwürdigkeiten, deren bisher erschienene Bände jedoch einstweilen mit dem Jahre 1759 abschließen. Die Akten über den Verlauf des Klopstockschen Planes und der Schulreform enthält das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.

S. 247. Italienische Reise. Franz Muncker hat seine schöne Entdeckung der Efemeridi als einer Hauptquelle von Lessings Reisetagebuch veröffentlicht in den „Germanistischen Abhandlungen, Hermann Paul zum 17. März 1902 dargebracht“, S. 181 ff. (Straßburg 1902). — Auf das Tagebuch von Volz wurde hingewiesen in der Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg, 30. März 1906. — Die Denina-Anekdote steht in der Deutschen Reichszeitung, Nr. 343, 26. Dez. 1854. — Die Nationalzeitung brachte in Nr. 171 (1868) folgendes angeblich von Lessing(?) herrührende Triolett, das auf den „Fußkuß des Papstes“ Bezug nimmt:

An eine junge Dame.

Um einem Papst den Fuß zu küssen,
So tief zu beugen mein Genick,
Nein, dazu hab' ich kein Geschick!
Zu frei und rein ist mein Gewissen,

Um einem Papst den Fuß zu küssen.
Ja, wärst Du Papst, im Augenblick
Würd' ich der frommste Katholik,
Um meinem Papst den Fuß zu küssen.

S. 251. Der Heldentod des Prinzen Leopold. Formeys Bericht („Souvenirs d'un citoyen", I 344) möge hier folgen, da ich ihn nirgends erwähnt finde. Er spricht von seinem Sohn: „Il vit le prince voguant dans sa barque de l'air d'un triomphateur, témoignant sa joie d'avoir éviter l'écueil du pont, en faisant tourner son chapeau aux yeux des spectateurs, et le moment d'après échouant contre un tronc d'arbre, qui fit chavirer la barque, tombant dans l'eau, d'où sa main se fit voir un instant et disparaissant ensuite sans qu'on pût retrouver son corps, jusqu'à ce qu'après deux au trois jours les eaux s'étant un peu retirées, on l'apperçut à l'entrée d'un jardin situé sur le bord de l'Oder. Le corps était au pied d'un rosier: lorsqu'il porta des fleurs, on s'empressait d'en acheter, et on les pagait bien cher."

S. 255. Heirat auf dem York. Das Original des Kirchenbuches besitzt der Verein für Hamburgische Geschichte. — Der jüngere Schuback verkaufte seinen Yorker Besitz später wegen der durch Wind und Flut behinderten Fahrten.

S. 257. Der Mannheimer Plan. Dyks Mitteilungen entnehme ich seinen ungedruckten Briefen in Ramlers Nachlaß (Weimarer Goethe-Schiller-Archiv). — Über „Lessing und Claudius in Darmstadt" vgl. H. Bräuning-Oktavio im Darmstädt. Tageblatt vom 15. Februar 1911. — Zu Stengels Bericht vgl. Heigel in der Cottaischen Zeitschr. f. allg. Geschichte 1887 Nr. 6 f. sowie „Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns", N. F. 1890, S. 341. — Dazu: Wolf in der „Frankfurter Ztg." Nr. 349 (1900).

S. 264. Evas Tod. In Ramlers Nachlaß fand ich ein ungedrucktes Schreiben des Wiener Staatsrats v. Gebler vom 19. April 1778 (an Ramler), in dem es über Eva heißt: „Unseres Lessing Ehegehilfin kenne ich sehr gut. Ihr erster Mann, mit Namen König, hatte hier eine Fabrik von leichten Sammeten errichtet, starb aber bald darauf zu Venedig, und die Witwe hielt sich bis zum anfangenden 1776sten Jahre hier auf. Vermutlich ist ihr Wien den zweimaligen Besuch Lessings schuldig. Doch leider soll sie vor sechs Wochen zu Wolfenbüttel im Kindbette gestorben sein. Ich wünsche von Herzen, daß die Zeitung sich nicht bestätigen möge; sowohl wegen ihrer selbst als einer Person voller liebenswürdiger Eigenschaften als auch vornehmlich wegen unseres würdigen gemeinschaftlichen Freundes." v. Gebler war Lessing manches schuldig. Am 26. Dez. 1772 gesteht er, der 3. Band seiner Schriften danke sein Dasein allein „einer Lessingschen Aufmunterung". Die Teilnahme der Freunde war in diesem Falle stärker als die der Freundinnen; Elise Reimarus beklagt

am 16. Januar 1778 nur Lessings Torheit, „eine Frau für diese Welt genommen zu haben".

Evas Tod dürfte durch das Ungeschick ärztlichen Eingriffs bei der Entbindung herbeigeführt sein. Allerdings war sie einmal in Wien gefallen und einmal in Hamburg sogar rücklings die Treppe herunter; darauf folgte eine längere Krankheit.

S. 273. Die Schutzschrift des Reimarus. Vorarbeiten befinden sich im Besitze von Dr. Sieveking, Hamburg, sowie auf der Hamburger Stadtbibliothek. Im Original fehlt der Anhang des 1. Teils, die Geschichte des Kanons des alten Testaments. Fünf der Lessingschen Fragmente sind aus dem ersten, zwei aus dem zweiten Teil gezogen, übrigens aus dem Manuskript einer früheren — nicht der ersten — Redaktion, wie B. Brandl nachweist: „Die Überlieferung der Schutzschrift des H. S. Reimarus" (Pilsen 1907). Brandl vergleicht auch die Quellen des R. und weist besonders auf Spinoza hin. R. zuerst hat alle Vorläufer zusammengearbeitet. Sechs Jahre nach L.s Tode veröffentlichte der Kanonikus A. Riem die „Übrigen noch ungedruckten Werke des Wolfenbüttelschen Fragmentisten" als Lessings Nachlaß in acht Kapiteln. Ganz ist die Schutzschrift nie gedruckt worden. Das Interesse für sie wurde 1862 neu belebt von D. Fr. Strauß: „H. S. Reimarus und seine Schutzschrift". Er wollte der Dolmetscher des Reimarus sein, dessen Kritik er den neuen Forschungsergebnissen anzupassen sich bemühte. Denn was sonst in der Theologie zu seiner Zeit, klagt er, „geschrieben und gedruckt wird, wenn man es nach 100 Jahren wieder aufschlagen wird, in welchem Fäulniszustande wird man es finden, welche Pest wird es aushauchen? Aber wer wird es auch bis dahin noch aufschlagen wollen?" Es ist schade, daß eine Ausgabe der Schutzschrift noch nie gewagt worden ist. Ihren Schluß möchte ich hier nach der Hamburger Originalhandschrift mitteilen, um Lessings Fragmente wenigstens in einem Teile zu ergänzen:

„Ein vernünftiger Mensch nimmt das Wahre und Gute ohne Vorurteil an, wo er es auch findet; und läßt sich daran nicht hindern, daß diese seltenen Perlen, Goldstücke und Edelgesteine im tiefsten Schlamm und gefährlichen Klüften unter so gehäuftem Unrecht begraben liegen. Alle menschlichen Mängel, Fehler, Schwachheiten, Irrtümer, Torheiten, falsche Absichten, Lügen, Laster, Betrug, Bosheiten und Greuel, welche wir durch die Bücher A. u. N. T. an der jüdischen Nation, von ihren ersten Stammeltern her, bis auf die Apostel Jesu und deren Jünger, in großer Menge erblicken, die müssen uns nicht abhalten, daß wir nicht auch, mitten in solchem Wust von eitlem Wahn und schlechten Beispielen, gute Einsichten und heilsame Lehren, insonderheit was sittliche Pflichten und Tugenden betrifft, seltener zwar in Mose und den Propheten, aber häufiger in der herrlichen Moral Jesu und seiner Apostel untermengt antreffen und für das, was sie wirklich sind,

erkennen und uns zu Nutzen machen sollten. Die wahre gesäuberte Religion und ungefärbte Tugend ist nur, wie es aus der göttlichen Regierung in der Welt erhellet, ein vorzüglich Anteil weniger Weisen, dadurch sie von andern zu einem höheren Grad der Vollkommenheit und Glückseligkeit gelangen; und diese müssen solche zum Göttlichen steigende Veredelung ihrer Natur, durch vieles Nachdenken, Fleiß, sorgfältige Prüfung, Überwindung ihrer selbst und standhafte Übung zu erhalten suchen. Darin besteht aber auch ein großer Teil ihrer Kunst, daß sie selbst aus den unreinsten Schlacken abgeschäumter Mischung irdischer Urstoffe noch ein echtes Gold, eine heilsame Arzenei, herauszufinden wissen. Ich will sagen, daß sie alles, was bei Heiden, Juden, Christen, Türken, wo es wolle, Überzeugliches und Ersprießliches anzutreffen ist, zu ihrem Nutzen anwenden und sich an alles übrige nicht kehren. So ferne aber würden sie das Praktische in der allgemeinen Religion Jesu und seiner Jünger vorzüglich lauter und diensam erkennen, ja sich gerne von seinem Beinamen Christus Christen heißen lassen, wenn ihnen nur nicht angemutet würde, alles und jedes, womit die vortreffliche Lehre Jesu damals noch beschmutzt war und womit sie nachmals weiter beschmutzt worden ist, mit blindem Glauben anzunehmen. Sie sehen mit Betrübnis und Mitleid, das bei allen Völkern des ganzen Erdbodens eben diejenigen, welche ein mehres von Gott und göttlichen Dingen, als den Menschen Natur erlaubt zu wissen, vorgegeben haben, gerade diejenigen gewesen sind, welche die gröbste Unwissenheit, die ungereimtesten Irrtümer, die abscheulichsten Gebräuche unter dem Namen einer göttlichen Offenbarung gepflanzt und unterhalten haben, bloß um ihre Herrsch- und Gewinnsucht nebst zeitlichem Wohlleben zu vergnügen. Sie sind klar überzeugt, daß auch die Apostel durch ihre Zusätze zu der reinen praktischen Religion, nämlich durch die Grundlegung, einerseits mit ertichteten Factis, der Auferstehung, Himmelfahrt und Wiederkunft Jesu, andererseits mit einem Vorurteil, daß Gott durch die Sünde der Menschen beleidiget werde und ein Versühnopfer brauche, ein unnatürliches System aufgerichtet haben, welches die lauteren ehrfurchtsvollen Begriffe von Gott in widersinnige Geheimnisse von der Erzeugung mehrerer Personen in ihm und von der Aufnehmung eines Menschen in seine Natur und Wesen verkehret; welches die zum Heil der Menschen wirksamen Vollkommenheiten Gottes, der Weisheit liebe und gütige Absicht in scheußliche Unvollkommenheiten eines beleidigten, erzürnten und rachgierigen Wesens verstellet; welches hingegen der Menschen Bestreben nach eigener Vollkommenheit durch den eitlen Glauben an eine zugerechnete fremde Gerechtigkeit in eine lasterhafte Sicherheit verwandelt. Zu beklagen ist es, daß ein so ärgerliches und unfruchtbares und schädliches Religionssystem nicht anders für eine höhere göttliche Offenbarung zu behaupten stehet, als wenn die gesunde Vernunft und vernünftige Religion von der ersten Kindheit an bei den Menschen er-

stickt und ein blinder Glaubensgehorsam mit Gewalt und Verfolgung angedrungen wird. Aber es ist doch auch vernünftigen, ehrlichen und tugendhaften Leuten, die darunter leiden und entweder aus Furcht auf ihre Lebtage Heuchler werden, oder sich der Lästerung der Priesterschaft und dem ungestümen Eifer des Pöbels bloßgestellet sehen müssen, nicht zu verargen, wenn sie, zu ihrer eigenen Verteidigung, der Welt die Gründe vorlegen, warum sie das, was die Geschicht- und Lehrbücher des christlichen Systems außer, über und wider die vernünftige Religion enthalten, unmöglich glauben können und dabei zeigen, daß sie dennoch rechtschaffene Verehrer Gottes, gehorsame Untertanen ihrer Obrigkeiten, fried- und dienstfertige Mitbürger in dem Staate und überhaupt Menschenfreunde und Liebhaber von Wahrheit und Tugend sind und stets zu sein gedenken. Dies ist der Zweck der Apologie!"

Zu den Fragmenten: Darauf, daß Hamann den Verfasser 1777 gekannt habe, weist, wie ich sehe, schon Erich Schmidt („Lessing" II³ 286) hin. Hamann schreibt am 13. Oktober d. J. an Herder: „Daß der Anonymus in Lessings 3. und 4. Stück der sel. Reimarus ist, wird Ihnen vermutlich bekannt sein." — Im Goethe—Schiller-Archiv liegt von Albert Hinrich, dem Sohne des Reimarus, ein Brief (15. Juli 1807, Hamburg), der auf Lessings Publikation zurückgreift:

„Sie haben ... durch die Mitteilung von den Ideen des sinnreichen Herrn von Goethe über die Farben mir einen rechten Gefallen erzeigt. Mich verlangt nun, die vollständige Ausführung der Gedanken des Herrn von Goethe zu sehen, der wie ich weiß in so manchen Fächern von Kenntnissen bewandert ist. Was den Durchgang durchs rote Meer betrifft, so war in der Abschrift, die Lessing hatte und drucken ließ, ein Rechnungsfehler, den Semler rügte. Diesen aber hatte der Verfasser schon selbst bemerkt und in der neuen vollständigen Abschrift verbessert. Sollte diese wohl einmal gedruckt werden können? Oder müssen wir auch ein imprimatur von Rom suchen?"

Hieraus geht hervor, daß Lessing weder das Original noch die Göttinger „neue vollständige Abschrift" benutzt hat — was ohnehin deutlich war — und daß Albert Hinrich seine Stellung zur Publikationsfrage später sehr revidiert hat.

Hingewiesen sei noch auf einige verschollene Rezensionen über die Fragmente, die ich in alten Erstdrucken notiert fand: Nürnberger gelehrte Ztg., 1778, p. 759. — Neueste Relig. Begebenheiten 1779, p. 106. — Beilage zu Sailers „Gemeinnützigen Betrachtungen", 1779, p. 1, 3, 307. — Vgl. ferner R. Schettler, „Die Stellung des Philosophen H. S. Reimarus zur Religion" (Diss. Leipzig 1904). — A. Schweitzer, „Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung" (Tübingen 1906). — W. Büttner, „H. S. Reimarus als Metaphysiker" (Paderborn 1909). Die zuletzt genannte

Schrift stellt die Bearbeitung einer Preisaufgabe der Universität Würzburg von 1906/7 dar: ein erfreulicher Beweis für die Wiederbelebung des Interesses für jenen eigenartigen Geist.

Anhangsweise möchte ich schließlich noch den Inhalt von zwei weiteren ungedruckten Blättern aus dem Nachlaß des Reimarus mitteilen. Auf dem einen wendet er sich gegen die philosophisch durchtränkte Kunstpredigt: „Denn Kunstwörter kommen nicht im gemeinen Leben vor und fassen abstrakte Begriffe in sich. Folglich kann ein gemeiner Mann keine Begriffe damit verknüpfen und es sind ihm leere Töne. Solche Leute predigen sich selbst, wollen ihre Gelehrsamkeit, Weltweisheit anbringen; solange aber ein Mensch bloß auf sich siehet, kann er die Pflichten gegen andere nicht beobachten." Auf dem andern Blatt entwickelt er kritisch und historisch den Gottesbegriff: „Die reinere Theologie sieht Gott als das einzige selbständige Wesen und als den Schöpfer der Welt an. Dieser Begriff, sagt Cartesius, ist eine idea innata. Allein wenn er ihn nicht geschlossen hätte und beweisen könnte: so würde er mit seiner idea innata nicht fortkommen. Sie widerspricht unserer Natur, da alle Begriffe aus der Empfindung den Anfang nehmen und entweder durch Abstraktion oder durch einen Schluß formiert werden. Sonst würden auch alle Menschen einen Gott erkennen und richtig erkennen und brauchten keines Unterrichts und Nachdenkens dazu. Andere haben zwar einen Beweis von seiner Wirklichkeit geben wollen; aber der nicht stichhält. Sie nehmen um ersten Begriff, daß Gott das allervollkommenste Wesen sei. Dieser, sagen sie, ist möglich. Nun gehöret zu den größten Vollkommenheiten auch die Wirklichkeit: also ist das mögliche allervollkommenste Wesen auch wirklich. Allein die Möglichkeit läßt sich soschlechterdings nicht annehmen, weil das, was bewiesen werden soll, darin steckt, und also eine petitio principii herauskommt. Unsere Sinne und unser eigen Bewußtsein geben, daß etwas wirklich ist. Weil nun aber der zureichende Grund der Wirklichkeit in der Welt und Natur als unveränderlichen und eingeschränkten Dingen nicht ist und in einer serie infinita auch kein zureichender Grund des Wirklichen vorhanden: so schließen wir aus der Wirklichkeit zufälliger Dinge, daß notwendig ein erstes, selbständiges Wesen sein mußte, welches den zureichenden Grund alles Wirklichen enthält, woraus die übrigen Eigenschaften fließen, welche auch durch die Ordnung in der Welt bestätigt werden. Der Begriff von Gott ist also aus abstrakten Begriffen nach einer Demonstration zusammengesetzt."

S. 304. Goezes Persönlichkeit. Zur Bereicherung des Materials drucke ich noch einige Schriftstücke nach den Originalen ab. Das Verhältnis zu Gottsched, jenem andern Gegner Lessings, wird beleuchtet durch folgendes Schreiben Goezes aus Magdeburg vom 12. Mai 1753, also aus der Frühzeit des Pastors (Gottsched-Korrespondenz, Universitätsbibliothek Leipzig):

Goeze an Gottsched.

Ich habe vor 4 Jahren in der Osterwoche das ausnehmende Vergnügen gehabt, Ew. Hochwohlgeb. mündlich die Hochachtung zu bezeugen, womit ich dero unsterblichen Verdienste verehre, und ich gebe mir die Ehre, solches jetzt schriftlich zu wiederholen. Ich nehme mir zugleich die Freiheit, eine geringe Probe meiner Arbeit Ew. Hochwohlgeb. gehorsamst vorzulegen, und es würde vor mich eine besondere Freude sein, wenn Sie dero Beifall nur in etwas verdienen könnte; wenigstens werden Ew. Hochwohlgeb. wahrnehmen, daß ich bei der Ausarbeitung dieser Rede und sowohl dero Regeln, als den schätzbaren Mustern zu folgen, mich bemüht habe, welche Dieselben der Welt vor die Augen geleget haben.

... Ich ergreife nochmals diese Gelegenheit! Ew. Hochwohlgeb. sowohl als dero bewunderungswürdige und hochberühmte Frau Gemahlin meine ehrerbietigste Hochachtung darzulegen, mich dero schätzbarer Gewogenheit gehorsamst zu empfehlen. Ich bin

Hochwohlgeb. Hochgelahrter
hochzuehrender Herr Professor
Hochgeschätzter Gönner,
Ew. Hochwohlgeb. ganz gehorsamster Diener
J. M. Goeze.

Wesentlich gefördert wurde die Charakteristik Goezes durch die Akten des Hamburgischen Staatsarchivs. Nachzutragen ist die Erwiderung Goezes an das Ministerium auf die Ablehnung seines Gesuchs, die Ehe mit der Schwester der Frau nicht zu gestatten (vgl. S. 306 f.), vom 13. April 1779:

„Die Vota auf mein neuliches Exhibitum sind grade so ausgefallen, als ich vorher sahe, daß sie ausfallen würden. Indessen war mir doch sehr dran gelegen, einmahl Rev. Ministerii Meinung in einer so wichtigen Sache zu erfahren.... Ich ergreife zugleich die Gelegenheit Rev. Ministerio anzuzeigen, daß ich mich von der im vorigen Jahre auf dringendes Anhalten des Collegii übernommenen Deputation hiermit völlig lossage.... Es ist für einen Mann, der sich an die Spitze stellen, ex commissione Collegii schreiben, und interpres desselben werden müssen, ein sehr betrübter Umstand, wenn er darnach von seinem Collegio verlassen und auf diese Art ins Bloße gestellet wird, wie ich davon in der Nissenschen Heiratssache, schon eine traurige Erfahrung habe usw."

Als der Senat am 19. Mai 1779 ihm auf die Vorstellung des kaiserlichen Gesandten (vgl. S. 307) eine ernste Verwarnung erteilte, wandte er sich erbost tags darauf an den Vorsitzenden des geistlichen Ministeriums:

Ew. Hoch- und Wohlehrwürden lege ich hiermit einen Extractum Protocolli vor, über welchen Sie erstaunen werden. Wie weit ist es mit uns gekommen? und was wird noch folgen? Auf eine solche Art einem

Hamburgischen Prediger den Mund zu stopfen, hat man noch nie gewagt. Wie weit wird es gehen, und wie werden wir eingeschränkt werden, wenn wir unsern Nacken geduldig unter ein solches eisernes Joch beugen?

Auf der Göttinger Universitätsbibliothek liegen Briefe an Michaelis, die Buhler nicht gedruckt hat. In ihnen (29. Oktober 1773) erzählt Goeze selbst die erregte Szene mit Alberti in der Sakristei am dritten Pfingsttage 1770 (vgl. Alton. Reichspostreuter, 23. Nov. 1772): „Dieses Mannes Mörder soll ich sein." Am 27. Okt. 1767 beklagt er sich ebenda heftig über Nicolai, wie vorher schon am 2. Nov. 1766 über Semler. Dessen Vorgehen sei ein Zeichen religionsloser Zeit. Hier einige Zeilen wörtlich, da sie ihn charakterisieren:

„Der allerbetrübteste Augenschein lehrt es nur gar zu deutlich, wie beschäftiget man itzo von verschiedenen Seiten sei, den Grund einzureißen, den einzigen Grund, auf welchen unser Heil und unsere ganze Seelenruhe zuletzt allein gebauet werden kann. Ich will lieber gar keinen Heiland haben, sondern mich der Barmherzigkeit Gottes aufs gerathewohl hingeben, als einen Erlöser, der nach arianischen oder sozinianischen Grundsätzen gebildet ist." Michaelis sei berufen, „ein gesegnetes Werkzeug im Kampfe zu sein".

Schließlich entnehme ich den Akten des Hamburgischen geistlichen Ministeriums die Eintragung über Goezes Tod (1786):

„Am 19. Mai Mittags um 1 Uhr starb der Gelehrte und berühmte Hauptpastor der St. Catharinenkirche Herr Johann Melchior Goeze, nachdem er seit geraumer Zeit an der Wassersucht und mancherlei Leibesschwachheiten krank gelegen hatte. Er ist 1717 den 7. Oktober zu Halberstadt geboren und 1755 von Magdeburg hierher zum Pastor zu St. Catharinen berufen. Von 1760 bis 1770 ist er Senior Rev. Ministerii gewesen und hat in dieser Zeit um das Ministerialarchiv durch Verfertigung eines brauchbaren Indicis sich ein großes Verdienst erworben. Sein tätiges und unermüdetes geschäftiges Leben hat er gebracht auf 66 Jahre 7 Monate und 3 Tage. Gott schenke ihm in der Ewigkeit ein reiches Maß himmlischer Freuden."

S. 310. Goezes Anzeige gegen J. O. Thieß. Dieser Fall wird ebenfalls in den Hamburger Akten ausführlich behandelt. Thieß' eigene Nachrichten über Goeze fand ich fast wörtlich benutzt in Dörings Nachschlagewerk „Die gelehrten Theologen Deutschlands im 18. Jahrhundert". Die Selbstbiographie von Thieß erschien 1802. Bitter berichtet er von Goezes Tücke gegen Milow, der sich um eine Stelle bewarb: „Er erbat sich zu diesem Behufe ein Empfehlungsschreiben an den dortigen Superintendenten Ebeling von dem Hamburgischen Senior Goeze. Mit Freuden bewilligte ihm dies der dienstwillige Mann, allein während dieses Schreibens drang ihn sein Gewissen, die christliche Gemeine zu Lüneburg und deren Hirten vor dem Ueberbringer des Briefes als vor einem gefährlichen Neologen zu warnen. Der ehrliche Superintendent gab dem Freunde seines Korrespon-

denten den Brief zu lesen, und Milow wurde gewählt." Dann erzählt er von dem Ketzergericht, das auf Goezes Betreiben ihn selbst 1784 vor die Schranken forderte: „Ihrer sechs also saßen hinter einem Tisch mit grünem Tuch überzogen" (darunter Gerling, Sturm, Schröder, Gericke, Krohn). Man einigte sich auf einen Revers, „und so gingen wir auseinander. Die Herren setzten sich vermutlich zu Tische, und ich legte mich zu Bette. Ein Gallenfieber war der Erfolg ihrer vereinten Einwirkung auf mich."

S. 310. Zur Reform des alten Hamburgischen Gesangbuches. Von der Notwendigkeit der Umgestaltung erhält man einen Begriff, wenn man nur einige von den strittigen Versen liest, mit denen gerade Goeze gern seine erschreckte Gemeinde am Ende seiner Predigt zu bedräuen pflegte:

„Du wirst vor Stank vergehen,
Wenn du dein Aas wirst sehen,
Dein Mund wird lauter Gall',
Und Höllenwermut schmecken,
Des Teufels Speichel lecken
Und fressen Kot im finstern Stall."

Einmal soll er versehentlich seine übliche Schlußformel unmittelbar hinzugefügt haben: „Amen, Amen, das geb' unser Herr Jesus! Amen." Gewiß hat bei solcher Überlieferung der Haß der von ihm Gepeinigten mitgearbeitet. Aber die Fülle dieses Hasses, die von allen Seiten gegen ihn einströmte, ist an sich für einen Geistlichen schon ein bedenkliches Symptom. Der Satiriker Aloys Blumauer (1755—98), der sich vom Jesuiten zum Aufklärer in Josephs II. Dienst entwickelte, verspottet keinen derber als ihn in seiner travestierten Aeneide (1782): er sei ein Ochs, der in Hammonien ein heiliger Apisstier habe werden wollen. War er auch das nicht, so müssen wir doch mit der Auffassung brechen, daß er die Geistlichkeit des 18. Jahrhunderts vertrete und es wert sei, in diesem Sinne von der Geistlichkeit des 19. und 20. verteidigt zu werden. Innerhalb orthodoxer Kreise blieb er noch immer eine Einzelerscheinung, von der seine Behörde wie seine Amts- und Gesinnungsgenossen scheu abrückten. Es ist bezeichnend, daß er bis zur Stunde keinen Biographen gefunden hat, während der Lärm, den er schlug, und die berühmten Namen seiner Opfer das von vielen Seiten nahelegen mußten.

S. 311. Goezes Angriff auf Schlosser. Das Gutachten der Göttinger Fakultät (vgl. W. Berstl, „Die Geschichte des Theaters in Göttingen", 1909) entschied

1. daß die meisten unserer beliebtesten, von Kennern empfohlenen theatral. Stücke ganz oder doch zum Teil der Jugend schädlich sind, hingegen Sünden und Laster nähren;

2. daß alle frz. Trauerspiele, welche die Absicht haben, vor den schrecklichen Folgen der Leidenschaft der Liebe zu warnen, die Galanterie, das ist die Unzucht nähren;

3. daß das Lesen und Sehen engelländischer Schauspiele zur Wildheit und zu zügellosen Sitten verleite;

4. daß das Sehen und Hören listiger und künstl. Begehungen verschiedener Laster zu gleich listiger Ausübung der Laster anführe.

S. 313. Bahrdt. Auf Lessings Urteil kam ihm viel an. „Haben Sie Herrn Lessing meinen Tacitus geschickt?" fragt er aus Halle am 29. Nov. 1780 Ramler. „Ich wäre wohl begierig zu wissen, mit welchem Erfolg" (Ramlers Nachlaß, Weimar).

S. 315. Goezes Angriff auf Alberti. Die Streitschrift heißt „Richtige Erklärung der Worte Assaphs: Ps. 79, 6" (Hamburg 1769). Der erste Paragraph beginnt: „In dem feierlichen Bußgebete, welches in den Hamburgischen Kirchen an dem jährlichen Buß-, Bet- und Fasttage nach allen Predigten verlesen wird, welches durch Rat und Bürgerschluß genehm gehalten und der Hamburgischen Kirchen-Agende einverleibet worden, findet sich folgende Stelle: Erbarme Dich Deiner hochberühmten Christenheit, über welche alle Wetter gehen. Rette Deine Auserwählten, die zu Dir schreien Tag und Nacht. Schütte Deinen Zorn auf die Heiden, die Dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die Deinen Namen nicht anrufen." Bei der Begründung erklärt Goeze: „Die Rechtmäßigkeit dieses Gebetes erhellet zuerst unwidersprechlich daraus, daß solches aus der Eingebung des heil. Geistes hergeflossen ist. Denn daß Assaph und Jeremias Männer gewesen, welche von diesem Geiste der Wahrheit getrieben worden, und daß Er der wahre und einige Urheber alles dessen sei, was sie aufgeschrieben haben, und was wir von ihnen in den Schriften A. T. finden," sei eine Wahrheit, welche nur von denen geleugnet werden könne, die alles beliebige von der heiligen Schrift behaupten. Der Wille Gottes offenbare sich im Alten und Neuen Testament in gleicher Weise. — Die Preßfehde im Albertistreit läßt sich bis zum 26. Oktober 1780 verfolgen. — Göckingks spöttische Grabschrift wurde von Goeze selbst am 20. September 1779 im Reichspostreuter besprochen mit dem Schluß: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt." Das deklamierte ein Goeze!

S. 323. Goezes Angriff auf Lessing. Goezes Streitschriften gegen Lessing hat in Auswahl Erich Schmidt herausgegeben (Stuttgart 1893) als Nr. 43/45 der „Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts". Für wissenschaftliche Zwecke bieten wohl alle großen Bibliotheken eine umfangreiche Sammlung von Goezeschriften. — Vgl. auch das „Schreiben an den Hrn. Senior Goeze in Hamburg, einige dem Hrn. D. Miller u. D. Töller gemachte Vorwürfe betreffend". Halle 1774. — Zu „Lessings Schwächen"

vgl. „Neueste Religionsbegebenheiten" 1779, p. 79. — Zu erwähnen ist G. R. Röpes Schrift: „Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Rettung Goezes" (Hamburg 1859). Seine Feststellungen genügen für sich selbst. So sagt er: „Hatten die evangel. Berichte nicht mehr Glaubwürdigkeit, als Reimarus, ja, als L. ihnen zugestand, dann war es allerdings mit der christl. Religion zu Ende." Lessing sei „ganz fern von jedem Verständnis des apostolischen Wortes geblieben." Röpe beklagt, daß Goezes Schriften vergessen seien, während der „Nathan" noch immer gelesen werde (!). — Nicht viel besser ist Bodens breite Gegenschrift „Lessing und Goeze" (Leipzig 1862).

S. 356. Märchen von 1000 Dukaten. Theodor König hat C. W. Schiller, wie ich dessen Papieren entnehme, selbst versichert, an der Abfassung der Schrift keinen Anteil zu haben.

S. 357. Das Einschreiten des braunschweigischen Konsistoriums. Die rühmlichen Bestrebungen, den Katechismus zu verbessern, sind nicht die einzigen Anzeichen dafür, daß die Regierung an der Aufklärung ihrer Untertanen willig arbeitete. Ein trübes Zeugnis stellt Niemeyer den Lehrern aus: „Nun aber ist bekannt, daß der meiste Teil der Schulmeister nichts weniger als Meister im Unterrichten abgeben können, weil sie gemeiniglich noch selbst an gesunden Begriffen großen Mangel haben." Nur bei der Frage, wer predigen dürfe, war das Konsistorium strenge, wie die Akten ausweisen, da der Mißbrauch der Religion überhandnehme und die Geistlichen sich offenbar durch leichtherzige Zulassung unberufener Stellvertreter sich Erleichterung verschafften.

S. 359. Semler. Vgl. zu diesem Abschnitt besonders L. Zscharnack, „Lessing und Semler" (Gießen 1905); — H. Hoffmann, „Die Theologie Semlers" (Diss. Leipzig 1905); — P. Gastrow, „J. S. Semler" (Gießen 1905); — ferner W. Dilthey über Lessing und Semler in den Preuß. Jahrbüchern 19 (1867).

S. 363. Wirkungen des theologischen Kampfes. Daß Kant mit Lessings Theologie wohl vertraut war, zeigt Arnold in der Altpreuß. Monatschrift, 26, 385. „Viel und zugleich vieles zu umfassen", schrieb einmal Marcus Herz an Kant, „ist eine Eigenschaft der Lessinge und der Kante; eine Eigenschaft seltener Jahrhunderterscheinungen." Darauf erwiderte Kant am 24. Nov. 1776: „Der mir in Parallele mit Lessing erteilte Lobspruch beunruhigt mich. Denn in der Tat, ich besitze noch kein Verdienst, was desselben würdig wäre" (Kants erstes Hauptwerk, die „Kritik der reinen Vernunft", erschien erst fünf Jahre später). — In letzter Stunde erhalte ich durch die Güte J. Reickes in Göttingen noch Einblick in die Aushängebogen (2. Auflage) zum 1. Bande des von der preuß. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Briefwechsels Kants (im Rahmen von Kants Gesammelten Schriften), der für die Lessingzeit manches neue Material enthält. Zu

Lindner („Lessing" I. Bd., S. 474 f.) vgl. dort Anm. 6 sowie im Text seine Briefe (Br. 1. Bd. — Text der Briefe — Nr. 1—320 der 1. Aufl. 1900 = Nr. 1—342 der noch nicht veröffentl. 2. Aufll. Ferner Anmerkungen Bd. XIV, 2. Abt., Br. 4. Bd.). — In der Schrift „Lessing und die Kirche seiner Zeit" (1871) sucht der Pastor Th. Weber nachzuweisen, daß L. ein besserer Christ war als die von ihm bekämpften Theologen. — Vgl. noch E. Bodemann, „J. G. Zimmermann" (Hannover 1878); — endlich die Schriften von D. F. Strauß, besonders sein „Leben Jesu" (Leipzig 1864); — für einiges M. Rade, „Lessing als Theolog" (Frankfurt 1906).

S. 369. Nathan der Weise. Aus der Literatur seien zunächst genannt: D. F. Strauß, „Lessings Nathan der Weise", Berlin 1864. — Kuno Fischer, „Lessings Nathan der Weise", schon im Morgenblatt 1864, 17—21. — F. Albrecht, „Moses Mendelssohn als Urbild von Lessings Nathan dem Weisen", Ulm 1866. — Marseille, „Urbilder von Lessings Frauengestalten". — F. Spielhagen, „Faust und Nathan." Ein Vortrag, 13. Dez. 1866. — F. Naumann, „Literatur über Lessings Nathan", Dresden 1867. — R. Mayer, „Beiträge zur Beurteilung Lessings," Wien 1880. — R. Schlösser, „F. W. Gotter," Hamburg 1895. — L. P. Betz, „La Littérature comparée", Straßburg 1900. — J. Minor, „Goethes Mahomet", Jena 1907. — K. Sell, „Die Religion unserer Klassiker," Tübingen 1910. — Alfred Wolff, „Der Toleranzgedanke in d. dtsch. Lit. z. Zt. Mendelssohns". Berlin 1915. — Nicht vergessen seien auch hier endlich des biederen Tropfs B. L. Tralles „Zufällige altdeutsche und christliche Betrachtungen", Breslau 1779. Dieser himmelsselige Jünger Aeskulaps hegt vor Herrn Lessings Person, Gelehrsamkeit und Verdienste alle schuldige Achtung, wehrt sich aber gegen dessen unchristliche Betrachtungsart. Die 454 Seiten ergötzen durch unfreiwilligen Humor. Die Gegenschrift von F. W. Schütz heißt „Apologie, L.s dram. Gedicht N. d. W. betreffend" (Leipzig 1781) und hat einen Anhang in Gesprächsform.

S. 370. Ringparabel. E. Ettlinger teilt im Euphorion 19 (1912) S. 107 ff. eine neue Parallele mit, die sich als Einlage in einem größeren liber divinae revelationis von etwa 1490 vorfand (Königsberg), deutsch geschrieben ist und durch Boccaccio angeregt zu sein scheint. — Lessings Parabel wurde und wird sehr verschieden beurteilt. Für ein Bekenntnis zum Deismus halten sie billigend: Auerbach, Rötscher, Julian Schmidt, Strauß, Paldamus; mißbilligend: Beyschlag, Gelzer, Wackernagel. Als Dokument der Aussöhnung des positiven mit dem deistischen Bekenntnis sehen sie an: Weidemann, Schäfer, Dilthey, K. Fischer, Zeller, Sime, Löbell, Oltrogge, Stahr, Kurnik, Hebler, Caro; als Ausdruck eines positiven Christentums, das sich keiner Religion verschließt: Guhrauer, Hase, K. Schwarz, Ritter, Hillebrand; viele andere aber glauben in ihr nur einen Protest gegen die christliche Religion zu erkennen; sehr mit Unrecht.

S. 426. Lessing in Frankreich. Frankreichs Liebling unter den deutschen Dichtern des 18. Jahrhunderts war Wieland, dem Lessing bei weitem nachstand. Leichtes, Aufgeregtes wollen die Franzosen. 1757 brachte das „Journal Etranger", das eine Ausnahme macht, eine rühmende Notiz über Lessings Theatral. Bibliothek. In derselben Zeitschrift nannte Junker 1761 Lessing ein „génie originel, dont nos derniers neveux seront encore fiers" (vgl. hierzu J. Gärtner, „Das Journal Etranger und seine Bedeutung für die Verbreitung deutscher Literatur in Frankreich", Mainz 1905, sowie H. Kinkel, „Lessings Dramen in Frankreich", Darmstadt 1908). Das Journal stellt Lessing, den „poète favori de sa nation", noch über Klopstock und leitet die Innigkeit des Tons in Bernardin de St. Pierres „Paul et Virginie" von deutschem Einfluß ab. „Miß Sara Sampson" begründete Lessings Ruhm in Frankreich, übersetzt zuerst von Bielfeld, dann von Junker und Liébault dem Théâtre allemand eingereiht. „Minna von Barnhelm" wurde fast nur durch Chabannes' Nachbildung 1774 bekannt unter dem Titel „Les amants généreux"; Riccaut wurde darin gestrichen, Minna erschien als 19jährige Witwe. „Emilia Galotti" wurde 9 Jahre nach ihrem Erscheinen von Friedel übersetzt; eine zweite Übertragung erschien erst 1822. Cacault, Lehrer der Mathematik an der Pariser Kriegsschule, wurde bei einem Besuch Berlins zu einer Reise nach Wolfenbüttel angeregt, wo er 1773 mehrere Wochen blieb. Er übersetzte die Dramaturgie, die 1785 erschien. Über sie urteilte Jimbert im „Mercure de France,", 1787: „Parmi d'injustes jugements appuyés par des sophismes on y trouvera des réflexions fines et quelque fois profondes." Mézières nannte die Dramaturgie das beste Werk dramatischer Kritik im 18. Jahrhundert. Dem seien noch einige neuere Stimmen angereiht. Le Crouslé, „Lessing et le goût français" (Paris 1863) sagt: Lessing „fait trop souvent passer le patriotisme avant la justice dans la critique ... Il a détruit sans retour l'opinion qu'on avait en Allemagne de la perfection de nos écrivains ... Les définitions sont généralement justes, ét ses principes solides ... L. est un génie de tempérament et d'équilibre ... il n'est pourtant jamais sorti de là question que pour se défendre, et n'a cherché que la vérité. Peu d'hommes ont plus que lui forcé les autres à réviser leurs opinions." 1897 sprach Virgile Rossel in seiner „Histoire des Relations littéraires entre la France et l'Allemagne" (Paris) von den Wirkungen der „Dramaturgie": „Elle est de tous les ouvrages didactiques allemands celui que les Français ont étudié le plus; elle exerça une réelle iufluence." Mit Begeisterung freilich habe sie nicht aufgenommen werden können: „A reprocher aux Français leur superficialité, à parader avec la profondeur des savants de son pays, Lessing devait un peu s'attendre à ne recevoir qu'un accueil médiocre à Paris." „Nathan der Weise" war den Franzosen zu langweilig

oder zu wenig religiös. Barante, der ihn doch 1823 übersetzte, erklärt sogar selbst: „Lessing tout Allemand qu'il est a manifesté dans Náthan un esprit essentiellement irréligieux et de plus une malveillance particulière contre la réligion chrétienne.“ Lebhaft wurden die Fabeln begrüßt, mit Protest die entsprechenden Abhandlungen, da sie sich gegen Lafontaine und Batteux wandten. Bis zum Jahre 1914 wurden Lessingsche Fabeln in den französischen Schulen gelesen. Die Literaturbriefe wurden nur in der „Gazette littéraire de l'Europe“ 1765 besprochen. Theologisch blieb Lessing den Franzosen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts völlig unbekannt. Der „Laokoon“, der jetzt auf den Lyzeen gelesen wird, wurde 1766 im Journal encyclopédique begrüßt, 1802 übersetzt. 1829 folgte die „Erziehung des Menschengeschlechts“. Die Lieder und Jugenddramen wurden bei ihrem Erscheinen nur flüchtig genannt. — Den Einfluß Diderots auf Lessings Dramatik charakterisiert Belouin in dem Sinne, daß erst durch Lessing Frankreich ganz in Diderot eingeführt worden sei. „Ce drame (Diderots Dramengattung) existe“, sagt er, „du jour où Lessing eut étudié et compris Diderot.“ „Et ici“, fährt er fort, „on a en petit un exemple de la marche éternelle des idées. Une idée naît à Paris; on la dédaigne, on la repousse; elle ne disparaîtra pas du soleil des vivants avant d'avoir fait son oeuvre bienfaisante. Un vent l'emporte et sa fécondité s'épanouit sous un ciel étranger. Là elle libère une pensée et pour tous ouvre une source.“ Vielleicht wäre Lessing in Frankreich heute noch bekannter, wenn nicht schon die Revolution die literarischen Fäden zwischen Frankreich und Deutschland zerschnitten hätte. Die Lessingwelt war versunken. Bérangers Verse sind für den Abbruch der Beziehungen zur deutschen Literatur bezeichnend:

„Redoutons l'anglomanie,
Elle a déjà gâté tout,
N'allons point en Germanie
Chercher les règles du goût.
N'empruntons à nos voisins
Que leur femmes et leur vins.“

Vielleicht am besten hat Victor Cherbuliez Lessing verstanden (Revue des Deux Mondes, 1886): „Son Nathan est une statue.“ Auch F. Frank weiß den verletzten französischen Eigendünkel zu überwinden und deutet auf den Charakter: „Un homme, voilà ce que fut Lessing et ce qui le distingue des autres.“ Vgl. noch die Pariser „Annales Typographiques“, die bei uns nahezu unbekannt zu sein scheinen. In der Form etwa unserer JBL bringen sie kurze literarische Anzeigen. Lessing lobten sie 1761 als „excellent critiqué et sous des plus beaux génies de l'Allemagne“. Ferner vgl. das große „Théâtre étranger“ 1822/23 sowie das „Nouveau Théâtre Allemand“, par Friedel et Bonneville, 1883; Ch. Jorets, „Des rapports

intellectuels et littéraires de la France avec l'Allemagne" (Paris 1884); Th. Süpfle, „Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich", II, 1 (Gotha 1888).

S. 427. Nachahmungen „Nathans des Weisen". Eingehend untersucht H. Stümcke die „Fortsetzungen, Nachahmungen und Travestien Nathans", Berlin 1904. — Des Meininger Hofpredigers Pfranger „Mönch vom Libanon" machte den Anfang. Pfranger idealisiert das Christentum, den positiven Glauben. Saladin wird zu einem Kranken, der geistlichen Zuspruchs bedarf. 1783 folgte Lotichs „Wer war wohl mehr Jude?" Ehrgeizig versichert der Dichter: „Einer meiner Freunde kann mir das Zeugnis geben, daß der Plan zu diesem Schauspiele noch länger als ein Jahr vor der Erscheinung des Lessingischen Meisterwerks „Nathan der Weise" entworfen war. Die Ausführung nahm ich jetzt erst." Diese jedenfalls plündert Lessing reichlich. Genannt seien ferner „Menschen und Menschen-Situationen" (1786), ein anonymes Schauspiel in fünf Aufzügen, J. Bischofs „Dina, das Judenmädchen aus Franken" (1802), das anonyme Stück „Vorurteil und Liebe" (1792), H. Reinickes „Nathan der Deutsche" (1784), J. v. Voß' Posse „Der travestierte Nathan" (1802), Baggesens „Vollendeter Faust", in dem die Ringparabel persifliert wird — „Ach, Lessing bin ich nicht, muß nur so scheinen", ruft da Hans Wurst —, Heines „Disputation" zwischen Mönch und Rabbi, Sandens dramatisierte Anekdote „Nathan der Weise", und die anonyme Posse „Nathan der Dumme". In französischer Sprache gab M. J. de Chénier, der jüngere Bruder des berühmten André, eine freie Bearbeitung des „Nathan" unter dem Titel „Nathan le sage". Aus dem Tempelherrn wird Olivier de Montfort, aus Bonafides ein frère Bonhomme, aus Recha: Zoé, aus Daja: Brigitte, aus dem Patriarchen: Don Tremendo. 1806 schrieb Palmézeaux „Nathan le sage ou le juif philosophe. Comédie-heroique en trois actes et en prose, ornée de ballets et de spectacles". Nathan wird hier endlich das, was die Franzosen als höchste Weisheit haben wollten: ein Spaßmacher und Freund des Balletts. Ein solcher Nathan blieb jenseits der Vogesen der einzig daseinsmögliche.

S. 431. Geschichte der Freimaurerei. Die staatliche Pflicht der englischen Großloge wird durch folgende Formel umschrieben: „A mason is a peaceable subject to the civil powers wherever he resides or works, and is never to be concerned in plots and conspiracies against the peace and welfare of the nation, nor to behave himself undutifully to inferior magistrates." In seiner Schrift „Die deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts und die moralischen Wochenschriften" (Berlin 1900. Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft, 8. Jahrg., 2. Stück) macht L. Keller darauf aufmerksam, daß die Annahme von Beziehungen der Wochenschriften zu den Logen nicht ganz abzuweisen sei. Auf der Wochenschrift „Discourse der

Mahlern" befand sich ein Kupfer, das einen Maurer zeigt mit Schurzfell, Hammer und Richtscheit. 1738 erschien Breitkopfs Wochenschrift „Der Freymäurer". — In der Tempelherrn-Frage hat Begemann gegen Keller eine Streitschrift erscheinen lassen: „Die Tempelherren und die Freimaurer" (Berlin 1906). — Unparteiisch ist die „Geschichte der Freimaurerei" von H. Boos (Aarau 1894; 2. Aufl. 1906). — Vgl. ferner J. G. Findel, „Geschichte der Freimaurerei" (7. Aufl. Leipzig 1900). — F. J. Schneider, „Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Romantik", Prag 1909. — G. Schuster, „Die geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden", Leipzig 1906. — K. Lamprecht, „Deutsche Geschichte", 8. Bd. (Freiburg i. B. 1906). — A. v. Reitzenstein, „Lessing als Freimaurer", Berlin 1907 (Maurerische Klassiker II). R. begleitet die Gespräche zwischen Ernst und Falk mit Kommentar. — Anonym: „Das Freimaurertum in unserer Zeit" (von einem Freimaurer), Cassseler Allg. Ztg., 30. Okt. 1910. — Für Freimaurer unentbehrlich ist jetzt das „Allgemeine Handbuch der Freimaurerei", 2 Bde, Leipzig 1900/1 (3. Aufl. von Lennings „Encyklopädie der Freimaurerei"). Vgl. ferner H. Wanner, „Das Wesen der Freimaurerei und Lessings Ernst und Falk", Hannover 1905. — M. Morris, „Goethes Fragment: Die Geheimnisse", Goethe-Jahrbuch 1906, S. 131 ff. — Schon 1778 wurde „Ernst und Falk" ins Französische übersetzt unter dem Titel: „Dialogues à l'intelligence de Maçons"; danach 1784 nochmals: „Entretiens sur la Franche-Maçonnerie". Lessings historische Erörterung wurde zuerst widerlegt von Nicolai, der sich aber nicht direkt gegen ihn, sondern gegen Antons „Geschichte des Tempelherrn-Ordens" wandte (1779); Nicolai beschuldigte in seinem „Versuch über Tempelherrn und Freimaurer" (1782) den Tempelherrn-Orden der Ketzerei und knüpfte die Loge an die Rosenkreuzer an. Gegen Nicolai trat Herder im „Teutschen Merkur" (März bis Juni 1782) auf: „Briefe über Tempelherren, Freimaurer und Rosenkreuzer", auf die Nicolai heftig erwiderte. Dieser Streit machte Goethe aufmerksam, der nun alle drei Orden zusammenschloß, wie Morris nachweist. G.s geistlicher Ritterorden vereinigt unter dem Sinnbilde des rosenumwundenen Kreuzes die Religionen zu einem harmonischen Bunde unter Führung des Christentums. — In Nicolais Nachlaß liegt die handschriftliche Kopie von Lessings „Ernst und Falk" mit Nicolais Anmerkungen, die bereits seine eigene Arbeit vorbereiten. Interessant ist seine Randnotiz, daß die Oberen der Freimaurer es gern sähen, wenn die Ungeweihten auf falsche Spuren kämen. — Gegen Lessings historische Deutungen wandten sich dann noch Vogel (1783), Albrecht (1792), Krause (in seinen Kunsturkunden), Lenning und andere. — Die Hauptquelle für die Kenntnis der Persönlichkeit Wrens ist Andersons, des ersten maurerischen Historikers, Konstitutionenbuch von 1738, das auch Lessing

bekannt war. Es ist sehr unzuverlässig. Vgl. besonders Goulds History III, 4—12.

S. 438. Lessingstipendium. Das Stipendium des rhein.-westf. Logen-Verbandes, das 400 Mark beträgt, soll ausdrücklich das Interesse für Freimaurerei unter den Studierenden wecken und fördern.

S. 448. Erziehung des Menschengeschlechts. Die Legende, daß Albrecht Thaer, nicht Lessing, der Verfasser der Schrift sei, ist neuerdings von Krüger scharfsinnig, aber ohne Erfolg wieder aufgenommen und von andern — z. B. Fittbogen und Krieck — bekämpft worden. Der Widerlegung bedurfte es kaum; vgl. W. Körtes Thaerbiographie (1839) u. Guhrauers Widerlegung (1841). — Von seinem Besuch bei Lessing 1776 erzählt Thaer selbst: „Auf der Rückreise brachte ich zwei Tage bei Lessing zu, die ich unter die interessantesten meines Lebens rechne, weil ich da Dinge gesehen und gehört habe, die bis dahin noch in keines Menschen Auge und Ohr gekommen waren, die ich aber nur halb verstand." — Auf die Verwandtschaft von Lessings hier entfalteter Weltanschauung mit Ibsens „neuem Reich" haben hingewiesen A. v. Hanstein, „Ibsen als Idealist" (Leipzig 1897, S. 76), F. Mauthner im „Berliner Tageblatt" vom 16. Juni 1899 und besonders R. Wörner in seiner Ibsen-Biographie (München 1912, I S. 283 und 417 f.). „Es gibt drei Reiche", lehrt Ibsens Maximos (in „Kaiser und Galiläer") bei dem Symposion mit den Geistern Kains und Ischarioths. „Erstlich jenes Reich, das auf den Baum der Erkenntnis gegründet ward; dann jenes Reich, das auf den Baum des Kreuzes gegründet ward; das dritte ist das Reich des großen Geheimnisses, das Reich, das auf den Baum der Erkenntnis und den Baum des Kreuzes zusammen gegründet werden soll, weil es beide haßt und liebt, und weil es seine lebendigen Quellen hat unter dem Hain Adams und unter Golgatha." — Die mystischen Worte werden dann im II. Teil erläutert: „Das Reich des Fleisches ist verschlungen vom Reiche des Geistes. Aber das Reich des Geistes ist nicht das abschließende, ebensowenig wie der Jüngling es ist. Du hast den Jüngling hindern wollen zu wachsen — hindern ein Mann zu werden. O du Tor, der das Schwert gezogen gegen das Werdende, gegen das dritte Reich." — Die „Erziehung des Menschengeschlechts" bot von jeher dem Verständnis manche Schwierigkeit; so namentlich bei der Deutung der Begriffe „Gott" und „Natur". Hier sei daher auf Schrempfs Ausfühlung ihres Sinnes hingewiesen: diese beiden Begriffe seien von Lessing für einander gesetzt; die persönliche Gottheit sei also nur exotisch gemeint. Trifft das zu, was freilich anfechtbar bleibt, dann zeigt die hier entwickelte neue Weltanschauung nirgend Lücken. Schrempf entwickelt auch des näheren, daß Lessings Philosophie eine Verbindung von Spinozismus und Determinismus darstelle. — Vgl. noch besonders W. Arnsperger, „Lessings Seelenwanderungsgedanke, kritisch beleuchtet", Heidelberg 1893 (Diss.). Rob. Falke, „Die Seelen-

wanderung". Berlin 1913. — Kosink, „L.s Anschauungen über d. Unsterblichkeit u. Seelenwanderung" (Straßburg 1912). — E. Kretzschmar, „Über das Verhältnis Lessings in seiner Erziehung des Menschengeschlechts zur deutschen Aufklärung", Leipzig 1904 (Diss.). Nach K. ist die „Erziehung" das Resultat der Wechselbeziehungen zwischen Aufklärung und Lessings vorausschauender Persönlichkeit; alle irren, also Toleranz, habe Lessing gefolgert. — Hingewiesen sei hier ferner auf die von Goethes Schwager Joh. Gg. Schlosser herrührenden „Gespräche über die Seelenwanderung" (1781) sowie auf Conz, „Schicksal der Seelenwanderungs-Hypothese", Königsberg 1791. — Eine eingehende geschichtliche Grundlegung zu den leitenden Gedanken der „Erziehung des Menschengeschlechts" gibt Erich Schmidt (Bd. II S. 479 ff.); vgl. außerdem die einschlägigen Partien in K. v. Hases „Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen" Bd. I u. II (Leipzig 1885; 1890).

S. 459. Mehr als fünf Sinne. Die Stelle in Bonnets Werk, von der Lessing ausgeht, sei zum Vergleich hierher gesetzt: „Deux Moyens principaux pourront perfectionner dans le monde à venir toutes les facultés de l'homme: des sens plus exquis et de nouveaux sens. Les sens sont la première source de toutes nos connaissances. Nos idées les plus réfléchies, les plus abstraites dérivent toujours de nos idées sensibles. . . . Les sens, destinés à transmettre à l'esprit les impressions des objets, sont en rapport avec les objets. L'oeil est en rapport avec la lumière; l'oreille avec le son etc. Plus les rapports que les sens contiennent avec leurs objets, sont parfaits, nombreux, divers et plus ils manifestent à l'esprit de qualités des objets et plus encore les perceptions de ces qualités sont claires, vives complettes, — plus l'idée sensible que l'esprit acquiert d'un objet est vive, complette et plus l'idée réflechie qu'il s'en forme, est distincte. . . . Il ne nous est non plus fort difficile de concevoir, que le germe du corps spirituel peut contenir dès à présent les éléments organiques de nouveaux sens, qui ne se développeront qu'à la résurrection. Les nouveaux sens nous manifesteront dans les corps des propriétés qui nous seront toujours inconnues ici bas. Combien est-il de qualités sensibles que nous ignorons encore, et que nous ne découvririons point sans étonnement. Nous ne connaissons les différentes forces répandues dans la nature que dans le rapport aux différents sens sur lesquels elles déploient leur action. Combien est-il de forces dont nous ne soupçonnons pas même l'existence, parce qu'il n'est aucun apport entre les idées que nous acquérons par nos cinq sens, et celles que nous pourrons acquérir par d'autres sens."

S. 471. Spinozastreit. Jacobis Gespräch mit Lessing fand am 6. Juli 1780 statt. Sein Bericht an Mendelssohn erfolgte am 4. Nov. 1783. — Chr. Schrempf in seiner Schrift „Lessing als Philosoph" (Stuttg. 1906) lehnt eine

Untersuchung über Lessings u. Spinozas Vorstellungen von Gott mit Recht ab: man würde sich in jedem Falle bestimmter ausdrücken, als L. sich ausgedrückt hätte. Er stellt aber ebenfalls fest, daß L. nicht Spinozist in Jacobis Sinne gewesen sei, und daß sein Credo auch in Spinozas Ethik nicht gestanden habe. — Wie verschieden L.s Philosophie gefaßt wird, zeigen wenige Beispiele Guhrauer macht ihn zum Leibnizianer, Ritter zum Idealisten, Carrière zum Vorläufer Hegels, Schwarz zum Theisten, Kuno Fischer zum Leibnizischen Pantheisten. — W. Arnsperger („Lessings Beschäftigung mit der Leibnizischen Philosophie", Neue Hdlbg. Jbb., Jgg. VII, 1897) kommt zu dem Schluß, daß bei Lessing und Leibniz exoterischer Vortrag sich zu esoterischer Wahrheit verhalte wie Erziehung zu völliger Aufklärung. A. Deneke („L.s Spinozismus", Zs. f. d. dtsch. U., 28. Jgg., Heft 12, 1915) kommt zu dem Ergebnis, L. sei ebensowenig ein zünftiger Spinozist wie ein Freund der flachen Aufklärung. — Spinozas Name wird von L. zuerst am 7. Juli 1753 bei der Rez. des Abbé de Bernis genannt. A. Köster besitzt ein Stammbuchblatt Lessings vom 14. Oktober 1780 aus Hamburg: „*Εν εχω και παντα.*" — Von der Literatur vgl. bes. F. H. Jacobis Werke, Leipzig 1819, IV, 1. — F. C. Laukhard, „Leben und Schicksale", Halle 1792. — Guhrauer II, S. 108. — Schwarz S. 68. — Hebler S. 116. — Ritter S. 20. — J. Jacoby, „Lessing der Philosoph", Berlin 1863. — G. Spicker, „Lessings Weltanschauung", Leizpig 1883. (Spickers Schrift hat den Vorzug klarer Teilung: Philosophie, Religion, Ethik, Unsterblichkeitslehre.) — L. Geiger und R. M. Werner, „Briefe von, an und über Mendelssohn", Zs. f. d. Geschichte der Juden in Deutschland, 1886. — H. Weber, „Neue Hamanniana", München 1905. — Fritz Mauthner, „Jacobis Spinoza-Büchlein nebst Replik und Duplik" (Münch. 1912).

Schließlich teile ich einige unbekannte Stellen aus Briefen der Mittlerin Elise Reimarus über Jacobi hier mit. Im Mai schreibt sie (an Hennings, Hamburger Stadtbibliothek), Jacobi habe „auf eigenen Antrieb und Anraten Lessings seinen Sammelgeist an den Nagel gehängt" und arbeite „mehr fürs allgemeine Beste der Menschheit". Am 16. August 1785: „Daß Mendelssohn nächstens etwas über Pantheismus unter dem Titel „Morgenstunden" herausgibt, welches mein Bruder im Manuskript gesehen und gut gefunden, wußten Sie vielleicht schon. Die Jacobitischen Sachen über den Spinozismus wird er erst nachher rügen." Am 1. Juni 1785 braucht sie den Ausdruck: „meine Jacobis und Lessings und Mendelssohns". Am 2. Mai 1796: „Ist Jacobi schon bei Ihnen gewesen, und wie sind Sie mit seinem Besuch zufrieden? Der Mann mit allem seinem Hang zum Mystizismus und dunkeln Gefühlen, in die ich nicht einstimmen kann und mag, hat doch etwas, was mich unwandelbar an ihm festhält und selbst seinen Verstand zum Teilnehmer dieser Anhängigkeit macht. Es ist die innere Rechtlichkeit seiner Gesinnungen, auf die kein System Einfluß hat."

Im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv liegen handschriftlich folgende Verse Gleims über Jacobi: „Bei der Stelle des Buchs über Spinoza: ‚der Spinoza ist ein Atheist.‘

O du mein guter Fritz, der du zu wahrem Glauben
An deinen Gott berufen bist,
Du! du mußt deine Worte klauben!
Hat seinen Gott nicht jeder Christ?
Und wer sein Wort nicht stillt, muß schrauben.
Wer's saget rund heraus, wie's ihm begreiflich ist:
‚Die ganze Welt ist Gott‘ — ist der ein Atheist?“

S. 488. Lessing als Mensch. Unter dieser Überschrift hat K. G. Wendriner im Anschluß an die Herausgabe von ausgewählten Briefen Lessings (durch J. Petersen, Insel-Verlag) einen lesenswerten Artikel für die „Breslauer Zeitung“ (4. Okt. 1911) geschrieben. — Die Grundlage aller Darstellungen von Lessings Persönlichkeit und Lebensweise in der Braunschweiger Zeit ist außer den Briefen der Aufsatz C. W. Schillers „Über G. E. Lessings Persönlichkeit“ (Herrigs Archiv III, S. 317 ff., 1847), ursprünglich für den Bildhauer Rietschel im Interesse des Lessing-Denkmals verfaßt. Schiller stützte sich auch auf mündliche Berichte der Stiefkinder Lessings. Seine vielfach ergänzenden Vorarbeiten auch für eine Biographie standen mir handschriftlich zur Verfügung. „Nach Danzel“, sagt er in diesen Notizen einleitend, „noch ein Leben Lessings schreiben zu wollen, könnte allerdings als eine Vermessenheit erscheinen. Solch ein Werk kann aber vorzugsweise nur für Männer von Fach berechnet sein. Aber soll denn das Volk ganz leer ausgehen?“ Die Biographie, als Teil eines nicht zustande gebrachten Lessing-Albums gedacht, mündete schließlich in Schillers Schrift über „Braunschweigs schöne Literatur 1745—1800, die 1845 in Wolfenbüttel erschien. (Vgl. Bd. I, S. 428.) — Aus mündlichen Überlieferungen schöpft ferner Franz Horn in seiner „Erinnerung an Lessing und ihn betreffende Sagen“ („Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz“, 1. Juni 1827, 87. Blatt). — Lessing-Anekdoten erzählt K. L. Rahbek, „Erinnerungen aus meinem Leben“, aus dem Dänischen übersetzt von L. Kruse, Leipzig 1829. — Vgl. auch „Bll. f. literar. Unterhaltung“, 13. Juni 1830, sowie Böttger, „Lit. Zustände und Zeitgenossen“, II, 22 f. — Chr. Schrempf vertritt die Auffassung („Lessing“, 1913, „Aus Natur und Geisteswelt“, Bd. 403), mit L.s Größe sei es „nicht ganz gut bestellt“; L. sei ein gescheiter, tapferer Mensch“ gewesen, wie es ihrer zum Glück mehr gebe. Er sei zu gescheit gewesen für die Rolle des Genies, zu tapfer für die des Helden. Das klingt allzu gleichmacherisch und setzt jedenfalls die Kenntnis des Zeitgeistes im 18. und 19. Jahrhundert voraus. Ich stimme hierin Schrempf nur dann zu, wenn er den Schlagwörtern „Genie“ und „Helden“ Anführungsstriche zubilligt.

S. 494. Braunschweiger Freunde. Eine vortreffliche Ausgabe der

Philos. Aufsätze Jerusalems hat Beer in Bd. 89 der „Deutschen Literaturdenkmale" (1900) geboten. — Im Euphorion VIII, S. 72 f. (1911) hat Loewe einen Brief des alten Jerusalem über seinen Sohn mitgeteilt, der beide charakterisiert und neue Motive für den Selbstmord des Jerusalem-Werther hergibt. Der Stil und sogar die Handschrift des Vaters in allen Briefen und Manuskripten, die ich von ihm las, atmen ein ungemein wohltuendes, harmonisches Wesen, das ganz zu dem von ihm überlieferten Bilde stimmt. Der Mann, der so schrieb, sagte wohl stets die Wahrheit, ohne jemals zu verletzen oder anzustoßen. — Zu Kuntzsch vgl. P. Zimmermanns „Zachariä", S. 150. — Zu J. A. Leisewitz: „J. A. L., Briefe an seine Braut", hrsg. von H. Mack, Weimar 1906.

S. 499. Der Große Klub. Die Grundlage meiner Darstellung ist ein Vortrag C. W. Schillers („Lessing und der Große Klub in Braunschweig"), dessen ungedrucktes Manuskript in der Braunschweiger Stadtbibliothek liegt.

S. 500. Leisewitzens Tagebücher, deren Herausgabe durch Lochner und Mack schon vor dem Weltkriege in Angriff genommen war, liegen handschriftlich in der Braunschweiger Stadtbibliothek, die außerdem Auszüge aus ihnen von C. W. Schiller enthält. Ein Vergleich dieser letzteren mit denjenigen O. v. Heinemanns („Zur Erinnerung an G. E. Lessing", S. 130 ff., Leipzig 1870) zeigte mir, daß Heinemann bei weitem nicht sämtliche auf Lessing bezüglichen Stellen gedruckt hat, wie man bisher allgemein annahm. Auch Guhrauer („Lessing" II, 604) vervollständigt das Bild keineswegs. Im folgenden ergänze ich daher Heinemann und Guhrauer nach C. W. Schillers Abschrift durch Mitteilung der bisher ungedruckten, hier in Betracht kommenden Stellen, sofern ich sie nicht schon früher verwertet habe. Vorweg sei bemerkt, daß Schiller die von Heinemann bezw. seinem Setzer falsch gedruckten Daten (13., 14., 15. statt 3., 4., 5. Februar) richtig liest, damit also einen Beleg für die Zuverlässigkeit der Abschrift liefert; vgl. Erich Schmidt, „Lessing", II, S. 639 (Berlin 1899). — Die Tagebücher befanden sich zur Zeit Schillers noch im Besitz des Revierförsters Langerfeldt zu Riddagshausen.

Tagebuch.

10. Februar 1779. Nach Tische bei Lessing Kaffee getrunken.

28. April. Abends aß ich bei Prof. Schmid, Gleim und Lessing waren da.

16. Dezember 1779. Abends mit dem alten Schmid bei Eschenburg gegessen. Wir waren ziemlich lustig und lachten viel über Tralles gegen den „Nathan".

3. Juni 1780. Mittags aß ich bei Eschenburg und Bader.

6. Juli 1780. Ich stand schon um fünf auf, weil mich Jacobi sehr früh besuchen wollte. Er kam auch schon um 6, als ich noch nicht völlig frisiert war. . . . Von Goethen, den er für einen abscheulichen, und von

Wieland, den er für einen höchst schwachen Menschen hält. Goethe ist ganz Schriftsteller, tut und empfindet nichts, als in Beziehung darauf. ... Er sagte mir eine von seinen metaphysischen Grillen, die ich aber nicht völlig faßte; von Eberts und ihren Komplimenten war er wenig erbaut und versicherte, Jerusalem und ich seien die einzigen Leute in Braunschweig, die ihn interessierten. Von den Schwierigkeiten der Kinderschriften; viel von Lessingen.

9. August 1780. In Ettersburg bei Herzogin Amalie. Die Konversation ging wie gewöhnlich auf allgemeine Dinge und bestand zum Teil aus Fragen, die Ihre Durchlaucht besser hätten beantworten können. Von Lessing, von Ebert, von Jerusalem, vom Zustande des Collegii, von der Absicht meiner Reise, ob ich seit dem Juli nichts vors Theater geschrieben hätte, von meiner Geschichte des 30jährigen Krieges, von der Bibliothek in Weimar.

10. August 1780. In Weimar. Direktor Heinze ... hat viel Direktormäßiges und Grammatikalisches an sich, schien aber sonst ein sehr guter Mann zu sein, hat häßliche Töchter, und ich sah die Kirchenrätin Seidler bei ihm. Meistens von Lessing und Konsorten in Braunschweig.

22. August 1780. Nachher kam der Herzog von Gotha, der sich sehr lange und verschiedene Mal mit mir unterhielt. ... Von Schlossern, gegen dessen Briefwechsel er eingenommen; von den Fragmenten, auf deren Verfasser er neugierig war.

15. September 1780. Göttingen. Nachher machte ich noch einige Besuche. Heyne — von meiner Gesundheit — von Lessing.

20. Oktober 1780. Abends aß ich bei meiner Schwester, weil ich aber abends sowenig als mittags meine Rechnung fand, so ließ ich mir bei Ulrici 25 Austern geben; während daß ich die aß, erzählte er mir, daß die meisten Leute jetzt gegen Jerusalem äußerst aufgebracht wären und ihn in Lessings Klasse setzten.

8. Januar 1781. Mittags aß ich im Klub bei Rönkendorfs. Wir machten eine Gesellschaft an dem Nebentische im Nebenzimmer: Lessing, Kuntzsch, Warnstädt, Eschenburg, Zimmermann, Jerusalem, Biel, Schrader — allein es wollte doch nicht recht ziehen.

29. Januar 1781. Nach Tische auf der Messe und von da zu Eschenburg, wo ich Lessingen antraf und ziemlich hypochondrisch wurde.

7. Februar 1781. (Im Klub.) Nachdem ich lange unter den Pelzen und Hüten nach meinem Eigentum gesucht hatte, ging ich zu Lessingen, den ich zwar besser, aber doch mißlich fand.

9. Februar 1781. Auf dem Bohlwege begegnete mir Eschenburg, der zu Lessing wollte, ich ging unterdessen zu seiner Frau.

Dienstag, den 29. Februar 1781 (also fünf Tage nach Lessings Tode). Mir war den ganzen Morgen übel. Nach Tisch ging ich auf den Wall und war nachher bei der Eschenburgen. Ich war zu Hause, zog mich an und

ging zu der Voigts, wo heute die weibliche Truppe den Distrait und die Rancune officieuse aufführte. Es reussierte nicht zum besten, die Zuschauer und die Akteurs waren beide nicht recht gestimmt, die letzteren nahmen die Sache zu leicht. An einem Nebentische ging es ungemein lustig her, und auch ich amüsierte mich daran. Nachher sah ich dem Tanze zu und ließ mich von einigen Weibern, worunter auch die Capelli war, recht sehr zum Tanze nötigen.

(Bemerkung Schillers, N.B.: Mit dem 22. März 1781 ist das Tagebuch abgebrochen. Leisewitz hat am 25. Dezember 1781 ein neues angefangen, welches sich bis zum 10. April 1787 erstreckt, aber nicht so ausführlich ist wie die frühern. Von allen seinen noch erhaltenen Tagebüchern beginnt das erste mit dem 1. Januar 1779.)

S. 511. Korrespondenz. Zu Lessings Korrespondenten gehörte auch Voß, der in dieser Zeit (24. Juni 1779) aus Otterndorf bei Cuxhaven an Ramler schrieb (Weimarer Goethe-Schiller-Archiv): „Ich bin seit Michaelis hier Rektor, und habe sehr viel zu tun. . . . Ich habe dies Jahr das Glück gehabt, etwas von Lessingen zu erhalten. Ich bin hier übrigens wohl zufrieden. Sieben Stunden Schularbeit des Tags ist freilich viel; und die Luft ist hier sehr feucht." Voß sah Lessing 1776 bei Büsch zum erstenmal. „Lessing", schrieb er damals an seine Braut, „hat ein paar Augen, wie ich sie noch nie gesehen habe — recht ein paar Tigeraugen." — Stundenlang wandelten er, L. und Klopstock auf dem Jungfernsteg auf und ab. Vgl. Karl Kuhlmann, „J. H. Voß als Kritiker und Gelehrter in seinen Beziehungen zu Lessing" (Straßburg 1914).

S. 513. E. Th. Langer. Über ihn vgl. P. Zimmermann, „E. Th. Langer, ein Freund Goethes und Lessings", Wolfenbüttel 1883. — Langer stand dem erkrankten Studenten Goethe in Leipzig zur Seite.

S. 513. Lessings Stiefkinder. Von Fritz König und Lessing erzählt C. W. Schiller in seinen Papieren noch folgende Anekdote.

„Einst spielte Fritz im Schützeschen Garten und hatte einen neuen roten Oberrock an. Dieses Habit stach den jungen Schütz in die Augen, er probierte das Röckchen an und warf es darauf in einen Stachelbeerbusch neben dem Zaune. Ein Jude nahm die günstige Gelegenheit wahr und zog mit dem prächtigen Kleide davon. Während der alte Schütz, der auf das Klagegeschrei des armen Fritz König herbeigeeilt war, auf das strengste inquirierte, ja sogar seinen Sohn schwören ließ, daß sich alles so verhalte, wie Fritz König gesagt habe, wollte sich Lessing totlachen, als er die Einzelheiten dieses tragischen Vorfalles vernahm."

Malchen erfreute sich allgemeiner Zuneigung schon als Kind. Gleim, der von dem Einfluß der Frau Daveson ungünstige Wirkungen befürchtete, schrieb nach Lessings Tode an Eschenburg (vgl. R. Henneberg, „Zum Todes-

tage Lessings", Voss. Ztg. Nr. 75, 14. Februar 1909): „Nehmen Sie doch, mein lieber Eschenburg, des guten Kindes sich an. Zwar trau ich ihr zu, daß sie selbst stark genug sein wird, im Streit mit ihren Feinden; Sieg aber wird mit Hilfe derer, die es gut meinen mit ihr, aus Liebe zu ihr und ihrem würdigen Stiefvater, der sie liebte wie seine rechte Tochter, ihr leichter werden." Herrn Prof. Richard Henneberg verdanke ich die Kenntnis von Malchens Briefen, die hauptsächlich an ihre Kinder gerichtet sind und durch ihren liebreich sorgenden Ton wohltuend berühren. Lessings Name kommt in ihnen nicht vor. Hätten mithin nähere Mitteilungen aus ihnen an dieser Stelle keine besondere Bedeutung, so möchte ich ihnen doch die einzigen Verse (an den Vikar Fritz König gerichtet) entnehmen, die sie enthalten, in Erinnerung an jenen Scherz Lessings, er getraue sich, sein Malchen zu einer großen Dichterin zu machen.

Mein lieber bester Bruder —
Es liegt mir auf der Seele wie ein Fuder —
Daß ich Dir noch nicht geschrieben,
Allein Gott weiß, wo die Zeit geblieben.
In Aix taten wir nichts wie Baden und Curtisieren,
Worauf man dann mußte tüchtig fexieren
Und dann wieder promenieren.
So ging die Zeit dann immer hin.
Du kamst mir oft dabei im Sinn usw.

S. 515. Familie Henneberg. Die 1909 in Gießen als Manuskript gedruckte „Geschichte der Familie Henneberg", um die sich Richard und Eduard Henneberg besonders verdient gemacht haben, ist hier eine ergiebige Nachrichtenquelle, mir erschlossen durch Herrn Prof. Franz Lehmann, Direktor des landwirtschaftl. Instituts in Göttingen, dessen Gemahlin Mathilde ebenso wie Richard Henneberg von Malchens Enkel Hermann abstammen. Dessen Vater Silvester, Malchens Sohn, hatte 13 Kinder, von denen später der Göttinger Agrikulturchemiker, Prof. Wilhelm Henneberg, sich einen Namen machte. Dessen Tochter Minna, Frau Sanitätsrat Brückner in Darmstadt, erbte die Hauptandenken, vor allem Evas Tagebuch und ihr und ihres ersten Gatten Ölbildnisse. Im Besitz der Familie Henneberg befindet sich — infolge Verschwägerung mit der Familie Knorre — auch der Tisch, an dem Lessing im Knorreschen Hause oft L'hombre spielte. — Die Schwermut hat sich nur zum Teil und in sehr abnehmendem Grade weiter vererbt. Die Schwestern Hermann Hennebergs hatten fast stets Tränen in den Augen, und mehr als ein männliches Mitglied der Familie fiel durch harmlose Sonderbarkeiten auf. Frei davon blieben natürlich ohne weiteres alle Hennebergs, die nicht von Malchen abstammen, sondern von den Brüdern ihres Gatten. Ein älterer Bruder Georgs mit Namen Friedrich, der sich 1809

als Präfekt des Okerdepartements den Franzosen gegenüber durch Energie hervortat, war ein Freund Gellerts und Leisewitzens und auch mit Lessing gut bekannt. Er gehörte zu den Gründern des geschilderten Großen Klubs. Sein Enkel Rudolf Henneberg (1825—76) ist der bekannte Historienmaler, ein Freund des Museendirektors Wilhelm Bode. Sein Bild „Die Jagd nach dem Glück" befindet sich in der Berliner Nationalgalerie. In besonderer Gunst des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand stand Malchens Gatte Georg Henneberg (1750—1820), der häufig zu „musikalischen Divertissements" in das Schloß geladen wurde und von dem Erbprinzen einen Kupferstich auf den Heldentod Leopolds in der Oder als Geschenk erhielt. Die Familie seiner Gemahlin aus erster Ehe, Luise Merker, war mit Zachariä befreundet. Luise starb 1780 im Wochenbett, ihr Kind 1781. Am 1. April fand die Hochzeit mit Malchen statt, auf der Evas Bruder Friedrich Wilhelm Hahn der einzige Gast war. Dieser hatte auch nach Evas Tode stets herzliche Beziehungen zu Lessing unterhalten und vertrat nun die Eltern bei der Waise. 1797 ist er gestorben.

S. 523. Elise Reimarus. Elise ist noch nicht in dem Grade von der Literaturgeschichte gewürdigt worden, wie sie es verdient. Lange Jahre fast die einzige Vertraute Lessings und später der Mittelpunkt eines über ganz Deutschland verbreiteten Kreises von Aufklärern, hat sie Anspruch darauf, daß ihre Persönlichkeit besser gekannt sei. Eine bedeutende Rolle spielte sie, wie wir wissen, schon bei dem Spinozastreit. 1783 lernte sie Mendelssohn persönlich in Berlin kennen. Das erste, was ihr bei dem Eintritt in sein Zimmer auffiel, war Lessings Büste. Mendelssohn nennt sie später seine „teuerste Elise". Hübsch charakterisiert wird sie von Karl August Böttiger aus Weimar, der sie 1795 in Hamburg kennen lernte, in den Aufzeichnungen aus seinem Leben, die nach seinem Tode erschienen: „Elise Reimarus hat nur die zartere Empfindsamkeit und den feinern Takt für moralische Sittlichkeit von ihrem Geschlecht. Übrigens ist sie die hellste Forscherin und Denkerin, die wohlwollendste Friedensstifterin und Zurechtlegerin dessen, was andere verschoben und versehen haben, und die tätigste Freundin."

Niemand aber kann sie besser charakterisieren als sie selbst. Im folgenden teile ich zunächst ein Gedicht von ihr aus dem Jahre 1770 mit aus der Zeit, da sich Lessing für Eva und Wolfenbüttel entschied; es zeigt, daß Elise „Liebe" auf „Triebe" reimen konnte, aber keine Dichterin war. In der Hamburger Stadtbibliothek, der diese (Campesche) Autographen-Sammlung anvertraut ist, befinden sich ferner drei Bände mit handschriftlichen Briefen Elisens an Hennings (1826 †), den Schwager ihres Bruders, aus denen Hennings' Enkel, W. Wattenbach, 1861 bereits größere Partien „Zu Lessings Andenken" im „Neuen Lausitzischen Magazin" (Bd. 38, S. 193, Görlitz) veröffentlicht hat. Da er aber nur Stellen berücksichtigt, die Lessing betreffen, blieb Elisens Per-

sönlichkeit im Hintergrunde. Unter diesem Gesichtspunkt teile ich zur Ergänzung des bekannten Materials weitere Stücke im folgenden mit.

1. Mai 1770.

Der Frühling kommt mit allen seinen Schätzen
Uns zu erfreun,
O Freundinnen, Geliebte, welch Ergötzen
Wird unser sein!

Uns lockt nicht nur, des Lebens zu genießen,
Laub und Natur,
Die Freundschaft läßt uns schönre Blumen sprießen
Als selbst die Flur.

Sie windet uns, und ihrem Schritt folgt Liebe,
In jenen Wald.
Ihn wählte längst die Göttin süßer Triebe
Zum Aufenthalt.

In seinem dick bewachs'nen Labyrinthe
Wie irrt sich's schön!
Hier wo wir oft des Schicksals Labyrinthe
Im Geist durchgehn.

Im Geist der Freuden schon verflossener Tage
Noch eins uns freu'n,
Und jedes Bild der überstandnen Klage
Noch benedei'n.

Im Geist das Tor der Zukunft offen schließen,
Wo alles lacht,
Weil weder Gott, noch Welt, noch das Gewissen
Uns Grauen macht.

O ihr, durch deren Zärtlichkeit mein Leben
Dem Frühling gleicht,
In euren Armen einst es aufzugeben,
Wie fühl ich's leicht.

Elise.

Elise an Hennings.

27. Dezember 1776.

Freilich muß es einem ehrlichen Mann behaglicher sein, auf selbstgebahntem Wege, mitten durch Gefahr und Hindernis glücklich durch zum Ziele gelangt zu sein, als so mit der Maschine fortgewälzt zu werden. Aber wenn der Wind gerade in die Segel bläst, soll der entschlossene Steuermann weniger froh die Hand am Steuer behalten und seine Grübeleien von Gefahren, die jetzt nicht kommen, als so viel nützliche Vorarbeitungen auf-

Künftige ruhig beiseite legen? Alles zu fürchten und alles tun wollen ist, denke ich, für einen Mann von kalter Entschlossenheit der sicherste Plan, um alles zu überwinden und alles zu tun. Ich wenigstens kenne keine seligere Empfindung als sich des Glückes eines Freundes freuen.

4. August 1780.

Vor allen diesen aber bleibt und ist Jacobi mein Mann. Das sanfte Licht seiner praktischen Philosophie und Menschenkunde kommt ebener und reiner und wärmt jede Seele, auf die es fällt. Doch hat er auch seine Bahn, wo er allein dem großen Haufen widerstehen muß und sich mit alten Vorurteilen plagen.

28. März 1777.

Klopstock ... würdigte mich vor einiger Zeit, mir eins und das andere im Manuskript vorzulesen, und es scheinen mir solche Glaubensartikel für die Hexameter und für die deutsche Sprache, daß ich ihn sehr gebeten habe, es nicht, wie er wollte, seiner gelehrten Republik einzuverleiben, sondern ganz allein herauszugeben.

1. Juli 1777.

Bisher habe ich keinen Aufsatz übers Gefühl in keinem Museum gesehen. Gewiß, das war auch nötig in unsern gefühlsarmen Zeiten, eine Schutzrede für dasselbe zu schreiben. ... Und die arme Vernunft? nun, die Mühe hätte der liebe Gott sparen können, uns damit zu beschenken. Ich bin begierig, was Sie noch zum Vorteil derselben sagen können, und ebenso begierig nach Mendelssohns Urteil hierüber.

26. September 1777.

Vernunft und Gefühl, müßten die nicht immer Hand in Hand gehen? Nur Schwärmerei läuft der Vernunft aus der Schule. ... Oft fällt mir bei diesen Leuten ein, was unser Doktor einst von den schönen Geistern unserer Zeiten sagte: Man glaubt Betrunkene zu sehen, tritt ein paar Schritt beiseite und läßt sie vorbeitaumeln. Dieses tun gewiß gegenwärtig auch die Mendelssohns und die Eberhards, sie lassen die Herders und Hamanns vorbeitaumeln.

18. November 1777.

Daß Wahrheit die Seele der Dichtkunst sei und nur das erhaben in derselben, was wahr ist — diesem Glauben pflichten wir alle herzlich bei.

24. Oktober 1780.

(Lessing betreffend): ... Es ist nicht wahr, daß sein Kopf nicht ganz der alte ist, sobald er will, aber sein Wille ist schläfrig — und die Sphäre der Dinge, die ihm interessant sind, verengt sich nach Maßgabe, daß sein Geist sich an Kenntnissen ausgebreitet hat — warum? weil diese bloß spekulativisch waren!!!

18. Oktober 1777.

Zwar darf man Gefühl haben, bis die Rippen bersten, nur Vernunft nicht inpunement. Sollten Sie sich, wie ich zum voraus fürchte, an diese Warnung nicht kehren und durchaus darauf bestehn, ein Märtyrer für die Vernunft werden zu wollen, so wünsche ich, daß es Ihnen zur Belohnung gelingen möge, all den frechen Entweihern der Vernunft oder denen, die undankbar genug sind, auf den Ruinen derselben dem Gefühl einen Tempel zu bauen, ihres Unrechts zu überweisen. Denn wenn ja Gotteslästerung stattfindet, so ist's, wenn wir das kostbarste Geschenk der Gottheit, den echten Lichtstrahl, durch den alles in uns helle wird, in seiner Kraft verleugnen und stürmisches Aufwallen des Bluts und der Leidenschaft zur Stifterin unsers Glücks und unserer Tugend machen. . . . Wie undankbar wäre ich, wenn ich's nicht erkennte, daß Vernunft der Pfeiler ist, auf dem alle dieser Genuß sich gründet, dieses dauernd macht, und die, wo sie einmal Wahrheit und Schönheit erkannt hat, das Wohlgefallen des Herzens samt jeder behaglichen Empfindung nach sich zieht. Nein, ich bete nicht: „Gib mir das Einige, gib mir Fülle des Herzens," sondern mit Mendelssohn: „Laß mich wählen, überdenken, empfinden."

16. Januar 1778.

Ja, Hennings, es ist und bleibt eine possierliche Welt, nichtswürdig und unentbehrlich! Wenn nicht das bißchen Flötentau von Weisheit und Wahrheit noch wäre, das unsern Geist mit den süßen Träumen öfter in Verbindung erhielte. . . . Da fand ich, daß man vom Dichter als Dichter nicht mehr Moralität fordern müsse, als von jedem andern, dessen Zweck mehr zu amüsieren als geradezu das gemeine Beste ist.

2. April 1778.

Von Lessing und Literatursachen habe ich heute nicht Zeit mit Ihnen zu plaudern.

14. April 1778.

Freilich haben Sie recht, wenn man mit einer gewissen Dosis Geschmack an Philosophie und Natur das Possenspiel ansieht, welches heutzutage gesellschaftliches, ja häusliches Leben darstellen soll: wie ekelt einen dafür, wie schrumpft man da so gern in sich selbst zusammen, saugt an seinen eigenen Pfoten, und wagt's nicht, seinen Freunden zu raten, sich in diese Galeere zu begeben. Aber dennoch verzweifeln Sie nicht, da die Schuld hauptsächlich an der Männer Seiten ist, unter denen Sie gestehen werden, daß es wenige gibt, die Plan haben, und noch wenigere, die Mut hätten, drüber zu halten. Denn sobald dieses ist, Sie werden es mir gleichfalls zugeben müssen, ist kein Geschöpf in der Natur, das, vermöge seiner Anhängigkeit an den Mann, den es liebt und der ihm angebornen, alles ausdauernden Nachgiebigkeit, größerer Taten fähig wäre, als das Weib.

1. Mai 1778.

[E. teilt mit, Lessing habe dem Claudius verwiesen, daß er so rar mit dem Kaiser von Japan in einer Schrift getan, „und ihm versichert, daß er auf jede Kondition zu einem Kaiser hingegangen wäre."]

4. Mai 1779.

Ob eine Ehefrau Verstand brauche? Diese Frage möchte ich auch nicht so unbedingt bejahen. Daß aber die Ihre eine gewisse Portion von demjenigen Verstande besitzen müsse, der das Leben jedes täglichen Umgangs und die Würze jeder häuslichen Freude ist, das Hennings, behaupte ich so schlechterdings als ich es Ihnen gönne.

13. Februar 1781.

Der Kontrast von dem, was die Vernunft und Unvernunft in unsern Tagen für und wider die Toleranz sagt und tut, ist so groß; und die beiden äußersten Enden greifen so sehr wieder ineinander, daß mir's vorkommt, als sähe ich das Bild der Schlange, die ihren Schwanz mit dem Kopf faßt — und mir schaudert vor diesem ewigen Kreislauf. . . . Was sagen Sie zu des König v. Pr. Schrift über die deutsche Literatur und den Urteilen darüber? und dazu, daß Jerusalem sie auf des Königs Begehren beurteilen soll? . . . Soeben erhalte ich Jerusalem contra Friedrich, die Schrift ist kaum zwei Bogen und hat den Titel „Über die teutsche Sprache und Literatur". Der alte Mann hat das Ding gut genug gemacht, dem König manche Wahrheit mit Anstand gesagt und zugleich auch manche vom König gesagte Wahrheit mit Anstand eingestanden.

2. März 1781.

(Bei Wattenbach unvollständig, Lessing betreffend:) In diesem Zustand freilich hätte ihm nur sein Feind länger zu bleiben wünschen können, aber wer hoffte nicht gern Besserung für ihn! — und wer, der es tat, kann so eine Hoffnung so plötzlich verschwinden sehn, ohne daß seine Nerven davon bis aufs äußerste erschüttert und abgespannt werden. Die meinigen sind es so sehr, daß ich seit einiger Zeit, sei es Disposition der Luft mit, wie in einem beständigen Schwindel lebe — sleep and ist das liebste Wort in meinen Ohren. Sie haben recht, Hennings — wir wollen wirken, tun, handeln, jeder nach seinen Kräften, in einem engen oder weiten Kreise — und wär's auch nur zum Zeitvertreib, bis — wir's beim ewigen Lichte taxieren können. Wer nur den Gedanken erst etwas hinunter hätte — und wir hofften, er sollte Israel erlösen.

(Auf die Anregung, über L. etwas zu schreiben:) 8. August 1781: Was Sie über Lessing und die Bekanntmachung gewisser, seinen Charakter besonders auszeichnender Nachrichten sagen, hat im ganzen völlig meinen Beifall: aber dennoch muß ich auf meiner Meinung (noch nichts über ihn zu schreiben), wenigstens für eine gute Weile, bestehen. Gibt's doch Ursachen, warum eben diejenigen, die am wahrsten reden könnten, zum Schweigen verdammt sind.

S. 527. Bestattung. Als Lessing zu Grabe getragen wurde, soll der Bäckermeister H. M. Denecke aus Abscheu vor dem verstorbenen Freigeist Tür und Fensterläden geschlossen haben. Auch dieses gehört zum Zeitbilde.

S. 530. Apotheose. Im Deutschen Museum, Jahrg. 1782 (Maiheft S. 475—78) wird eine von Prof. Schenau zu Dresden zum Andenken Lessings angefertigte Zeichnung beschrieben. Schon C. G. Schütz („Lessings Genie und Schriften", Halle 1782) rühmte an Lessing besonders den Charakter: edle Dienstfertigkeit, Bescheidenheit, nationalen Eifer, Wertschätzung anderer Talente.

S. 530. Braunschweiger Lessingdenkmal. Dem Entgegenkommen der Stadtbibliothek Braunschweigs verdanke ich die Kenntnis der Akten (Nr. 477a) des Denkmal-Ausschusses. Gemäß dem Wünsche des Geh. Kirchenrats Prof. Dr. Rietschel, der die Handschrift der Bibliothek geschenkt hat, dürfen „keine abfälligen Äußerungen über einzelne zu der Errichtung des Denkmals irgendwie in Beziehung stehende Personen" veröffentlicht werden. Die eigentlichen Verhandlungen beginnen mit einem Schreiben C. W. Schillers, des Sekretärs des Lessing-Komitees, an den Bildhauer Rietschel vom 13. April 1847: „Ich weiß nicht, ob es Ew. Wohlgeboren bekannt ist, daß bereits vor zehn Jahren von Braunschweig aus, wo Gotthold Ephraims Asche ruht, die Idee eines Denkmals für diesen unsterblichen Heros unserer Literatur angeregt worden ist. Am 29. April 1847 lieferte er Rietschel, nachdem Rauch zurückgetreten war, geistige Grundlinien für das Werk: „Jedenfalls dürfte der Nachwelt am meisten mit einem Standbilde gedient sein, welches Lessingen nicht allein mit dem Gepräge seines Geistes, sondern auch mit dem seiner Zeit darstellte und zwar ohne alle fremdartige Zutat. Seine Charakteristik ließe sich vielleicht in die wenigen Worte zusammenfassen: Kühner Wegbahner mit Besonnenheit.... Beim Studium seiner Werke habe ich keinen Zug entschiedener ausgeprägt gefunden, als die Klarheit seines Blickes, welcher selbst das blendendste Licht zu ertragen vermochte, und eine anmutige Ironie, von edelster Humanität gemildert, Züge, die ich auch in allen Abbildungen seiner Persönlichkeit ausgesprochen finde.... Verzeihen Sie, wenn mich die Teilnahme für meinen Liebling zu einer ungebührlichen Weitläufigkeit verleitet hat." Wie glänzend das Werk gelang, wissen wir. Am 1. Oktober 1853 gab Schiller dem Künstler, der leider der Enthüllung nicht beiwohnen konnte, folgende Beschreibung der Feier: „Gerade als sich der Zug in Bewegung setzen wollte, goß es vom Himmel herab wie mit Mulden. Der Einweihungsakt wurde dadurch wesentlich verkürzt, aber das durchnäßte Publikum hielt doch aus, und der Jubel war unbeschreiblich, als die Hülle nach großem Widerstreben fiel und der Heros in seiner Göttergestalt dastand.... Das von mir im Programme proponierte Glockengeläute wurde nicht statuiert. Pastor Witting hatte unter das Zirkular geschrieben: ‚Daß einem Lessing mit Kirchenglocken geläutet werde, finde ich unpassend. Bisher wurde er durch Böllerschüsse geehrt!' Aber auch die Böllerschüsse

waren verboten. Der Herzog war mit dem gesamten Militär zu einer Revue ausgezogen. Um 10 Uhr wurde, bei Strömen des Regens, Ihr Lessing durch bengalische Flammen beleuchtet, und wie er in dem roten Glutscheine über dem Erdendampf so dastand, sah ich ihn gerade ebenso, wie er unter den Himmlischen wandeln muß!" Zwischen C. W. Schiller und Rietschel entwickelte sich in der Folge ein ständiger freundschaftlicher Briefwechsel, in dessen Verlauf C. W. Schiller am 14. Dezember 1857 bei Erwähnung von Rauchs Tode den Eindruck wiedergibt, den das Denkmal auf jenen machte: ... Als ich ihn vor diesen Lessing führte, äußerte er in tiefer Bewegung: „Da ist eine neue Bahn eröffnet, auf der noch viele Lorbeeren zu ernten sind. Leider bin ich zu alt dazu!" Schiller führte auch Lessings Stiefsohn, den Vikar Fritz König, vor das Denkmal und berichtete darüber: „Er war frappiert und von dieser hohen Auffassung in vollem Maße befriedigt. Doch meint er, daß Lessing im ganzen genommen breitschultriger gewesen sei und durch seine Erscheinung mehr einen herzgewinnenden als erhabenen Eindruck wie durch diese Gestalt gemacht habe." Eine andere Äußerung dieses Sonderlings über das Denkmal hat sich in Hennebergscher Familientradition erhalten. „So groß war er ja gar nicht," soll er unzufrieden geäußert haben (Lessing wird in dem Denkmal über Lebensgröße dargestellt).

S. 533. Grab. Der Denkstein wurde 1874 gesetzt, 1881 anläßlich des 100jährigen Todestages erneuert. Das Grab wird auf städtische Kosten erhalten.

Nachträge und Berichtigungen.

S. 32 Zeile 12 v. oben: lies „Cranz" (statt „Crantz").

S. 53 Zeile 18 v. oben: lies „Homer" (statt „Homers").

S. 56 Zeile 5 v. oben: lies „schlagkräftiger" (statt „schlagfertiger").

S. 83, 4. Zeile v. unten: nach „häßlichen" ist das Komma zu streichen.

S. 103, 7. Zeile v. oben: lies „geistig anzuschließen".

S. 104, 5. Zeile v. oben: lies „Lessings einstigen Lehrers".

S. 106, 5. u. 6. Zeile v. oben. lies „Christian Felix Weiße".

S. 168, 1. Zeile v. oben: lies „Buße".

S. 171, 11. Zeile v. unten: lies „um sich schauend, befolgt er seines Herrn Weisung (V, 8), den blutigen Dolch aufzuheben". ...

S. 183, 7. Zeile v. oben: lies „Raffael".

S. 210, 2. Abs. 3. Zeile: lies „Wissowatius'"

Chronologisches Verzeichnis
der bedeutenderen Schriften Lessings.

1747 Der junge Gelehrte. Ein Lustspiel in drey Aufzügen I S. 107.
1748 Der Misogyn. Ein Lustspiel in einem Aufzuge I S. 119.
1749 Der Eremite. Eine Erzehlung I S. 165.
„ Die Juden. Ein Lustspiel in einem Aufzuge I S. 120.
„ Der Freygeist. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen I S. 124.
„ Der Schatz. Ein Lustspiel in einem Aufzuge I S. 128.
„ Tarantula. Eine Poßen Oper. (Bruchstück.) I S. 266.
„ Samuel Henzi. Ein Trauerspiel. (Bruchstück.) I S. 272.
1750 Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. (Zeitschrift.) I S. 223.
„ Gedanken über die Herrnhuter. (Bruchstück.) I S. 354.
1751 Das Neueste aus dem Reiche des Witzes (Beilage zur Vossischen Zeitung) I S. 182.
„ Kleinigkeiten. (65 Gedichte.) I S. 135.
1752 Des Herrn von Voltaire Kleinere Historische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt I S. 200.
1753 Das Christentum der Vernunft. (Bruchstück.) I S. 356.
„ G. E. Leßings Schriften. (1. u. 2. Teil. Darin Lieder, gereimte Fabeln, Sinngedichte und die „Briefe".) I S. 230.
1754 Ein Vademecum für den Hrn. Sam. Gotth. Lange Pastor in Laublingen I S. 214.
„ G. E. Leßings Schrifften. (3. Teil. Darin die „Rettungen"; die des Lemnius schon im 2. Teil.) I S. 230.
„ Vermischte Schriften des Hrn Christlob Mylius, gesammelt von G. E. Lessing I S. 232.
1754/8 Theatralische Bibliothek I S. 226.
1755 Pope ein Metaphysiker! (Mit Mendelssohn.) I S. 248.
„ Miß Sara Sampson. Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen I S. 290.
„ Die glückliche Erbin. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. (Bruchstück. Nach Goldonis L'Erede fortunata.) Gedruckt erst 1756. I S. 256.
1755/6. G. E. Leßings Schrifften. (4.—6. Teil, enthaltend die Jugenddramen und Miß Sara Sampson.) I S. 230.
1756 Das befreyte Rom. (Dramatisches Bruchstück.) I S. 272 u. II S. 179.

1757 Virginia. (Bruchstück einer Übersetzung von Samuel Crisps Trauerspiel, in Prosa.) I S. 227, 272 u. II S. 179.
1758 Kleonnis. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. (Bruchstück.) I S. 276.
1758 Horoskop. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. (Bruchstück.) I S. 259.
1758 ff. D. Faust. (Dramatisches Bruchstück.) I S. 307.
1759/65 Briefe die Neueste Literatur betreffend I S. 320.
1759 Friedrichs von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing I S. 248.
„ Philotas. Ein Trauerspiel. (Ohne Lessings Namen.) I S. 275.
„ Fatime. Ein Trauerspiel (Entwurf) I S. 257.
„ Fabeln. Drey Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts I S. 154.
1760 Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Französischen I S. 399.
„ Alcibiades. Trauerspiel in fünf Aufzügen. (Entwurf.) I S. 269.
1763/4 Von der Art und Weise der Fortpflanzung der christlichen Religion. (Bruchstück.) I S. 359.
1766 Laokoon: oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie II S. 52.
1767 Lustspiele von G. E. Lessing I S. 107.
„ Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen (Verfertiget im Jahre 1763) I S. 394.
1766/8 Der Schlaftrunk. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. (Bruchstück.) I S. 263.
1767/8 Hamburgische Dramaturgie II S. 104.
1767/9 Die Matrone von Ephesus. Ein Lustspiel in einem Aufzuge (Entwurf). I S. 264.
1768 Über die Ahnenbilder der alten Römer. (Bruchstück.) II S. 104.
1768/9 Briefe, antiquarischen Inhalts II S. 82.
1769 Wie die Alten den Tod gebildet II S. 93.
1770 Berengarius Turonensis II S. 195.
1770/1 Spartacus. (Bruchstück eines Trauerspiels.) I S. 270.
1771 G. E. Lessings vermischte Schriften.
1772 Trauerspiele von G. E. Lessing.
„ Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen II S. 144.
1773/81 Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster bis Sechster Beytrag (zitiert: „Wolfenbütteler Beiträge") II S. 200.
1774 Werther, der bessere (dramatischer Entwurf) I S. 261.
„ Von Duldung der Deisten: Fragment eines Ungenannten. (In den Wolfenbütteler Beiträgen, s. oben.) II S. 277.
1776 K. W. Jerusalems philosophische Aufsätze, herausgegeben von G. E. Lessing II S. 223.

1777 Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend. (Fünf weitere Fragmente. In den „Wolfenbütteler Beiträge", s. oben.) II S. 280.
1777 Über den Beweis des Geistes und der Kraft. (Ohne Lessings Namen.) II S. 295.
„ Das Testament Johannis. Ein Gespräch. (Ohne Lessings Namen.) II S. 295.
1777/8 Neue Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet. (Bruchstück.) II S. 469.
1778 Eine Duplik II S. 297.
„ Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger. (7. Fragment des Reimarus.) II S. 292.
„ Eine Parabel. Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben. (Ohne Lessings Namen.) II S. 325.
„ Axiomata. (Ohne Lessings Namen.) II S. 328.
„ Anti-Goeze. (Ohne Lessings Namen.) II S. 335.
„ Nötige Antwort auf eine sehr unnötige Frage II S. 354.
1779 Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht, in fünf Aufzügen.
1778/80 Ernst und Falk. Gespräche für Freymaurer II S. 431. II S. 369.
1780 Die Erziehung des Menschengeschlechts II S. 448.
„ Die Religion Christi. (Entwurf.) I S. 467.
„ Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen seyn können. (Entwurf.) II S. 459.

1784 G. E. Lessings Theatralischer Nachlaß, hrsgg. von Karl Gotthelf Lessing.
1793/5 G. E. Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse, hrsgg. von K. G. Lessing.

Register.

Das Register erstreckt sich auf beide Bände. Die arabischen Ziffern ohne Beifügung einer römischen bedeuten die Seitenzahlen des ersten Bandes; die Verweisungen auf den zweiten Band sind durch eine römische II kenntlich gemacht.

1. Personenregister.

Abälard 454, II 338, 449.
Abbt, Thomas 99, II 3, 151, 310, 313.
Abulfeda II 412.
Achenwall 430 f., 432, II 537.
Achilles II 76
Achterkirchen, Hamburg. Theatermeister II 22.
Ackermann, Bühnenleiter 305, 460, II 6 f., 8, 35, 49, 423, 537 f.
Acquinto, Kardinal II 61 ff.
Addison 164.
Adelmann II 496, 546.
Aelianus II 208.
Afra, St. 7, 28 ff., 107, 344, 430 f.
Agamemnon 253, II 76.
Agesander, Bildhauer II 67.
Agricola, Musiker 142, 234, 266 f., 446.
Akakia (s. auch Voltaire) 460.
Albani, Kardinal II 40, 63, 250.
Alberti, Julius Gustav II 32, **315** ff., 321 f., 555, 557.
Albrecht („Lessings Plagiate") 447, 476, II 563.
Alcibiades 1, 269, 388.
d'Alembert II 152.
Alexis, Willibald 418.
Amadoddin II 412.
Amalia (Anna), Herzogin v. Weimar II 569.
Amelung, W. II 542.
Anakreon 48, 133 f., 451.
Anderson, Historiker der Freimaurerei II 563.
Anderson, W. 445.
Andreä, Johann Valentin II 435.
André, Musiker 446.
Aeneas II 76.
Angott, Kaufmann II 525.
Anton, Verfasser einer Schrift über die Tempelherren II 563.
Appius Claudius II 179.
Arabella 262, 453.
Arcangeli, Mörder Winckelmanns II 65.
d'Argens, Marquis 102, 165.
Aristoteles 107, 153, 453, II 53, **106** ff., 109 f., 116, 125, 127, 131, 505, 544.
Arletius, Rektor 387, 474, II 200.
Arndt, E. M. 59.
Arnold, Theologe II 276, 558.
Arnsperger, W. II 564, 566.
Äschylos II 115, 121 f.
Ashmole, Freimaurer II 433.
Asmus II 542.
Äsop 155, 161, 163, 194, 447, II 202 ff.
Athenodorus, Bildhauer II 67.
Auerbach II 559.
Auerbach, Berthold II 532.
August der Starke II 147.
Ausfeld, F. 445.
Averroës II 449.
Avianus II 201, 203.
Ayrenhoff J. 100.

de Baar, Comte II 148.
Babrios II 203.
Bach, C. Philipp Emanuel 446, II 32.
Bach, J. C. F. 446.
Bach, Joh. Seb. 59, II 541.
Backers, H. 455.
v. Baczko 416, 476 f.
Bader II 568.
Baebler J. J. 469.

Baggesen II 562.
Bahr, H. II 544.
Bahrdt, C. F. 472, II 313 f., 322, 513, 557.
Balsamo, Giuseppe II 435.
Bandello, Matteo II 182.
Bandini, Florentiner Gelehrter II 208.
Banks, Joh. II 126.
Barante II 561.
Barbarossa II 412.
Barret-Barret, Elisabeth II 420.
Basedow, Joh. Bernhard 340, 472, II 32, 312 f., 322, 325.
Batteux II 561.
Baumgarten II 272.
Baur, Ferd. Chr. II 363.
Bayle, Pierre 178, **346** f., 451, 469, II 182, 276, 410.
Beaumarchais 302, II 35.
Bebel Heinrich, Humanist und Satiriker 167.
Becker, Holländ. Schriftsteller 224, II 542.
Beer II 568.
Beethoven 142, 446.
Begemann II 563.
Behn, Subrektor II 348.
Behrenhorst II 151.
Behrisch, Goethes Jugendfreund II 513.
Beil 478.
Bellori, italien. Archäologe II 98.
Belouin, G. 442, II 561.
Belloy du II 136.
v. Bentink, Gräfin 202.
Béranger II 561.
Berengarius Turonensis II **195** ff., 496, 546.
Berger, A. 474.
v. Berger, Frhr. Alfred II 544.
Bergius, Hofrat 376.
Bergmann (Verf. d. Hermaea) 471.
Bernays, Jakob II 111, 544.
Bernays, Mich. II 545.
Bernhard, Isaak 238, II 363.
de Berni, Abbé II 566.
Bernstorff II 486.
Berstl, W. II 537, 556.
Besser, Hofpoet 188, 458.
Betz, L. P. II 559.
v. Beust 477.
Beyschlag II 559.
Beza II 546.
Biel, Assessor II 498, 569.
Bielfeld, v. 73, 97, 102, 292, 440, 449, II 560.
Birken 146.
Bischof, J. II 562.
v. Blankenburg, Hauptmann, Ch. E. v. Kleists Neffe 317 f., II 511.
Blasche II 304, 359.
v. Bleichröder 122.
Blount II 278.
Blumauer, Aloys II 556.
Blümner, H. II 546.
Bluntschli, J. C. II 440.
Boccaccio 155, II 368, 403, **415** f., 419.
Bock, F. S., Konsistorialrat 475 f.
Böck, Michael II 22.
Böcklin II 79.
Bode, Joh. Joachim Christoph 443, 446, II 12, 23, **27**, 35, 436.
Bodemann, E. II 559.
Boden II 558.
Bodmer, Joh. Jacob 179, 195, 209, 285, 288, 459, II 56, 105 f., 201.
Bohadin II 412.
Böhme, Jakob 352.
Böhmer, Karoline II 3.
Böhtlingk 469.
Boie, Heinr. Christian 467, II 508.
Boileau 106 f., 146, 188, 455.
Bolingbroke II 278.
Bolte, J. 460.
Boner, Ulrich II 201, 546.
Bonghi 469.
Bonnet II 274, 458, 565.
Bonneville II 561.
Boos, H. II 563.
Borchers, Schauspieler II 22.
Borck 97.
Borinski, K. 427, II 544, 547.

Börne, L. II 184.
Börner, Theologe 66.
v. Boerner, Frau II 188.
Borowski 475.
Boerschel, E. 478.
Bothmer, Graf, Oberstallmeister II 499.
Böttger II 567.
Böttiger, Karl August II 539, 572.
Boxberger, R. 427, 439, 466.
v. Boyen 477.
Brachvogel, E. II 542.
Branconi, Gräfin II 151.
Brandes, J. Chr., Schauspieler 261, II 7, 253. 537.
Brandl, B. II 550.
Brandt, Stallmeister 371, 473, 478.
Braschi, Kardinal II 250.
Bräuning-Oktavio, H. II 549.
v. Brawe, Joachim Wilh. 370, 424.
v. Breitenbauch 234.
Breitinger, Joh. Jakob 209, II 56, 201.
v. Brenkenhof II 3.
Brockes, Heinrich II 14.
Brockhaus II 515.
Bronikowsky, O. 440.
Bröse, G. 476.
Brosig, H. 474.
Browning, Robert II 420.
Bruck, Schauspieler 75.
Brückmann II 499.
Brückner, Schauspieler 84, 237, 365.
Brückner, Minna, geb. Henneberg II 546, 571.
Brühl 478.
Bubbers, Kaufmann II 10.
Buchholtz, Arend, 428, 467, 473, II 578.
v. Buchholtz 476.
Buchholz, Geheimrat 376.
Buchner, August, Prof. der Dichtkunst 146.
Buchner, E. 448.
Buchwald, R. II 547.
Budde, F. 427.
Buffon 228.
Bugenhagen II 14.
Buhler II 555.
Bulle, F. II 542.
Bürger, G. A. II 88.
Burke II 194.
Burney, engl. Musikdirektor II 15.
Büsch, J. G. II 30 ff., 236, 492, 496, 509, 521, 569.
Büsching, A. F. 427, 430, 462, II 15, 147, 187, 494.
Büttner, W. II 552.
Büttner, Buchdrucker II 37.

Cacault II 560.
Cagliostro II 435.
Calau II 546.
Calderon 254.
Calepio 288, II 105, 544.
Calixt 337.
Camoens 453.
Campe, Joachim Heinrich II 152, 365, 445, 459, 509, 512, 539.
Campistron II 179, 182.
Canova II 95.
Cardamus 67, **351**, II 419.
v. Carlowitz 40, 53, 429.
Carlyle II 410.
Caro 443, 469, II 559.
Carpzow 65, 340.
Carrière II 566.
Carrington, H. 444.
Carsten II 96.
Cartesius s. Descartes.
Catull 137, 142.
Caylus, Graf II 51, 53, 56, 97, 104.
Cervantes 254, 451, 453.
Chabanne II 560.
Chamberlain, H. St. II 53.
de Chénier, M. J. II 562.
Cherbulier, Victor II 561.
Cherbury II 278.
Chodowiecki 57, IX, 141, 422, **448**, II 95, 154 f., 545.
Chotek, Graf II 233.
Christ, Joh. Fr. **66** f., 366, II 104.
Cibbers II 106.

Claudius, Matthias II 32, 100, 179, 259, 437, 509, 549.
Clausnitzer, Eduard II 544.
Cleefelder 75.
Clemen 475.
Clemens, Alexandrinus II 448.
Clemens V., Papst II 434.
v. Cocceji II 438.
Cochläus 352, 473.
Coëllo II 184.
Collignon 468.
Collins II 276.
Comenius, Joh. Amos II 435.
Congreve 256, 292, II 423.
Consentius, E. 427, 439, 444, 448, 450, 461 ff., 463, 470.
Conz II 565.
Cook 79.
Corneille, Pierre II 108 f., 111 ff., 116 f., 124, 130, 140.
Corneille d. jüngere II 124, 126.
Cotta II 543.
Cramer, J. A. 80, 81, 329 ff., II 312.
Cranz 180, II 32, 319 f.
Crébillon 252, II 130.
Crisp, Henry Samuel 227, II 179.
Cronegk 276, II 16, 119 f., 181.
Le Crosilé II 560.
de la Croze, Gaultier 219, II 2, 64.
Crusius II 220.
Cudena, Pietro II 222.
Curtius II 111, 458.
Czerwinski 469.

Dacier II 111.
Dalberg, Frhr. v. II 259, 522.
Damm 340.
Danzel 21, 427, 433, 443, 455, 458, 470, 475.
Daub II 363.
Daudet 413.
Daveson II 502 f., 524, 526 f.
Daveson, Frau II 570.
Deetjen, Werner 463.
Denecke, H. M. II 577.
Deneke, A. II 566.
Deneke, O. 474.
Denina, Carlo 98, II 249, 548.
Descartes, René (Carteſius) 339, II 553.
Desmarées, G. II 546.
v. Deſſau, Leopold 50.
Destouches 106, 115 f., 127, 227, II 108, 132.
Devrient, Emil II 532, 538.
Deyling, Theologe 66.
Diderot 231, 398 ff., 476, II 118, 125, 130, 561.
Dieterich, Prediger 376.
Dietrich 463.
Diez II 314.
Dieze II 3, 314.
Dilthey, W. 427, II 558, 559.
Dionys aus Halicarnaß II 179.
Dittmar 418.
Döbbelin, Bühnenleiter 74, 177, 448, II 181, 426, 531.
Dobreslaw 228.
Döderlein II 310, 359.
Dodsley & Cie. II 37.
Doell II 189.
Dohm 121 f., 441, II 314.
v. Dohna, Burggraf 450.
v. Döring 247, 429, II 492.
v. Döring, Eleonore 429.
Drews 472.
Dreyer II 312, 314, 321.
Droysen 441, 461.
Dryden 227.
Dubos II 57.
Dulichius 3, 22.
Durand II 217.
Dusch 192, 321, 328 f., 333, II 83.
Düsel, F. 445.
Dyck 67, 258.

Ebeling II 555.
Eberhard, J. A. 340, 472, II 209, 314, 574.
Ebert, F. A. II 513.
Ebert, Joh. Arnold 80, 83, 312, II 43 ff., 150, 153, 188, 494, 498, 500, 527, 569.

Eckermann II 115.
Edelmann 340.
Eggeling II 498.
Ehwald, R. II 546.
Eichhorn II 314.
Ekhof, Konrad 367, II 6, 18, 31, 49.
Elias, Julius 447.
Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs d. Großen 439, II 540.
Elkan 447.
Eloëſſer, A. 469.
Elſter, E. II 542.
Engel, E. 470.
Engel, J. J. 317 f., 444, 449, 476.
Ermatinger, E. 445.
Erneſti, J. A. 67, 103, 432, II 276.
Ernſt, Otto 427.
Eſchenburg, Joh. Joachim 429, II 44, 150, 222, 256, 265, 322 f., 420 f., 496, 498, 500 ff., 512, 527, 568, 569.
Eſchſtruth 290.
Ettlinger, E. II 559.
Ettlinger, Joſ. II 541.
Euripides II 122, 130.
Eva, ſ. König
v. Eyck, Hubert u. Jan II 221.

Falbaire 270.
Falke, R. II 564.
Fanny, Klopſtocks Baſe Sophie Schmidt 111, 370.
Farquhar 399, 414.
Fauſt 307 ff., 343, 366, 470.
Feddersen II 498.
Felbrich, Schauſpielerin II 22.
Feldmann 470.
Feller 7.
Findel, J. G. II 437, 563.
Fiorillo II 546.
Fiſcher, Chr. II 545.
Fiſcher, J. Fr. 54, 64.
Fiſcher, Kuno 427, 475, II 559 f., 566.
Fittbogen, G. 476, II 564.
Flathe 431.
Fleiſcher 446.
Fleming, Paul II 14.
Fletcher 119.
v. Floris, Joachim II 449.
Fontane, Th. 183.
Fontenelle 48, II 501.
Formey 98, 198, 440, 443, 453, 461, II 251 549.
Forſter 79.
Förſter, R. II 542, 547.
Francke 98.
Frank, F. II 561.
Fränkel 238.
Franklin II 436.
Freidank II 413.
Frenzel 183.
Frey, A. II 542.
Freytag, Guſtav II 107.
Friedel, Hrg. v. Partheys Jugenderinnerungen 466, II 561.
Friedel, franzöſ. Schriftſteller II 560 f.
Friederici, Johann Chriſtian II 318 f.
Friedländ II 542.
Friedländer, Max 446.
Friedrich II., der Große, König von Preußen 96 ff., 152, 172, 184, 198 f., 220 f., 273, 335, 339, 344, 368, 394, 404, 412, 432, 439 f., 442 ff., 460, 462, 475, II 151, 413, 435, 496, 525, 576.
Friedrich Wilhelm I., König v. Preußen 458.
Friedrich Wilhelm II., König v. Preußen 75, 247.
Friedrich Auguſt III., König v. Sachſen II 252.
Fries, W. II 542.
Fritz, G. 476.
Fromman aus Züllichau, Buchhändler II 539.
Fuchs 80, 82.
Fülleborn 429.
Furtwängler, A. II 543.

Gall II 152.
Gandini 124.

Garbrecht II 22.
Gärtner, Carl Christ. 30, 80, 192, 450, 459, II 150, 498.
Gärtner, J. II 560.
Garve, Christian 341, 418, II 152, 486, 496.
de Gasc, Professor II 499.
de Gasc, Frau 376.
Gastrow, P. II 558.
Gebhard II 37.
v. Gebler, Staatsrat II 245, 252, 425, 548, 549.
Geiger, L. 442, 445, 448, 449, 461, II 547, 566.
Geisler, A. F. II 547.
Gellert, Chr. F. 30, 80, 83, 103, 122, 155, 192, 339, 447, 451 f., 459, II 133, 513, 572.
Gelzer II 559.
Gemmingen 80.
Gericke, Theologe II 556.
Gerling II 307, 556.
Gerstäcker, Friedr. II 534.
Gerstenberg, H. W. 471, II 89.
Gesner, Götting. Philologe 93, II 17, 85.
Gherardi 105.
Gilbert 427, 431.
Gilow, H. 448, II 545.
Giordano, Bruno 356.
Giseke 80.
Giovagnoli 469.
Glatte 27.
Gleim, Ludwig 81, 133, 136, 178, 192, 195, 209 f., 284, 367, 370, 373 ff., 376, 459, 462, 464, 471, 473, II 3 f., 91, 410, 413, 424, 486, 515, 520 f., 527, 567, 570.
Gmelin, Forschungsreisender 79.
Göcking II 321, 557.
Gödeke 477.
Goethe 31, 260, 262, II 34, 55, 63, 66, 80 f., 94, 103, 111, 115 f., 123, 140 f., 148, 151 ff., 184 ff., 310, 313, 368, 402, 410, 413, 424 ff., 426 f., 436, 463, 474, 484, 496, 513, 523, 527, 563, 568 f.
Goethe, Frau Rat II 530.
Goetz, Joh. Nik. 133, 442, 445.
Goeze, Joh. Melchior 457 f., II 32, 304 ff., 553, 555 f., 556.
Goldoni 256, 414.
Goldstein 469, II 544.
v. d. Goltz, Wilhelmine 417.
Gompertz, Theodor II 110, 544.
Gomperz (Gumperz) Dr. Léon 237 f., II 417.
Gonzaga II 182.
Göring 427.
Gössel 27.
Gotter II 21, 24, 424, 505.
Gottsched, Johann Christoph 62, 66, 72 f., 91, 102, 106, 145, 179, 187 ff., 194 f., 308, 334, 430, 441 f., 443, 451, 454 f., 456 ff., 458, 470 f., II 24, 92, 107, 136, 147, 553.
Gottsched, Frau Adelgunde 106, 116, 190, 442, 444, II 134.
Gottschick II 546.
Götz von Berlichingen 100, 262.
Gould II 564.
Grabner 43.
Gräf II 498.
Graff II 255.
Graffigny II 133.
Graun 97, 142, 446.
Gräve II 493.
Grävenitz II 148.
Griesheim II 14 f.
Grillparzer 271, 469, 476, II 54, 515.
Grimm, Jakob 161, 183, 442.
Groß 427.
Grosse 427.
Großmann 247, 413, II 109, 189, 258, 530.
Grotius II 188, 276.
Gryphius 104, 122, 288.
de Gubbio, Busone II 415.
Gude II 190.
v. Guericke, Otto II 14.
Gugenheim 240.
Guhrauer II 559, 564, 566 f., 568.

Guichard (Quintus Fcilius) 97, 103, 219, II 64, 179.
v. Günderode, Karoline II 410.
Günther, O., Stadtbibliothekar in Danzig 460.
Günther, Lyriker 25.
Gurlitt, C. 446.
Gutenberg II 219.
Gutzkow II 427.

Haar, G. II 542.
Haberkorn 429.
Hagedorn, Fr. v. 82, 134, 136, 137, 155, 209, 445, 456, II 14.
v. Hagedorn, Christian-Ludwig II 56, 61.
Hagesandros II 67.
Hahn, Professor 467, II 243.
Haller, A. v. 153, 452, II 57, 76.
Halm, F. 271.
Hamann 239, 275, 379, 445, 471, 475, II 425 f., 446, 486, 528, 552, 574.
Händel 59.
v. Hanstein, A. II 564.
Happach 429.
v. Hardenberg II 499.
Häring, Hans II 220.
Harleß, Christoph II 85, 88.
Harris II 79.
Harsdörffer 146.
Hartken II 498.
Hartung 450.
v. Hase, K. II 363, 559, 565.
Häseler, Abt II 492.
Hasse 97.
Hauff, W. 418, II 546.
Hausen, C. R. II 543.
Haussen, Frau II 498.
Haydn 142, 446 f.
Hebbel, F. VIII, 173, 271, 274, 469.
Hebel, J. P. 267.
Hebenstreit 66, 79.
Hebler II 559, 566.
Hecker, Pädagoge und Theologe 97, 356.
Hegel II 464, 566.
Heigel II 549.
Heimburg 290.
Hein 440.
Heine II 79, 94, 562.
Heinecke 448.
v. Heinecken II 219.
v. Heinemann, Otto II 187, 189, 545, 568.
Heinitz, Rektor 11, 23 ff., 430.
Heinrich), Prinz von Preußen 102, 371 f., 477.
Heinze II 569.
van Helmont, F. M. II 457.
Helvetius II 152.
Hemsterhuis, Franziskus II 79, 542.
Henneberg, Familie II 515, 546, 547, 571, 578.
Henneberg, B. II 547.
Henneberg, Friedrich II 32, 499.
Henneberg, Georg II 515.
Henneberg, Herm. II 571.
Henneberg, Richard II 546, 547, 571.
Henneberg, Eduard II 571.
Henneberg, Rudolf II 572.
Henneberg, Wilh. II 571.
v. Hennings 464 f., 466, II 28, 486, 539, 566, 572.
Hensel, Schauspieler II 22.
Hensel, Sophie Friederike II 9, 19, 258.
Hensel, S. 463.
Henzi, Samuel 230, 272, 394, 469.
Heraklius 417, II 411.
Herbelot 229, II 410.
Herbing 446 f.
Herder, Joh. G. 333 f., 379, 470, II 46 ff., 80, 91 f., 100, 103, 151, 276, 363, 366, 424 f., 446, 449, 463 f., 512, 520, 525, 528, 534, 563, 574.
Herder, Karoline II 425.
Herrnschmidt II 307, 309.
v. Hertzberg, Graf 96, 100, 102, 441, II 540.

Herz, Marcus II 484, 558.
Herzfeld, M. II 542.
Hettner 470.
Heuschkel 466.
Heusinger II 492.
Heydrich 75, 91.
Heyne 23, 66, 365, 429, 450, II 3, 64, 85, 101, 199, 568.
Heyse 268, 271, 469.
Hieronymus II 338.
Hillebrand II 559.
Hippel II 134.
Hirsch 144, 199, 460.
Hirschel 460.
Hirzel 178, 209, 443.
Hitzig 418.
Hobbes II 188.
Hobbing 440.
Hobein 446.
Hoffmann, E. T. A. 418.
Hoffmann, H. II 22, 558.
Hoffmann v. Fallersleben II 515.
Hogreve, Frau II 498.
Holbein II 95.
Holberg 106, 115, 118, 128. 452.
Hollmann, Professor II 474.
Holstein 472.
Homer II 76 f.
v. Hompesch, Graf II 258.
Horaz 136, 207, 228, 459, 461, II 56.
Höre, Konrektor 43 ff.
Horn, Franz II 491, 567.
Hornbostel II 227 f.
v. Hoym II 492.
Huarte 207, 228.
Huber, Frau Christiane Friederike geb. Lorenz 75 ff., 84, 91, 305, 422, 436, II 240.
Hugo, Archivar II 186.
Humbert 470.
v. Humboldt, A. u. W. 241.
v. Humboldt, Wilhelm II 54, 442.
Hume, D. II 458.
Hundertmark 69.
Hunnius II 312.
Ibsen, H. 394, 475, II 465, 564.
Icilius s. Guichard.
Iffland 444, II 24, 35, 426.
Ilg, Albert II 221, 546.
Irenaeus II 448.
de L'Isle 127.
Itzig 385.
Jachmann 475.
Jacobi, F. H. 240, 473, II 417, 422, 425, 465, **475** ff., 511 f., 519, 521, 539, 565, 566, 574.
Jacobi, J. G. II 88, 515, 523.
Jean Paul 302.
Jerusalem, Friederike II 489.
Jerusalem, Joh. Fr. Wilhelm, Abt 100, 191, 192, 260, 340. 455 f., 459, 472, II 150, 188, 357, 496, 499, 500, 525 f., 540, 541, 568, 569, 576.
Jerusalem, Karl Wilhelm II **223**, 472.
Jimbert II 560.
Joachim J., Bibliothekar 430.
Jöcher 66, 229 f., 462.
Jordan, Freund Friedrichs II. 97.
Joret, Chr. II 561.
Joseph II. von Österreich 97, II 246.
Junker II 560 f.
Justi, Karl II 542.

Kalischer 469.
Kalm II 500.
Kämmel II 548.
Kant, J. 239, 471 f., 474, II 78, 314, 426, 464, 542.
Karl, Herzog von Braunschweig II **149** f., 540.
Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz, später Herzog von Braunschweig II 149, **150** ff., 359, 437, 443, 445, 500, 541.
Karl Theodor, Kurfürst v. d. Pfalz II 257.
Karsch[in], Anna Luise 20, 209, II 541.
Kästner, A. G. 67 f., 79, 432 f., II 3, 214, 486.
Kauderbach 39.

Kaunitz II 239.
Kayserling 97, 102, 463.
Keller, L. II 562 f.
Kennicot II 360.
Kerr, Alfred 476.
Kettner, G. 427, 469, 476.
Kindermann 146.
Kinkel, H. II 560.
Kirchner 429.
Kirnberger, Musiker 234, 237, 446.
Kirsch 238.
Klaar, Alfred II 544.
Klebitz, Wilhelm II 207.
Kleinpaul 473.
v. Kleist, Chr. Ewald 81, 102, 209, 234, 321, 368, **369** ff., 400 f., 416, 423, 442, 459, 471, 473, II 57, 200, 531.
v. Kleist, Heinrich II 109, 200.
Kleuker II 359, 458.
Klimm 45 ff.
Klinger, Maximilian, Dichter 261, 413, II 491.
Klinger, Max, Bildhauer II 95.
Klopfleisch, J., II 537.
Klopstock 30, 80 ff., 102, 111, 132, 148 f., 199, 231, 327 f., 332, 367, 379, 439, 451, 453, 459 ff., 470, 509 f., II 34, 41, 89 f., 246, 424, 442, 491 f., 509, 527, 574.
Klose 387, 474, II 200, 273.
Klotz, Christian Adolf 27, 66, 301, 438, 440, II 2 f., 35, 82 ff., **84**, 97 f., 104, 108, 142, 246, 543.
Kluckhohn, A. II 546.
Kluge, F. 470.
Knapp 66.
Knappius II 314.
Knebel II 425.
Kneller 164.
Knittel II 333, 492 f.
Knorre, Familie II 30 ff., 571.
Knorre, Münzmeister II 31, 521 f.
Koch, Bühnenleiter 74, 75, 91, 365, 422, II 498.
Koch, Charlotte II 7.
Kosing II 565.
Kohlrausch, R. II 545.
Könemann II 502.
König, Amalie 429, II 417, 509, 511, **515**, 570.
König, Engelbert, Seidenfabrikant II 30, 45, 249, 549.
König, Eva Katharina 75, 76, 110, 112, 440, II 30 f., 45, 49, 191, 213, **226** ff., 233, 243 f., 546.
König, Fritz 475, II 509, **514**, 534, 570 f., 578.
König, Theodor Heinrich II 513, 558.
König, Joh. Engelbert II 30, 514.
König, S., Professor 197, 455, 457.
Kopernikus 339.
Korff 462.
Körte, W. II 564.
Koser R. 462.
Köster, A. 455, 458, II 566.
Kotzebue 413, 444.
Krähe L. 427.
Krause, Advokat 376.
Krause, J. V. 474.
Krebel II 186, 494, 548.
Kretschmer 474.
Kretzschmar, E. II 565.
Krieck II 564.
Krohn II 556.
Krüger, Johann Christian 395, II 538.
Krüger H. A. II 564.
Krull II 500.
Kruse II 567.
Kuhlmann, Karl II 570.
Kühn 17.
Kühnert 80.
Kundt, E. II 540.
v. Kuntzsch II **497**, 500 f., 501, 527, 568, 569.
Kurella II 547.
Kurnik II 559.
Küttner 470.
Kutzen 474.

Lachmann, K. 427.
Lafontaine 155, 159, II 561.
Lambeck II 545.
Lamprecht, K. II 563.
Land 469.
Landau 429.
Lange, J. Ch. 1.
Lange, Samuel Gotthold **209** ff., 230, 440, 459, 462, II 93.
Langemack 376.
Langer, E. Th. II **513**, 570.
Langerfeldt II 568.
Langsdorf 469.
Laokoon 159, 171, 227, 388, II 251 ff.
Laube II 426.
Laukhard, F. C. 340, II 474, 537, 566.
Lavater II 274, 435, 458.
Lebrun II 58.
Leclerc 178.
Lehmann, A. 467.
Lehmann, Franz II 547, 571.
Lehmann, Rudolf II 115, 544.
Leibniz 108, 339, II 145, 190, 208 ff., 449, 457, 461, 465, 471, 472, 473, 477 ff., 500, 566.
Leisewitz, Joh. Anton II 20, 145, 420, **495**, 498 f., 500, 513, 525 ff., 568, 572.
Leiste II 217 f., 492.
Lemnius, Simon 230, **348** ff., 472.
Lenau II 94.
Lenning II 563.
Lenz, J. M. R. 253, 261.
Leonardo da Vinci II 53, 542.
Leopold v. Braunschweig II 247, **251** f., 549.
Lesage 256.
Leß II 310.
Lessiak 428.
Lessig, Clemens 5, 478.
Lessing, Familie **3** ff., 428.
Lessing, Dorothea Salome **14** f., 88, 428, II 243, 365, 510.
Lessing, Erdmann 18.
Lessing, Fritz, Major II 546.
Lessing, Gottfried Benjamin 17 f.
Lessing, Gotthold 467.
Lessing, Gottlob Samuel 18 f., II 366, 511.
Lessing, Ilse 467.
Lessing, Johann Gottfried, L.s Vater **7** ff., 23, 88, 92, 125, 181, 183, II 25, 198, 229 f.
Lessing Joh. Traugott 90.
Lessing, Julius (gehört nicht zu G. E. L.s Familie) II 544.
Lessing, Justina Salome, L.s Mutter 7 ff., **12** ff., 88, 393, II 230, 263.
Lessing, Karl Friedrich 20.
Lessing, Karl Gotthelf **19** ff., 429, 475, II 199, 212 f., 252, 258, 262, 265, 297, 486, 503 f., 510, 513.
Lessing, Karl Robert 20, 428, 467 ff., 478.
Lessings Mutter 69, II 243, 253.
Lessing, Otto 20 f., II 189, 530.
Lessing, Theophilus 15 f., 87, 198, 212, 228, 429, II 243, 253, 263, 365, 510.
Leuschner 387 f.
Lichtenberg II 446, 493.
Liébault II 560.
Lieberkühn 321, 333.
Lillo 289, 292, II 180.
Limburg, G. v. 60.
Lindner 27, 90, 183, 239, 430, 475 f., II 559.
Lingg 271.
Liscow 171, 338.
Litzmann, B. 445, 467, II 538.
Livius II 68, 179.
Löbell II 559.
Löbner 450.
Lochner II 568.
Locke 238.
v. Loën II 148.
Loewe II 568.
v. Logau, Friedrich 142, **248**, 466, II 415.
Lope de Vega 467.
Lorentz, P. II 545.
Lorenz s. Huber.
Löscher 10.

Lotich 444, II 562.
Löwen, Joh. Friedr. II 17 f., 134, 410, 424, 538.
Löwen, Frau 455 f., II 9 f., 16, 24.
Löwenherz II 411.
Lüblinski II 545.
Lüderwald, J. II 301.
Ludovici 66.
Ludwig XIV. II 146 f.
Ludwig, Otto 31.
Luther 454, II 343.

Macchiavelli II 188.
Mack II 568.
v. Mackensen 477.
Macklot II 37.
Mackwitz II 502.
Maffei 288.
Magen 469.
Maimonides 122, 238, II 270, 418.
Malek-el-Adel II 412.
Mallet 467.
Maltzahn 466.
Mangold 460.
Manzoni 271, 469.
Marchtaler, Veit II 206.
Marco Polo II 217.
Marcus Aurelius Antoninus II 208.
Maria Theresia von Österreich 459, II 245, 435.
Marin II 412.
Marivaux 106, 115, 124, 252, II 108, 132.
Markgraf 473.
Marlitt 290.
Marperger 10.
Marpurg 142, 152, 267, 446, 468.
v. Marschall, Graf II 499 f., 501, 527.
Marseille 476, II 559.
Martene II 217.
Martial 142.
Martini 23, 27.
Maschо, Friedr. Wilhelm II 302.
Maternus, Julius Firmicus II 217.
Matthias, A. II 544.
Matthisson II 94.
Maupertuis 198, 205, 249, 457.
Maurer und Bracht 375.
Mauthner, F. II 564.
Mayer, R. II 559.
Mécour, Susanne II 20 f.
Meier 209, 460.
Meierotto II 244.
Meil 234.
Meisnest II 544.
Meister 146.
Melanchthon 337.
Menander 119, II 135 f.
Mendelssohn, Moses 122 f., 178, 232, 237 ff., 250 f., 307, 335, 340, 366, 368, 371, 376, 427, 429 f., 448, 463 f., 466, II 44, 53, 89, 91, 105 f., 151, 233, 263 f., 272, 274, 365, 403, 411, 417 f., 425, 432, 438, 458, 474, 481 f., 484, 524, 528, 531, 544, 559, 565, 566, 572, 574, 575.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 241, 463, II 485.
Mengs, Raphael II 62, 96.
Menzel 430.
Merck II 259.
Merker 472.
Merschy II 22.
La Mettrie 152, 206.
Meusel II 88.
Meyer, D. L. W. II 32, 490.
Meyer, F. L. W. II 537, 538, 540.
Meyer, R. M. 427, 443 f., 467, 470, II 545.
Meyer, Th. A. II 543.
Mézière II 560.
Michaelis, Joh. II 3, 17, 85, 276, 317, 360, 555.
Michelangelo II 67.
Mieg II 546.
Miller, D. II 437, 557.
Millet II 78.
Milow II 555.
Milton 453.
Minde-Pouet 462.
Minor, J. II 559.

Mirabeau 103, 239, II 150, 152.
Mitchell, engl. Gesandter 102, 473.
Mittelstedt II 497.
Molay II 434.
Moldenhauer 475, II 307, 320 f.
Molière 105 f., 115 ff., 119 f., 127 f., 129, 227, II 132.
Mommsen, Theodor II 102.
Montesquieu II 449.
de Montiano, Augustino y Luyando 226, 254, II **179**, 182.
Moore 289, II 180.
Morhof 146.
Morris, M. II 563.
Morus 465, II 314.
Mosche II 304.
Moser, J. J. II 438 f.
v. Moser 107.
Möser, Justus 441, II 3, 136, 152.
Mosheim 10, 93, 341, II 198, 209, 276, 543.
de la Motte, Houdar 155.
Mozart II 432.
Müchler 234, 474.
Müller, Eugen 469.
v. Müller, H. 462.
Müller, J. Ch. 60, II 513.
Müller, Johannes II 152.
Müller, J. S., Rektor des Johanneums II 32.
Müller, Maler 413, II 258 ff., 259.
Müller, Philosoph 66.
Mummenhoff, W. II 544.
Münch 183.
Münchhausen II 8, 538.
Muncker, Franz 427, 439, 450, 462 f., 467, II 248, 548.
Muszkat-Muszkowski 469.
Mylius, Christlieb 23.
Mylius, Christlob 7, **25** f., 63, 75, 91, 134, 153, 181, 182, 197, 205 f., 228, 232, 241, 427, 444, 462, 478.

Nagel II 314.
Napoleon II 541.
Nauert 446.
Naumann 18, 209. 228, **235** ff., 366, 462 f., 473, II 559.
Neuber, Johann **72**, 433.
Neuberin, Fried. Karoline **71** ff., 91, 233, 478, II 8, 133, 136, 149.
Neumeister 10.
Neuser, Adam II **214**, 546.
Nevelet, Isaac II 202, 204 f.
Nicolai, Friedrich 122, 175, 180, 227, 232, 234, **241** ff., 261, 332, 340, 368, 393, 440, 466, 473, 476, II 64, 87, 91, 109, 181, 490, 530, 548, 555, 563.
Nicolai, G. S., Professor 212.
Niebuhr 79.
Niemeyer, G. Ch. II 357, 558.
Nieten 472.
Nietzsche, F. II 54.
Nilant, Joh. Fr. II 202.
Nippold 477.
Norwid 469.
Nowicki 469.

Oeder II 497.
Ödipus II 115.
Oeser II 61.
Olde 80.
Olshausen 427.
Oltrogge II 559.
Opitz 146, II 56.
Origines II 294 f., 296, 338. 448.
Ossenfelder **43**, 63, 83 f., 437, 439, 454.
Ostwald 183.
Otfried 192.
Otto 459.
Otway 401.

Paldamus II 559.
Palissot II 131.
Palm II 22, 307.
Palmézeaux II 562.
Parthey 466.
Pascal II 449.
Passionei, Kardinal II 61 ff., 63.
Paul, Hermann II 548.

Paulus, N. 473, II 294, 448, 546.
Pechel 447.
Pentzhorn II 547.
Pernetty 219, 462.
Perthes, Clemens II 145.
Perthes, Friedrich 289, 431, II 144.
Peter 431.
Petersen, G. W. II 259.
Petersen, Julius 427, 462 f., II 544, 567.
Petronius 469.
Petsch, R. 427, 470, II 544 f.
Pfeffel II 134.
Pfeifer II 304, 359.
Pfleiderer II 363.
Pfranger II 562.
Phädrus 155, 161, 163, 447, II 194, 202 ff., 203.
Philipp August, König v. Frankreich II 434.
Philippine Charlotte, Herzogin von Braunschweig II 540.
de St. Pierre, Bernardin II 560.
Pietsch 188, 211.
Pilger 427.
Pittolet 467.
Pius VI. II 250.
Platen II 425.
Plato 465, II 78.
Plautus 30, 115, 128 f., 224 f., 253.
Plenio 445.
Pleske 10.
Pleßner II 4.
Plinius II 67.
Plutarch II 56, 135.
Pniower 448.
Pockels II 149.
Poggio 155, 165 f., 268.
Polydorus II 67.
Pomezny, F. II 542.
Pope 164, 167, 248 ff., II 482.
Potkoff, O. D. II 538.
v. Praun II 186, 492, **497**.
Pregizer 65.
de Prémontval 237.
Preuß 440.
Pröhle 473.
Pufendorf 339, II 543.
Pütter 458.
Pypers 469.
Pyra 209, 462.

Quandt 142.
Quanz, Musiker 97, 234, 376, 446.
Quintus Icilius s. Guichard.

Raabe, Wilhelm II 494.
Rabelais 447.
Rabener 30, 80.
Racine II 130, 140.
Rade, M. II 559.
Raffael II 183, 579.
Rahbeck II 567.
Rambach 10, II 310.
Ramdohr II 545.
Ramler, Carl Wilhelm 81, 95, 178, 234, **246** f., 248, 373, 375 ff., 422, 429 f., 432, 448, 450, 462 ff., 473, II 89 f., 415, 424, 540, 549.
Rapin II 106.
Raspe II 3, 24.
Rauch II 95, 577.
Rauffseysen 444, 459.
v. Raumer 462.
Rausch II 542.
Rautenberg II 497.
de Rebecque, Constant II 152.
Rebhuhn II 312.
Rebmann 61.
v. d. Recke, Elise II 435.
Rediger II 310.
Redlich 427.
Regeniter, R. II 544.
Regnard 252, II 132.
Reich, Buchhändler II 37.
Reichel, Chr. K. 455 f.
Reichel, Eugen 458.
Reichhardt, H. A. O. 464, II 483.
Reicke, J., Bibliothekar in Göttingen 476, II 558.
Reimarus, Familie II 539 f.

Reimarus, Hermann Samuel II 27 ff., 49, **268** ff., 276 f., 279, 289, 291, 410, 461, 496, 519, 550, 552.
Reimarus, Elise 440, 443, 463 f., II 28, 31, 227, 348, 356, 364 f., 367, 413, 418, 425, 481 f., 491 f., 521, 523, 549, 566, **572** ff.
Reimarus, Joh. Albert Hinrich II **28** f., 273 f., 364, 552.
Reinbeck 340, 472.
Reinhard, Graf II 28.
Reinhard, Theologe II 314.
Reinicke, H. II 562.
Reiske, Jakob 103, II 199, 225, 231, 547.
Reiske, Erneſtine Chr. II 231 f., 547.
v. Reitzenſtein, A. II 563.
Reland II 410.
Rembrandt II 78 f.
Remer II 357.
Renan II 363.
Renouard, Schauſpieler II 22.
Reß, Heinrich II 297, 301.
Rethel II 95.
Reuter, Fritz 18, 132, 418.
Ribow 472.
Riccoboni 115, 119, 227, 288.
Richardſon 81, 155, 291 f., 303, 444, II 105, 130, 145, 179.
Richier de Louvain 199 ff., 252, II 141.
Richter, Ludwig 29.
Richter von der Rother 427, 476.
Ridgeway, W. II 544.
Riedel, F. J. 438, II 83, 88 f., 93, 239, 246, 543.
v. Riedeſel II 149.
Riem, A. II 550.
Riemann 427.
Rietſchel, Ernſt, Bildhauer 28, II **530**, 567, 577 f.
Rietſchel, Geh. Kirchenrat II 577.
Riezler 427.
Ringwald II 312.
Risbeck 95, 98, 177, 431, 461, II 321.
Riſt II 312.
Ritter II 559, 566 f.
Rivander II 312.
Rocheblave II 543.
Rochholz 469.
Rodenberg 183.
Röder 182.
Roethe, Guſtav 467, 469.
Rohan II 435.
Rollo 469.
Romanus, K. F. II 135, 544.
Romberg 446.
Rönkendorff II 499, 569.
Röpe, G. A. II 558.
v. Roſenberg II 246, 436.
Roſenberger, Frau 448.
Roſenthal, Georg II 542.
Roſſel, Virgile II 560.
Roſt 144.
Roth 475.
Rothe 80.
Rötſcher II 559.
Rouſſeau 230, 451 f. 454, II 132, 144. 436.
Rubens II 58.
Rückersfelder II 304.
Rüdiger, J. A. 181, 184. 450.

Sacer 146.
Sachs, Hans II 188.
Sack 340, 376, 473.
Saladin 35, II 411.
Sander 475.
Sartorius, Frau II 498.
Sauer, A. 476.
Saurin 271, 468.
Scaliger 145 f., 447.
Schadow II 95.
Schaper, Fritz II 530, 559.
v. Schaumburg, Graf II 151.
Scheffner Kriegsrat 195, 383, 466.
Scheibel II 304.
Schelling II 486.
Schettler, R. II 552.
v. Schetz, General II 500.
Scheuen, Profeſſor II 577.
Schick 478.
Schickard, Wilhelm II 206.

Schickedanz II 359.
Schill II 533.
Schiller, Friedrich 30, 31, II 69 f., 94, 114, 140 f., 145, 184, 427, 442.
Schiller, C. W. 428, 432, II 488, 534, 558, 567, 568, 570, 577 f.
Schirach II 88.
Schlaf 183.
Schlegel, Joh. Heinr. II 423.
Schlegel, Johann Elias 80, 119, 137, 455 f., II 6, 134, 423 f.
Schlegel, Friedrich II 185, 426, 464, 488.
Schlegel, Dorothea 240.
Schlenther 183, 442.
Schleuen II 5.
Schlitter, H. II 548.
Schlosser, Joh. Gg. II 565, 569.
Schlosser, J. L. II 310 ff., 322, 556.
Schlösser, R. II 538, 559.
v. Schlözer, A. L. II 149, 437, 526.
Schlüsselburg II 546.
Schmarsow, A. II 542.
Schmelz II 22.
Schmettau 97.
Schmid (Kommissionsrätin) II 33.
Schmid, C. H. 120, II 13, 30 f., 421.
Schmid, Konrad Arnold II 150, 222, 496, 498, 500 f., 527, 545, 568.
Schmidt, Christoph II 222.
Schmidt, Erich 427, 447, 466, 473, 476, II 552, 557, 565, 568.
Schmidt, Fr. Ludwig II 426.
Schmidt, Johann Lorenz II 268.
Schmidt, Julian 80, II 559.
Schmidt, Marie Sophie 370.
Schmügel 446.
Schneider, J. F. II 563.
Schobelt II 304.
Schönaich 62, 145, 190, 192, 193, **454** f., 459.
Schöne 427.
Schönemann 74, 177, II 8, 537 f.
Schopenhauer 183, II 78, 508.
v. Schrader, Hofrat II 500, 540, 569.
Schreckenbach 473.
Schreiter II 304.
Schrempf, Chr. 427, II 545, 564, 565, 567.
Schröder, Friedr. Ludwig II **21** f., 307, 522, 531, 538 f., 556.
Schuback II 30, 254, 521, 549.
Schubart II 184, 439.
Schubert 340.
Schuch 177, 433.
Schüddekopf 462, 466.
Schultheß 174, 234, 376.
Schultz 472.
Schultze, Karoline II 19, 21.
Schulz, T. II 22.
Schuhmacher II 307.
Schumann, J. D. II 294, 296.
Schuppius, Balthasar 351, II 13 ff.
Schuster, G. II 563.
Schütz, C. G. II 577.
Schütze, F. W. II 559.
Schütze, J. F. II 539.
Schwabe, E. 430.
Schwalb II 30 f.
Schwan II 257.
Schwarz, F. J. 229.
Schwarz, K. II 559, 566.
Schweitzer, A. II 552.
Schwering 467.
Schwickert II 37.
Scultetus, Andreas II 200.
Seidler, Kirchenrätin II 569.
Seiler, F. II 544.
Sell, K II 559.
Selneccerus II 546.
Seltenreich 27.
Semler 341, 472, II 310, 322, 359 ff., 363, 449, 555, 558.
Seneckenberg II 543.
Seneca 227.
Seuffert, B. II 542.
Seyler, Abel II 9, 20, 258, 491.
Seyler, Sophie II 495.
Shaftesbury 346, II 79, 278.
Shakespeare 100, 107, 308 f., II 116, 118, 120 ff., 130 ff., 137 f., 153, 157, 182 f., 185, 268, 399, 417, 491.
Sieveking, Georg II 28.

Sieveking, Dr. II 550.
Silberschlag, G. C. 269, 340, II 301 f.
Sime II 559.
Simon 442.
Sinner II 458.
Sittah-Allscham 35, II 412.
Smissen II 546.
Soden II 363.
Sommer II 499.
v. Sonnenfels, Baron II 42, 246 f.
Soner, Ernst II 208.
Sophokles II 115, 130, 194.
Spalding 178, 340 f., 466, 472.
Spangenberg, G. 471, II 95.
Spangenberg, A., geb. Henneberg II 546.
Spartakus 270, 468.
Spazier 468.
Spence, J. II 53, 56.
Spener 80, **337** f.
Spicker, G. II, 566.
v. Spiegel II 4.
Spieler 252, 383.
Spielhagen, F. II 559.
Spinoza 388, II 188, 208, 276, 403, 449, 272, **473** ff., 520, 565.
Spittler II 256, 276.
Staedler 461.
v. Stael, Frau II 426.
Stahr, Adolf 427, II 559.
Stäudlin II 546.
v. Staupitz, Ernst 256.
Steatsch 477.
v. Stein, Frau II 189, 463.
Steinbach II 195.
Steinbart II 314.
Steinhart 472.
Steinhöwel, Heinrich II 202 ff.
Stella, Erasmus II 217.
Stemplinger, Eduard 427.
v. Stengel, Stephan II 260, 549.
Stephanie 444, 478.
Sterne, Lawrence II 316.
v. Stille 102, 209 f., 442.
v. Stockmayer 478.
v. Stolberg, Leopold August Graf II 437.
Stosch-Muzell II 40, 63, 543.
Stradonitz 183.
Straube 80, 387.
Strauß, David, Fr. II 273, 275, 289, 360, 362, 550, 559 f.
Streibich 467.
Strobel II 310.
Stuck, G. H. II 548.
Stümcke, H. 476, II 539, 562.
Sturm II 307, 321, 555.
Sudendorf II 546.
Suder 478.
Sulzer 178, 183, 209 f., 234, **247** f., 340, 364, 371, 376, 473, II 239.
Süpfle, Th. II 562.
Suppig, Schauspieler 75.
Süßmilch, Propst 234, 376.
van Swieten II 239, 244.
Swift 469, II 108, 415.
Sylvanus, Johann II 214 f., 546.

Tacitus 452, 468.
Tankred 253.
Tasso II 115.
Tauentzien 368, 380, 385, 387, 474.
Teichmann E. II 544.
Teller 66, 340, 472, II 365.
Telonius, Musiker 446.
Terenz 30, 119, 447.
Tertullian II 449.
Thaer, Albrecht II 495, 564.
Theophrast 30.
Thiele, R. II 547.
Thiers, Joh. Chr. II 500.
Thieß, J. D. 121, II 302, 310, 555.
Thomasius 178, 339.
Thomson 226, 253, 255, 370, 459, 467, II 57, 423.
Thorwaldsen II 96.
Thyssen 463.
Tieck 429, II 315.
Tillotson 9.
Tindal II 276.
Tischbein 393, II 96, 256.
Titus II 68.
Titz 146.

Toland II 276.
Töller, D. II 558.
Tolstoi, Leo II 296.
Topp II 492.
Tottleben 380.
Trajan II 68.
Tralle, B. L. II 424, 559, 568.
Trappius II 314.
Trattner II 37.
Trillmich 463.
Trimberg II 195.
Trublet, Abbé II 545.
von dem Türlin, Ulrich II 195.
Turpin II 410.
Tyrol 445.

Uhland II 79.
Ulrich v. Türheim II 222.
Unger 472.
Unzer[in], Joh. Charlotte 459.

Varrentrapp II 37.
Vatke 427.
Vavasseur 146.
Vehse, Ed. II 149.
Veit, Dorothea 449.
Veitel Ephraim 385.
v. Veltheim II 500.
Velthusen II 304.
Vergil II 68 ff., 73, 75 f.
Villati 266.
da Vinci s. Leonardo.
Virginia 226, 254.
Virginius II 179.
Vischer, Friedrich Theodor II 200.
Vogel II 563.
v. Voigts II 498.
Volkelt, J. II 111, 544 f.
Voltaire 103, 145, 187, **198**, 205, 414, 432, 452, 455, 457, 460 f., 468, II 105, 108 f., 116 ff., 121 ff., 124, 126 f., 129 ff., 140 f., 152, 410 f., 413 f., 533.
Volz 441, II 548.
Vormbaum 430.
v. Voß, J. II 562.
Voß, Joh. Heinrich 20, 182, 184, 234, 376, II 262, 365, 437, 509, 570.
Voß, Richard 271, 469.

Waagen II 546.
Wackernagel II 559.
Wagner, B. A. 467, II 546.
Walch 349, 11 362.
Waldberg 478.
Walther Friedrich II 220.
Walther von der Vogelweide II 413.
Walzel, Oskar 427, 469, 475, II 544, 545.
Waniek 462.
Wanner, H. II 563.
Warnstedt II 499.
v. Warnstedt II 247, 500, 569.
Washington II 436.
Wattenbach, W. II 572.
Weber, H. II 566.
Weber, Th. II 559.
Weddigen, O. II 578.
Wehnert, Bruno II 544.
Weickhmann 445, 459.
Weidemann II 559.
Weinlig, Oskar 448.
Weise 25, 104.
Weishaupt II 436.
Weiß, Mademoiselle 131, 370.
Weiß II 363.
Weiße, Chr. Felix 74, 77 ff., 86, 91, 115, 255, 317, 365 f., 372, 393, 436, II 35, 51, 106, 109 f., 113, 116, 127, 134, 138, 141, 244, 256, 423, 496, 544, 578.
Weiße, Magister 39.
Wendriner, K. G. II 567.
Werenfels II 419.
Werner, E. 290.
Werner, R. M. 427, II 545, 566.
Wernicke 145, 447.
Wernle 472.
Wessely, Moses II 9, 32, 417, 420.
Wiegandus II 546.
Wieland, Christoph Martin 30, 135, 272, **321** ff., 333, 453, 459, 470,

II 137 f., 240, 423 f., 436, 528, 560, 568.
Wilczek, Graf II 233.
Winckelmann, Johann Joachim 219, 438, II 4, 38 f., 53, 56, **59** ff., 71, 81, 97, 102, 151, 194, 542, 543.
Winckler, Pastor II 307 310.
Winckler, Professor 66.
Winkler, Gottfried 364 f., 473.
Wissowatius, Andreas II 210, 579.
Withöft II 22.
Witkowski 427.
Wittekindt, W. II 538.
Wittenberg, Albrecht II 323, 336, 348, 356.
Witting, Pastor II 578.
Wize, K. F. II 543.
Wolf, G. 444, II 549.
Wolff, Alfred II 559.
Wolff, Chr. 65, 97, 339, 440, II 465.
Wolff, K. II 546.
Wolfram, Schauspieler 75.
Wöllner 234.
Woolston II 278.
Wörner, R. II 564.
Wrede II 363.
Wren Christoph II 433, 563.
Wulff, Abraham II 240, 418.
Wustmann, G. II 540.

Zachariae, Just. Fr. Wilhelm 80, 191, 192 f., 456, II 12, 39, 150, 200, 241, **497**, 501, 548, 572.
Zainer, Johann II 202, 203.
v. Zedlitz II 361.
Zeller II 559.
Zelter 142, 446.
v. Zesen 142.
Ziegler 146.
Ziegra II 313, 314, 323.
Ziesemer, Walther 475.
Zimmermann, Elise 466.
Zimmermann, P. 456, II 548, 568, 570.
v. Zinnendorf II 437.
Zinzendorf **337** f.. 354 f., 471.
v. Zobeltitz, F. II 539.
Zscharnack, L. 427, II 558.

2. Alphabetisches Register der Schriften Lessings.

Abhandlung über die Fabel 155 ff., 377, 447, II 194, 561.
Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele 226, 289 f.
Abschied an den Leser 147.
Adler, Der, und die Eule 163.
Ahnenbilder der alten Römer, Über die II 104.
„Alzibiades in Persien" 1, 269, 388.
An die J. L. 76 f.
An eine kleine Schöne 137.
Anakreontik 130 ff., 445.
Andreas Wissowatius' Einwürfe wider die Dreieinigkeit II 210.
Anekdota, Vermeinte, des Antoninus II 208.
Anmerkungen zu einem Gutachten über die jetzigen Religionsbewegungen II 471.
— Zerstreute, über die Geschichte des Epigramms 145, II 222 f.
Anthologie, Zur griechischen II 217.
Anti-Goeze II 335 ff., 359, 364.
Antwort, Nötige, auf eine sehr unnötige Frage II 354, 358, 365.
Arabella 262.
Äsop, Deutscher II 202 ff.
Aufgabe, Über eine zeitige II 506.
Auferstehungsgeschichte, Über die II 275, 287 ff.
Axiomata II 328 ff., 353.

Barbarus Antibarbaro 269, II 302.
Begriffe vom Erhabenen und Schönen II 194.
Beiträge, Wolfenbütteler („Zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel): I. Beitrag II 200 ff., 1. Stück 201, 2. Stück 205, 3. Stück 206, 4. Stück 206 ff., 5./6. Stück 208, 7. Stück 208 f. II. Beitrag 210, 217 ff. III. und IV. Beitrag 214, 216, 275. V. und VI. Beitrag 222.
— zur Historie und Aufnahme des Theaters 183, 223 ff., 462.
Berengarius Turonensis II 195 ff., 222, 233, 355, 545.
Beweis des Geistes und der Kraft, Über den, II 295.
Bibliolatrie II 362, 470.
Bibliothek, Theatralische 115, 226 ff., 253, 289, II 10, 179, 560.
— der schönen Wissenschaften und der freyen Künste 243.
Boners Edelstein II 201 f.
„Briefe" (1753) 213, 230 f., 242.
— antiquarischen Inhalts II 38, 42, 43, 49, 82 ff., 101, 246.
— an verschiedene Gottesgelehrte II 362.
— die neueste Literatur betr., s. Literaturbriefe.
— über die Tanzkunst II 27.
Brutus 371.

Cardanus s. Rettungen.
Caryatiden II 194.
Christentum der Vernunft 356 ff., II 465.
Christliche Religion, Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der, 359 f.
Christus, der verborgene Gott 52.
Chronik, Flandrische II 217.
Cochläus s. Rettung.
Collectanea II 194.

Damon oder die wahre Freundschaft 118.
Daß die Bücher des A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren II 275, 286.
„Der über uns" 167.
Derwisch 262.
Dorfjunker, Der 256.
Dramatische Fragmente 251, 467.
Dramaturgie, Hamburgische 31 f., 71, 141 f., 147, 153, 160, 162, 197, 254, 259, 265, 266 f., 268, 304, 308, 437, II 1, 10, 16, 22, 23, 24, 35 ff., 49, 50, 104 ff., 176, 182, 183, 441, 544 f., 560.
Duldung der Deisten II 216, 275, 277 ff.
Duplik, Eine II 297 ff., 324.
Durchgang durch das Rote Meer. II 285 ff.

Ehebrecherin 260.
Einleitung, Historische, in die Offenbarung Johannis II 470.
Elpistiker, Die II 194.
Emilia Galotti 162, 218, 227, 255, 290, 296, 300, 303, 316, 317, 319, 379, 466, II 19, 144 ff., 186, 246, 325, 532, 537, 545, 560.
Epigramme 141 ff., 200, 345, 447, s. auch Anmerkungen.
Episteln 153.
Eraclio und Argila (Übersetzung) 254, 467.
Erasmus Stella II 217.
Erdbeben, Das 141.
Eremit 165 f.
Ernst und Falk II 429 ff., 443 ff., 563,
Erzählungen 165 ff.
Erziehung des Menschengeschlechts 356, II 289, 429 ff., 448 ff., 472, 485, 561, 564 f.

Fabeln 152, 155 ff., 164, 230, 447, II 561; s. auch „Abhandlung" und „Geschichte".
Fabeln aus den Zeiten der Minne-

sänger, Über die sogenannten 99, II 201, 222.
Fatime 257 f., II 423.
Faust 307, 309—320, 343, 388, 470, II 177 ff., 253.
Faustin 167.
Fenix (Übersetzung) 254.
Fenstergemälde im Kloster Hirschau II 218 ff., 546.
Fragmente eines Ungenannten: 1. Fragment 216, 268, 275, 277 ff., 2—7. Fragment 280 ff., 292, 358, 550 ff.
— (Lehrdichtungen) 67, 149 ff.
— über die neue deutsche Literatur 334.
Fragmententitel 262 f.
Freigeist, Der 120, 124—128, 230, 344, 371, 383, 444, II 8, 311.
Freiheit, Deutsche II 441.
Frühling, Der 370.

Galeerensklave, Der 270.
Gedanken über die Herrnhuter 354 f.
Gedicht an Mäcen 220.
Gedicht über die menschliche Glückseligkeit 152, 206.
Gedichte 89 f.
Gegensätze II 275, 290 f.
Gelegenheitsdichtung 52 f.
Gelehrte, Der junge 49, 79, 84, 86, 107—110, 111, 112—115, 116 f., 120, 230, 312, II 311.
Geschichte der Fabel II 223.
Geschichte und Literatur, s. Beiträge.
Gespräch über die Soldaten und Mönche II 442.
Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben 375 f.
Gewißheit 140.
Giangir oder der verschmähte Thron 258 f., 467.
Glück, Das eines kurzen Lebens 49.
Glückliche Erbin 256.
Glückwunschrede 40 f.
Grabschrift auf einen Gehenkten 144.
Großmütigen, Die 256.
Guter Mann 256.

Hanswurstspiele 268 f.
Hausvater, Der II 246.
Heldenbuch, Über das II 194.
Henzi, Samuel 272 f., 308, 379, 394, 469.
Hermäa II 506.
Horaz, s. Rettungen.
Horoskop (Fragment) 259, 467, II 423.
Hypothese, Neue, über die Evangelisten II 363, 469.

Jerusalems philos. Aufsätze II 224, 267, 472.
Inepti Religiosi, s. Rettungen.
Juden, Die 120—124, 227, 230, 241, 444, II 311, 426, 440.
Julius Firmicus, Ergänzungen des, II 217.
Jungfer, Die alte 118.
Justin 253.

Klausel, Die, im Testamente 256.
Kleinigkeiten 83, 135—139, 198, 445.
Kleonnis 276, II 179, 423.
Koboldchen 268.
Kodrus 276, II 179.
Kriegslieder, Vorbericht zu den preußischen 374.
Kruzifix, Das 166 f.
Kußlieder 137 f., 445 f.

Lange, Sam. Gottl., s. Vademecum.
Laokoon 67, 159, 184, 280, 388, II 2, 4, 5, 12, 39, 46, 48, 49, 50 ff., 182, 542 f., 561.
Lehrgedichte 151—155.
Leibniz von den ewigen Strafen II 208.
Lieder (Vertonung Lessingscher L.) 446 f.
Literaturbriefe 132 f., 192, 194, 216, 255, 257, 268, 308 f., 320—335, 375, 470 f., II 13, 16, 137, 178, 561.
Lob der Faulheit 139 f.

Lob der Phyllis über den Wein 138.
Lobspruch 111.
Logaus Sinngedichte 248.
„London—Prodigal" 263.

Maranjon I' 222.
Märchen, Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten II 356, 558.
Marco Polo II 217.
Maſcho (Leſſings Gegenſchrift gegen M.) II 303.
Maſſaniello 274 f.
Mathematica, De, barbarorum 53.
„Mathematik bei den Alten" 46.
Matrone von Epheſus 264 f., 437 f., 468.
Maulwurf (Fabel) 152.
„Mehrheit der Welten" 48 f.
Mehreres, Ein, aus den Papieren eines Ungenannten, II 280 ff.
Minna von Barnhelm 52, 100, 130, 175, 218, 226, 290, 301, 308, 316, 379, 388, 391, 393, 394—423, 437, 476 ff., II 4, 12, 24, 33, 246, 311, 560.
Miß Sara Sampſon 80, 226, 230, 262, 274 f., 282, 289, 290—307, 313, 326, 343, 365, 369, 383, 401, 437, 445, 460, 469, II 181, 560.
Miſogyn 119 f., 230, 256, 443.
Morydan 167.
Muſter der Ehen 167 f.
Mylius' Schriften, Herausgabe von 233, 462 f., II 459.

Nachrichten, Kritiſche, aus dem Reiche der Gelehrſamkeit 183.
Nachtigall II 206 ff.
Nathan der Weiſe 17, 54, 108, 114, 139, 220, 240, 262, 281, 288, 304, 316, 323 f., 331, 345, 351 356, 401, 444, 466, II 186, 215, 225, 270, 306, 346 f., 359, 369—428, 468, 530, 559, 560, 562.
Natur, Die drei Reiche der 141.
Nero 272.
Neuſer, Adam II 214 ff., 268, 546.

Oden 147 f.
„Ode an den Bruder" 15.
Ode an die preuß. Armee 371 f.
Offenbarung, Unmöglichkeit einer O., daß alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben können II 275, 282 ff.
Ölmalerei, Vom Alter der II 221 f., 546.

Palaion 41, 199, 252 f.
Parabel, nebſt einer kleinen Bitte und einem eventuellen Abſagungsſchreiben an Herrn Paſtor Goeze II 326 ff., 353.
Paulus Silentiarius auf die Pythiſchen Bäder II 208.
Pfauen, Die, und die Krähe 163.
Philoktet 261.
Philotas 265, 275—286, 302, 395, 437, 469, II 10, 179, 180.
Pope ein Metaphyſiker 108, 248 ff., 266, 346, II 471, 483.
Predigt über zwei Texte II 316.
Projekt für Schriftſteller und Buchhändler II 507.

Religion, Die (Gedicht) 149, 182.
— Chriſti II 467.
— Ueber die Entſtehung der geoffenbarten R. 360 ff.
Rettungen des Cardanus 351; des Cochläus 352 f.; des Horaz 207, 208, 228, 230, 347; des Inepti Religioſi 351 f.; des Lemnius 348.
Rezenſionen 185 ff., 193, 450—455.
Richter, Der, von Zalamea 256.
Rom, Das befreite 272, II 179.
Romulus und Rimicius II 205 ff.

Samariter, frommer 263.
„Schäferleben" 266.
Schatz, Der 128—130, 230, 253, 282.

Schauspieler und die Beredsamkeit des Körpers II 193.
Schickard-Marchtalersche Tarich Beni Adam II 206.
Schlaftrunk, Der 263, 467.
„Schrifften" 253.
Scultetus, Andreas II 200.
Selbstbetrachtungen und Einfälle II 505, 508.
Semler, Gegenschrift Lessings II 361, 558.
Seneca 276, 370, II 179,
Sinne, Daß mehr als fünf S. für den Menschen sein können II 459, 565.
Sinngedichte 142 ff., 147.
Sommer 141.
Sophokles II 194.
Spartakus 270 ff., 468 f.
Sprüche 143 ff.
Stammbuchvers 144, 382.
Stadtrichter 268.
Staupitz, Ernst von 256.
Sujets, tragische und komische 256.

Tarantula 152, 266 ff., 468.
Testament Johannis II 295, 407, 532.
Theatralische Bibliothek s. Bibliothek.
Thesen aus der Kirchengeschichte II 469.
Tonsine 256.
Trinker, Philosophischer 141.
Trinklieder 138 f.
Tugend, Die aufgebrachte 256. 308.

Über die Auferstehungsgeschichte II 275, 287 f.
Über die Gründe des langen Lebens der Menschen der ersten Zeit 49.
Über die Regeln in den Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst 267.
Überredung, Die beiderseitige 266.
Übersetzungen 128, 200 f., 252, 253, 254, 255, 399, 458, 467.

Vademecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange 207, 210, 214 ff., 228.
Vater, Der — ein Affe, der Sohn ein Geck 256.
Versuch eines Trauerspiels 258.
Virginia (Uebersetzung) 254, 467.
„Vossische Zeitung" (Mitarbeit) 20.
Von Duldung der Deisten II 216, 275, 277 ff.
Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger II 275, 292, 523.
Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln II 250 ff., 275.

Weiber sind Weiber 253.
Werther der Bessere 260 f.
Wertherische Briefe 261.
Wie die Alten den Tod gebildet II 38, 39, 43, 49, 93 ff., 543.
Winckelmanns Geschichte der Kunst II 194.
Wissowatius s. Andreas.
Witzlinge, Die 256
Wolfenbütteler Beiträge s. Beiträge.

Zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel s. Beiträge.

Von **Dr. Waldemar Oehlke** ist erschienen:

Bettina von Arnims Briefromane. Berlin, 1905, Mayer & Müller. Palaestra, XLI. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Hrsg. von A. Brandl, G. Roethe und E. Schmidt.

Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen (Richard M. Meyer), Bd. 116, Heft 3: „Es ist wohl noch selten an ein ähnliches Thema aus der neueren deutschen Literaturgeschichte so viel gründlicher Fleiß, so viel scharfsinnige Beobachtung und unablässige Aufmerksamkeit gesetzt worden."

Literar. Centralblatt, 23. Dezember 1905: „Die Untersuchung ist mit feinem Verständnisse im ganzen wie bei jedem einzelnen Briefe ausgeführt . . . Besonders beachtenswert sind Oehlkes Untersuchungen betreffs der Sonette, des Verhältnisses zu Bartholdys Buch über den Tiroleraufstand, zu Hölderlins ‚Sophokles', zu Beethoven."

Literar. Echo, 1. Februar 1906: „Oehlke macht der Schule, aus der er kommt, Ehre und wird sie ihr auch künftig machen."

Lessings Werke, auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu hrsg. von J. Petersen in Verbindung mit F. Budde, W. Oehlke, W. Olshausen, W. Riezler und E. Stemplinger. Berlin, 1907, Bong & Cie.

Monatsschrift f. höh. Schulen (A. Matthias): „Die alte Hempelsche Ausgabe erscheint zu rechter Zeit und guter Stunde in neuem Gewande, um das Interesse an unseren besten Denkern und Dichtern neu zu beleben. Die Einleitungen sind einfach und in freundlicher Lesbarkeit gehalten, sind übersichtlich und bieten das, was man nötig hat, um in des betreffenden Dichters Lande unter guter Führung eine erquickliche Wanderung zu tun."

Breslauer Zeitung, Juli 1907: „Besondere Beachtung verdienen die Einleitungen Waldemar Oehlkes zu den Dramen. Kenntnis der literarhistorischen Zusammenhänge vereint sich mit einer klaren, prägnanten Darstellung, einem besonnenen und fein abwägenden Urteil, das die Zeitbedeutung wie den bleibenden Wert, die Abhängigkeit des unreifen, wie die verheißungsvollen Ansätze des neue Bahnen suchenden Geistes mit vollster Sicherheit zu sondern und ins rechte Licht zu rücken weiß . . ."

Deutsch in Prima. Ein Lehrversuch, theoretisch und praktisch dargestellt. Gustav Fock, Leipzig, 1910.

Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht, 25. Jhrgg., Heft 3 (L. Boehme): „Gering an Umfang, aber reich an Anregungen ist dieses Schriftchen. Freilich gehören ideale Lehrer und Schüler dazu, um die in ihm niedergelegten Pläne ausführen zu können. Was der Verfasser in zwei Jahren in den Klassen Unter- und Oberprima im deutschen Unterricht geleistet hat, grenzt ohne Uebertreibung ans Fabelhafte."

Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen, 65. Jhrgg., Juli, S. 445: „Oehlke tritt mit Recht für volle Bewegungsfreiheit im deutschen Unterricht ein. Gerade diese Selbständigkeit und Freiheit, mit der sich Oehlke seinen Lehrplan zurechtgezimmert hat, ist es, die Anerkennung verdient. Dazu kommt, daß die kleine, aber inhaltreiche Schrift außer reichem Wissen und ernster Bemühung auch die Eigenschaft erkennen läßt, die junge Pädagogen wie er nicht selten vermissen lassen, maßhaltende Besonnenheit."

Zeitschrift f. d. Reform der höh. Schulen, 25. Okt. 1910 (E. Lentz): „Zu den Schriften, die den deutschen Unterricht vertiefen und zum Hauptträger der geistigen Bildung machen wollen, gehört auch Dr. Oehlkes Lehrversuch. Dem Verfasser war es gelungen, was ich ihm aus eigenem Miterleben bezeugen kann, in einer ihm während der beiden Primajahre anvertrauten Klasse die lebhafteste Teilnahme für den deutschen Unterricht und ein erhöhtes geistiges Leben hervorzurufen."

Geschichte der deutschen Literatur. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing.

Abriß der Geschichte der deutschen Literatur. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing.

Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken

Zwölf Bilder aus Schillers Lebenskreis und Wirkungsbereich

Von **Karl Berger**

Gebunden M 8.50

Inhalt: Herzog Karl Eugen von Württemberg — Graf Reinhard (Ein Lebensbild aus der Zeit des weltbürgerlichen Idealismus) — Schillers Vetter — Auf Schillers Spuren in Schwaben — Schillers „Doppelliebe" — Aus Jenas Schillerzeit — Schiller und die französische Revolution — Schillers Kulturideal in seinem Werden und Wesen — Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken: I. Schiller und Kleist. II. Wilhelm und Karoline von Humboldt — Johann Gottfried Seume — Marschall Vorwärts (Eine biographische Charakteristik) — Zu Körners hundertstem Todestag — Die Sänger der Befreiungskriege

„Die verschiedenen Bilder sind hinsichtlich der Individualvorlage geschickt gewählt, aber ihre eigentliche Bedeutung liegt in der Schilderung der seelischen und geistigen Entfaltung der Kräfte einer Generation. Die Wichtigkeit der Kenntnis dieser Zusammenhänge für die Gegenwart steht außer Frage. Auch wir sind gehalten, inmitten einer gewaltigen Strömung zur inneren Klarheit über die letzten Ziele unserer Staatsnotwendigkeiten zu gelangen. Hinweise, Beispiele und Anregungen vermittelt Berger hierfür in seinem Werk in reichem Umfange. . . . Die feinsinnige, tiefgreifende Beobachtungsgabe, der liebevolle Forschergeist, die sich in ihnen offenbaren, steigern den wissenschaftlichen Wert zu einem künstlerischen Genuß." Die Post.

Winckelmann und seine Bildnisse

Vortrag, gehalten für die Freiburger Wissenschaftliche Gesellschaft am 8. Dezember 1917 zur Vorfeier von

Winckelmanns 200. Geburtstag

von **Hermann Thiersch**

Geheftet M 3.50

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Geschichte des deutschen Idealismus

von Dr. M. Kronenberg

Erster Band: Die idealistische Ideenentwicklung von ihren Anfängen bis zu Kant. In Leinwand gebunden M 7.—

Zweiter Band: Die klassische Periode des deutschen Idealismus. Von Kant bis Hegel. In Leinwand gebunden M 11.—

Beide Bände in Halbfranz gebunden M 40.—

Aus den Besprechungen:

„Das Buch mit seiner feinen Darlegung der Wege, die zur großen Periode des deutschen Idealismus führen, der Zusammenhänge aller wissenschaftlichen und künstlerischen Vorläufer, hat mich vom ersten bis zum letzten Wort gefesselt; ich möchte daher recht viele mit derselben Freude aus diesem klaren Erkenntnisborn trinken sehen und gestärkt wissen." Prof. Dr. A. Geßler (Nationalzeitung, Basel). — „Das Werk ist aus entschieden idealistischem Geiste geboren und wirkt in der Tat nicht wie ein totes Buch, sondern wie ein Bekenntnis und eine lebende Tat. Es ist in ganz besonderem Maße geeignet zur Einführung in die idealistische Gedankenwelt und in den Geist der Philosophie überhaupt." Deutsche Zeitung. — „Es darf als eine Gabe von außerordentlichem Werte für gebildete Männer und Frauen bezeichnet werden." Propyläen. — „Kronenberg ist ein so bekannter populär-philosophischer Schriftsteller, daß seine Werke kaum einer Empfehlung bedürfen. Er ist populär genug, dem Gebildeten leicht verständlich zu sein, philosophisch genug, stets wissenschaftlich zu bleiben." Breslauer Zeitung. — „Nach meiner Überzeugung gibt es wenige Bücher über die Geschichte des geistigen Lebens, die von einem gleich hohen überblickenden und umfassenden Standpunkt aus, mit gleicher Klarheit und Schönheit das aus unendlichen Komponenten bestehende, dem Auge des Nichtfachmannes daher leicht so verworren und einheitslos erscheinende Bild des in der Geschichte sich entfaltenden Geistes aufhellen und begreiflich machen, wie dieses; oder kurz: ich glaube, es gibt wenig Bücher über Geschichte der Philosophie, aus denen man soviel wahre Philosophie lernen kann, wie aus diesem; wahre Philosophie, d. h. nicht gelehrte Daten einer Spezialwissenschaft, sondern Sinn und Bedeutung aller geistigen Arbeit der geschichtlichen Menschheit; und lernen aus einem keineswegs umfangreichen und ermüdenden Buch, sondern aus einem Werke, in dem Kürze und Klarheit mit Tiefe und Schönheit wetteifern." Geheimrat Dr. Max Dreßler (Karlsruher Zeitung). — „Mit souveräner Meisterschaft beherrscht Kronenberg seinen schwierigen und verwickelten Stoff und stellt die Grundgedanken der Geistesbewegungen, die sich im Laufe so vieler Jahrhunderte emporringen, befehden, sich gegenseitig ablösen oder in geläuterter Kraft wieder erneuern, mit plastischer Klarheit heraus. Dabei handhabt er eine Sprache, die, von jedem Doktrinarismus weit entfernt und alle Abstraktion und technische Begriffsbildung vermeidend, an der Sonne unserer besten Meister, vor allem unserer Klassiker — die ja auch sachlich mit seinem hohen Thema so enge verbunden sind — gereift und von ihrem Ideenschatze befruchtet ist. So gewinnt seine Darstellung etwas Sieghaftes, und sein Buch vermag nicht bloß die Geister, sondern auch die Herzen für die von ihm so warm und edel verfochtene Sache des Idealismus zu erobern, für jenen Aufschwung des deutschen Geistes, der unser bestes Kulturerbteil ausmacht und zu dem unser Volk, will es nicht seine angeborene Eigenart ganz verleugnen, in einer Zeit des Wirklichkeitsfanatismus mehr denn je zurückfinden muß." Dr. Ernst Traumann (Frankfurter Zeitung).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Oskar Jäger

Deutsche Geschichte

Vierte Auflage (10. bis 13. Tausend)

Band I: Bis zum westfälischen Frieden. Band II: Bis zur Gegenwart. Beide Bände, jeder Band 43 Bogen stark, mit zahlreichen Abbildungen und historischen Karten kosten in Leinen gebunden M 20.—

Die Deutsche Geschichte Oskar Jägers ist jetzt wohl eines der wichtigsten und schönsten Bücher für uns Deutsche daheim: nur aus dem Verständnis der Vergangenheit gewinnen wir ja das richtige und ganze Verständnis der gewaltigen Gegenwart, deren Wurzeln weit in die Jahrhunderte zurückgreifen. Und jenes Beste, das wir nach Goethes Wort von der Geschichte haben, ist uns, vor allem unserer Jugend, eben jetzt auch das Allernötigste: der Enthusiasmus, den sie erregt, die Begeisterung, der Antrieb, die Kraft, daraus Persönlichkeiten und Nationen wachsen. — „Mit vollkommener Beherrschung und geschickter Verteilung des fast unübersehbaren großen Stoffes ist hier in klarer, prägnanter und doch den Ton der Erzählung aufs glücklichste festhaltender Darstellung die Entwicklung des deutschen Staats-, Kultur- und Geisteslebens in engem Rahmen vortrefflich geschildert. Die reiche pädagogische Lebenserfahrung des Verfassers, die milde Weisheit des Alters spiegelt sich in der abgeklärten Ruhe der Darstellung und in der bei aller patriotischen Wärme doch nie verleugneten Besonnenheit und Objektivität des Urteils." Vossische Zeitung. — „Was man hier vor sich hat, ist die völlig ausgereifte Frucht einer in jeder Hinsicht abgeklärten, von edlem Feuer für die Sache des Deutschtums beseelten, von souveräner Beherrschung des Stoffes zeugenden Denkarbeit, frei von allem, was auf blendende Wirkung zielt." Gymnasialdirektor Dr. W. Martens (Frankfurter Zeitung). — „Dies Werk ist das literarische Testament eines hochverdienten Gelehrten und heischt pietätvolle Aufnahme, aber es ist auch wirklich in einer ganzen Abrundung und künstlerischen Gestaltung des Riesenstoffes ein Meisterwerk." Gymnasialdirektor Dr. A. Biese (Coblenzer Zeitung).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

BINDING SECT. JUN 1 1966

PT
2414
045
Bd.2

Oehlke, Waldemar
Lessing und seine Zeit

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 08 12 08 007 5